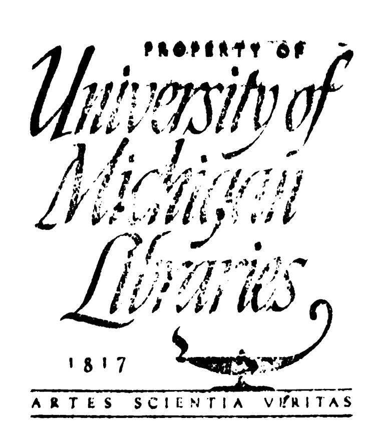

PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Festschrift
Louis Gauchat



Festschrift
Louis Gauchat





1926 / Verlag H. R. Sauerländer & Co. / Aarau

Graphische Ausführung
H. R. Sauerländer & Co.
Aarau





DEM VEREHRTEN LEHRER

DEM WEITBLICKENDEN UND UNERMÜDLICHEN FORSCHER

DEM SCHÖPFER DES «GLOSSAIRE ROMAND»

PROFESSOR LOUIS GAUCHAT

WIDMEN DIESEN BAND

ZU SEINEM 60. GEBURTSTAGE

ALS AUSDRUCK IHRER DANKBARKEIT UND VEREHRUNG

DIE FREUNDE UND SCHÜLER

AUS DER SCHWEIZ

*

12. JANUAR 1926



DEM VEREHRTEN LEHRER

DEM WEITBLICKENDEN UND UNERMÜDLICHEN FORSCHER

DEM SCHÖPFER DES «GLOSSAIRE ROMAND»

PROFESSOR LOUIS GAUCHAT

WIDMEN DIESEN BAND

ZU SEINEM 60. GEBURTSTAGE

ALS AUSDRUCK IHRER DANKBARKEIT UND VEREHRUNG

DIE FREUNDE UND SCHÜLER

AUS DER SCHWEIZ

*

12. JANUAR 1926

Vorwort.

In diesem Festband treffen sich Romanisten der deutschen und romanischen Schweiz (sowie ein treuer Schüler aus dem fernen Catalonien), um von dem regen wissenschaftlichen Geist Zeugnis abzulegen, den geweckt und gefördert zu haben das Verdienst ihrer Hochschullehrer und ganz besonders Prof. Gauchats ist. Von den im Unterricht tätigen Mitarbeitern wirken fast die Hälfte in der Mittelschule. In der kargen freien Zeit, die das schwere Lehrpensum ihnen übrig läßt, haben sie ihre Beiträge ausarbeiten und deren Druck überwachen müssen. Gewiß ein sprechender Beweis der engen Solidarität, die in unserem Lande Mittelschule und Hochschule verbindet. Mehr als einen unserer Kollegen hat die drückende Arbeitslast an der Fertigstellung seines Artikels verhindert: so erging es dem Vorsitzenden der Commission philologique des *Glossaire de la Suisse romande*, ebenso dem Leiter des deutschschweizerischen Idiotikons, der ein romanisches Problem der deutschschweizerischen Wortbildungslehre zu behandeln gedachte. Die weitausholenden Forschungen auf dem Gebiete der schweizerischen Toponomastik eines Schülers überschritten den jedem Mitarbeiter knapp zugemessenen Raum so sehr, daß er sich heute nur mit einem bescheidenen Ausschnitt in der Festgabe einstellen kann.

Die ersten Vorbereitungen zum Bande waren J. U. Hubschmied anvertraut; die Prüfung der Beiträge besorgte eine viergliedrige Kommission (F. Fankhauser, J. U. Hubschmied, J. Jud, Th. Spoerri). Die Bereitstellung der Manuskripte und die Überwachung des Druckes übernahm F. Fankhauser, dem J. Jud zur Seite stand; die 2 Indices hat der letztere beigesteuert. Dem Präsidenten des Lesezirkels Hottingen, der die müh-

samen Subskriptionsarbeiten auf sich nahm, den Freunden und Schülern Prof. Gauchats, sowie den Behörden, die alle durch Zuschüsse die Veröffentlichung der Festgabe ermöglichten, schulden wir herzlichen Dank. Dem Verleger sind wir sehr verbunden für sein weites Entgegenkommen bei der Berücksichtigung aller Wünsche anläßlich des keineswegs leichten Druckes und ebenso für die würdige Ausstattung des Bandes.

Winterthur und *Zürich*, Januar 1926.

F. Fankhauser.
J. Jud.



Transkription.

Als Grundlage für die phonetische Transkription in diesem Bande dient das Böhmersche System, das von der Druckerei Sauerländer schon für die Habilitationsschrift von K. Jaberg verwendet wurde (*Über die assoziativen Erscheinungen in der Verbalflexion einer südostfranzösischen Dialektgruppe*, Aarau 1906). Die vorhandenen Typen mußten etwas erweitert und ergänzt werden.

Vokale.

geschlossen: *i ẹ ọ ọ̈ u ü*
offen: *į ę ǫ ǫ̈ ų ų̈*
mittlere Qualität: *e o ö*
weitere Vokale: *a ä å ə*
Nasalvokale: *ā̃ õ ẽ ö̃ ĩ ũ* (letztere 2 nur in Walliser Formen).

Von den Quantitäten sind meistens nur die Längen angegeben (*ā*).

Der Wortaccent wird mit Akut (*é*) bezeichnet, Nebenaccent gelegentlich mit Gravis (*è*); z. B. oberital. *màkadúra* (p. 63 n.), unterengad. *làv*ᵃ*r yǫ́* «abwaschen» (p. 167).

Schwach artikulierte Vokale erscheinen als hochgesetzte kleine Lettern: ᵃ ᵉ ⁱ ᵊ ᵃ̈.

Konsonanten.

p, b, t, d, f, v, s, z, l, r (lingual), *m, n, k, g*ᵃ: mit französischem Lautwert.

š = frz. *ch*; *ž* = frz. *j*.

ł, ñ = mouillierte *l* und *n* (ital. *tiglio, segno*).

ϑ, δ = hartes und weiches englisches *th* (*bath, mother*).

w, ẅ, y = halbkonsonantische *u, ü, i* (frz. *roi, nuit, bien*).

χ = *ich*-Laut; *x* = *ach*-Laut.

ŋ = velares *n* in deutsch *Dank*; *h* = deutsches *h*.

k', g' = palatalisierte *k, g* (im Rätoromanischen; Ascoli schreibt *č̓ ǵ*, Gartner *tχ, dy*).

Lange Konsonanten werden im allgemeinen mit Strich bezeichnet: *n̄, l̄, p̄* etc.



Außer diesem Normalalphabet werden in einigen Arbeiten noch gewisse spezielle Zeichen verwendet, die am betreffenden Ort nur z. T. erklärt sind.

K. Jaberg gebraucht *α* = *ə*; *ŝ*, *ẑ* als Mittellaute zwischen *s* — *š* und *z* — *ž* (p. 52).

E. Muret notiert einige *ə̃* (nasale *ə*) und vereinzelt *â* als besonderes kurzes velares *a* (p. 79); außerdem zwei *ł* = velares *l* (p. 90, 92).

R. v. Planta verwendet für Samnaun *β* als Mittellaut zwischen *w* und *b* (p. 209).

J. Jud schreibt nach den Quellen in italienischen Dialektformen einige *č* und *ǧ* (= *tš*, *dž*) und in südital. Wörtern das charakteristische *ḍḍ* (p. 302—312).

P. Scheuermeier behält aus der Transkription des *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz* im Text vereinzelte Zeichen der Facsimile bei: *α* (= *ə*; wie K. Jaberg); *ć*, *ǵ* (= *tš*, *dž*), *č*, *ǧ* (= *k'*, *g'* des Normalalphabetes). (Text p. 318—320; Facsimile p. 323, 325, 327, 328).

Inhaltsverzeichnis.

Beiträge.

a) in alphabetischer Reihenfolge.



b) in sachlicher Anordnung (summarisch).

Sprachgeschichte (17 Arbeiten).

1. Frankoprovenzalisch: die Arbeiten von Aebischer, Fankhauser [größtenteils volkskundlich], Jeanjaquet, Keller, Muret, Tappolet.
2. Französisch: die Arbeit von Barth.
3. Italienisch: die Arbeiten von Bertoni, Jaberg, Jud, Scheuermeier.
4. Rätoromanisch: die Arbeiten von v. Planta, Pult.
5. Catalanisch: die Arbeit von Griera.
6. Allgemein Romanisch, Keltisch, Indogermanisch: die Arbeiten von Bally, Hubschmied, Niedermann.

Litteraturgeschichte (12 Arbeiten).

1. Französisch: die Arbeiten von Huber, de Roche — Wissler, Spoerri, Steiner.
2. Italienisch: die Arbeiten von Frl. Baragiola, Bezzola, Fehr, Pizzo, Walser, Weller, Frl. Werder.
3. Spanisch: die Arbeit von Steiger.

Subskribentenliste.

Emil Abegg, Zürich
Paul Aebischer, Fribourg
Fritz Aeppli, Chur
Erhard Aeschlimann, Milano
Rudolf Aeschlimann, Juist (Nordsee)
Mario Alani, Zürich
Arnold Alge, St. Gallen
Max Allenspach, Zuoz
Volkmar Andreae, Zürich
Carl Appel, Breslau
Oskar von Arx, Winterthur
Arxiu d'Etnografia i Folklore de Catalunya, Barcelona
Frau Hildegard Auckenthaler, Berlin
Resurr. Maria de Azkue, Bilbao

Albert Bachmann, Zürich
Charles Bally, Genève
Konrad Bänninger, Zürich
Frl. Elsa Nerina Baragiola, Zürich
Camillo Bariffi, Lugano
Albert Barth, Basel
Carlo Battisti, Firenze
Bernhard Bauer, Fetan
Andreas Baumgartner, Zürich
Robert Beer, Zürich
Dietrich Behrens, Gießen
Jakob Berger, Zürich
Vittorio Bertoldi, Meran
Giulio Bertoni, Torino
Henry Besançon, Lausanne
Hermann Beyer, Fetan
Reto R. Bezzola, Zürich
Bibliothèque de La Chaux-de-Fonds
Bibliothèque cantonale et universitaire, Fribourg
Bibliothèque publique et universitaire, Genève
Bibliothèque cantonale et universitaire, Lausanne
Bibliothèque de la Faculté des Lettres, Université de Lausanne
Bibliothèque de l'Université, Neuchâtel
Rudolf G. Bindschedler, Zürich
Edouard Blaser, Zürich
Oscar Bloch, Paris
D. S. Blondheim, Baltimore
Willy Blotzheimer, Zürich
Emil Bodmer, Schönenwerd
Hans Bodmer, Zürich
Hermann Bodmer, Zürich
Frl. Mathilde Bodmer, Zürich
Paul Boesch, Zürich
Gottfried Bohnenblust, Genève
Frl. Bertha Boßhart, Zürich
Ernest Bovet, Lausanne
Frl. Dora Brauchlin, Zürich
Frl. Ersilia Brivio, Lugano
Ernst Brugger, Davos
Frl. Alice Brügger, Zürich
Leo Brun, Zürich
Alfred Brunner, Zürich
Charles Brütsch, Zürich
Heinrich Brütsch, Zürich
E. F. Büchi, Bern
Hermann Büchi, Solothurn
Jean Buchmann, Manchester
Eidgenössisches Bundesarchiv, Bern
Frau E. Burckhardt-Hafter, Olten
Ernst Burkhalter, Thun
Werner Burkhard, Zürich
Frl. Helene Burkhardt, Rheinfelden



Frl. Ida Caflisch, Zürich
David Caminada, Aarau
Américo Castro, Madrid
W. D. Caudri-Gauchat, Haag
Frl. Suzan Clark, Rüschlikon
Max Cloetta, Zürich
Max Conrad, Zürich
Adrian Corrodi-Sulzer, Zürich
Arthur Curti, Zürich

Peter Debye, Zürich
Ovid Densusianu, Bukarest
Département de l'Instruction publique et des cultes, Lausanne
Henri Détraz-Bächtold, Chippis-Sierre
Ernst Dick, Basel
J. J. Dickenmann, Bellinzona
Carl Diener, Zürich
Direction de l'Instruction publique, Fribourg
Direktion des Unterrichtswesens, Bern
Frl. E. Droz, Paris
Frau Léonie Durlacher-Rivenc, Zürich

C. M. Ebell, Zürich
Robert Eder-Schwyzer, Zürich
Emil Eggenschwiler, Solothurn
August Egger, Zürich
Frl. Martha Egli, Zürich
Fritz Enderlin, Zürich
Emil Ermatinger, Zürich
Erziehungsdepartement des Kantons Wallis, Sitten
Carl Escher, Zürich
Ernst Eschmann, Zürich
Frl. Martha Etter, Zürich

Alfred Faesi, Zürich
Robert Faesi, Zollikon
Franz Fankhauser, Winterthur
Arturo Farinelli, Torino
Bernhard Fehr, Zürich
Hans Fehr, Andelfingen
Max Fehr, Winterthur
Frl. Rosa Ferraris, Zürich
Fritz Fick, Küsnacht
Paul Fink, Winterthur
Carl Flachsmann, Horgen
Peter Flisch, Wynigen (Bern)
Otto Flückiger, Zollikon
Theodor Flury, Küsnacht
Werner Flury, Zürich
Alexis François, Genève
Jérôme Franel, Zürich
Otto Frehner, Herisau
Freistudentenschaft, Bern
Max Frey, Neuhausen
Willy Freytag, Zürich
François Fridelance, Porrentruy
Emanuel Friedli, Saanen
Wilhelm Friedmann, Leipzig
Matthias Friedwagner, Frankfurt
Hermann Fritz, Zürich
Hans Fritzsche, Zollikon
Emil Fromaigeat, Winterthur
Frau Laura Furger-Schoch, Schwyz

Ernst Gagliardi, Oerlikon
Frl. Bertha Gauchat, St. Gallen
Daniel Gauchat, Zürich
Léopold Gautier, Genève
Max Geilinger, Zürich
Genfer Gesellschaft für deutsche Kunst und Literatur, Genève
Walter Gerig, Neuhausen
Louis Gignoux, Winterthur
Frl. Gertrud Gloor, Zürich
Wilhelm Goepper, Nußbaumen
Frau Margherita Goetz-Azzolini, Zürich
Karl Göhri, Zürich
Otto Greuter, Zürich
Otto von Greyerz, Bern
Antoni Griera, Barcelona

Otto Gröger, Küsnacht
Frau Marie Großglauser, Bern
Mario Gualzata, Bellinzona
Albert Gubler, Zürich
Gustav Gull, Zürich
Patty Gurd-Willson, Reading, U.S.A.
Walter Gut, Zürich
Fritz Gysling, Zürich

Jakob Haab, Zürich
Hermann Haefliger-Sandoz, Neuchâtel
Ernst Haerle, Zürich
Johannes Häne, Zürich
Jakob Hallauer, Olten
Curt Hauschild, Zürich
Frl. Marie Heer, Zürich
Friedrich Hegi, Rüschlikon
Hanns Heiß, Freiburg i. Br.
Carl Helbling, Zuoz
Walter Henzen, Fribourg
Paul Herzog, Zürich
Jean-Jacques Heß-v. Wyß, Zürich
Reinhold H. Heß, Zürich
Frau Fanny Hirsch-Faber, Zürich
William Hirschy, La Chaux-de-Fonds
Eduard His, Zürich
Franz Hobi, Kaltbrunn
Emil Hochuli, Mellingen
Ulrico Hoepli, Milano
Hans Hoesli, Zürich
Frau C. Hoesli-Streiff, Zwingen b. Basel
Eduard Hoffmann-Krayer, Basel
Moritz Holzmann, Zürich
Carlo Hoppeler, Olten
Rudolf Hotzenköcherle, Zürich
Ernst Howald, Zürich
Gustav Huber, Zürich
R. W. Huber, Zürich
J. U. Hubschmied, Küsnacht
Fritz Hunziker, Zürich
Frl. Gertrud Hunziker, Baden
Rudolf Hunziker, Winterthur

Institut de Linguistique à la Sorbonne, Paris

Karl Jaberg, Bern
Jules Jeanjaquet, Neuchâtel
Alfred Jeanroy, Paris
Wilhelm Jerg, Zürich
Jakob Job, Neapel
Jorgu Jordan, Jassy
Carl Juchler, Brittnau
Jakob Jud, Zürich
Otto Juzi, Küsnacht

Hans Kaeser, Zürich
Kantonsbibliothek Aarau
Kantonsbibliothek Chur
Kantonsbibliothek Luzern
Kantonsbibliothek Solothurn
Hedwig und Werner Kaufmann, Genève
Gustav Adolf Keiser, Wettingen
Jakob Keller, Zürich
Oskar Keller, Zuoz
Hans Kern, Zürich
Heinrich Keßler, Zürich
Hilding Kjellman, Göteborg
Hans Kläui, Winterthur
Viktor Klemperer, Dresden
Henri Knus, Zürich
Frl. Maria Koellreutter, St. Gallen
Ludwig Köhler, Zürich
Walther Köhler, Zürich
Eduard Korrodi, Zürich
Ch. Fr. Krebs, Luzern
Gottfried Kuhn, Solothurn
Hermann Kuhn, Stäfa
Fritz Künzler, Solothurn

Schweizerische Landesbibliothek, Bern
Frl. May Landry, Zürich
Hans Langenegger, Zürich
Johann Langhard, Bern

Anton Largiadèr, Zürich
Familie Largiadèr-Bodmer, Zürich
Hermann Leber, Zürich
† Jules Le Coultre, Neuchâtel
José Leite de Vasconcellos, Lisboa
Eugen Lerch, München-Pasing
Meinrad Lienert, Einsiedeln
G. F. Lipps, Zürich
Erhard Lommatzsch, Greifswald
Christoph Luchsinger, St. Gallen
Henry Lüdeke, St. Gallen
Frl. Elsa Lüdy, Burgdorf
Albert Lüthi, Schaffhausen
Frau Lina Lüthy-Häberli, Zürich

Nunzio Maccarrone, Torino
Hans Markun, Feuerthalen
† Karl Marti, Bern
Giovanni Maver, Padova
Frl. Jeannette Mayer, Smyrna
Antoine Meillet, Paris
Henri Mercier, Genève
J. J. Mercier, Lausanne
Clemente Merlo, Pisa
Frl. Helen Merz, Winterthur
Arnold Meyer, Zürich
Gerold Meyer von Knonau, Zürich
Frl. Gertrud Meyer, Winterthur
Karl Meyer, Zürich
Paul Meyer, Bern
Karl Miethlich, Elgg
Bruno Migliorini, Roma
Emil Misteli, Solothurn
Ed. Monnier, Zürich
Angelo Monteverdi, Fribourg
Rudolf Moser, St. Gallen
Heinrich Mousson, Zürich
Hans Muggler, Wallisellen
Frl. Mathilde Müller, Zürich
Munotverein, Schaffhausen
Ernest Muret, Genève
Paul Mutzner, Zürich
Muzeul Limbei Române, Cluj (Roumanie)

Hans Nabholz, Zollikon
Hans Naegeli, Zürich
Frl. Clara Natsch, St. Gallen
Karl Nef-Lavater, Basel
Frau Berta von Niederhäusern, Bern
Max Niedermann, Neuchâtel

Frl. Esther Odermatt, Zürich
Paul Oettli, St. Gallen
Frank Olivier, Lausanne
Frl. Rosa Ott, Bern

Willy Paulyn, Berlin
Otto Peter, Hedingen
Wilhelm Pfändler, Zürich
Julius Pfister, Zürich
Johannes Philipp, Schuls
Arthur Piaget, Neuchâtel
Piero Pizzo, Zürich
Robert von Planta, Fürstenau
Mme Eugénie Pomey-Décrevel, Bern
Frl. Josy Priems, Zürich
Eugen Probst, Zürich
Chasper Pult, St. Gallen

Pio Rajna, Firenze
Hermann Reiff, Zürich
Hans Reinhart, Winterthur
Alfred Reucker, Dresden
Frau Marg. Rhonheimer, Zürich
Heinrich Ribi, Zürich
Emil Ritzmann, Zürich
Charles de Roche, Bern
Gerhard Rohlfs, Berlin-Lichterfelde
Romanisches Seminar der Universität Basel
Romanisches Seminar der Universität Berlin C 2



Romanisches Seminar der Universität Bern
Romanisches Seminar der Universität Frankfurt a/M.
Romanisches Seminar der Universität Greifswald
Romanisches Seminar der Universität Heidelberg
Romanisches Seminar der Universität Innsbruck
Romanisches Seminar der Universität Tübingen
Romanisches Seminar der Universität Zürich
Virgile Rossel, Lausanne
Otto Roth, Teufen (Appenzell)
Ferdinand Rudio, Zollikon
Frl. Milli Ruppert, Zürich
Leopold Rütimeyer, Basel
Max Rychner, Zürich

Manuel Saitzew, Zürich
J. J. Salverda de Grave, Amsterdam
Henri F. Sandoz, Neuchâtel
Spyridon Sartoris, München
Gustav Schädler, Vaduz
Frl. Martha Schärer, Bern
Manfred Schenker, Genève
Paul Scherrer, Zürich
Paul Scheuermeier, Bern
Alfredo Schiaffini, Genova
Paul Schibli, Oberwinterthur
Paul Schild, Basel
Dietrich Schindler, Zürich
Max Schinz, Affoltern b. Zürich
Gustav Schirmer, Zürich
Karl Schmid, Zürich
Huldreich Schmidt-Rossi, St. Gallen
Frl. Veronika Schmitz, Freienstein
J. Schnetzer-Meier, Höngg
Frau Anna Schoch-Kraut, Wülflingen
Carl Schröter, Zürich
Ferdinand Schubiger, Solothurn
Hugo Schuchardt, Graz
Walter Schumacher, Aarau
Friedrich Schürr, Freiburg i/Br.
Hans Schurter, Aarau
Ferdinand H. Schwarz, Ouchy
Gustav Schwarz, Zürich
Hans Schwarz, Winterthur
Paul Schweizer, Zürich
Eduard Schwyzer, Zürich
Albert Sechehaye, Genève
Robert Seidel, Zürich
Sekundarlehramtskandidaten-Verband, Zürich
Giandomenico Serra, Cluj (Roumanie)
Henry E. Sigerist, Leipzig
Samuel Singer, Bern
Albert Späti, Winterthur
Eugen Speidel, Zürich
Andreas Speiser, Zürich
Otto Spillmann-Bächtold, Solothurn
Leo Spitzer, Marburg
Theophil Spoerri, Zürich
Erik Staaff, Upsala
Staats- und Universitätsbibliothek, Hamburg
Frau M. Stadler-Honegger, Zürich
Stadtbibliothek Bern
Stadtbibliothek (Vadiana) St. Gallen
Stadtbibliothek Winterthur
J. Staehelin-Baechtold, Zürich
Frl. Gertrud Staub, Thalwil
Walther Staub, Küsnacht
Emil Stauber, Zürich
Arnald Steiger, Zürich
Frau F. Steinbuch, Zürich
Herbert Steiner, Zürich
A. Steiner-Schweizer, Kilchberg
Hans Stettbacher, Zürich
Gustav Straehl, Zürich

Frl. Gertrud Streit, Zürich
E. A. Stückelberg, Basel
Frl. Dora Sturzenegger, Winterthur
Frl. Elisabeth Sulzer, Zürich
Paul Suter, Küsnacht

Ernst Tappolet, Basel
Willy Tappolet, Genève
B. A. Terracini, Cagliari
Alfredo Thomann, Zürich
Antoine Thomas, Paris
A. Chr. Thorn, Appelviken b. Stockholm
Frl. Clara Tobler, Zürich
Ernst Tobler, Zürich
W. D. Treadwell, Zollikon
Hans Trog, Zürich
Karl Albert Tschudi, Zürich
Rudolf Tschudi, Basel
Heinrich Türler, Bern

Universitätsbibliothek Basel
Hermann Urtel, Hamburg

Raymond Vieli, Chur
Johan Vising, Göteborg
Jules Vodoz, Zürich
Frl. Marta Vogler, Schaffhausen
Heinrich Voneschen, Zürich
Paul Vouga, Neuchâtel

Frau Doris Wagner-Kind, Winterthur
Emanuel Walberg, Lund
Ernst Walder, Zürich
Ernst Walser, Basel
Ernst Wanner, St. Gallen
Walther von Wartburg, Aarau
Otto Waser, Zollikon
Frl. Hermine Weber, Zürich
Walter Weber, Embrach
Eduard Wechssler, Nikolassee b. Berlin
Oskar Wegmann, Zürich
Heinrich Wehrli, Zürich
Gustav Weigand, Leipzig
Karl Weller, Herisau
Frl. Klara Welte, Zürich
Frl. Ernestine Werder, Zürich
Hans Wespi, Oerlikon
Oscar Wettstein, Zürich
Karl Fr. Wiegand, Zürich
Berthold Wiese, Halle
Karl Wiesendanger, Frauenfeld
Ferdinand Wiesmann, Zürich
Maurice Wilmotte, Bruxelles
Emil Winkler, Innsbruck
Frl. Lena Wirth, Fetan
Gustav Wissler, Bern
Louis Wittmer, Zürich
Arthur Wreschner, Zürich
Heinrich Wüst, Zürich
Heinrich Wyß, Zürich
Frl. Ida Wyß, Zürich
Johann Wyß, Zürich
Wilhelm von Wyß, Zürich

Ernst Zahn, Zürich
Adolf Zauner, Graz
Louis Zbinden, Genève
Eugen Zeller, Zürich
Joseph Zemp, Zürich
Rudolf Ziegler, Zürich
Alfred Zollinger, Wetzikon
Max Zollinger, Zürich
Oscar Zollinger, Küsnacht
Arnold Zuberbühler, Zürich
Frl. Antoinette Züblin, Zürich
Frl. Maria Zuppinger, Zürich
Frl. Marguerite Zweifel, St. Gallen
Robert Zweifel, Hausen
Konrad Zwierzina, Graz

Jacopone da Todi
im Licht der neueren Forschung.

Wer einen Blick auf die Jacopone-Forschung der letzten 50 Jahre wirft, kann sich eines leichten Staunens über die Sorglosigkeit, mit der die Kritik so lange aus trüben Quellen geschöpft hat, nicht erwehren. Als D'Ancona die für modernes Empfinden so abstoßende und doch so fesselnde Gestalt des Minoriten von Todi historisch und psychologisch zu durchleuchten suchte, da freilich war an eine kritische Sichtung der alten Laudarien noch nicht zu denken. Daß das sympathische Bild, das er zum großen Teil auf Grund apokrypher Lauden von Jacopone da Todi entworfen hat, jahrzehntelang unverändert in so viele Handbücher der italienischen Literaturgeschichte übergehen konnte, muß befremden und erklärt sich wohl nur durch die Autorität des Meisters und durch die Genialität, mit der er die Gestalt des «heiligen Spielmanns», der inmitten gottverlangender Scharen durch das grüne Umbrien schreitet, vor uns erstehen läßt.

Seit G. Galli[2] die Behauptung aufgestellt hat, daß zwischen Jacopone und den Laudesi keine Beziehungen bestehen, und daß sich unter Hunderten von volkstümlichen umbrischen Lobgesängen aus den Kreisen der Battuti und Disciplinati nur ein einziges wirklich von Jacopone verfaßtes Gedicht, der weit verbreitete Kontrast zwischen dem Lebendigen und dem Toten, befindet, haben gewissenhafte Forscher die Tradition, die aus Jacopone einen *Joculator Domini* und Narren in Christo macht, unter die Lupe genommen und den historischen Kern der unhaltbar gewordenen Legende herauszuschälen gesucht. Tenneronis verdienstvolle Bemühungen um die Bibliographie der Lauden[3] und B. Brugnolis *Saggio sulle stampe e sui codici jacoponici*[4] gestatten uns, mit einiger Sicherheit Echtes von Unechtem zu scheiden und eine große Zahl apokrypher Lauden, die bei der Feststellung der äußeren Ereignisse im Leben Jacopones und bei

[1] A. D'Ancona, *Jacopone da Todi, il giullare di Dio del secolo XIII*, in *Nuova Antologia* LI, 198 ff., 438 ff.

[2] G. Galli, *I disciplinati dell'Umbria, Giornale storico della lett. ital.* Supplemento 9, 1906.

[3] A. Tenneroni, *Inizii di antiche poesie italiane religiose e morali*, Firenze, Olschki, 1909, und Lod. Frati, *Giunte agli Inizii di ant. poesie it. rel. e mor. a cura di A. Tenneroni, Archivum Romanicum* I, II, III.

[4] B. Brugnoli, *Le satire di Jacopone da Todi*, Firenze, Olschki, 1914.



der psychologischen und ästhetischen Würdigung seiner Dichtung eine große, ja ausschlaggebende Rolle gespielt hatten, definitiv auszuschalten. Wohl bleibt eine unübersehbare Reihe von schwierigen Attributionsfragen noch zu lösen, doch läßt sich heute schon mit Bestimmtheit voraussehen, daß die Zahl von hundert Lauden, die die Editio princeps knapp erreicht, nicht sehr beträchtlich überschritten werden wird. Wir tun gut, uns für heute mit dem Material, das uns die Florentiner Ausgabe von 1490 und die Jacopone-Codices des XIII. und XIV. Jahrhunderts bieten, zu begnügen.

Novati[1] hat in seiner bekannten anregenden Studie über die mystische Liebe in Franz von Assisi und Jacopone da Todi, die einen Wendepunkt in der Jacopone-Forschung darstellt, mit genialem Scharfblick die neue Sachlage überschaut und kühne Schlüsse daraus gezogen. Aus dem Volksdichter und Halbnarren ist ein nachdenklicher Philosoph und gelehrter Theoretiker der Mystik geworden, der nur für wenige Auserwählte schreibt.

Nachdem Ferris verdienstliche Neuausgaben des alten Florentiner Drucks von Bonaccorsi[2] den größten Teil der jacoponischen Lauden in dieser nicht allzu unzuverlässigen Form den Jacopone-Kennern und einem weiteren Publikum zugänglich gemacht haben, stehen wir heute vor einer neuen, üppig wuchernden Blüte der Jacopone-Forschung[3], die uns, durch Übertreibungen und Irrtümer hindurch, zu tieferem Verständnis des Seelendramas führen wird, das in der eigenartig kraftvollen religiösen Dichtung des umbrischen Fraticello Gestalt annimmt. Und wir dürfen mit Freude feststellen, daß diese Wiedererweckung Jacopones in eine Zeit fällt, die uns einerseits durch die Fortschritte ihrer positivistisch orientierten, mystische Gemüter bis in die tiefsten Tiefen durchwühlenden Seelen-

---

[1] F. Novati, *L'amor mistico in S. Francesco d'Assisi ed in Jacopone da Todi,* in *Freschi e Minii del Dugento,* Milano, Cogliati, 1908.

[2] *Laude di frate Jacopone da Todi secondo la stampa fiorentina del 1490,* a cura di Giovanni Ferri, in Roma, presso la Società filologica romana, 1910; und Jacopone da Todi, *Le Laude,* a cura di G. Ferri, Bari, Laterza, 1915.

[3] Als wichtigste Erscheinungen aus der Jacopone-Literatur der letzten Jahre seien hier kurz erwähnt: E. Underhill, *Jacopone da Todi, poet and mystic*, London and Toronto, 1919; Mario Casella, *Jacopone da Todi,* in *Arch. Rom.* IV, 281 ff. und 429 ff.; Natalino Sapegno, *La «santa pazzia» di Frate Jacopone e le dottrine dei mistici medievali,* in *Arch. Rom.* VII, 349 ff.; C. Scifi, *A proposito di Jacopone da Todi,* in *Arte e Vita,* 1920, 268 (vgl. *Arch. Rom.* VII, 351); A. Alunno, *Jac. da Todi,* Città di Castello, 1922 (vgl. *Rassegna,* 1923, p. 114, und *Arch. Rom.* VII, 413); D. Giuliotti, *Le più belle pagine di J. da Todi,* Milano, Treves, 1922.

forschung äußerst wertvolles Vergleichsmaterial und neue verfeinerte Methoden zur Erfassung der Psyche Jacopones bietet, und die anderseits, in ihrem dunklen Drang nach Erlösung aus der Qual und Enge unseres Daseins, der Mystik überhaupt wieder lebendiges Interesse und Sympathie entgegenbringt.

Am schlechtesten ist es bei dem heutigen Stand der Dinge um unsere Kenntnis der Biographie Jacopones bestellt. Erst als er aus der Sphäre bürgerlicher Tätigkeit, der seine Jugend gehörte, und aus der klösterlichen Zurückgezogenheit und den internen Ordenskämpfen seiner Mannesjahre in das offene Feld des politischen Kampfes tritt, beginnen die Dokumente zu reden. Daß er 1297 mit den Colonnesen den Pakt von Lunghezza unterzeichnet hat, unterliegt keinem Zweifel, und auch in seinen Satiren finden seine leidenschaftliche Teilnahme an den Kämpfen gegen Bonifaz VIII., die Leiden seiner Gefangenschaft und die Sehnsucht nach Befreiung dramatischen Ausdruck. Glauben verdienen auch die alten Zeugnisse über seine Abstammung, aber sein Geburtsdatum bleibt unbestimmt. Durch kein Dokument und keine Stelle seiner Lieder gestützt, aber an sich durchaus nicht unglaubwürdig ist die Überlieferung, die seine Abkehr von der Welt mit dem plötzlichen, unter tragischen Umständen erfolgten Tod seiner Gattin begründet. Wohl mögen auch bei ihm Veranlagung, Erlebnisse und eine langsame innere Wandlung den scheinbar plötzlichen Entschluß der Weltflucht vorbereitet und ermöglicht haben, doch ist nicht zu verkennen, daß der menschlichen und religiösen Persönlichkeit Jacopones, wie sie sich uns aus seinen Lauden erschließt, eine katastrophale Bekehrung durchaus entspricht. Aber alle Einzelheiten, die die fromme Legende der *Franceschina* und ihre unmittelbaren Quellen von den näheren Umständen seiner Bekehrung und besonders von den seltsamen Formen, die seine «sacra pazzia» angenommen haben soll, zu berichten wissen, sind mehr oder weniger fragwürdig und offenbar zum Teil dem mare magnum der mittelalterlichen Hagiographie, zum Teil willkürlich interpretierten Stellen aus echten und ganz besonders aus unechten Liedern Jacopones entnommen. Gerade die wesentlichsten und bestimmtesten Züge dieser Legende stammen aus Lauden, von denen wir heute einige nicht mehr als sicher Jacopone gehörig betrachten, und andere unbedenklich als apokryph aus seinem Canzoniere ausschließen dürfen[1].

---

[1] Es sind besonders die Lauden *Anima che sei levata, Facciam fatti, Mosso da santa pazzia, Or udite mattaria* und auch *Udite nova pazzia che mi viene in fantasia*, die in der älteren Jacopone-Literatur eine große Rolle gespielt haben.

Sobald wir uns auf die unzweifelhaft jacoponischen Lauden beschränken, fließen die autobiographischen Angaben äußerst spärlich, da Jacopone seine eigene Persönlichkeit und seine individuellen Erfahrungen möglichst zurückzudrängen sucht und nur seinen moralischen und philosophischen Überzeugungen und seiner Gottesleidenschaft Ausdruck geben will. Nur die politischen Satiren, insbesondere die während seiner Kerkerhaft entstandene *Que farai, fra Jacopone,* liefern bestimmte Daten:

Fusti al monte Palestrina
anno e mezzo 'n desciplina,
loco pijasti malina, onde n'aj mo' la prejone.

Questa pena ke m'è data,
trent' anni è ke l'ajo amata.

Questo nn'm'è ordene novo
ke 'l capuccio longo arprovo
ch'anne dece entiere trovo
k'eo 'l provai gir bizocone.

Daraus läßt sich tatsächlich mit aller Sicherheit, in Übereinstimmung mit der Tradition, auf eine vor 1270 erfolgte Abkehr von der Welt und mit Wahrscheinlichkeit auf ein 10jähriges Büßerleben vor dem Eintritt in den Franziskanerorden schließen. Aus keinem andern Gedicht seines ganzen Canzoniere lassen sich so bestimmte chronologische Angaben gewinnen. Doch ist der Stil seiner geistlichen Gesänge von so persönlicher Prägung, daß man sich der Versuchung nicht erwehren kann, auch da, wo er nicht von sich selber spricht, autobiographische Elemente zu vermuten. So scheinen sich Anspielungen auf das leichte Weltleben seiner früheren Jahre in den Lauden *O me lasso, dolente* (Ausg. Ferri XX) und *O vita penosa* (XXIV) zu finden, und eine Erinnerung an selbstgenossene Fleischeslust scheint sich auch im Kontrast zwischen Leib und Seele (III) zu verbergen. Anspielungen auf Jacopones vor kurzem erfolgte Bekehrung und Weltflucht hat Brugnoli aus den Lauden *La bontate se lamenta* (LXXIV) und *Fuggo la croce* (LXXV) herauslesen wollen, doch ist seine Interpretation[1] dieser Lauden mehr als zweifelhaft; eine tatsächliche Andeutung auf Freundesbemühungen, den Weltflüchtigen zurückzurufen, findet sich dagegen in der von mystischer Liebesglut erfüllten Lauda *Amor de caritate* (XC). Die inneren und äußeren Kämpfe seiner Klosterjahre, seine tödliche Verachtung für ehrgeiziges Streben und eitle theologische Schulweisheit, sein Jammer über die Entartung der Kirche, seine leidenschaftliche Parteinahme für die Spiritualen und ihr absolutes Armutsideal, die verzehrende Seelenglut, mit der er

[1] A. a. O., p. CX f.

die kirchenpolitischen Ereignisse verfolgt und mit seinem ganzen Wesen, in Liebe und Haß, darin aufgeht, bis ihn das Schicksal in Palestrina ereilt, kommen in einer Reihe höchst lebendiger, satirisch gefärbter Gesänge aus seiner menschlichen und künstlerischen Reifezeit zum Ausdruck.

Daß die Jacopone-Biographen oder besser gesagt Hagiographen unkritischer Jahrhunderte aus vielen, meist willkürlich interpretierten Stellen echter Lauden Jacopones und aus einer Menge fälschlich unter seinem Namen überlieferter, aber scheinbar viel persönlicherer, in Ichform gehaltener Gedichte nach Art der Trobador-Biographien eine möglichst anekdotenreiche Lebensgeschichte des seligen Bruders von Todi herauslasen, darf uns nicht verwundern; die moderne Forschung muß sich jedoch mit den spärlichen autobiographischen Andeutungen, die sich in den sicher Jacopone gehörigen Gedichten finden, begnügen und auf nähere Kenntnis der äußeren Umstände seines Weltlebens und seiner Bekehrung verzichten. Statt historisch-biographischer Äußerlichkeiten suchen wir heute aus Jacopones Lauden ein Bild seiner Charakteranlagen und seiner geistigen Struktur, seiner Seelenkämpfe, seiner inneren Entwicklung und der besonderen Form seiner Mystik zu gewinnen.

Jacopones geistliche Lieder in ihrer Gesamtheit sind mehr als einmal mit Petrarcas Canzoniere verglichen worden; auch Novati sieht in seiner Laudensammlung nicht ein planloses Gemengsel bunt zusammengewürfelter, aus verschiedenartigsten Inspirationsquellen zufällig geflossener Gedichte, sondern die planvoll angelegte Geschichte einer Seele, die, alle Hindernisse überwindend, ihr höchstes Ziel, das völlige Aufgehen in Gott erreicht.

Der ursprünglichen Ordnung dieses geistlichen Canzoniere nachzugehen wäre eine lockende Aufgabe, an deren Lösungsmöglichkeit wir jedoch verzweifeln müssen. Ob eine wohlgeordnete Sammlung der Lauden Jacopones je existiert hat, ist überhaupt fraglich. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß dieser Welt- und Kunstverächter, dessen aufrichtigstes Streben sich in die Worte *spernere mundum, spernere se ipsum, spernere se sperni* zusammenfassen läßt, in irgend einem Moment seines Lebens seine gesamten lyrischen Fragmente liebevoll gesammelt und der Nachwelt zu ihrem Nutzen, aber auch zu eigenem Ruhm überliefert habe. Was der Künstler und lebensvolle, trotz aller Religiosität diesseitig gerichtete Mensch Dante Alighieri mit seiner Jugenddichtung getan hat, muß dem starren Asketen Jacopone ferngelegen haben. Daß er seinem Innenleben überhaupt künstlerischen Ausdruck gegeben hat, danken wir nicht nur dem Expansionsdrang seiner überquellenden Seele und seinem Verlangen nach immer erneutem Bekenntnis zu Gott, sondern in allererster Linie seelsorgerischen und propagandistischen Absichten,

die ihn von selbstgewählter Einsamkeit immer wieder zu den Menschen und ihrem Elend zurückführen. Wenn für den mittelalterlichen Menschen die Kunst überhaupt nur eine Form des Gottesdienstes, nie Selbstzweck sein kann, gilt das in ganz besonders strengem Sinn von Jacopone. Und nicht nur das asketische Ausschalten der eigenen Persönlichkeit und die Scheu vor jeder Art menschlichen Ruhms, auch die Zufälligkeiten, Irrfahrten und Kämpfe seines zweifellos sehr harten Daseins machen das Zustandekommen einer von ihm selbst geordneten Sammlung seiner Lauden bis zu den letzten, ruhigeren Jahren, die seiner Gefangenschaft folgten, unwahrscheinlich. Aber auch während der friedvollen Jahre, die er nach den unerhörten, Leib und Seele zermürbenden Leiden seiner Kerkerzeit im stillen Kloster von Collazzone zubrachte, darf man sich Jacopone kaum wie einen memoirenschreibenden alternden Diplomaten, der sich im Gedanken an die Nachwelt der liebevollen Konservierung der Trümmer der eigenen Vergangenheit widmet, mit der Sammlung und Abschrift der lyrischen Zeugnisse seiner Kampf- und Leidensjahre beschäftigt denken. Es ist doch kaum denkbar, daß er in diesen letzten Jahren, da er mit sich und der Umwelt Frieden gefunden hatte, die höhnischen Worte, mit denen er Cölestin V. überschüttet hatte, oder andere, grimmige Zornausbrüche, die aus Augenblicksstimmungen hervorgegangen waren, zu erhalten und zu verbreiten gesucht habe. Wenn er sich in diesen Herbsttagen des Lebens überhaupt noch schriftstellerisch betätigt hat, kann es nur geschehen sein, um göttliche Liebesglut im Lied auszuhauchen und andern den Weg, der zur Höhe führt, zu weisen. Wir dürfen ihm zutrauen, daß er vielleicht noch in seinen letzten Jahren ein Traktat der Gottesminne, ein poetisches *Itinerarium mentis in Deum* geschaffen habe, um sein eigenes religiöses Erlebnis für andere nutzbar zu machen. Einzelne Lauden, so besonders die hochwichtige *Amor de caritate, — perché m'hai sì ferito*, und Gruppen von Lauden, die vielleicht gegen Ende seines Lebens entstanden sind, sind in der Tat nichts anderes als konzentrierte Extrakte der Hauptlehren und Haupterfahrungen der Mystik. Da er jedoch seinem ganzen Wesen nach nicht zu jener zahlreichen Kategorie mitteilsamer mystischer Seelen gehört, die allzu freigebig Selbsterlebtes und Geträumtes von sich geben, und da ästhetische Selbstbespiegelung und der eitle Wunsch, der Nachwelt ein Andenken an seine Persönlichkeit zu hinterlassen, als Antrieb für ihn nicht in Betracht fallen, ist die Existenz eines von ihm selbst geordneten oder selbstgeschriebenen, seine gesamte Produktion umfassenden Canzoniere nicht wahrscheinlich.

Daß mehr als hundert seiner Lauden überhaupt erhalten geblieben sind, danken wir ohne Zweifel Freunden und Bewunderern und in erster Linie Kampfgenossen dieses streitbaren Vorkämpfers der Spiritualen-

bewegung. Die jacoponischen Laudarien, die auf diese Weise zustande kamen, waren aber höchst wahrscheinlich weder chronologisch geordnet noch nach entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkten zusammengestellt. Auch die ältesten und zuverlässigsten Jacopone-Handschriften, die vielleicht noch zu Lebzeiten des Dichters in seiner umbrischen Heimat entstanden sind, folgen keinem irgendwie befriedigenden chronologischen, logischen oder psychologischen Prinzip. Erst spätere Herausgeber haben versucht, eine gewisse Ordnung in die wirr durcheinanderliegende Masse der jacoponischen Lauden zu bringen. Bonaccorsi gesteht im Vorwort seiner Jacopone-Ausgabe von 1490 offen und ehrlich, daß er die Lauden in den von ihm benützten Codices in verschiedenartiger und unbestimmter Folge vorgefunden und darum selbständig nach Gegenständen, vom Leichteren zum Schwereren fortschreitend, geordnet habe. Sein willkürliches, aber geschickt angewandtes Einteilungsprinzip ist daher für uns ebenso wertlos wie das noch viel freiere späterer Herausgeber. Nicht die spätere handschriftliche Tradition, nur die wenigen, wahrscheinlich noch im XIII. Jahrhundert, vor seiner Gefangenschaft entstandenen Laudenhandschriften, die Gedichte von Jacopone enthalten, scheinen geeignet, wenigstens für die früheren Phasen seines Lebens etwas Licht in die schwierige Frage der Chronologie seines Canzoniere zu bringen, da die von ihnen überlieferten Lauden ganz offenbar nicht der letzten Periode seines Lebens angehören können.

Die traditionellen Angaben der Legende, die entweder die apokryphe Lauda *Udite nova pazzia* oder die wirklich von Jacopone verfaßte *Amor de caritate* als seinen ersten nach der Bekehrung oder beim Eintritt ins Kloster entstandenen Lobgesang bezeichnen, haben selbstverständlich keine Bedeutung. Brugnoli[1] möchte in den schon erwähnten Lauden *La bontate se lamenta* und *Fuggo la croce,* die sich in der umbrischen Handschriftenfamilie an erster Stelle befinden, die frühesten Erzeugnisse der religiösen Muse Jacopones sehen. Doch hat schon Galli[2] die Unhaltbarkeit seiner Interpretation dieser beiden Lauden nachgewiesen. Wir müssen also die Hoffnung aufgeben, auf die Handschriften gestützt, aus den Versen Jacopones den ersten Aufschrei seines Herzens nach dem so bedeutungsvollen Moment der Bekehrung herauszuhören und die chronologische Ordnung seiner Lauden mit einiger Sicherheit zu rekonstruieren. Alle Versuche, die Lauden Jacopones auf Grund historischer oder psychologischer oder auch philosophischer Erwägungen zu ordnen, sind bis heute mißglückt; auch die von Brugnoli vorgeschlagene Gruppierung

[1] A. a. O., p. CXI.

[2] *Giornale storico della lett. ital.* LXVI, 217.

der jacoponischen Lauden nach den verschiedenen Phasen, die wir im Büßerleben ihres Verfassers mit Leichtigkeit unterscheiden können, ist zu äußerlich historisch und nicht zwingend genug durch die Texte belegt. Aber ein Körnchen Wahrheit steckt vielleicht doch in seinem Versuch, Jacopones Lauden unter den Kapitelüberschriften: Tertiarierzeit, Klosterjahre, Kampf und Gefangenschaft, friedvoller Lebensabend zu ordnen.

In Jacopones Canzoniere finden sich in der Tat verschiedene Gruppen von Lauden, die gemeinsame Merkmale aufzuweisen scheinen. Auffallend ist zunächst eine Gruppe von Lauden, in denen Jacopone dunkel auf eigene Jugendsünden anzuspielen scheint und Haß gegen Fleischeslust und Weltgeist, heißen Dank für die Gnade der Bekehrung zu Gott, frischen Neophyteneifer und barbarisch strengen Bußgeist mit packendem Realismus äußert. Gestützt auf psychologische Überlegungen und zum Teil sogar auf das Zeugnis der ältesten Handschriften ist man versucht, diese Gruppe von Lauden[1] den ersten Jahren nach Jacopones Bekehrung zuzuweisen. Auch eine Anzahl moralisierender Gedichte, meist in Dialogform oder doch mit Ansätzen zu dramatischer Behandlung des Gegenstandes, dürften in einer früheren Periode seines Büßerlebens entstanden sein, in der unmittelbarer Kontakt Jacopones mit dem umbrischen Volk und vielleicht auch gelegentliche Beziehungen zu den Laudesi nicht ganz ausgeschlossen scheinen. Der ganze Charakter der jacoponischen Lyrik gestattet uns zwar auch in diesen einfacheren und volkstümlicheren Lauden nicht, diesen echten Dichter von so persönlicher Prägung mit den Laudesi zu vermengen. Die meisten seiner Lauden übersteigen die Fassungskraft der unbedeutenden Kleinbürger, die sich in den Bruderschaften der Battuti und Disciplinati zusammenfanden und ihren frommen Gefühlen zumeist recht farblosen Ausdruck gaben. Aber das eine oder andere dialogisierte Moralgedicht Jacopones dankt seine Entstehung doch offenbar didaktischen Absichten und seinem Wunsch, Seelen für Gott zu gewinnen; und wenn wir auch die romantische Vorstellung eines Jacopone, der auf dem Hauptplatz umbrischer Städte, unter andächtigem Staunen und spöttischem Gekicher der Menge, nach Spielmanns- oder Mimenart seine Lieder vorträgt, ein für allemal aufgeben müssen, und wenn es auch wahrscheinlich scheint, daß er sich zunächst nur an die Laienbrüder des dritten franziskanischen Ordens, nicht an andere Sodalizien gewandt hat, dürfen wir uns Jacopone doch nicht zu ausschließlich als weltfernen

---

[1] Es handelt sich in der Hauptsache um die Lauden IV, III, IX, XI, XII, XIV, XV, V—VII, und vielleicht auch um die weiberfeindliche Satire *O femene vardate*.

Theoretiker der Gottesminne vorstellen. Gallis Tendenz, jeden Kontakt zwischen Jacopone und den Laudesi zu leugnen, bedarf nach den Forschungen von Tenneroni und Brugnoli einer leichten Korrektur. Nicht nur die Tenzone zwischen dem Lebendigen und dem Toten, auch einige andere Lauden Jacopones sind in Miscellaneen übergegangen, die offenbar aus den Kreisen der Disciplinati stammen. Daß nicht noch zahlreichere Lauden Jacopones in die Laudarien der umbrischen Büßergenossenschaften Eingang gefunden haben, erklärt sich unschwer aus der Härte seines Wesens und seines Stils und beweist nicht, daß Jacopone nie für volkstümliche Bruderschaften schreiben wollte und daß er nie versuchte, sich dem Ton der Menge anzupassen, indem er sich der Modeform des Dialogs bediente, wohl aber, daß er trotz der Volkstümlichkeit und Bildhaftigkeit seiner Sprache doch nicht den rechten Ton für harmlos mittelmäßige Gemüter getroffen hat. Daß er sich nicht nur an einsame gottsuchende Seelen, sondern gelegentlich auch an eine volkstümliche Zuhörerschaft wendet, beweisen doch wohl die Eingangsverse verschiedener dramatisierter Lauden, auf die schon D'Ancona aufmerksam gemacht hat: *Audite una entenzone k'era fra doi persone, Audite una entenzone k'è 'nfra l'anema e il corpo, Or udite la battaglia, Udite una entenzone ch'è fra Onore e Vergogna;* doch trotz dieser traditionellen Anrede an die Zuhörer sind diese fingierten geistlichen Tenzonen zum Teil so wenig volkstümlich in Ton und Gedankengehalt, daß sie in den Liedersammlungen der Bußbruderschaften nur wenig Verbreitung finden konnten.

Erst während seiner Klosterjahre, nachdem er an sich und andern die seelischen Gefahren des Ordenslebens erfahren hatte, dürfte Jacopone eine Reihe von moralisierenden Lauden mit zum Teil satirischem Einschlag verfaßt haben, in denen er die besonderen Fehler und Schwächen der Mönche geißelt und die Gefahren, die das Seelenleben geistlicher, weltabgeschiedener Personen bedrohen, schildert. Diese Lauden sind sicher zum Teil das Ergebnis mitleidsloser Selbstprüfung, aber auch Anklage gegen tatsächliche Entartung des Ordensgeistes, deren sich Jacopone persönlich nicht schuldig fühlen konnte. Die Lauden satirischen Charakters, in denen er nicht nur Selbstgefälligkeit, geistlichen Hochmut und Überhebung, Heuchelei und andere Untugenden bekämpft, die mit jeder Form klösterlichen Lebens zusammenhängen können, sondern theologische Spitzfindigkeiten, ehrgeiziges Strebertum und Streitsucht mit bitterem Hohn übergießt, scheinen bereits auf die eigentliche Kampfperiode zu deuten. Aus der Satire *Tal'è qual'è* sprechen deutlich die Kämpfe zwischen Konventualen und Spiritualen. In den beiden warm empfundenen Hymnen zu Ehren der Sonne, die in Assisi aufging, und in den beiden Armuts-



liedern, die vermutlich schon der harten Kampfzeit angehören, ist Jacopone Hüter und Verteidiger des reinen franziskanischen Ordensgeistes.

Dem dramatischen Höhepunkt und der Katastrophe in Jacopones Kämpferleben entspricht eine Gruppe satirischer Dichtungen, die sich von seinen religiösen und moralisierenden Lauden scharf unterscheiden. Jacopone hat darin alle Passivität kontemplativer und mystischer Naturen abgestreift und ist ganz Angriffslust und Tat. Selbst in der Tiefe seines unterirdischen Kerkers, wo er sich — aus Orthodoxie — vor dem Stellvertreter Christi beugt, hat ihn doch das scharfe Wort nicht verlassen. Die Dichtungen dieser Kampf- und Leidenszeit — die beleidigend skeptische Mahnung an Cölestin V., die drei Episteln an Bonifaz VIII.[1] und die grausig realistische Klage aus der unmenschlich harten Kerkerhaft — sind chronologisch ganz genau bestimmbar und zeigen Jacopone in der ganzen bodenständigen Kraft seiner wuchtigen Persönlichkeit.

Die rein religiösen Lauden Jacopones, in denen der wilde Kampf zwischen Fleisch und Geist nicht mehr tobt und innere Ruhe und Abgeklärtheit friedvollen Ausdruck finden, haben verschiedene Kritiker als lyrische Äußerungen der letzten Phase seines Lebens darzustellen versucht. Es ist wohl denkbar, daß Jacopone in hohem Alter, nachdem unerhörte Kämpfe und Leiden alles Irdische in seiner Natur zerstört hatten, eine kurze Zeit wahren beseligenden Gottesfriedens durchleben durfte. Aber daß er den *Apex mentis*, den höchsten Grad des mystischen Aufstiegs zu Gott, die Seligkeit der völligen Vereinigung mit der ewigen Liebe erst in dieser letzten Zeit seines Lebens erreicht habe und daß seine glühendsten und innigsten Gottesminnelieder erst in Collazzone entstanden seien, ist doch wohl nicht anzunehmen. Zu dieser Gruppe rechnet Brugnoli, auf alte umbrische Handschriften gestützt, die Lauden *L'homo che pò la sua lengua domare; Un arbore è da Deo piantato; Fede, speme e caritate; O coscientia mia; All'amor ch'è venuto; Sopra ogne lengua amore; Amor che ami tanto; O dolce amore, ch'hai morto l'amore; Sapete voi novelle dell'amore; La fede e la speranza* und außerdem, in Übereinstimmung mit andern Jacopone-Forschern, die beiden von reiner Gottesminne durchglühten Lobgesänge *O amor, divino amore, amor che non se' amato* und *O amor, divino amore, perché m'hai assediato*? Doch diese mystischen Liebesergüsse, in denen ein Hauch von himmlischer Seligkeit zu spüren ist, lassen sich zeitlich nicht bestimmen. Man darf sich die Lebenskurve Jacopones nicht einfach als einen schrittweisen

[1] Die Frage der Authentizität der Lauda *O papa Bonifazio* darf nunmehr, trotz der Interpolationen, die sich in den Handschriften darin finden, als gelöst gelten.

Kampf gegen Fleisch und Welt und ein langsames Aufsteigen zur Seligkeit ekstatischer Verschmelzung mit Gott vorstellen. Nicht erst in hohem Alter und als gebrochener Mann, auch in früheren Jahren muß dieser leidenschaftliche Gottsucher mehr als einmal, vielleicht nach Tagen und Wochen der Verzweiflung und schmerzlich kalten Gottferne, Augenblicke voller innerer Beseligung erlebt haben, die sich in mystischem Liebesgestammel entladen und die den Glauben an die göttliche Gnadensonne wach halten, auch wenn es wieder Nacht in ihm geworden ist. Den höchsten Grad des mystischen Aufstiegs zur göttlichen Liebesquelle, die Auflösung der eigenen Persönlichkeit im Strom des himmlischen Lichts, die er als *alta nichilitate* bezeichnet, hat Jacopone da Todi in verschiedenen Gedichten ausgedrückt, die unmöglich ein Ausfluß des gleichen Augenblicks innerer Wonne und erfüllter Sehnsucht sein können. Wenn man die Lauden, in denen er die *santa nichilità* in Worten auszudrücken sucht, nebeneinander hält, hat man das bestimmte Gefühl, den künstlerischen Niederschlag verschiedener Stimmungsmomente vor sich zu haben: bald ist es eine Art göttlicher Raserei, die sich zu einem Jubelschrei verdichtet und bald wieder verrauscht, bald ein völliges Aufgehen in der unendlichen Liebesglut, für die es kein Bild mehr gibt und kein anderes Wort als «amore, amore», bald ein ruhiges inneres Leuchten, das still beseligt und verklärt. Auch die Lauden, die seelische Depressionen ausdrücken (LXVI—LXVIII), sind sehr wahrscheinlich nicht im gleichen Moment oder in der gleichen Periode der Ernüchterung entstanden. Es handelt sich offenbar weder in diesen Klagen über Gottverlassenheit und innere Leere noch in den Lauden der *santa nichilità* um eine chronologisch bestimmbare Phase in der Seelengeschichte Jacopones, sondern vielmehr um den dichterischen Ausdruck des gleichen seelischen Vorgangs, den Jacopone, wie jeder andere Mystiker, ohne Zweifel in verschiedener Form und Intensität zu wiederholten Malen durchlebt hat.

Die zahlreichen mystischen Gedichte Jacopones, die man als eigentlichen *Canzoniere dell'amor divino* bezeichnen kann, zerfallen in zwei sehr verschiedene Gruppen: neben Lauden, die dem mystischen Erlebnis leidenschaftlichen Ausdruck verleihen, befindet sich eine Reihe von mehr oder weniger abstrusen Gedichten, in denen Jacopone statt lebendiger Gottesminne unpersönliche mystische Theorien von den drei Hierarchien und den neun Chören der Engel oder vom Baum der göttlichen Liebe in Worte zu fassen sucht. Daß sich diese Lauden, in denen er graue Theorie in schwer verständlichen Versen darlegt, sowohl in der Ausgabe von Bonaccorsi wie auch in alten umbrischen Handschriften an letzter Stelle befinden, ist natürlich kein zwingender Grund, sie mit



Brugnoli[1] den letzten Lebensjahren Jacopones zuzuweisen. Man könnte mit nicht geringerem Recht geltend machen, daß diese Lauden, in denen Jacopone tatsächlich nur als Theoretiker und Verbreiter mystischer Lehren erscheint, wahrscheinlich in einer früheren Periode seines Lebens entstanden sind, als die Gewohnheit intellektueller Arbeit noch lebendig in ihm war und theologische Studien noch den Reiz der Neuheit für ihn hatten. Doch zeitlich genau bestimmbar sind weder diese Lauden vorwiegend theoretischen Charakters, noch die rein religiösen Gedichte, für deren Datierung uns jedes historische oder psychologische Moment fehlt.

Eine fortlaufende und lückenlose Seelengeschichte Jacopones läßt sich demnach aus seinen Lauden nicht erschließen, doch der Charakter dieses außergewöhnlichen Mannes tritt uns in seiner Dichtung mit überraschender Lebendigkeit entgegen.

Jacopone da Todi ist eine impulsive, von leidenschaftlichem Willen getragene Natur, maßlos in Haß und Liebesdrang, fähig, den einmal eingeschlagenen Weg bis zu den äußersten Grenzen zu durchlaufen. So hoch ihn auch der Prozeß der bewußten Verinnerlichung und Loslösung von allem Irdischen über die äußere Wirklichkeit des menschlichen Lebens emporgehoben hat, beweisen doch zahlreiche Stellen seines Canzoniere, daß er fest in der materiellen Welt, im Boden seines heimatlichen Volkstums wurzelt. Dieser große Mystiker ist kein von Natur in sich gekehrter, schüchterner, verschlossener Mensch, kein weltferner Träumer. In seinen didaktischen, moralisierenden und politischen Dichtungen spricht der kluge Kopf, der scharfsinnige Beobachter, der eigenes und fremdes Tun bis in die geheimsten Triebfedern aufdeckt und treffsicher einschätzt, der schonungslos alle Fehler und Schwächen bloßlegt und echte von unechter Tugend unterscheidet. Praktische Lebenserfahrung und gesunder Verstand äußern sich in sententiösen Feststellungen und sprichwörtlichen Redewendungen voll ursprünglicher Frische. Auch wenn die in diesem Punkt von niemand angezweifelte Tradition uns nicht über den bürgerlichen Beruf Jacopones und über die Rolle, die er in seiner Vaterstadt gespielt hat, unterrichtet hätte, würden uns doch zahlreiche Stellen seiner Laudensammlung überzeugend beweisen, daß er mit beiden Füßen im gesunden Boden des wirklichen Lebens gestanden und die Kleinwelt der umbrischen Stadt nicht nur als unbeteiligter Beobachter kennen gelernt hat.

Sein derber Realismus, den die kraftvoll mundartliche Färbung, die Eigenart und bildhafte Anschaulichkeit seiner Sprache zu einem der hervorstechendsten Züge seiner Kunst macht, ist von so überaus indivi-

[1] A. a. O., p. CXV.

dueller Prägung, daß die traditionellen Anhäufungen ekelhafter und abstoßender Dinge, die sich in der frommen Absicht, die Welt zu diskreditieren, wie ein schlammiger Strom durch die asketische Literatur des Mittelalters wälzen, neben den Bildern, deren er sich bedient, blaß und wesenlos erscheinen. Man kann sich wohl kaum eine eindringlichere Schilderung des mittelalterlichen Gefangenenelends denken als die satirisch gefärbte Klage *Que farai, fra Jacopone?* Und nicht nur dieses aus unmittelbarer schmerzlicher Erfahrung hervorquellende Gedicht, auch die allgemein gültigen Darstellungen der Erbärmlichkeiten unseres leiblichen Daseins sind von packender Plastizität. Von der Empfängnis und Geburt bis über das Grab hinaus läßt uns Jacopone alles Häßliche, Ekelhafte und Schmerzliche unseres physischen und moralischen Wesens in scharf charakterisierenden Bildern vor die Seele treten. Selbst die Gestalt der stillenden Mutter erscheint als gequältes, von keinem andern Gefühl als von banger Sorge um das Kind beherrschtes, freudloses Wesen. Die Schilderung des elenden Alten in *Audite una entenzone ch'era fra doi persone* übersteigt an grausiger Anschaulichkeit alle Häßlichkeitsschilderungen, in denen sich die Dichter des XIII. und XIV. Jahrhunderts mit Wonne ergehen. Die boshaft gezeichneten Karikaturen eines Rustico di Filippo und anderer Humoristen verblassen neben dem entsetzenerregenden Bild des entstellten Greisenantlitzes, das uns aus dieser fingierten Tenzone entgegenstarrt. Wie trefflich zeichnet Jacopone mit wenigen Federstrichen die herzlose Schwiegertochter, die den armen Alten verhöhnt! Mit der Wollust eines modernen Naturalisten ergeht sich Jacopone in Krankheitsschilderungen und häuft die eklen Gerüche, die neben dem Gestank unserer Sünden Moschus und Ambraduft gleichen. Mit welch brutalem Griff reißt er der falschen Religiosität die Maske herunter! Wie tief senkt er die Sonde in die Herzen der Ordensleute, die geistlicher Hochmut trotz aller Kasteiungen und aller zur Schau getragenen Tugend nicht empor zum Licht, sondern hinab in die Verdammnis führt! Mit welch grimmigem Hohn und in wie volkstümlich derbem Ton schleudert er dem toten Fra Ranaldo die Frage entgegen, wozu ihm die Sophismen seiner Pariser Hochschulweisheit unter dem Boden und vor Gottes Gericht dienen! Die ganze Wucht und Ausdruckskraft des jacoponischen Realismus zeigt sich, wenn wir seine grauenvolle Verwesungsschilderung im *Contrasto* zwischen dem Lebendigen und dem Toten (XXV) neben die blassen schematischen Varianten dieses Themas halten, die sich in so großer Zahl in der mittelalterlichen Literatur aller Länder finden. Jacopones Tenzone zwischen Leib und Seele, dieser gewaltige Kampf zwischen den höheren Forderungen des Geistes und den Bedürfnissen und Wünschen unseres lustverlangenden materiellen Lebens,



ist die denkbar bewegteste dramatische Paraphrase des Pauluswortes: *Castigo corpus meum et in servitutem redigo.* Es dürfte kaum möglich sein, in der ganzen Entwicklungsgeschichte der *Visio Philiberti* und ihrer zahllosen Verzweigungen eine so persönliche, robuste und durch und durch originelle Gestaltung dieses vielbehandelten Stoffes zu finden. In dieser *Altercatio* sind es nicht wesenlose Personifikationen, die miteinander disputieren, sondern wirkliche Gestalten von Fleisch und Blut, die heiß miteinander ringen: mit hohnvollen Worten und wild niederprasselnden Geißelhieben bändigt die Seele mitleidslos das elende Tier, das sich zu ihren Füßen krümmt und windet und immer wieder aufbäumt; der blasse intellektualistische Stil fast sämtlicher lateinischen und vulgärsprachlichen Fassungen dieser *Altercatio*, die man als Quelle Jacopones anführen könnte, weicht in seiner Neuschöpfung einer ausschließlich gefühlsbetonten familiären Rede, der die bodenständige mundartliche Färbung Blut und warmes Leben verleiht.

Trotz bewußter Abkehr von jeder Form intellektualistischen Dünkels und schärfster Kampfansage an alles, was mit sophistischer Schulweisheit und theologischer Überhebung zusammenhängt, hat Jacopone doch offensichtlich die intellektuellen Gewohnheiten seines durch juristische Studien geschulten Geistes nie ganz verloren. Doch läßt die Art, wie er theologische und philosophische Fragen behandelt, nur im allgemeinen auf Vertrautheit mit geistiger Arbeit, nicht auf Spezialstudien auf diesen Gebieten schließen. Auch kann die Aufrichtigkeit und Tiefe seines Abscheus vor jeder Form weltlicher Eitelkeit die Vermutung nicht aufkommen lassen, daß er nach seiner Weltflucht zu Füßen irgendwelcher Koryphäen der Gottesgelehrtheit als regulärer Theologiestudent gesessen habe. Doch in der Abgeschiedenheit der Klosterzelle hat er theologische und philosophische Studien nicht nur nicht verschmäht, sondern sich mit Eifer und Verständnis in die mystische Literatur, die ihm zur Verfügung stand, hineingearbeitet. Schon Ozanam hatte auf die Einflüsse der mystischen Theologie auf Jacopone aufmerksam gemacht, und Novatis geistvolle Studie hat in dieser Hinsicht geradezu bahnbrechend gewirkt. Wir besitzen heute verschiedene wertvolle, wenn auch nicht erschöpfende Untersuchungen über die Quellen, aus denen der Gedankengehalt der theoretischen Lauden Jacopones geflossen ist[1], und dürfen mit einiger Sicherheit annehmen, daß er das *Itinerarium mentis in Deum* und andere Schriften des h. Bonaventura und der Viktoriner gekannt hat;

[1] Besonders wertvoll sind die Untersuchungen von A. Gottardi, *L'albero spirituale in J. da Todi,* in *Rassegna critica della lett. it.* XX, und die schon erwähnte Arbeit von N. Sapegno.

aber auch andern Werken zeitgenössischer und älterer Mystiker kann er die Kenntnis der aus Dionysius Areopagita stammenden Theorie der Hierarchizatio, der Grade des mystischen Aufstiegs zu Gott, des Baumes der göttlichen Liebe danken. Die aus solchen Studien gewonnene Erkenntnis kleidet er mit einer gewissen Entdeckerfreude für sich und andere in seinen geliebten heimatlichen Dialekt. Lyrischen Überschwang dürfen wir von Versen, in denen er subtile Theorien zu vulgarisieren bestrebt ist, natürlich nicht verlangen. Die Gedichte, in denen er mystische Theorien auseinandersetzt, sind weder künstlerisch schön noch menschlich ergreifend; sie sind auch nicht gerade leicht verständlich, was sich zum Teil durch die Mängel der handschriftlichen Überlieferung erklärt, zum Teil aber auch durch die Schwierigkeit, abstruse Gedankengänge, für die ihm in der Hauptsache nur eine lateinische Terminologie zur Verfügung stand, in kurze, möglichst gemeinverständliche Worte zu fassen. Daß er dabei die Absicht hat, die Hauptlehren der mystischen Theologie zu vulgarisieren, liegt auf der Hand, und er hat die Aufgabe, die er sich gestellt hat, nicht ungeschickt gelöst. Wer auf Grund dieser dunklen, vielleicht stellenweise nicht ganz gut überlieferten Gedichte an Jacopones geistiger Gesundheit zweifelte, muß heute durch die Quellenforschung eines Bessern belehrt sein. Gerade dieser wenig poetische Teil seines Canzoniere spricht durchaus nicht gegen die Integrität seiner geistigen Fähigkeiten. Und nicht nur in diesen theologischen Lehrgedichten, sondern überall da, wo er belehrt, beweist, Schlüsse zieht, ist er vollkommen logisch.

Diese Klarheit des spekulativen Denkens, die scharfe Beobachtungsgabe, die sich selber und andere mit sicherem Blick durchschaut und zu äußeren und inneren Vorgängen des menschlichen Lebens Stellung nimmt, und auch der urwüchsige Realismus seiner künstlerischen Darstellungsform beweisen, daß in Jacopone da Todi der Sinn für die Wirklichkeit stark entwickelt war, und daß er ihn, abgesehen von kurzen Momenten religiöser Ekstase, nie ganz verloren hat. Was die Legende von seiner «sacra pazzia» berichtet und phantastisch ausgeschmückt hat, zerfließt in nichts, wenn wir uns an die sicher authentischen Texte halten und seiner Mystik als einer der großen Hauptströmungen des mittelalterlichen Denkens und Fühlens gerecht werden. Nur wer jede Form mystischer Spekulation oder mystischer Empfindung und jedes bewußte Streben nach Verinnerlichung als krankhafte Introversion oder als Wahnsinn abzutun gewohnt ist und nicht genug historisches Denken aufbringt, um sich in die Geisteswelt des mittelalterlichen Menschen hineinzuversetzen, kann Jacopone im gewöhnlichen Sinn des Wortes als irrsinnig bezeichnen. Die heilige Torheit, in der schon Paulus von Tarsus den

Anfang der christlichen Weisheit sah, nimmt in Jacopone greifbare Gestalt an und wird, bis zu den letzten Konsequenzen getrieben, zu einem Hauptbestandteil seiner Weltanschauung, zum Endziel seines moralischen Strebens. Wer sich nicht für einen Augenblick vom Geist der Renaissance und vom modernen Diesseitskult völlig frei machen kann, um ganz vorurteilslos in die Tiefen mittelalterlicher Seelen hinabzusteigen, wird Jacopone nie gerecht werden. Doch hat der moderne Mensch nicht das Recht, den Mystiker, der überzeugt ist, bleibende Güter für vergängliche einzutauschen, als Narren zu verachten.

Seinem harten, heftigen Temperament entsprechend, hat die bewußte Abwendung von der Welt in Jacopone zweifellos eine ungemein schroffe Form angenommen. Daß er sich Kasteiungen und Akten freiwilliger Selbsterniedrigung hingegeben hat, ist selbstverständliche Folge seiner Weltanschauung und seines Charakters, und läßt sich auch durch das Zeugnis seiner Dichtung stützen. Die harten Züchtigungen, mit denen die nach absoluter Reinheit strebende Seele jede unreine, in den alten Sündenschlamm hinabziehende Regung des Körpers im Keim zu ersticken sucht, sind sicher persönliches Erlebnis oder doch an sich selbst gestellte Forderung. Er selber spricht mit immer neuer Überzeugung von der «sacra pazzia» als der höchsten Errungenschaft des Geistes, der sich aus den Fesseln des Fleisches lösen will und nach oben strebt. Wer sich auflöst in heiliger Liebe

— e non sa dove sia,
e la pazia — gli par ritta via
de gire empazato d'amore[1].

Empreso ha novo lenguaio, — ché non sa dir se non «amore».
Piange, ride, dole e gaude — securato con timore;
e tal segni fa de fuore, — che paiono de om stolto,
dentro sta tutto racolto, — non sente da fuor que fare[2].

Contemplando te, solazo, — pargli tutto 'l mondo laccio,
regemento fa de pazo — a chi non sa el suo affare[3].

Quando iubilo ha preso — lo cor enamorato,
la gente l'ha en deriso, — pensando suo parlato,
parlando smesurato — de que sente calore[4].

Aber die verzehrende Glut, die ihn in den Augen früherer Freunde als Narren erscheinen läßt, ist höchste Weisheit, ist die neue Lehre, die zum Heil führt. In der kurzen, klaren, leidenschaftlich bewegten Lauda *Senno me pare e cortesia — empazir per lo bel Messia* bekennt er sich zu dieser Methode der Selbsterniedrigung und Selbstentäußerung,

---

[1] LXXXIII. [2] LXXIV. [3] LXXXVI. [4] LXXVI.

die die Seele so rasch zu göttlicher Höhe emporreißt: er weiß, daß Paris keine so große Weisheit kennt, daß wer äußere Ehre sucht, nie zu Christus gelangt, daß aber Demut und freiwillige Erniedrigung zur Vereinigung mit dem Gekreuzigten führen.

— Chi va cercando onore, — non è degno del suo amore,
ma chi cerca per vergogna, — ben me par che cetto iogna;
iá non vada più a Bologna — a 'mparar altra mastria[1].

Er weiß auch, daß dieser Verzicht auf falsche äußere Ehre seinen Lohn in sich trägt und zu wahrer Ehre führt:

De l'onor c'hai conculcato — nasce più forte onore[2].

Aber aus keiner einzigen Stelle seines ganzen Canzoniere läßt sich der zwingende Schluß ziehen, daß dieses Verlangen nach Erhöhung durch Selbsterniedrigung sich zu kindischen Akten oder zu Extravaganzen verdichtet habe, wie sie die Legende, in offenbarer Verkennung des wahren Charakters dieser «sacra pazzia», auszumalen liebt. Auch die originelle und in ihrer Maßlosigkeit überwältigende Lauda *O Signor, per cortesia, — mandame la malsania,* die so oft als Beweis seines Wahnsinns und seiner masochistischen Leidenschaft angeführt worden ist, bekommt einen etwas andern Sinn, wenn wir nicht nur den Ausdruck einer perversen Verkehrung des Lustgefühls in sein Gegenteil darin sehen wollen und uns klar machen, daß Jacopone nicht einfach diese phantastische Unsumme aller Möglichkeiten menschlichen Leidens, alle Krankheiten, Elend, Not, Verlassenheit und Schmach über den Tod hinaus von Gott für sich erbittet, sondern in dieser plastischen Form die Tiefe der menschlichen Verworfenheit ausdrückt, für die keine Strafe zu schwer wäre:

Signor mio, non è vendetta — tutta la pena c'ho detta,
ché me creasti en tua diletta — ed io t'ho morto a villania[3].

Die Legende vom heiligen Narren Jacopone hat im Licht der heutigen Forschung ebenso wenig Bestand wie die poetische Fiktion des frommen Bänkelsängers, der, von armseligem Volk und Kinderscharen gefolgt, durch die umbrischen Dörfer und Städte zieht und dem Jubel seines gottbegeisterten Herzens in Gesang und Saitenspiel Ausdruck gibt.

Aber wenn wir auch nicht mehr an eine schwere Störung seiner geistigen Fähigkeiten zu glauben vermögen und keinen Grund haben, anzunehmen, daß dieser leidenschaftliche Vorkämpfer der Spiritualenbewegung sich durch lächerliche Extravaganzen in den Ruf eines Narren gebracht habe — was seine Beteiligung am Pakt von Lunghezza nicht leicht verständlich machen würde — geht es doch nicht an, ihn für einen

[1] LXXXIV. [2] XCIV. [3] XLVIII.

Durchschnittsmenschen zu halten, der, im modernen Sinn, als völlig normal, psychisch gesund und äquilibriert gelten dürfte[1].

Der moderne Psychologe oder Psychoanalytiker wird, je nach seiner Einstellung, geneigt sein, die Seelenverfassung Jacopones als religiöse Monomanie zu betrachten oder einen besonders interessanten Fall von mystischer Introversion in seiner Psychose zu sehen.

Da wir keine Nachrichten über Jacopones Kindheit und Jugend besitzen, ist es nicht möglich, mit Sicherheit zu entscheiden, ob seine Introversion als erworbene oder, wenigstens in beschränktem Sinn, als kongenitale bezeichnet werden muß. Sicher ist nur, daß sich die Adaptation an die Umwelt in seiner Jugend normal oder wenigstens scheinbar normal vollzogen hatte; und daß auch der Sexualtrieb sich in ursprünglich gesunder Form auslebte, dürfen wir nicht nur der Legende glauben, sondern auch aus den wenigen Stellen seines asketischen Canzoniere, an denen er vom Weibe spricht, schließen. Was aus der *Altercatio* zwischen Leib und Seele und aus der Satire *O femene, vardate a le mortal ferute* zu sprechen scheint, deutet nicht auf eine ursprüngliche Phobie. Man könnte sich den harten Kämpfer Jacopone in seiner Jugend kaum als desadaptierten, verträumten, schwächlichen, schüchternen Jüngling denken; die Art, wie er in verschiedenen moralisierenden Gedichten von Jugendgenüssen spricht[2], deutet eher auf rasches Zugreifen nach den Freuden des Lebens. Jahrzehntelang scheint in der Tat die Realitätsfunktion bei ihm nicht offensichtlich angegriffen gewesen zu sein. Erst nachdem er den Zenit des Lebens bereits erreicht oder überschritten hatte, tritt der Verlust der Adaptation an die Umwelt ein.

Die Tradition sieht in seiner Bekehrung die Folge einer plötzlichen Katastrophe. Mit welchem Recht der tragische Tod der Gattin als Ursache seiner Abkehr von der Welt betrachtet wird, können wir weder historisch noch psychologisch bestimmen. Seiner impulsiven Natur ist ein plötzlicher, durch irgend ein äußeres Ereignis ausgelöster Entschluß sehr wohl zuzutrauen, was jedoch die Annahme einer langsamen, von ihm selbst vielleicht kaum beachteten inneren Vorbereitung keineswegs ausschließt. Wer in seiner Dichtung nach Spuren einer krankhaften Prädisposition zu seiner spät eingetretenen Introversion sucht, wird gut tun, bei der Lauda *O vita penosa, continua battaglia* zu verweilen. Dieser finstere geistliche *Enueg*, der selbst dem lieblichen Bild der

---

[1] N. Sapegno hat in der erwähnten, verständnisvollen und tiefschürfenden Studie die anormalen Elemente in der Psyche Jacopones wieder sehr betont.

[2] Zum Beispiel in XXIV.

stillenden Mutter kummervolle Züge aufprägt, der dumpfe Angst vor dem Leben aus dem grundlosen Weinen des Säuglings heraushört und aus der Kinderzeit nur Tränen, und von jeder genossenen Lust nur das bittere Ende in Erinnerung behält, deutet auf einen tief in der Seele wurzelnden Hang zum Pessimismus, auf die verhängnisvolle Gabe, jedem Ding die schlechteste Seite abzugewinnen. Der Verfasser dieser düsteren Dichtung kann kein harmonischer Mensch gewesen sein. Die Gabe, den Augenblick voll und restlos auszukosten, hat er wohl nie besessen. Die unausbleiblichen Enttäuschungen des Lebens mögen seine Neigung zum Pessimismus gestärkt haben, und in einer depressiven Phase seiner seelischen Entwicklung verdichtete sich die finstere Tendenz zur Tat, zur Weltflucht. Der Entschluß der Abkehr von der Außenwelt zu Gunsten der Innenwelt, die Abwendung vom Diesseits zum Zweck der Gewinnung jenseitigen dauernden Glücks darf jedoch bei einem mittelalterlichen Gläubigen nicht einfach als psychischer Zusammenbruch, als Ausbruch des religiösen Wahnsinns betrachtet werden. Die Tat der vollständigen Entsagung findet ihre Rechtfertigung in der herrschenden, von den führenden Geistern anerkannten Philosophie. Der normale Verstand findet volle Befriedigung in diesem Jenseitsstreben. Jede Konzession an die Außenwelt ist im Grunde nichts anderes als ein Kompromiß für den überzeugten Christen des Mittelalters, und Jacopone ist eine harte, geradlinige Natur aus einem Guß, der Kompromisse und Inkohärenzen verhaßt sind. Nachdem ihn ein plötzlicher Entschluß aus seiner bürgerlichen Stellung gerissen hat, gibt es für ihn keine Möglichkeit der Rückkehr. Der leidenschaftliche Wille treibt ihn, den eingeschlagenen Weg bis zum letzten bittern Ende zu gehen. Aber die Umwelt, in der er feste Wurzeln gefaßt hat und an der er noch mit vielen Fasern seines Wesens hängt, macht es ihm nicht leicht, das Ziel, die selbstgewollte Loslösung von der Wirklichkeit und das Aufgehen der ganzen Persönlichkeit in der neuentdeckten Innenwelt, zu erreichen. Der alte und der neue Mensch ringen in wildem Kampf miteinander. So sehr er sich bemüht, die Tore der Sinne zu schließen, dringt die Außenwelt doch immer wieder ein und stört das Werk der innern Sammlung und Beseligung, das er erstrebt. Während andere Mystiker, die ihm vielleicht als Vorbild dienten, sich mit der Abkehr von den Dingen dieser Welt begnügten, haßt Jacopone aus leidenschaftlichem Herzen die Welt, von der er sich so schwer frei machen kann. Die eigene Vergangenheit, von der er sich losgesagt hat, erscheint ihm nicht nur wertlos, sondern schuld- und fluchbeladen; je mehr er sich von den Stimmungen, aus denen sein früheres Handeln hervorgegangen war, entfernt, desto härter urteilt er über sich selbst. Die Erinnerung an die sündige Lust früherer Zeiten, die Ver-



zweiflung über die Macht, die das Fleisch noch immer über seinen Geist gewinnt, erzeugen in ihm jenes tiefe Schuldbewußtsein, für das wir moderne Menschen so wenig Verständnis aufbringen. Dieses Schuldgefühl, das sich naturgemäß mit Angstzuständen paart, hat nichts zu tun mit der vulgären Armesünder- und Gnadenbettelstimmung weichlicher Mystiker. Es ist nichts anderes als eine Form, die der glühende Wunsch nach Vollkommenheit annimmt. Die freiwilligen Leiden, die er auf sich nimmt, sind nicht Selbstzweck, nicht masochistische Freude an Schmerzgefühlen, sondern eine notwendige Reaktion gegen den unerträglichen Druck des Schuldbewußtseins und ein Mittel, dessen er sich bewußt oder unbewußt bedient, um das Ziel, die innere Konzentration, die Versenkung in die Tiefen der eigenen Persönlichkeit zu erreichen.

In seltenen Augenblicken seines Büßerlebens ist ihm das innere Glücksgefühl, das den Mystiker für den Verzicht auf die Außenwelt entschädigt, zu teil geworden. Aber er erreicht diese Höhepunkte des mystischen Verinnerlichungsprozesses schwerer und seltener als andere, deren Introversion mehr oder weniger angeboren sein mochte. Die Momente ekstatischer Seligkeit ersehnt er mit der ganzen Kraft seiner Natur und mit der ganzen Innigkeit seines Gefühls. Der rein affektive Zustand der Ekstase findet bei ihm kein anderes Wort als «amore, amore» und verdichtet sich nur selten zu bestimmten, klar erkennbaren Symbolen; die Bilder, deren er sich bedient, um den Zustand der «santa nichilità» auszudrücken, bleiben, trotz aller aufrichtigen Erschütterung, abstrakt und vag. Die sexuellen Vergleiche und Vorstellungen, die auch bei ihm bei der Schilderung der Unio mystica nicht fehlen, haben keine individuelle Färbung und sind bloße Wiederholung des traditionellen mystischen Sprachgebrauchs. Sexuelle Momente spielen überhaupt in seiner Dichtung keine bedeutende Rolle. Es handelt sich bei ihm nicht um einen krankhaften Verdrängungsprozeß, bei dem die Phantasie immer wieder den Ausgangspunkt umspielt und im Traumleben die Befriedigung sucht, die ihr die Wirklichkeit versagt, sondern um eine herzhafte Absage, die die verbotenen Wünsche jedesmal, wenn sie mit gesunder Naturkraft wieder erwachen, brutal von sich weist. Darum fehlen seiner Ekstase alle infantilen und sentimentalen Züge, die in der Vorstellungswelt der meisten Mystiker eine so große Rolle spielen. Alles Weiche und Träumerische liegt Jacopone fern. Seine beiden Marienlieder sind von auffallender dogmatischer Starrheit, und wo ein tieferes Gefühl durchbricht, gilt es mehr der göttlichen Liebe, die sich zu uns sündigen Menschen herabläßt, als dem lieblichen Bild der Mutter, die ihr Kind im Arm hält. Nur in der dramatischen Passionslauda, wo er tiefsten Schmerz menschlich mitfühlt, findet er ergreifende Töne. Warmes Empfinden kommt

auch in den beiden Weihnachtsliedern (LXIV—LXV) zum Ausdruck, doch ist es der heiße Dank für Christi Opfer, der alles andere überflutet, und die konkrete Vorstellung der Weihnachtsszene, das liebliche Bild des göttlichen Kindes zurückdrängt. Unter Jacopones Namen sind eine Reihe von Weihnachtslauden überliefert, die das im Heu strampelnde Jesuskind oder die mit ihm spielende stillende Mutter mit einer Fülle von lieblichen, naiv herzlichen Zügen schildern. Daß diese ansprechenden Aeußerungen kindlich heiterer Frömmigkeit ebenso wenig von Jacopone sein können wie die heiligen *Ballate, Mattinate, Serenate* und *Danze*, die ihm späte, wertlose Handschriften und die Ausgabe Tresatti zuschreiben, beweist nicht nur die handschriftliche Ueberlieferung, sondern auch die oberflächlichste Kenntnis der Psyche Jacopones, in der das negative Element, die Askese, weit stärker entwickelt ist als das positive, die mystische Träumerei.

Den seltenen, unendlich schwer erkämpften Augenblicken der vollständigen Verdrängung der Außenwelt und der völligen Versenkung in die Tiefen der eigenen Seele, die zur beseligenden Vereinigung mit Gott führt, folgen Perioden schwerer Kämpfe und trostlosen Zweifelns an sich selber und am eigenen Heil. Das völlige Aufgehen in der Innenwelt, von dem er Stillung alles Sehnens erwartet, wird ihm so selten zuteil, die ursprüngliche gesunde Extraversion liegt immer noch so nahe, daß er sich immer wieder von der Außenwelt angezogen fühlt und zu ihr zurückkehrt, um andern seine seelischen Erfahrungen mitzuteilen oder im heißen Kampf für die reinen Ideale des Ordens, dem er angehört, den Kontakt mit dem wirklichen Leben wieder zu gewinnen. So haftet seiner Seele, trotz der Energie seines stets auf das gleiche Ziel gerichteten Wollens, eine schmerzliche Zerrissenheit an, die aus ihm eine der psychologisch interessantesten Mystikergestalten nicht nur des XIII. Jahrhunderts macht.

Zürich. *Ernestine Werder.*



Contribution à l'étude de la situation linguistique dans la vallée de La Roche du XIIIᵉ siècle à 1500.

La question de la lutte des langues ou, en d'autres termes, de la variation de la limite linguistique dans la vallée de La Roche (ct. de Fribourg), résumée par M. Gauchat dans l'article qu'il a consacré aux dialectes de la Suisse romande dans le *Dictionnaire géographique de la Suisse*[1], a déjà été étudiée par M. Zimmerli[2]. Bien qu'il parle avec quelque détail de cette région, certains faits peuvent être précisés encore, sans d'ailleurs que la doctrine admise aujourd'hui de la coexistence, dans la vallée, de deux langages — dialecte franco-provençal et dialecte alémannique — en doive être ébranlée: au contraire.

Lorsqu'il s'agira de déterminer des limites linguistiques actuelles, le chercheur aura recours naturellement aux statistiques qui, chez nous en tout cas, contiennent une rubrique spéciale concernant les langues parlées par chaque individu. Mais si les données qu'on peut recueillir de cette façon sont sûres lorsqu'il est question d'habitants d'un hinterland linguistique, en est-il de même quand il s'agit d'individus habitant les villages situés sur la frontière de deux langues? Et chaque personne interrogée a-t-elle pleinement conscience de ce qui est sa langue maternelle? N'y aura-t-il pas des cas, plus nombreux qu'on ne le croit, où un simple paysan d'un village frontière pensera aussi facilement en français qu'en allemand, par exemple? Le trait rouge qui sur la carte fédérale au 1 : 100000ᵉ utilisée par Zimmerli représente la frontière linguistique, risque fort de ne représenter qu'une limite idéale, une abstraction, un à peu près en tout cas: entre deux langues même très différentes, la limite a des chances de ne pas avoir plus d'existence réelle que les limites dialectales entre patois d'une même langue, si les conditions géographiques et économiques ne forment pas elles-mêmes un rempart infranchissable. C'est ainsi que Zimmerli, pour Fribourg, met tout le quartier du Bourg sur territoire allemand: c'est pour le moins inexact. On est accoutumé par ailleurs, à Fribourg, à considérer l'extrémité inférieure de la Grand' Rue comme

---

[1] *Dictionnaire géographique de la Suisse*, t. V, p. 261.

[2] Zimmerli, *Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz*, II. Teil, Basel und Genf 1895, pp. 125—132.



limite du domaine roman: convention, encore une fois, puisqu'une bonne partie du quartier de l'Auge parle français. Par contre, le quartier moderne des Daillettes, à cheval sur les territoires de Fribourg et de Villars-sur-Glâne, tend de plus en plus à se germaniser: il faudrait donc, sur une carte détaillée, faire de ce quartier excentrique un îlot linguistique, s'il est vrai que la majorité des habitants y parle allemand. Si l'on voulait être exact, il faudrait tenir compte de toutes les fermes, situées souvent loin de la frontière, dont tous les occupants sont fréquemment Bernois: et ces fermes seraient autant d'îlots linguistiques, souvent très tenaces et très résistants, puisque la religion s'unit à la langue pour empêcher une absorption, une assimilation, par la population environnante.

Si telles sont les difficultés que rencontre le chercheur lorsqu'il étudie la frontière linguistique aujourd'hui, alors qu'il lui est pourtant loisible, avec de la peine et de la patience, d'interroger tous les individus parlants, on conçoit aisément que cette difficulté soit incomparablement accrue lorsqu'il s'agit d'étudier le même problème il y a plusieurs siècles. Avant 1810, il n'existe à Fribourg aucun registre de recensement; nous en sommes réduits, pour les périodes antérieures, à disséquer les noms des individus et à tenter, d'après ces noms, de rechercher quelle langue ils parlaient. Mais malgré les nombreux textes qui nous restent, depuis le XIVe siècle surtout, nous ne pouvons jamais être certains, d'abord, de connaître exactement tous les individus qui ont vécu dans telle localité ou sur tel territoire: nous travaillons avec des données forcément restreintes, en plein domaine par conséquent des probabilités.

En ne tenant compte que des noms transmis par les textes, les résultats qu'on en pourra tirer seront-ils certains? Je n'insisterai pas — et Zimmerli non plus ne l'a pas fait — sur le danger qu'il y aurait, dans un pays où la nature ne s'opposait nullement à des échanges de population entre les deux territoires linguistiquement divers qui s'affrontaient, à tabler sur les noms de famille. Est-il plus sûr, plus prudent, de choisir les prénoms comme critère? C'est ce que Zimmerli fait, lorsqu'il recherche quelle était la langue parlée par les habitants de Fribourg mentionnés dans le rôle d'impôts de 1379[1], ou qu'il tente, avec beaucoup de prudence d'ailleurs, de rechercher la densité relative des deux populations dans certains villages frontières[2]. Mais il ne faut pas oublier que les prénoms sont affaire de mode, qu'une famille parlant français peut fort bien, à l'occasion, appeler un de ses fils *Conrad-Ferdinand*,

[1] Zimmerli, *op. cit.*, t. II, pp. 88—102.

[2] Par exemple pour Marly-le-Grand (p. 105), Ferpicloz (p. 113), Essert (p. 116).

ou *Ladislas*[1]. Au surplus, qu'on prenne garde que beaucoup de prénoms figurant dans la liste de 1379 sont des diminutifs, des hypocoristiques: or ces hypocoristiques ont pu aussi bien être donnés par des voisins de langue différente: ils ne préjugeraient en rien, dès lors, de la langue maternelle parlée par celui qui portait ce prénom transformé.

Dans certains cas, d'ailleurs, Zimmerli attribue telle langue à tel individu sans raison suffisamment probante. C'est ainsi qu'il donne à *Hugo de la Schüra*[2] l'allemand comme langue: mais, à la ligne suivante, figure *Mermeta sa donzala*, qui parle le français. N'aurait-ce pas été aussi la langue du père? Et le nom de *Schüra* est-il un critère suffisant pour décider que ce *Hugo* parlait thiois? Ailleurs encore, Zimmerli mentionne *Mermet Chastel*[3], qu'il attribue au français: mais pourquoi, immédiatement après, faire précéder d'un point d'interrogation le nom d'*Anguilla sa donzala*? — Cet auteur a dû sans doute reconnaître souvent la difficulté qu'il y avait à juger, au vu du seul prénom, ou à peu près, de la langue parlée par la personne ainsi nommée. Lorsque le rôle d'impôt mentionne, par exemple, *Peter de Payerno*[4], il l'attribue — est-ce avec raison, est-ce à tort? — à la langue française. Et lorsqu'il cite, dans le quartier de l'Auge, *frou Johanneta* et *Mya Favers*[5] il leur fait parler le français: est-ce exact, est-ce faux? Nul ne le saura jamais.

Il est inutile d'insister, je pense, sur le caractère précaire des conclusions qu'on peut tirer de ces données: prénom, indication éventuelle, par le scribe, d'une parenté, d'un métier, pour juger de la langue parlée habituellement par telle personne, il y a cinq siècles. Et cependant ces données, avec tout ce qu'elles ont de fragile, d'incertain et de peu explicite, avec tous les dangers que présente leur interprétation, sont les seules qui puissent nous aider. Peut-être, en les utilisant, aboutira-t-on à des conclusions erronées? Il n'y a que deux alternatives: ou tout ignorer, ou courir le risque, presque à coup sûr, de se tromper.

Nous avons sans doute une autre béquille: l'étude des noms des lieux-dits. Mais cet instrument n'est point parfait lui non plus: on sait que les noms de lieu, et même ceux des lieux-dits, moins stables pourtant que ceux des villages, parce que de plus minime importance et d'usage moins général, peuvent être, et sont souvent, en retard sur l'état

---

[1] Dans la Singine, on appelle fréquemment *Pieru* des individus qui ne parlent nullement le français, et, en Alsace, de ce qu'un homme s'appelle *Jean (šāŋ)*, on ne saurait rien conclure quant à sa langue maternelle.

[2] Zimmerli, *op. cit.*, t. II, p. 95, 1re col.

[3] Zimmerli, *op. cit.*, t. II, p. 94, 2e col.

[4] Zimmerli, *op. cit.*, t. II, p. 94, 2e col.

[5] Zimmerli, *op. cit.*, t. II, p. 38, 1re col.

linguistique réel de la région où on les rencontre. En d'autres mots, un territoire nouvellement germanisé pourra garder pendant un certain temps les noms de lieu dans la langue parlée par les anciens habitants — à moins qu'il n'y ait eu envahissement brusque, et impossibilité par conséquent pour les nouveaux venus de s'assimiler le vocabulaire toponymique de la population primitive, d'où nécessité de créer un lexique neuf — et ce n'est que petit à petit que des noms de lieu nouveaux, tirés de la langue nouvellement implantée, prendront la place des anciens: de ceux-ci, d'ailleurs, il restera presque toujours quelque chose. N'est-ce pas, peut-être, des phénomènes semblables que nous avons dans la vallée de La Roche? Les conclusions qu'on peut tirer des noms de lieu ne risqueront-elles pas d'être trop favorables à la langue française? De ce que tous les lieux-dits de tel hameau sont romans, il ne s'ensuit pas nécessairement qu'on n'y ait pu parler thiois.

Mais si ces deux sources de renseignements, noms de lieu et noms de personne, ne dépendent pas directement l'une de l'autre, s'il n'y a pas connexion nécessaire entre elles, on peut en conclure que, si les résultats auxquels on arrive en les utilisant concordent, les chances d'avoir une idée relativement exacte de la réalité linguistique en sont augmentées de beaucoup. Toutefois, il importe de ne pas oublier que les textes ne citent certes pas tous les lieux-dits: dès lors, les proportions que nous établissons entre noms de lieu romans et noms de lieu germaniques courent le risque d'être erronées. De plus, certains de ces lieux-dits peuvent avoir une double dénomination, thioise et romane, comme nous en aurons de nombreux exemples, et les terriers peuvent ne citer que l'une d'entre elles: nouvelles chances de tirer de fausses conclusions. Et si les deux séries de renseignements, noms de lieu et noms de personne, donnent les mêmes résultats, ce ne sera probablement que dans le cas où ces noms de lieu et ces noms de personne seront fort peu nombreux, c'est-à-dire alors précisément qu'on serait tenté de conclure d'après des données restreintes. Cela s'explique aisément: les transformations des noms de lieu et des noms de personne n'étant pas synchrones — la seconde est plus rapide que la première — et le temps de départ étant sensiblement le même, ces deux lignes ne pourront pas se couper. Ou, si elles se coupent — en d'autres termes, si elles nous présentent des résultats identiques — ce ne sera que parce que les données seront insuffisantes.

*

Pour la vallée de La Roche, le problème est connu: tandis qu'aujourd'hui la frontière linguistique, laissant Bonnefontaine à l'ouest, atteint le sommet du Muschenegg, suit de là le faîte du Cousimbert jusqu'à la



Berra, pour s'identifier avec la limite des bassins de la Gérine et de la Singine, au nord, et du Javroz, au sud, on trouve des lieux-dits d'origine germanique plus à l'ouest, sur tout le territoire de l'actuelle commune de La Roche. La situation linguistique, au moyen âge, devait donc être différente de ce qu'elle est actuellement. Pour l'ouest du pays, c'est-à-dire le territoire de Pont-la-Ville, le premier document qui nous donne quelques renseignements date de 1294[1]: on y trouve les noms d'habitants de ce village, soit *Johannis filii Nicole*[2], *Cristani fratri dicti Johannis, Cristani et Minina, Guillandi dou Pleit, Ardiot, Rodulphi de Monsoflu, Anselmi et fratris sui Rodulphi,* et d'habitants de Bertigny, soit *Ottonis, Wllini Albi et nepotis sui.* On ne peut guère tirer quelque chose de ces noms, sauf de celui de *Guillandi dou Pleit,* qui semble être roman. En 1315, un terrier[3] mentionne une série d'habitants de Pont-la-Ville: *Rodulphus dictus de Sarbachy, Cononis dicti de la Costaz, Henrici Clerici, Mignay de Mediavilla, Marguerete dou Plex.* Mais il est intéressant de constater qu'alors déjà nous trouvons dans cette localité une trace alémannique: il est question, en effet, d'*Agnetis relicte Girardi Alamant.* Ce *Girardi Alamant*, selon toutes probabilités, venait de l'est, et avait été ainsi appelé parce qu'il parlait une langue différente de celle des habitants du pays. Chose plus intéressante, ce terrier signale un petit centre de colonisation alémannique en plein territoire de Pont-la-Ville, à Mallamollière: en 1315 y habitaient *Mermeti filii Willelmi et fratrum suorum, Balete, Petri et Mermeti liberorum Belete, Cristini filii Belete,* ainsi que — voici les thiois — *Cononis Allaman, Petellin* — il s'agit du prénom *Peterlin*, avec assimilation du *r-* — *Alamant, Uldrici dicti Estofel:* ce nom, formé de *Christoffel,* se continue aujourd'hui encore dans le nom de famille *Toffel.* — Si nous nous rapprochons du territoire actuel de La Roche, nous arrivons au hameau de La Praz: en 1315 encore, nous y trouvons un certain *Pectel* — soit *Peter* —, *Uldrici consanguinei sui, Perrodi de Tribudin, Burquini de Rupe et Petel fratrum suorum, Uldrici Waÿgere:* ici encore, j'ai l'impression que nous sommes en présence de personnages parlant thiois. — Chose bizarre, c'est sur le territoire de La Roche, au hameau de Chaflou — *apud Chiesaflo* suivant notre texte — que sont cités deux individus dont les noms sont essentiellement romans: *Johannis Apostylix* et *Rodulphi Mate.* Au hameau de Perrabot — *Pierabot* en 1315 —, sur territoire de La Roche aussi, ce sont encore des habitants de langue romane que

[1] A[rchives de l']E[tat de] F[ribourg], Bulle n° 77.

[2] Les noms sont toujours transcrits tels qu'ils se trouvent dans les mss.

[3] AEF, Terrier de Bulle n° 64, 2e part., f° 1 recto.

nous rencontrons: *Cononis dicti loci, Henrici Cononis fratris, Johannis filii Ciciliam, Petri fratris dicti Johannis, Petri Chevalier, Henrici de Villaret.* Au contraire, c'est dans la partie la plus méridionale du pays, à Villaret, que se retrouvent des gens qui parlaient, semble-t-il, l'allemand: *Petri filii Offiman, Mechy relicte Rodulphi, dicti Estofel*, avec, c'est vrai, *Rodulphi Paradix.*

L'image de l'état linguistique de la vallée, à cette date de 1315, telle que nous la pouvons déduire de notre terrier, est fort incomplète, puisque ce registre ne mentionne que quelques habitants de quelques hameaux seulement de la partie ouest et sud du pays. Mais cette image est intéressante quand même, par cela qu'elle montre, à cette époque déjà, des faits extrêmement complexes, une situation très enchevêtrée: certains hameaux paraissent avoir une population bilingue, d'autres, en plein territoire roman, du côté de Pont-la-Ville, semblent parler thiois, tandis que d'autres enfin, sur le versant est de la Combert, ont des noms romans.

Pour les années qui suivent, les documents sont très rares. On ne peut guère citer qu'un acte de 1318[1] relatif à la partie septentrionale du pays, soit aux hameaux de Malagotta, de la Fayaulaz et de la Théraulaz: il nous montre lui aussi un état linguistique très mélangé. A côté en effet de noms comme *Johannes filius quondam Ite de la Faioula* — ce hameau aurait continué à parler roman — et d'*Uldricus dictus dou Vilar*, se trouvent un nombre plus considérable de noms thiois, soit *Petrus dictus Roeuchi, Ruedinus filius quondam Bene — Benoît*, sans doute — *de Malagotta, Petrus Spetinc, Willelmus Heberlinc, Uldricus dictus Wegere*, et de lieux-dits en cette langue, *zer alten Ledi, in territorio de la Tÿroula . . in loco dicto zer obren Tyroulen, vulgariter zem Brukhe, Dornachkher, Risenbrunnen.*

Trente ans plus tard, soit en 1348, un document[2] s'étend longuement sur les lieux-dits et les habitants de Bertigny. Nous constatons au moins que de ce côté-là la germanisation n'avait fait aucun progrès: tous les lieux-dits — et notre document en cite cinquante — sont romans, sans exception, de même que les personnes mentionnées: *Peroneti Mascheron de Bretignie, Cristini nepos* [sic] *dicti Peroneti, Agnessone relicte dicti Gros, Perrodi Gardont, Cristini filii quondam Gonradi Mascheron de Bretignie. Johannis de Fossaul, Emole filie Bellette de Bretignie nomine suo dicte matris sue, Michodi et Mermeti fratrum suorum, Henriodi Douczin, Mertmeti de Fredivilla, Martineti de la Fredivilla.* Un document de 1351[3] cite quatre habitants de Pont-la-

[1] AEF, Bulle nº 4. [2] AEF, Bulle nº 3. [3] AEF, Bulle nº 7.

Ville: *Henriodus li cler, Agnetis Herquina, Marguerete dou Playt, Petri Gaula*, dont trois au moins — j'en excepte la seconde — paraissent être romans.

Mais si le front occidental tenait bon, dans la vallée même de La Roche les éléments se mélangeaient de plus en plus. Un acte de 1356 cite en effet, comme habitants de Montsofflo, Chaflou, la Fayaulaz, Villaret et Pont-la-Ville: *Ruissy Garwoz, Petri de Pierabot, Petel de Momblens, Bury mariti Cristine Beny relicte Yany Belpelet, Henrion de Vilaret, Yully Guillot, Bury filii Marione de Momblens, Williodi dou Ruaul, Ruissy Inderdolft, Petri Rectiez, Anthonii Inderdolft, Ruyssino Obrostoz de la Malagota, Agnes dou Mont uxoris Petri de Essert, Ruissy Bas, Willy Synoter de la Faioula, Roleti Briman, Mermeti Champin, Mermeti ou Pignieret, Perrodus dou Beneston*. Je n'ose me hasarder à décider quelle langue parlaient habituellement tous ces personnages: les uns ont des noms complètement romans, d'autres tout à fait thiois, d'autres encore ont le prénom d'une langue et le surnom de l'autre.

Pour le XVe siècle, les documents, les terriers en particulier, deviennent plus nombreux et plus précis. Si nous étudions chacun des hameaux dont se compose la vallée de La Roche — il faut remarquer que dans cette contrée comme dans la Singine voisine, ce sont les hameaux qui forment les entités, et que le village, ou en d'autres termes l'agglomération centralisant l'église, l'école, l'auberge, tel qu'on le trouve dans toute la partie romane du canton de Fribourg, est de formation récente — et si nous commençons de nouveau par l'ouest, nous voyons que la population, à Pont-la-Ville, en 1408 [1], était certainement mélangée. A côté d'individus parlant probablement roman, nous trouvons *Hennini Trueylly*, dont la langue était sans doute l'allemand. Les lieux-dits, cependant, sont tous romans, sauf deux: *en la Locmattaz* et *en Wallamatta*, situés d'ailleurs à l'extrême frontière du village, du côté de La Roche. Il ne sera pas trop osé de conclure que, s'il y avait à Pont quelques personnes parlant allemand, cette émigration devait être de peu d'importance, et pas très ancienne. Le hameau de Bertigny [2], lui, gardait toujours sa physionomie absolument romane: les habitants, *Perrodi Rossens, Roletus Pary, Roleti Cristin, Burquini de Fossar*, employaient le franco-provençal, et les vingt-six lieux-dits mentionnés dans le terrier sont romans. Au Vègre — en 1408 *Weyguere* —, c'est-à-dire sur territoire de La Roche déjà, vivaient en 1408 *Werlini dou Weg, Ruoffini Masser:* deux noms thiois, évidemment: mais le premier

[1] AEF, Terrier de Bulle n° 59, f°s XXII—XXV.

[2] AEF, Terrier de Bulle n° 59, f°s XI—XII^vo^.

n'est pas exempt quand même d'influence romane. Comme lieux-dits, je trouve *in territorio dou Weg*, *ou Kurchly*, soit deux noms thiois, et un que je ne sais où classer, *supra Buschiberlet*. — Au hameau plus important de La Praz[1], la population semble être fort mêlée; mais l'influence allemande me paraît cependant dominer. Voici la liste des propriétaires de terres: *Uellini Cosandeir, Yanini de la Praz, Henczini Murisin, Johannes de Castello, Petrus Piero, Hansoni de Pieraboth, Willini de Malamullier, Cuonzini de Monblin, Willini Stuczer, Ruoffini Kolly, Petrus Weguere de la Fayoulaz, Burini Bapst, Roleti Parix, Jaqueti Weytat de Bretignye, Yanini Fallie, Roleti Chafflot, Ruoffini Massere* — qui, nous l'avons vu, habitait au Vègre — *Jakini de Monblin, Burini Hugis, Jaquod Louup, Petrus Pancy, Yanini Varer, Yanini dou Benenston, Willini Grochert, Ruoffini Boesy, Ruefini de Rivo.* Quant aux lieux-dits, au nombre de 44, leur répartition concrétise admirablement le mélange des deux langues en cet endroit: pour 22 lieux-dits romans, il y en a 22 d'origine germanique. — A Montlien — *Momblens* en 1408 —, même mélange: à côté de *Nikillini Hospitis de Villaret*, de *Nicodus de Chafflot, Petri D'Essert* et *Petri Darby,* dont la langue paraît avoir été le roman, nous rencontrons les noms de *Cuonczini Ryxi de Montblens*, *Willini Rixis*, *Burini Rissis*, *Petri Spilmant*. Le nombre des habitants parlant thiois contrebalançait donc exactement celui des individus s'exprimant en roman. Les noms de lieu, par contre, sont en majorité germaniques: j'en trouve 17 thiois contre 6 seulement d'origine romane. Ce hameau, à ce moment, était-il en train de se romaniser? — Au Villaret, la situation est sensiblement différente: à une trentaine de lieux-dits romans correspondent une vingtaine seulement de lieux-dits à dénomination thioise[2], et ceux-ci sont tous groupés dans le nord du territoire, soit aux environs de Gueltwil, *en Guerwill*[3] dans le texte. Les habitants ont des noms difficiles à interpréter: sauf quelques-uns, assez rares, soit *Yaquini dicti Henni, Burini Bapst, Henchinus Ruedis, Burini Rixis de Montbens* [sic], *Petri Greden, Yanino de Sibental,* les autres, au nombre de 12, ont des surnoms romans, mais presque tous des prénoms germaniques, *Yakinus, Ruoffinus, Burinus*, *Uellinus*. — A Montsoffloz enfin, c'est le thiois qui triomphe: à quinze lieux-dits allemands ne s'opposent que sept romans, et les habitants se nomment *Petri Pancy alias dicti Massers, Elsine eius uxoris, Hensillini et Huberti Weguere, Petri Juglard*[4].

---

[1] AEF, Terrier de Bulle n° 59, fos I—X.
[2] AEF, Terrier de Bulle n° 59, fos XXVvo—XXXIII.
[3] Id., ibid., fo XXVIIIvo. [4] Id., ibid., fos XVIIvo—XXIvo.

Trente ans après, en 1438, ont été dressées de nouvelles reconnaissances. A Brétigny, tous les lieux-dits, au nombre de 23, sont romans[1]. A Pont-la-Ville, tous également sont romans, sauf trois[2]. Mais chose curieuse, tandis que les lieux-dits de ce territoire ont une physionomie franchement romane, il n'en est pas de même pour les noms de personne: presque tous les individus cités ont des prénoms thiois, comme *Rueffinus dou Riaulx*, *Burquini de Fossal*, *Ruuffini Juglar*, *Yanini Mongney*, alors que les noms romans, soit ceux de *Nycodi Paradix*, *Perrodi Mottier*, sont moins nombreux que ceux qui sont entièrement allemands: *Burini Yaquit*, *Vuillini Huguys*, *Hennini Kollis*. Faut-il en conclure que Pont-la-Ville parlait en 1408 plutôt l'allemand? Il n'est pas impossible qu'il en ait été réellement ainsi; mais il n'est pas exclu d'autre part que ces prénoms — et à plus forte raison les surnoms — ne signifient rien quant à la langue des sujets qui les portaient. — Au Vègre, la situation n'a pas changé: les trois lieux-dits sont toujours allemands[3]. — A Montlien, les lieux-dits sont en grande majorité germaniques, comme en 1408: une douzaine contre quatre romans[4]. Plus au sud, à Perabot, je trouve sept lieux-dits romans contre douze germaniques[5]. A Montsoflo enfin, sur les flancs du Cousimbert, presque tous les noms de lieu — et il y en a une soixantaine — sont allemands. — Pour ce qui est du fond de la vallée, c'est-à-dire du hameau de Scherwil, le lexique des lieux-dits apparaît comme très mélangé: à une quinzaine de noms romans, soit *en la Brectonery*, *versus la Grossa Piera*, *in campo dou Pasquier*, *in Fonte Fabri*, *eis Planches*, *ouz Fornet*, *ou Mares*, *ly Sierny Bellecrity*, *subtus la Siaz*, *ou Publet*, *in Campo Esconduz*, *ouz Penel*, *eis Mollies*, *en la Velly*; à cette quinzaine de noms romans s'opposent neuf lieux-dits allemands, soit *ou Servuyl*, *ruali dou Besbach*, *ou Teltylinguer*, *ou Stadelakeuch*, *ou Guervuyl*, *en la Rosmattaz*, *en Helsimattaz*, *ou Spichinech*, *ouz Brant*[6]: il semblerait donc que l'élément franco-provençal y ait formé la majorité.

Si le terrier de 1438 ne donne aucun renseignement concernant le hameau de la Fayaulaz, une «grosse» de 1440 comble cette lacune. Y sont mentionnés *Petri Farer*, *Ruouffini Bast*, *Martini Knuoory*, dont la langue maternelle était semble-t-il l'allemand. Ce qui tendrait à confirmer cette hypothèse, c'est que tous les lieux-dits de cette partie du territoire de La Roche, sauf trois — *ouz Meilant*, *en la Chattery* et *in*

[1] AEF, Terrier de Bulle n° 58, f°s XIX—XXII.

[2] Id., ibid., f°s XLII—XLVIIII^vo.

[3] AEF, Terrier de Bulle n° 58, f° XXIIII.

[4] Id., ibid., f°s XXIIII—XXVIII.

[5] Id., ibid., f^os X—XVI^vo. [6] Id., ibid., f°s LV—LXII.

Campo Lay Derreir — sont thiois: nous sommes, remarquons-le, sur les flancs de la Combert[1]. Et je voudrais voir une preuve de plus du fait qu'au milieu du XVe siècle on parlait allemand à la Fayaulaz, dans ce que le *Rôle d'impôt* de 1445 qui mentionne probablement les contribuables en utilisant leur propre langue, cite, comme habitant de ce hameau, *Rüffo Ba^upst und sin sun*[2].

Dans les années qui suivent, nous avons un terrier de 1453, malheureusement assez mal rédigé, en ce sens qu'il est plus difficile encore que d'habitude de localiser les lieux-dits mentionnés. Mais on peut voir néanmoins qu'à Bertigny les noms de lieu sont toujours et tous français, et que les habitants paraissent aussi y parler roman. Ce sont: *Durandus Liard, Mermeti Brodal, Cristini Mascherel, Peter Popam, Johannes Sapientis, Peter de la Pra* et un allemand peut-être, *Hensilliz Ynchuz*[3].

Et avec le terrier de 1463, le dernier que nous possédions pour le XVe siècle, nous jouons de malheur également: il ne comprend qu'un nombre restreint de reconnaissances. Les conclusions qu'on pourrait tirer de ces données risqueraient fort, par conséquent, de nous présenter une idée fausse de la réalité. Mais l'impression générale qu'on peut avoir de la comparaison des noms de lieu qui s'y trouvent est la suivante: à Perabot, à Tribudens, à Montlien, les deux éléments linguistiques sont très mélangés; à la Fayaulaz, l'élément thiois domine — j'y rencontre environ 20 lieux-dits allemands contre sept ou huit romans —; que la Théraulaz, Scherwil, Villaret sont plutôt romans: tous les lieux-dits appartenant à ces territoires sont en effet d'origine latine. Chose bizarre, mais explicable, l'aspect des noms de personne semble montrer une germanisation plus forte: dans tous les hameaux, à Scherwil et au Villaret également, la grande majorité des habitants porte des noms qui laisseraient supposer que leur langue était le thiois. A Villaret, par exemple, nous avons *Vuillini Thoulsy ... et Henslini ejus filius, Johannis d'Essers, Henchini Hennoz*, *Henslini Tynguilly, Ruu^effini dou Riaul*[4]. A Tribudens sont cités deux noms: *Uellini Suasch dou Serwil, Petri Paradix dou Villaret*[5], ainsi que *U^ellini Rixit*. Quelle conclusion faut-il tirer des deux premiers? Ils nous montrent — c'est une remarque qui a son importance — qu'à l'intérieur même du pays de La Roche on émigrait facilement d'un hameau dans l'autre; et si le premier de ces noms était porté par un individu dont la langue maternelle était le français — ce

[1] AEF, Terrier de Bulle n° 56 f°s XII—XIX.
[2] AEF, Rôle d'impôt pour 1445, non folié.
[3] AEF, Terrier de Bulle n° 54, f°s IIII—XII.
[4] AEF, Terrier de Bulle n° 53, f°s XXII—XXII^vo.
[5] Id., ibid., f°s IIII et IIII^vo.

que la mention, en français, *dou Serwil,* tendrait à faire croire —, ce serait une preuve de plus que les prénoms ne renseignent qu'imparfaitement sur la langue parlée habituellement par les individus qui les portent.

*

Est-il possible, avec les renseignements épars dont on vient de voir une brève analyse, avec ces noms de lieu et ces noms de personne, de se faire une idée d'ensemble sur les phénomènes linguistiques qui se sont produits dans la vallée de La Roche, des dernières années du XIII[e] siècle à 1500 environ? Il semblerait, à en juger d'après ces détails au moins, que cette période a vu une germanisation lente, mais continue, du territoire qui nous intéresse. Les hameaux situés sur les hauteurs séparant la Sarine de la Serbache ont eu, à vrai dire, une population mélangée: je serais tenté de croire qu'il se produisait un va-et-vient incessant entre les habitants, peu nombreux d'ailleurs, des écarts de Chaflou, du Vègre, de La Praz, de Perabot. A Chaflou, le terrier de 1315 signale deux personnes portant des noms français; cent trente ans plus tard, en 1445, nous avons de nouveau deux habitants mentionnés; mais cette fois ils portent les noms allemands de *Rüffo Pansis* et *Bury Pansis.* A Perabot, les quelques noms cités dans le terrier de 1315 sont romans[1]; en 1438 par contre, on a à «*Pierenbock*»[2] *Yenne Mejo* et *Jacky Bechler,* et les lieux-dits *in Chirymactaz, in campo de Curquaker, in fine de Chergrobem:* c'est dire que la germanisation datait de quelques dizaines d'années déjà, sans doute. Pour le Vègre, les renseignements sont plus tardifs: en 1408 et 1438, noms de personne et noms de lieu y sont complètement germaniques[3].

Le hameau de La Praz présente un caractère un peu différent: les deux éléments s'y contrebalancent. Ce devait être une sorte de carrefour où se rencontraient les gens des écarts voisins, ainsi que du fond de la vallée de la Serbache. En 1315, on y trouve deux individus portant le nom de *Pectel,* un *Uldricus* cousin d'un de ces *Pectel, Burquini de Rupe, Uldrici Waygere* et *Perrodus de Tribudin;* en 1408, les noms de lieu, nous l'avons vu, sont exactement répartis entre les deux langues; et quant aux noms de personne, une trentaine environ, la majorité semble être germanique, mais on y rencontre quand même des gens à noms complètement romans[4].

---

[1] AEF, Terrier de Bulle n° 64, 2[e] part., f° 2[vo].

[2] AEF, Terrier de Bulle n° 58, répertoire et f[os] XXIIII[vo]—XXXV[vo].

[3] AEF, Terriers de Bulle n° 59, f° XIII[vo], et 58, f° XXIII.

[4] AEF, Terrier n° 59, f[os] I—X[vo].

A l'ouest, le hameau de Bertigny est resté roman. Mais Pont-la-Ville a été contaminé, lui, tout en conservant une majorité romane. Dès 1408, en effet, nous y trouvons des individus à noms thiois et, plus tôt encore, en 1351, y habitait *Agnetis Herquina*[1].

Quant à la vallée de la Serbache, c'est-à-dire au hameau de Scherwil et à celui de Villaret, à la frontière du pays de La Roche, nous constatons, pour Scherwil, un mélange des deux éléments: ce hameau était d'ailleurs peu important, et en 1463 je n'y trouve mentionnés que quatre personnes, *Uullini Suach*, *Petri Oboli [Maillez]*, *Niquillini et Uullini Rixit*[2]. A Villaret, la germanisation progresse. En 1408, les lieux-dits y sont pour les 3/5 romans; mais les noms de personne, déjà, sont pour une bonne moitié allemands, prénoms et surnoms. Et en 1438, le répertoire du terrier dressé cette année-là donne, comme habitant Villaret, *Jehan Oste, Hensly Parady, Hensly Tenguilly, Hansy Jacky, Willy Jacky*[3]. Il semblerait donc que la germanisation de ce point à l'extrême sud ait commencé assez tôt: et, de fait, en 1315 y vivaient entre autres *Petri filii Offiman*, et *Mechy relicte Rodulphi,* qui parlaient probablement thiois[4].

A l'est, le hameau de Montsofflo, sur les pentes du Cousimbert, présente tant en 1408 qu'en 1438 un caractère nettement germanique. Mais il faut remarquer qu'en 1408 on y trouve 7 lieux-dits romans encore pour 15 allemands: il y avait eu donc, antérieurement à la couche de population alémannique, une couche romane.

Au nord enfin, à la Fayaulaz, les phénomènes sont les mêmes que dans les écarts voisins de Chaflou et du Vègre: nous assistons, là aussi, à un progrès continu de la germanisation. Tandis qu'en 1294 les prénoms des individus qui y habitaient paraissent indiquer qu'ils parlaient roman[5], en 1438 nous y trouvons *Andrey Bapst* et *Yenny Marcthy,* et les lieux-dits sont germaniques[6].

Pendant ces deux siècles, bref, on constate une germanisation progressive de la vallée. Sans doute l'élément roman y existe-t-il encore, sur les rives de la Serbache, à La Praz, à l'ouest surtout, à Bertigny et un peu moins à Pont-la-Ville, où se trouvait l'église paroissiale; mais sur les pentes de la Combert, cet élément est en recul. Est-il possible, maintenant, de se rendre compte de la façon dont s'est effectuée cette germanisation, et avant tout des causes qui ont provoqué ce mouvement?

---

[1] AEF, Bulle n° 7. [2] AEF, Terrier n° 58, f°s XIX^vo^ et XX.

[3] AEF, Terrier de Bulle n° 58, répertoire.

[4] AEF, Terrier de Bulle n° 64, 2e partie, f° 1ro. [5] AEF, Bulle n° 7.

[6] AEF, Terrier de Bulle n° 58, répertoire et f°s XVII sqq.

Zimmerli remarque[1] que la situation linguistique du pays de La Roche a été sensiblement la même qu'à Ependes, c'est-à-dire que sur un territoire primitivement roman, relativement peu peuplé, sont venus s'établir, dans le courant du moyen âge, des immigrants germaniques, peut-être — ajoute-t-il — par suite d'une transplantation effectuée par des autorités civiles ou ecclésiastiques. Ces nouveaux venus remplacèrent les anciens habitants, défrichèrent et peuplèrent les parties non encore occupées, et fondèrent un certain nombre de nouveaux établissements, comme Scherwil, Oberried, Sonnenwil et d'autres. — Pour moi, je ne pense pas que cette colonisation se soit faite par ordre supérieur. Au moment où nous la constatons, en effet, au moment où nous voyons l'élément germanique gagner du terrain, le pays de La Roche dépend des seigneurs du même nom, vassaux de la Savoie; dès ce moment, les évêques de Lausanne avaient des intérêts dans la contrée, qui finit par leur appartenir totalement, jusqu'à l'entrée des Bernois dans le pays de Vaud, en 1536, qui eut pour conséquence de faire tomber Bulle, Albeuve, La Roche entre les mains de Fribourg[2]. Il est peu probable que, de parti pris, ces différents souverains, qui regardaient vers le sud et non vers le nord, aient eu recours à des colons alémanniques pour cultiver leurs territoires, c'est-à-dire qu'ils aient introduit volontairement une langue nouvelle, des éléments difficilement assimilables, dans les terres qu'ils possédaient directement.

Qu'il y ait eu colonisation, c'est ce que je crois volontiers: il ne peut s'agir d'une influence purement intellectuelle, ou commerciale, puisque les deux centres qui auraient pu agir étaient Bulle et Fribourg, et que le premier était un bourg tout roman, et que Fribourg aussi, à ce moment, était en majorité latin. Mais la colonisation n'a peut-être été en rapport avec aucune cause historique: j'inclinerais à croire qu'il faut y voir un fait purement économique. Peut-être y avait-il trop-plein de population dans l'actuelle Singine, d'où nécessité pour un certain nombre d'individus d'émigrer, de défricher, puis d'habiter des parties du pays non encore utilisées, ou susceptibles d'être plus utilisées qu'elles ne l'étaient. Ce qui tendrait à démontrer cela, c'est que la partie où l'élément germanique domine n'est pas le fond de la vallée de la Serbache, ni la contrée de Bertigny avec ses terres cultivées depuis longtemps, mais bien les

---

[1] Zimmerli, *op. cit.*, t. II, pp. 131—132.

[2] Cette idée du défrichement par des colons alémanniques de quelques parties du territoire de La Roche a déjà été émise, antérieurement à Zimmerli, par Dellion, *Dictionnaire historique et statistique des paroisses catholiques du canton de Fribourg*, t. VII, p. 167.

hauteurs: contreforts de la Combert, avec les écarts de Chaflou, le Vègre, Perabot, un peu La Praz; pente ouest du Cousimbert, avec Montsofflo. Il se serait produit là un phénomène un peu semblable à celui qu'on constate dans certaines vallées des Grisons et du Vorarlberg, avec l'arrivée des Walser: la population primitive conserve le fond de la vallée, les nouveaux venus s'établissent surtout sur les hauteurs, dans les parties non encore occupées, ou moins occupées: il y a donc plutôt juxtaposition qu'invasion. Remarquons cependant que partout dans notre vallée, même à Montsofflo, même à Chaflou, nous trouvons des lieux-dits d'origine romane, vestiges d'une occupation romane antérieure, et que nulle part on constate, à proprement parler, la fondation de nouveaux établissements par les immigrants alémanniques: ceux-ci paraissent n'avoir que continué l'œuvre de défrichement et de culture entreprise par leurs prédécesseurs.

Ce serait intéressant de pouvoir démontrer cette arrivée des colonisateurs venus de la Singine par l'étude des noms de famille: mais c'est un travail impossible, par suite du manque de documents. Nous savons ce qu'il en est avec les actes anciens concernant le pays de La Roche: pour la Singine, en tout cas pour la contrée de St-Sylvestre — Plasselb — Planfayon, c'est encore pis, puisque nous n'avons aucun document fournissant des noms de famille anciens pour ces villages. Peut-on faire état du *Rôle d'impôt* de 1445? Il est bien tardif: et néanmoins, le fait qu'on retrouve à Essert le nom *Kollis*, à Montécu celui de *Swatz*, à Zénauvaz celui de *Risis*, à l'Egg et à Gauchheit près de Planfayon celui de *Tengelis*, montre bien que ces contrées étaient en relations étroites avec La Roche. Ce qui est plus intéressant encore, c'est de constater à Oberried le nom de *Hensly Tirilers*, nom formé de celui du lieu-dit *La Théraulaz* dans le pays de La Roche: c'est là un témoignage indiscutable du mouvement de va-et-vient des populations au pied du Cousimbert. Ce qui est tout à fait intéressant enfin, c'est l'existence, en 1438, sur territoire de Scherwil, d'un lieu dit *ou Teltylinguer*[1]: nous sommes en présence certainement d'un **Tentlinger*, d'un champ appartenant, ou ayant appartenu à un individu originaire de *Tinterin*, *Tentlingen* en allemand.

Tous les immigrants de langue thioise n'étaient pas des Singinois, d'ailleurs: nous avons plusieurs faits démontrant que certaines personnes venaient de plus loin. En 1315 déjà, nous trouvons un *Ursus de Simentaul*[2], et en 1408, à Villaret, *Yanino de Sibental*[3]. Ce dernier était-il

[1] AEF, Terrier de Bulle n° 58, f° LV.

[2] AEF, Terrier de Bulle n° 64, 2e part., f° 7.

[3] AEF, Terrier de Bulle n° 59, f° XXXIvo.

un descendant du précédent, ou bien s'agit-il de deux individus n'ayant aucun lien entre eux, et venus de la même vallée de la Simme, à cent ans de distance? C'est ce qu'il est impossible de savoir. Un autre personnage, venant de la même contrée, est *Cristanus dictus Hyonsman de Gissineis nunc morans apud Villaret,* en 1384. C'est ainsi que, fait intéressant, ce hameau de Villaret semble avoir été germanisé en bonne partie – car la contrée était si peu peuplée qu'il suffisait de deux ou trois familles, souvent, pour transformer complètement la physionomie linguistique d'un écart — non point par des éléments venus du nord, comme dans le reste du pays de La Roche, mais par des éléments oberlandais. En 1356, vivait dans la vallée *Uldrici de Ontondenges*[1]*:* encore un Bernois, mais un Bernois venu d'Oltingen, cette fois. Remarquons en passant qu'au XIVe siècle comme de nos jours, c'était le paysan bernois qui, en pays de Fribourg, était en quelque sorte le pionnier de la germanisation. — La partie romane, d'autre part, n'était pas sans recevoir des éléments nouveaux: en 1315, à Perabot, vivaient *Petrus filius Cononis de Treyvaux,* et *Perola de Villa, de Broc*[2]; en 1408, on trouve *Perrodi Rossens* à Bertigny et *Petri d'Essert* à Villaret[3]; en 1438, *Perrodi Mottier,* bourgeois de Corbières, habitait Pont-la-Ville[4], et, en 1453, *Durandus Liard,* de Gumefens, Bertigny[5]. Il venait aussi probablement, de temps à autre, des éléments franco-provençaux du nord: témoin ce *Jaquod Lo^u^p,* de Fribourg, qui d'ailleurs a immédiatement été appelé *Wolf,* bien que sa langue maternelle — à en juger du moins d'après son prénom — eût été le français.

Mais la germanisation s'est produite, bien plus que par l'introduction d'éléments nouveaux, tant singinois qu'oberlandais, par la transformation, au point de vue linguistique, des individus et des familles qui habitaient déjà la contrée. Je viens de citer le cas de ce *Jaquod Lo^u^p,* de Fribourg, qui est appelé en 1408, dans le même texte, *Wolf:* et il existe d'autres exemples analogues. Tandis que le terrier de 1315 mentionne un *Johannis Apostolix*[6], un de ses descendants, son fils probablement, s'appelle *Ruissy Bas* en 1356[7], et c'est ce nom, orthographié *Bapst*[8] par la suite, qui a persisté jusqu'à nos jours. Tandis qu'en 1408 encore nous n'avons que des *Do^u^ Riaul,* dès 1438 on trouve un *Jacky Bechler*

---

[1] AEF, Bulle n° 2. [2] AEF, Terrier de Bulle n° 64, f° 3.
[3] AEF, Terrier de Bulle n° 59, f°s XI et XVI.
[4] AEF, Terrier de Bulle n° 58, f° XLVI^vo^.
[5] AEF, Terrier de Bulle n° 59, f°s II^vo^ et III.
[6] AEF, Terrier de Bulle n° 64, 2e partie, f° 1.
[7] AEF, Bulle n° 2. [8] En 1408 par exemple, dans le terrier n° 59, f° I^vo^.

à Perabot[1]: dans ce cas, les deux noms nous sont parvenus. En 1315, figure dans le terrier dressé cette année-là *Cono Escualer*[2]; en 1294 nous trouvons *W. Shiltknecht*[3]: cet exemple semblerait montrer que, dès la fin du XIIIe siècle, les deux formes, l'allemande et la française, pouvaient exister l'une à côté de l'autre. Le cas *Juglard-Spielmann* est plus compliqué: nul doute que ce dernier ne soit la traduction du nom français, mais il y a dans ce cas particulier, un changement de nom à considérer. A Villaret en 1408 nous trouvons un *Petri de Rivo dicti Spilmant*[4]; le même terrier mentionne *Petri dou Riaux dicti Juglard*[5]: il s'agit certainement du même personnage, qui est appelé encore, plus simplement, *Petri Juglard*[6] ou *Petri Spilmant*[7]. Mais, plus tard, il y a eu des *Spielmann* d'autre origine: le terrier de 1518 mentionne un *Henslinus Spilman filius quondam Stephani Hirsiman de Villaret*[8]: c'est donc un descendant de *Cristanus Hyonsman* de Gessenay qui a changé de nom.

Il y a pu aussi y avoir, non pas traduction, mais changement complet de désignation en même temps que de langue. C'est ainsi que *Petri Pancy* est dit *alias dicti Massers* à Montsoffloz en 1408[9]: mais le nom primitif devait être employé encore, puisqu'à Chaflou en 1445 vivaient *Rüffo Pansis* et *Bury Pansis*[10]. A Scherwil en 1438, *Petrus Mailliez* est appelé, dans le même terrier, *Peilter Oboli* — traduction latine et savante de *Mailliez* — *alias Herblinguer*[11]. Citons enfin le cas de *Peter Martir filius Yulliz filii Martir Knueyeris de la Fayolaz*, en 1453[12]: le petit-fils a pris comme surnom le prénom de son grand-père. En ce cas, il n'y a eu que remplacement d'un surnom allemand par un autre surnom appartenant à la même langue.

On pourrait citer d'autres exemples encore: celui de la famille *Théraulaz*, devenu *Tiriler* > *Thürler:* Zimmerli a déjà étudié cette transformation dans son ouvrage[13]. Je ne fais que mentionner également

---

[1] AEF, Terrier de Bulle n° 52, répertoire.

[2] AEF, Terrier de Bulle n° 64, 2e partie, f° 3. [3] AEF, Bulle n° 77.

[4] AEF, Terrier de Bulle n° 59, f° XXXIIII v°. [5] Id., ibid. f° XXVII.

[6] Id., ibid., f° XXI. [7] Id., ibid., f° XVII.

[8] AEF, Terrier de Bulle n° 42, f° XVII^xx^ II v°.

[9] AEF, Terrier de Bulle n° 59, f° XVII v°.

[10] AEF, Rôle d'impôt de 1445, non folié.

[11] AEF, Terrier de Bulle n° 58, répertoire et f° XXX.

[12] AEF, Terrier de Bulle n° 54, f° XXXIII. Cf. aussi le f° XXXII, où il est question de *Yuliz Martiz;* le père de *Peter* portait donc déjà ce nouveau surnom.

[13] Zimmerli, *op. cit.*, t. II, pp. 129—130.

le changement *Hennoz (ou Henni) > Yaqui > Glasson*, où nous avons, d'après les différents terriers de La Roche, le remplacement d'un surnom allemand, d'abord par un autre surnom allemand, puis par un nom de famille français de signification inconnue. Mais, ce que je ne savais pas quand j'ai étudié ce changement[1], c'est qu'il semble bien que le surnom de *Glasson* a été antérieur au nom *Hennoz:* si les terriers de 1408 et de 1438 donnent *Henno* et *Henni*, deux actes, du 10 et du 12 octobre 1413, mentionnent un *Rodulphus Glasson*, appelé le 12 octobre *Ruffinus Glaczon*[2]. Ce qui prouverait que, s'il y a eu changement et germanisation du nom de famille, le premier nom n'a jamais été complètement oublié, puisqu'il réapparaît un siècle plus tard: c'est un phénomène semblable à celui que j'ai étudié jadis, le phénomène *Judet > Barbey > Du Verdel > Judet.*

Une fois l'immigration commencée — sans doute ces immigrants représentaient-ils, sinon l'élément le plus nombreux, du moins le plus actif —, le mouvement de germanisation continua de lui-même: la contrée était trop petite pour qu'entre les différents écarts il ne se produisît pas des mariages — sur lesquels les terriers ne donnent malheureusement aucun détail — et des changements de domicile. C'est ainsi qu'à la Praz en 1315 nous constatons la présence de *Perrodi de Tribudin*, de *Burquini de Rupe*, d'*Uldrici Waygere*, qui venait du hameau voisin du Vègre[3]. Dans le même hameau encore, un siècle plus tard, soit en 1408, y étaient propriétaires, entre autres, *Hansoni de Pieraboth, Willini de Malamullier, Cuonczini de Monblin, Petrus Weguere de la Fayoulaz, Jaqueti Weytat de Bretignye, Roleti Chafflot, Jakini de Monblin, Werlini Weguere, Yanini dou Benenston, Niquillini Hospitis de Villaret, Burini Bapst de la Malagotta*[4].

Ce morcellement de la propriété, ce fait que des individus habitant le sud du pays avaient des terres dans les territoires du nord et de l'ouest, ou inversément, devait contribuer à donner une double dénomination, romane et thioise, à de nombreuses pièces de terre. Et c'est ce que nous constatons, en effet, non dans les terriers anciens — d'où il ne faudrait pas conclure que cet usage n'existait pas déjà alors —, mais dès 1438. Dans le terrier dressé cette année-là, nous trouvons les cas

---

[1] *Quelques cas de changements de noms de famille,* Annales fribourgeoises, 1919, pp. 44—48.

[2] Gumy, *Régeste de l'abbaye d'Hauterive,* Fribourg 1924, pp. 632—633. L'éditeur, pour le second acte, a mal lu le ms. et a écrit *Ruffidus.*

[3] AEF, Terrier de Bulle n^{0} 64, 2e part., f°s 1 et 1vo.

[4] AEF, Terrier n^{0} 59, f^{os} I^{vo}—X.

suivants: *ou pictit Hiesimoz, seu ou Marest de l'Agnoz*[1], *ouz Pertuys seu ou Loch* à Montsoffloz[2], *supra Campum dou Poyet dictum Vieacker* à Montlien[3], *ou Mongner acker*, appelé ailleurs *in campo dicto Mugneir*[4]. Le terrier de 1453 contient plusieurs exemples semblables: *en Itmathen alias in Castro*[5], *in territorio de Meynimathen alias Champ common*[6], *ou Stouch alias en la Costaz*[7], *supra les Bioul alias Poet*[8], *en la Costa alias en zen Rosseren*[9]. Citons encore, en 1463 *en Buerrier seu ou Champ dou Chagno*[10] et, en 1518 *supra Costa du Bestard alias under der Mullihalta*, à la Salaz[11], et *en Kollen ruety alias en la Sierne ou Charboney*[12]. Le plus souvent, il s'agit donc de simples équivalents; quelquefois cependant il y a, non pas traduction, mais juxtaposition de deux termes différents pour chacune des deux langues.

Cette juxtaposition, ces traductions éclairent la situation linguistique de la vallée de La Roche, de la fin du XIIIe siècle à la fin du XVe: il y avait juxtaposition aussi de deux éléments, de deux populations d'origines et de langues différentes, mais toutes deux parlées couramment. Cependant, à l'époque que nous avons étudiée, il semblerait que l'allemand ait eu plus de vitalité que le roman, qu'il ait eu le dessus dans le combat que se livraient les deux parlers. Nous sommes dans une contrée, en un mot, et à une époque durant laquelle il n'y avait pas de limite linguistique strictement marquée; ou bien, si l'on veut, la limite variait chaque jour, à chaque minute, suivant non seulement les migrations des habitants de la vallée, mais suivant aussi qu'il plaisait à tel individu, du Vègre ou de La Praz, d'employer le roman ou le thiois en parlant à ses voisins.

Fribourg. *Paul Aebischer.*

---

[1] AEF, Terrier de Bulle n° 58, f° XXXvo.
[2] AEF, Id., fos XXXIIIIvo et XXXVI. [3] Id., ibid., f° XXX.
[4] Id., ibid., fos XXVI et XXVIII.
[5] AEF, Terrier de Bulle n° 54, f° XXXII.
[6] Id., f° XXX. La forme thioise représente donc un *Gemeindematte*.
[7] Id., ibid., f° XXXIvo. [8] Id., ibid., f° XXX. [9] Id., ibid., f° XXX.
[10] AEF, Terrier de Bulle n° 53, f° XII.
[11] AEF, Terrier de Bulle n° 42, f° XVIIxxXIX.
[12] Id., ibid., f° IIIIc IIvo.

Zur Beurteilung der *r*-Epenthese im Romanischen.

In den *Mélanges Chabaneau*[1] p. 871—881 haben Sie, sehr verehrter Herr Kollege, mit glücklichem Scharfsinn die Entstehung des irrationalen *r* hinter auslautendem Vokal in frankoprovenzalischen Wörtern wie *klār* für *klā* «clef» aufgehellt. Dabei streiften Sie auch kurz die *r*-Epenthese in frankoprov. *trabla* «table» und trugen dafür eine Erklärung vor, die geeignet gewesen wäre, mit einem Schlage das Verständnis einer großen Zahl anderer Wörter mit etymologisch nicht berechtigtem, überschüssigem *r* zu erschließen, die aber leider so gut wie gar keine Beachtung gefunden hat. Diese Erklärung bestand in der Ansetzung einer Entwicklungsreihe TAB(U)LA >* *tlabla* > *trabla*, somit in der Annahme einer Verzweifachung des im lateinischen Grundworte vorhandenen *l* durch assimilatorischen Lautzuwachs[2] und dissimilatorischer Überführung des so neu hinzugekommenen *l* in *r*. Auf den gleichen Gedanken war ich selber kurz vorher verfallen, indem ich im *Anzeiger* der *Indogerman. Forschungen* XVIII (1905/06), p. 75 lat. *atriplex* «Melde» (ein Küchengewächs) über ein Mittelglied **atriprex* auf ursprüngliches *atripex* (aus gr. *ἀτράφαξυς*) zurückführte, das epenthetische *l* also der kombinierten Wirkung einer nachklingenden Wiederholung des *r* von *atripex* und einer Dissimilation zuschrieb[3]. Und beide besaßen wir, ohne es zu ahnen,

---

[1] *Roman. Forschungen* XXIII (1907).

[2] Nach der von Schopf, *Die konsonant. Fernwirkungen* (Göttingen 1919), p. 10 geprägten Terminologie.

[3] ATRIPEX bzw. dem griechischen Original noch etwas näher stehendes ATRAPEX liegt dem ital. *atrepice* und dem afrz. *arrache* zu Grunde (s. Meyer-Lübke, *REW*, No. 759 und v. Wartburg, *Franz. etymol. Wtb.* I, 166), muß sich folglich neben dem schriftlateinischen ATRIPLEX im Volksmunde gehalten haben. Spuren davon zeigen Glossen wie *CGL.* III, 507, 78 andrafacis: *adripices* und III, 616, 15 *adripicis* id est erba ortulana. Die Vermutung v. Wartburgs a. a. O., daß die dreieckige Form der Blätter dieser Pflanze dazu geführt habe, *triplex* in ihren Namen hineinzudeuten, ist im Hinblick auf die Glosse *CGL.* III, 617, 32 astrapassis (d. i. *ἀτράφαξυς*) id est *adtriplices* auch nach meiner Meinung nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, doch kann ich mich ihr nur in dem Sinne anschließen, daß, nachdem einmal *atripex* durch die oben beschriebenen lautlichen Vorgänge zu *atriplex* geworden war, man alsdann dieses letztere volksetymologisch mit *triplex* verknüpfte und daß dies zur Befestigung der neuen Form beitragen mochte.

einen Vorgänger in Behrens, der schon ein Vierteljahrhundert früher in der *Ztschr. f. roman. Philol.* XIV (1890), 367[1] afrz. *flestre* «Flöte» aus lat. FISTULA und nfrz. *esclandre* aus afrz. *escandele* (dieses entlehnt aus lat. SCANDALUM) als Produkte des Zusammenwirkens von antizipierender Verzweifachung des etymologischen *l* und Dissimilation des dadurch erzeugten Gleichklangs gefaßt hatte. Ein solches unabhängiges Zusammentreffen wird man von vornherein als eine nicht zu unterschätzende Gewähr richtiger Erkenntnis ansprechen dürfen. Die Forschung hat sich jedoch, wie schon erwähnt, von ein paar ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen[2], diese Fingerzeige nicht zu Nutzen gemacht und die sich daraus ergebenden Konsequenzen nicht gezogen[3]. Es sei mir darum verstattet, an diesem Orte einmal etwas eingehender darauf zurückzukommen.

Die zurzeit herrschende Ansicht vom Wesen der romanischen *r*-Epenthese[4] läßt sich dahin zusammenfassen, daß eine lautmechanische Ursache dieser Erscheinung nur in der Minderzahl jener Fälle anerkannt wird, wo das betreffende Wort schon immer ein *r* enthielt, das sich in der Folge durch assimilatorischen Lautzuwachs verzweifachen konnte, wie etwa in frz. *trésor* aus lat. THESAURU oder in afrz. *tristre, jardrin* neben *triste, jardin*. Sonst beruhe solches anorganisches *r* entweder auf Kon-

---

[1] Wieder abgedruckt in D. Behrens' *Beiträgen z. frz. Wortgesch. u. Gramm.* (Halle 1910), p. 106.

[2] Nur Schüler von Gauchat haben in ihren Dissertationen gelegentlich auf seine weiter oben genannte Deutung des frankoprov. *trabla* Bezug genommen, so Wißler, *Das schweiz. Volksfranzösisch* (Diss. von Bern, gedr. Erlangen 1909), p. 35 und Keller, *Der Genferdialekt, dargestellt auf Grund der Mundart von Certoux* (Diss. Zürich 1919), p. 156, § 126, Anm. 8.

[3] So wundert man sich beispielsweise, daß Schopf in seinem sonst sehr verdienstlichen Buche über die konsonantischen Fernwirkungen (Fern-Dissimilation, Fern-Assimilation und Metathesis) zwar sehr ausführlich über die Dissimilation in Wörtern mit von allem Anfang an zweimal vorhandenem *l* oder *r* gehandelt hat, nicht aber auch in solchen mit erst nachträglich verzweifachtem.

[4] Ihre Begründer sind Gaston Paris, *Romania* XIX (1890), 119 ff. (in einer eingehenden kritischen Besprechung der wenig förderlichen Arbeit von Eurén, *Exemples de l'*R *adventice dans des mots français*, in: *Recueil de mémoires philologiques présenté à M. Gaston Paris .... par ses élèves suédois*, Stockholm 1889, p. 11 ff.) und Baist, *Ztschr. f. roman. Philol.* XXIV (1900), 405 ff., zum Teil auch Grammont, *La dissimilation consonantique* (Dijon 1895), p. 130 f. Zusammenfassend Meyer-Lübke, *Histor. Gramm. d. franz. Sprache* [2. 3.] p. 116 f., § 144 und p. 175, § 235.

tamination mit einem *r*-haltigen Synonymum, so in ital. dial. *strella*, *strela*, span., port. *estrella*, worin sich lat. STELLA, STELA mit ASTRUM gekreuzt hätte[1], oder auf Suffixtausch, so in frz. *épeautre* (< lat. SPELTA), *pupitre* (< lat. PULPITUM), *mulâtre* (< span. *mulato*) zufolge Vermischung mit dem Typus *huître* (< lat. OSTREA), *poutre* (< lat. PULLITRA), *marâtre* (< lat. MATRASTRA), die dadurch begünstigt worden wäre, daß in der volkstümlichen Umgangssprache Frankreichs das *r* des Suffixes *-tre* seit alters zum Abfall neigte.

Diese Lösung des Problems vermag indessen nicht zu befriedigen. Daß das volkstümliche lateinische STELLA durch das ausgesprochenermaßen gelehrte ASTRUM beeinflußt worden sein sollte[2], klingt von vornherein nicht eben glaubhaft, und was für Synonyma könnten denn die *r*-Epenthese in mit ital. dial. *strella, strela* und span., port. *estrella* gleich gearteten Beispielen wie aprov. und altkatal. (mallorkin.) *brufol* < lat. BUFALU, südsard. *strumbulu* «Ochsenstachel» < lat. *STUMULU, mailänd. *strival* «stivale», rhätoroman. *fruglēr* «Esse» < lat. FOCULARE veranlaßt haben? Und wie will man ferner Suffixwechsel in einem Falle wie *Spálatro*, der ortsüblichen Aussprache des italienischen Namens der dalmatinischen Stadt *Spálato* (kroat. *Spljet*, *Split*) plausibel machen? Nun wird bei aufmerksamer Prüfung einer etwas umfänglichen einschlägigen Materialsammlung niemandem verborgen bleiben, daß dazu die Fälle ein auffallend starkes Kontingent stellen, in denen das Wort mit *r*-Epenthese ein *l* enthält. Diese Beobachtung aber muß uns sofort auf den Gedanken bringen, das neben einem *l* auftretende epenthetische *r* könnte aus einem zweiten *l* dissimiliert sein, womit der Typus *Spalatro* auf ein das genaue Seitenstück zu afrz. *tristre* aus *triste* bildendes **Spalatlo* für *Spalato* zurückgeführt wäre. Es zeigt sich also, daß die eine rein lautliche Erklärung zulassenden *r*-Epenthesen erheblich zahlreicher sind als bisher gemeinhin geglaubt wurde, indem dazu auch alle *l*-haltigen Wörter mit irrationalem *r* gerechnet werden dürfen. Freilich wird man fragen, weshalb denn in *tristre, jardrin, trésor* u. ä. die Verzweifachung des *r* nicht wie die Verzweifachung des *l* in **Spalatlo*, **tlabla* als durch unsere Auffassung vorausgesetzten Vorstufen von *Spalatro, trabla* von Dissimilation der beiden identischen Lautungen be-

[1] So z. B. Meyer-Lübke, *REW*, No. 8242.

[2] Geo F. Mohl, *Etudes sur le lexique du latin vulgaire* (Prag 1900), p. 95 ff. verficht die Auffassung, daß ital. dial. *strella, strela* und span., port. *estrella* dem schriftlateinischen STELLA vorausliegendes *STERLA fortsetzen, das außerhalb Roms der Assimilation von *rl* zu *ll* entgangen und im Laufe der Zeit durch Metathesis zu *strēla, strēlla* geworden sei. Eine ernsthafte Widerlegung dieses paradoxen Einfalls erübrigt sich wohl.

gleitet gewesen ist[1], oder weshalb nicht umgekehrt _*Spalatlo_, _*tlabla_ der Dissimilation widerstanden haben wie _tristre_, _jardrin_, _trésor_. Diese Frage ist dahin zu beantworten 1) daß die Tendenz zur Vermeidung zweier sich auf kurze Distanz folgender gleicher Lautungen zwar, falls ihr stattgegeben wird, einer bestimmten Gesetzmäßigkeit unterworfen ist, daß jedoch diese Tendenz durchaus nicht immer zum Durchbruch gelangt, 2) daß im Besondern auch verzweifachtes _r_ des öftern der Dissimilation erlegen und umgekehrt verzweifachtes _l_ hin und wieder undissimiliert geblieben ist. Man vergleiche:

a) span., port. _floresta_ < prov. _foresta_[2]; _foresta_ > _*froresta_ > _floresta_.
   altlyones. _trenpla_ < lat. TEMPORA[3]; _tempora_ > _*trempra_ > _trenpla_.
   schweiz. volksfranz. (Waadt, Neuenburg) _fleutre_ für _feutre_[4]; _feutre_ > _*freutre_ > _fleutre_.
   lat. _Atriplex_ < _Atripex_[5]; _atripex_ > _*atriprex_ > _atriplex_.
   gr. _γλάστρα_ «Blumentopf» neben gleichbedeutendem _γάστρα_ (eigentlich «bauchiges Gefäß»); _γάστρα_ > _*γράστρα_ > _γλάστρα_.

b) sard. (campidan.) _afflakilai_ «anbrennen», Ableitung aus dem Fortsetzer des lat. FACULA[6].
   frz. _flageolet_ «Art Bohne» < ital. _fagiuolo_[7].
   prov. _flestel_ «Art Flöte» < lat. FISTELLA[8].

---

[1] Die Dissimilation muß in solchen Fällen im Moment der Verzweifachung des _l_ erfolgt sein, mit andern Worten, _*Spalatlo_, _*tlabla_, _*flestle_ und ähnliche Gebilde schwebten dem Sprechenden gleichsam nur vor, existierten nur als innere Sprachform; bei der Artikulation erlag die im Entstehen begriffene Gleichheit sofort der Entähnlichung. Den Beweis liefert beispielsweise vulgärlat. _culcitra_ aus _culcita_ über _*culcitla_. Wäre nämlich das Zwischenglied _*culcitla_ nicht gleich in statu nascendi zu _culcitra_ dissimiliert worden, dann hätte daraus _*culcicla_ werden müssen, da an Stelle von _tl_ im spätern Vulgärlatein durchweg _cl_ trat (s. Grandgent, _Introd. to vulgar latin_ p. 120, § 284), und die erst nachträglich dissimilierte Form könnte nur _*culcicra_ lauten.

[2] Meyer-Lübke, _REW_, No. 3434. [3] Philipon, _Romania_ XIII, 558.

[4] Wißler, _Das schweiz. Volksfranzösisch_ p. 35; Pierrehumbert, _Dict. histor. du parler neuchâtelois et suisse romand_ p. 253.

[5] v. oben p. 40.

[6] Meyer-Lübke, _REW_, No. 3137. Die Dissimilation mag hier unterblieben sein, weil _*flacula_ aus FACULA an FLAMMA eine Stütze fand.

[7] Meyer-Lübke, _REW_, No. 6464.

[8] Levy, _Provenz. Suppl.-Wtb._ III, 506; _flestel_ hielt sich vermutlich in Anlehnung an das synonyme _flaüt_.

afrz. *flondelle* «kleine Schleuder» < lat. *FUNDELLA[1].
engl. *syllable* < afrz. *sillabe*[2].

Schematisch läßt sich die durch assimilatorische Verzweifachung eines *l* verbunden mit Dissimilation bewirkte *r*-Epenthese in folgenden Formeln ausdrücken:

I. *0* (null) — *l* > *l* — *l* + *l* — *l* > *r* — *l*
oder
II. *l* — *0* (null) > *l* — *l* + *l* — *l* > *l* — *r*

Natürlich verlaufen die Verzweifachung und die Dissimilation nicht immer beide regressiv oder beide progressiv, sondern es kommt auch vor, und zwar nicht ganz selten, daß regressivem Verlauf der Verzweifachung progressiver der Dissimilation entspricht, daß also nicht sowohl das durch Verzweifachung neu hinzugekommene, als vielmehr das ursprüngliche *l* von der Dissimilation betroffen worden ist; vgl. z. B. nfrz. *esclandre* < afrz. *escandele;* afrz. *flestre* < lat. FISTULA; span. *almendra* < lat. AMYNDALA (Formel: *0* — *l* > *l* — *l* + *l* — *l* > *l* — *r*). In dergleichen Fällen ist aber keine *r*-Epenthese entstanden, weshalb darauf im Folgenden nicht weiter eingegangen wird.

Meine hier vorgelegte Beispielsammlung macht keinerlei Anspruch auf (übrigens auch von einem Romanisten vom Fach, der ich nicht bin, kaum zu erreichende) Vollständigkeit. Zum Nachweis besonderer Häufigkeit des Auftretens von *r*-Epenthese in *l*-haltigen Wörtern genügt sie jedenfalls, und sobald einmal dieser Nachweis erbracht ist, tun ein paar Belege mehr nichts weiter zur Sache. Vorangestellt sind die Beispiele, die sich über mehr als eine Sprache erstrecken, womit aber durchaus nicht gesagt sein soll, daß zwischen ihnen ein innerer Zusammenhang bestehe; vielmehr kann und wird es sich des öftern um gleichlaufende, aber unabhängige Entwicklung handeln.

I. span., port. *estrella*, ital. dial. (in der Emilia und vereinzelt auch in der Lombardei) *strella, strela* (span. (*e*)*strela* schon im 12. Jahrh.; altmallorkin. *estrelles* in einer Urkunde von 1437) < lat. STELLA, STELA[3].

span. *patrulla*, frz. *patrouille* < ital. *pattuglia*[5]

[1] Godefroy, *Dict. de l'anc. langue franç.* IV, 35.

[2] Murray, *A new english dict.* IX, 2, 358.

[3] Flechia, *Arch. glottol. ital.* III, 152; Mohl, *Etudes sur le lexique du lat. vulg.* p. 95 ff.; Niepage, *Revue de dialectol. rom.* I, 383.

[4] Meyer-Lübke, *REW*, No. 6301.



span. *frisuelo*, rhätorom. (gredner.) *fərzä̦la* < lat. PHASEOLU. Dazu span. *frisol* als Lehnwort aus katalan. *fesol*[1].

akatal. (mallorkin.) und aprov. *brufol* < lat. BUFALU[2].

aprov. *parpaŷou*, nprov. *parpału*, *parpałol*, aital. *parpaglione* < lat. PAPILIONE[3].

prov. *frondevola*, afrz. *frondefler* neben *fondefler* (Godefroy IV, 56), ital. dial. (paduan.) *frandigolo* < lat. FUNDIBALU, -A[4].

frankoprov. *ętrobła*[5], piemont. *strubia*[6] < lat. *STUPILA.

frankoprov. *trabła*[7], piemont. *trabyá*[8] < lat. TABULA, TABULATU[9].

---

[1] Meyer-Lübke, *REW*, No. 6464, der das *r* der span. Wörter auf Rechnung einer Kontamination mit (FABA) FRESA setzen möchte. Allein (FABA) FRESA hat, soweit ich sehe, im Spanischen keinen Fortsetzer, muß also früh außer Gebrauch gekommen sein und könnte daher höchstens für die Erklärung des erbwörtlichen *frisuelo*, nicht aber auch für die des relativ jungen Lehnwortes *frisol* in Betracht fallen. Die grednerische Form gibt Meyer-Lübke unrichtig als *ferzoula* an; vgl. Gartner, *Ladinische Wörter aus den Dolomitentälern* (= *Beihefte zur Ztschr. f. roman. Philol.*, 73. Heft, Halle 1923), p. 29 u. 126.

[2] Niepage, *Revue de dialectol. rom.* I, 383; Levy, *Provenz. Suppl. Wtb.* I, 169.

[3] *Atlas linguist. de la France*, Karte No. 968 (*papillon*); Zaun, *Die Mundart von Aniane in alter und neuer Zeit* (= *Beihefte zur Ztschr. f. roman. Philol.*, 51. Heft 1917), p. 78, § 134; Meyer-Lübke, *REW*, No. 6211. Der «Gleichlautszuwachs» (PAPILIONE > *PALPILIONE) ist in diesem Falle gewiß dadurch nicht unwesentlich begünstigt worden, daß das Auf- und Abflattern des Schmetterlings zu einer reduplizierenden «Lautgebärde» sozusagen herausforderte; vgl. W. Oehl, «*Elementare Wortschöpfung: papilio — fīfaltra — farfalla*» (*Biblioteca dell' Archivum Romanicum* III, 75 ff.).

[4] Meyer-Lübke, *REW*, No. 3578.

[5] *ALF*, Halbkarte No. 1557 (*éteule*); Stricker, *Lautlehre der Mundart von Blonay* (Basler Diss. ohne Datum auf dem Titel), p. 47, § 67 b; Wißler, *Das schweiz. Volksfranzösisch* p. 117; Fankhauser, *Das Patois von Val d'Illiez* (Diss. von Bern, gedr. Halle 1911), p. 93, § 116 a; Keller, *Der Genferdialekt* p. 157, § 126, 2; Devaux, *Essai sur la langue vulgaire du Dauphiné septentrional au moyen-âge* (thèse de Grenoble 1892), p. 335.

[6] Flechia, *Arch. glottol. ital.* III, 152.

[7] *ALF*, Karte No. 1273 (*table*); Stricker, a. a. O., p. 15, § 6; Fankhauser, a. a. O. p. 49, § 54, p. 75, § 89, p. 114, § 138, p. 131, § 157; Devaux a. a. O. p. 335; Philipon, *Romania* XIII, 558. Wo das *r* fehlt, liegt Einfluß des Schriftfranzösischen vor, so z. B. bei *tăbla* in Savièse (Wallis); vgl. Luyet, *Légendes de Savièse*, Bâle 1924, p. 11, 14, 18. Beachtung verdient, daß im Val d'Illiez zwar lat. TABULA zu *trăbða* geworden



port. (in der Volkssprache) *sprital* «hospital»[1].
span. dial. (Salamanca) *briñuelo* «buñuelo», *predestal* «pedestal», (Aragon) *trallo* «tallo»[2].
afrz. *brusler*, nfrz. *brûler* < lat. *BUSTULARE[3].
afrz. *estresillon* «bâton, bâillon» (Godefroy III, 651) neben *estesillon*, nfrz. *étrésillon*.

---

ist, dagegen lat. FABULA nicht zu **frābδa*, sondern zu *fābδa* (Fankhauser a. a. O. p. 75, § 89).

[8] Meyer-Lübke, *REW*, No. 8515.

[9] Schon lat. *trabulatio* im Itinerarium Antonini Placentini p. 171, 2 ed. Geyer. Der Herausgeber hat die handschriftliche Lesart in *tabulatio* abgeändert; Bellanger, *In Antonini Placent. itinerarium grammatica disquisitio* (Pariser Doktorthese 1902), p. 57 und Schmalz, *Berl. philol. Wochenschr.* XXV (1905), Sp. 282 verteidigen das überlieferte *trabulatio* als eine in Anlehnung an *tabulatio* aufgekommene Ableitung von *trabs*. Der wirkliche Sachverhalt dürfte aber vielmehr der sein, daß *trabulatio* eine epenthetische Dublette zu *tabulatio* darstellt, die an *trabs* eine Stütze fand und dadurch festen Fuß fassen konnte.

[1] Leite de Vasconcellos, *Lições de philologia portuguesa* (Lissabon 1911), p. 97.

[2] Steiger, *Contribucion al estudio del vocabulario del Corbacho* (Diss. Zürich, gedr. Madrid 1923), p. 48.

[3] So wie die fehlgreifende Zerfällung von lat. *amburere* in *am-burere* (veranlaßt durch *am-plecti* aus **amb-plecti, am-termini* aus **amb-termini*, wo das *b* von *amb-* lautgesetzlich geschwunden war) ein *comburere* statt **comurere* ins Leben gerufen hat, so konnte aus demselben Grunde neben *ambustulare* (*ambustulatus* bei Plautus, *Rudens* 770) ein **combustulare* treten und schließlich aus diesem ein **bustulare* verselbständigt werden. Vgl. spätlat. *tremissis* «tertia pars solidi aurei» nach *semissis* zufolge durch die Silbentrennung suggerierter irrtümlicher Auffassung von *semissis* als *se-missis*, oder kirchenslav. *zatvoriti* «schließen» nach *otvoriti* «öffnen», das aus dem Praefix *ot-* und dem Verbum **voriti* besteht, aber von dem abirrenden Sprachgefühl als *o-tvoriti* empfunden wurde, weil bei der Silbentrennung Konsonantengruppen zwischen zwei Vokalen im Slavischen zum zweiten Vokal gezogen werden und weil überdies das Verbum simplex **voriti* früh außer Gebrauch gekommen war (vgl. Broch, *Slav. Phonetik*, Heidelberg 1911, p. 264, § 215 und W. Schulze, *Festschrift f. Adalbert Bezzenberger*, Göttingen 1921, p. 146 f.), ferner lit. *jekinti* «blenden» (Kurschat, *Lit. deutsches Wtb.* p. 154) durch Verselbständigung aus *apjekinti* für **api-akinti* (Būga, *Kalba ir senovē* I, Kaunas 1922, p. 159), oder ostpreuß. *Schocke, Schucke* «Kartoffel» (Frischbier, *Preuß. Wtb.* II, 320), losgelöst aus *Erdschocke, Erdschucke*, einer volksetymologischen Umgestaltung des seit dem 17. Jahrh. als Dublette zu *Artischocke* nachweisbaren *Artschocke* (s. *Wörter*

afrz. *pi(m)prenelle* «Pimpinelle» (eine Pflanze, Pimpinella anisum L.) neben *pimpenelle* (Godefroy X, 340; Dict. gén. de la langue franç. 1740); aus dem Französischen engl. *pimpernel,* ältester Beleg *pinpernele* aus der Zeit um 1265[1], ferner holländ. *bevernel,* nhd. *Pimpernell, Bibernell*) gegenüber ital. *pimpinella,* span. *pimpinela.*

afr. *frandole* «fronde» (Godefroy IV, 127), *frondelee* «coup de fronde» (Godefroy IV, 162), *frondail* m. und *frondaille* f. «fronde» (Godefroy IV, 161), *frandeilleur* «frondeur», *frandeillier* «lancer avec une fronde» (Godefroy IV, 127) < lat. *FUNDULA, *FUNDULATA, *FUNDICULU, -A, *FUNDICULARIU, *FUNDICULARE.

afrz. *frestele* «flûte, chalumeau» (Godefroy IV, 144) < lat. FISTELLA[2].

nfrz. *breuilles* «Eingeweide von Fischen, Haar- und Federwild» gegenüber afrz. *builles, bueilles* «boyaux, entrailles» (Godefroy I, 754) < lat. BOTULA[3].

nfrz. *fanfreluche* «Flitterkram» < ital. *fanfaluca* «läppisches Zeug, Possen» < lat. POMPHOLYGA[4].

nfrz. *fraisil* «Steinkohlenstaub, Hammerschlag» < afrz. *faisil* (Godefroy III, 705)[5].

nfrz. *vrille* «Drillbohrer» und «Ranke» < afrz. *veïlle* (Godefroy X, 834 f.) < lat. VITICULA[6].

---

und Sachen VIII, 58, Anm. 2). Die bisherigen Deutungsversuche des afrz. *brusler* (s. darüber A. Thomas, *Romania* XXXI, 512 ff., der die frühere Literatur verzeichnet und kritisch würdigt) operieren meist mit einer Beeinflussung von lat. USTULARE bzw. BUSTULARE durch dazu in begrifflicher Beziehung stehende Wörter mit anlautendem BR, nämlich german. BRINNAN, BRUNST (Storm, der Dict. gén. de la langue franç. und Baist) oder BRUSCUM «bruyère, genêt» bzw. BRUSTUM «broussaille» (Thomas, weil die Bauern und Hirten auf dem Felde das Feuer mit Heidekraut, Ginster und allerlei anderem dürrem Pflanzenwerk unterhalten). Alle diese Hypothesen kommen als überflüssig in Wegfall, sobald die Möglichkeit des Ansatzes eines vulgärlateinischen *BUSTULARE und seiner lautlichen Weiterentwicklung zu *BRUSTULARE dargetan ist.

[1] Murray, *A new english dict.* VII, 869.

[2] Meyer-Lübke, *REW,* No. 3331. [3] Meyer-Lübke, *REW,* No. 1241.

[4] Meyer-Lübke, *REW,* No. 6643. Der erbwörtliche Fortsetzer von lat. POMPHOLYGA im Französischen liegt vor in afrz. *fanfelue* «bagatelle, futilité, niaiserie» (Godefroy III, 717).

[5] Meyer-Lübke, *REW,* No. 3131.

[6] Meyer-Lübke, *REW,* No. 9392. Daß das *r* von nfrz. *vrille* «Drillbohrer» von dem synonymen *drille* herstamme, ist eine chronologisch unstatthafte Annahme, da nach dem Dict. gén. p. 795 *drille* erstmals im Dict. universel dit de Trévoux vom Jahre 1752 auftritt, Godefroy aber a. a. O.



frankoprov. *drobło* < lat. DUPLU[1],
frankoprov. *ẹstrabło* < lat. STABULU[2].
frankoprov. (altlyones.) *estrableysont* «établissent»[3].
sard. (campidan.) *frustižalla* «Reisig» < lat. *FUSTICALIA[4].
sard. (campidan.) *strumbulu* «Ochsenstachel» < lat. *STUMULU[5].
ital. dial. (Genua) *fražela* < lat. FACELLA «Fackel»[6].
ital. dial. (Borgotaro) *screllente* «limpido» gegenüber genues. *skilente*[7].
ital. dial. (Mailand) *armandola* «Mandel» < lat. AMANDULA; *strival* «stivale»[8].
tessin. (Valle Maggia) *šcratul* «scatola»[9].
rhätorom. (Bergün) *furnarēl* «Leichenbegängnis» neben (oberengad.) *funarēl* < lat. FUNERALE[10].
rhätorom. (Latsch) *fruglēr* «Esse» < lat. FOCULARE oder Lehnwort aus ital. dialekt. (Bormio) *fogulār*[10].
rhätorom. (Stuls) *urdzọgla* «Sauerampfer» neben (Bergün) *udzọgla* < lat. *ACIDULA[10].

Mit den vorstehend aufgeführten genau vergleichbare Fälle von *r*-Epenthese sind häufig auch außerhalb des Romanischen anzutreffen. Schon in den Mélanges Chabaneau p. 871, Anm. 1 ist auf schweizerisch alemannisches *xruglə* «Kugel» hingewiesen. Dazu lassen sich aus deutschschweizerischen Mundarten noch weiter hinzufügen: *karmilə* und *gramilə*

---

ein vereinzeltes *vrille* «Drillbohrer» schon aus einer Urkunde von 1375 belegt. Die von Baist, *Ztschr. f. roman. Philol.* XXIV, 407 behauptete Einwirkung von frz. *virer* wird von Meyer-Lübke a. a. O. mit Recht als unverständlich zurückgewiesen.

[1] *ALF,* Karte No. 420 (*un oeillet double*); Stricker, a. a. O. p. 81, § 131, 3; Fankhauser, a. a. O. p. 93, § 116 a, p. 107, § 134 a, p. 131, § 157; Keller, a. a. O. p. 147, § 114, p. 157, § 126, 2, Devaux, a. a. O. p. 335; Philipon, *Romania* XIII, 558.

[2] *ALF,* Karte No. 451 B (*écurie, étable, toit à porcs*); Stricker, a. a. O. p. 15, § 6 und p. 83, § 134, 1; Keller, a. a. O. p. 157, § 126.

[3] Philipon, *Romania* XIII, 558.

[4] M. L. Wagner, *Lautlehre d. südsard. Dial.* (= *Beihefte zur Ztschr. f. roman. Philol.*, 12. Heft, Halle 1907), p. 66, § 202.

[5] Wagner, ebenda. [6] Meyer-Lübke, *REW,* No. 3127.

[7] Parodi, *Arch. glottol. ital.* XV, 75, cf. aber auch *Archiv. roman. III,* 402.

[8] Salvioni, *Fonetica del dialetto moderno della città di Milano* (Torino 1884), p. 193, § 215; Flechia, *Arch. glottol. ital.* III, 152.

[9] Salvioni, *Arch. glottol. ital.* IX, 223.

[10] Lutta, *Der Dialekt von Bergün* (= *Beihefte zur Ztschr. f. roman. Philol.,* 71. Heft, Halle 1923), p. 310, § 327.

«Kamille»[1]; *karnåli* «Canaille»[2]; *kartolisch* «katholisch»[3]; *xärnəl, xärndəl* «Dachrinne» für und neben *xännəl, xändəl*[4]; *mertəl* «Regenwurm» für und neben *mettəl*[5]; *šərmīsəli* «steifes Vorhemd» < frz. *chemise*[6].

II. ital. *balestra,* afrz. *balestre,* rhätorom. (engadin.) *balaister* «Armbrust» < lat. BALLISTA[7]. Vgl. ferner afrz. *arbalestre* neben *arbaleste* (nfrz. *arbalète*) und *arbalestrier* (nfrz. *arbalétrier*) neben *arbalestier*[8].

frz. *balestrille,* ital. *balestriglia* «Jakobsstab, Gradmesser» (astron.) < span. *ballestilla*[9].

dalmat. *colkitra,* aital. *coltrice* «Matratze» (durch reziproke Metathesis aus **colcitra*), afrz. *coutre, coitre* «Federbett» neben *coute, coite* (Godefroy IX, 215 und 232), prov. *cosera,* aspan. *colcedra, cocedra* < lat. CULCITA[10].

afrz. *escholastre* «destiné aux écoles scolastiques» (Godefroy III, 412) < lat. SCOLASTICUS.

afrz. *psalmistre* (Godefroy X, 442) «psalmiste».

nfrz. *épeautre* «Spelt» gegenüber ital. *spelta,* prov. *espeuta,* katal. *espelta* < lat. SPELTA[11].

nfrz. *filandre* «Faser, Fadenwurm» < **filande,* einer Bildung wie *offrande,* afrz. *buvande, foirande, jurande*[12].

nfrz. *mulâtre* «Mulatte» < span. *mulato.*

nfr. *pupitre* < PULPITUM.

ital. *glastro* «Färberwaid» neben *glasto* < kelt.-lat. GLASTU.

ital. *scheletro* «Knochengerüste, Gerippe, Skelett» < gr. *σκελετόν.*

ital. *Spálatro,* ortsübliche Aussprache des italienischen Namens der dalmatinischen Stadt *Spálato* (kroat. *Spljet, Split*)[13].

---

[1] *Schweizer. Idiotikon* III, 256. [2] ebenda III, 308.

[3] ebenda III, 561. [4] ebenda III, 310. [5] ebenda IV, 555.

[6] Leo Brun, *Die Laute der Mundart von Obersaxen* (Zürcher Diss., gedr. Frauenfeld 1917), p. 129, § 145, 2 c.

[7] Meyer-Lübke, *REW,* No. 911; v. Wartburg, *Franz. etymol. Wtb.* I, 222. *ballistra* ist schon in lateinischen Glossaren mehrfach überliefert, s. Goetz, *Thesaurus gloss. emend.* I (= *Corpus gloss. Lat.* VI), p. 127.

[8] A. Tobler, *Altfranz. Wtb.* I, 493 f.; v. Wartburg, a. a. O. I, 129.

[9] D'Ovidio, *Arch. glottol. ital.* XIII, 403.

[10] Meyer-Lübke, *REW,* No. 2372. Über Spuren von vulgärlat. *culcitra* s. *Thesaurus ling. Lat.* IV, 1285.

[11] Meyer-Lübke, *REW,* No. 8139.

[12] Spitzer, *Ztschr. f. roman. Philol.* XLIII, 641.

[13] Belege aus älterer Zeit für die Form *Spalatro* bieten z. B. ein «Viaggio da Venetia a Costantinopoli ... da Gioseppe Rosaccio» (Venetia



Auch der Typus frz. *épeautre*, ital. *glastro* ist, wenngleich wie es scheint ziemlich selten, auch außerhalb der Romania vertreten. Man vergleiche beispielsweise ngr. *βλίτρο* für *βλίτο*[1] (agr. *βλίτον* «ein Küchengewächs») über **βλίτλο* mit «Gleichlautszuwachs» wie in agr. *μάραθρον* «Fenchel» aus älterem *μάραθον* (einer Bildung wie *ἄνηθον* «Dill»).

Von den verbleibenden Beispielen von *r*-Epenthese in Wörtern ohne etymologisches *r* oder *l* lassen sich noch weiterhin einige im Zusammenhang mit unsern bisherigen Ausführungen erledigen. So frz. *fronde*, das allem Anschein nach als Rückbildung aus den weiter oben (p. 47) verzeichneten Ableitungen *frondail*, *frondaille*, *frondelee* usf. neben das ursprüngliche *fonde* getreten ist und es schließlich verdrängt hat. Eine genau vergleichbare Parallele liefert frz. *orme* für *olme* < lat. ULMU unter dem rückwirkenden Einfluß von *ormeau*, dessen Vorstufe *ormel* durch Dissimilation aus *olmel* hervorgegangen war[2]. Und wie frz. *fronde*, so wird man auch prov. *fronda* neben *fonda*[3] und südsard. *frunda*[4] als retrograde Ableitungen aus den entsprechenden Diminutiven fassen dürfen. Dasselbe Erklärungsprinzip läßt sich anwenden auf ital. dial. (montales.) *spronda* «sponda»[5] und frz. dial. (Franche-Comté) *v(u)epre*, engad. *veispra*[6], ital. dial. (Fivizzano, Sassalbo) *vẹ̄spra*[7] (rückerschlossen aus **vesprula* < **vesplula* < VESPULA). Nicht mit eindeutiger Sicherheit ist die Frage zu beantworten, wie sich zu den eben angeführten Wespennamen die das epenthetische *r* an anderer Stelle aufweisenden Dubletten frz. dial. (béarn.) *brespe*, ital. dial. (emil.) *vrespa*, (veron., trevis., moden. usf.) *brespa*[8] verhalten. Auf der einen Seite besteht die Möglichkeit, daß in dem Diminutivum VESPULA das durch Verzweifachung entstandene und dann zu *r* dissimilierte *l* sich nicht durchweg hinter dem Anlautkonsonanten der zweiten, sondern mancherorts vielmehr hinter dem der ersten Silbe einstellte, und daß so zwei Sproßformen, **vesprula* und **vrespula*

1606) fol. 15 verso: ma ritornando al levante di Traù si scorge *Spalatro*, und fol. 16 verso: hora per non havere di tornare a dietro, avanti che da *Spalatro* si lontaniamo ..., ferner das Titelblatt des berühmten Werkes von Robert Adams, «Ruins of the palace of the Emperor Diocletian at *Spalatro* in Dalmatia» (London 1764).

[1] *Glotta* XII, 201.

[2] Vgl. *Indogerman. Forsch.* XV, 106 und *Archivum Romanicum* V, 447.

[3] Levy, *Provenz. Suppl.-Wtb.* III, 529.

[4] M. L. Wagner, *Lautlehre d. südsard. Dial.* p. 66, § 202.

[5] Salvioni, *Arch. glottol. ital.* XVI, 318.

[6] Meyer-Lübke, *REW*, No. 9272.

[7] Giannarelli, *Revue de dialectol. rom.* V, 311.

[8] Meyer-Lübke, *REW*, No. 9272.

in die Erscheinung traten, aus deren erster *vespra* und aus deren zweiter *vrespa* als vermeintliches Grundwort gefolgert worden wäre. Andrerseits aber kann man solches *brespe, vrespa, brespa* auch in Parallele setzen zu *brespe* < lat. VESP(E)RU in der Mundart von Bayonne (seit dem 14. Jahrh.); ebenda *krabe* < lat. CAPRA und *praube* < lat. PAUP(E)RE)[1], es mithin unter Annahme antizipierender Fernverstellung des *r* auf den Typus franche-comt. *v(u)epre*, engad. *veispra* usf.. zurückführen[2]. So oder so, unmittelbar oder mittelbar, bleibt das Diminutivum die Quelle, aus der das irrationale *r* aller dieser Formen geflossen sein wird. Auch andere als Diminutivformen können gelegentlich zu derartigen Rückbildungen Anlaß gegeben haben. Dahin möchte ich ital. *fromboliere* < lat. FUNDIBULARIU rechnen, von dem aus *frombola* «Schleuder» nach unsern bisherigen Ausführungen ohne weiteres verständlich wird.

---

[1] Schneider, *Zur lautlichen Entwicklung der Mundart von Bayonne, Revue de dialectol. rom.* V, 395 f.

[2] Zu den bei Schopf, *Die konsonant. Fernwirkungen* p. 197 ff. zusammengestellten Beispielen regressiver Fernversetzung eines *r* füge ich bei dieser Gelegenheit noch weiter hinzu: ngr. dial. *πρικός* für *πικρός* (K. Dieterich, *Schriften der Balkankommission der Wiener Akademie der Wissenschaften,* linguist. Abt., VII, 69); lett. *brede* «Grube» für *bedre* (zu *bedu, best* «graben»), *sudrabs* «Silber» neben *sudabrs,* lit. *sidabras* (Endzelin, *Lett. Grammatik.* p. 168, § 110), kslav. *bridŭkŭ* «*δριμύς*» für **bidrŭkŭ* (*Indogerman. Forschungen* XXXVII, 145 ff.), vulgärlat. *scruta* «Schlüssel» für *scutra* (*CGL.* V, 515, 11 *scruta* vel *scutra*: olla). Von einem *scruta* «Schüssel» scheint mir auch herzuleiten das bisher noch nicht befriedigend gedeutete lat. *scrutari* «durchstöbern», eigentlich «seine Nase in alle Töpfe stecken»; vgl. Fulgentius p. 118, 6 f. ed. Helm: *catillare* (von *catillus* «Schüssel») dicitur per alienas domus infrontate gyrare, und *fouille-au-pot* als familiäre französische Benennung eines indiskreten Schnüfflers.

Basel. *Max Niedermann.*

Una pera mezza.[1]

(Mit einer Kartenbeilage)

Bitte, lieber Kollege, es handelt sich nicht um eine faule, sondern um eine überreife, eine teige Birne: eine teige Birne darf man Dir wohl auf den Geburtstagsteller legen, gibt es doch Leute, die behaupten, Birnen seien erst dann so recht bekömmlich, wenn sie anfangen, sich um das Kerngehäuse etwas bräunlich zu färben, ... *quando hanno fatto il pulcino;* dann erst haben sie den höchsten Grad der Saftigkeit erreicht. «Se non è mezza, nom me savona», erklärt ein umbrischer Gewährsmann des Sprach- und Sachatlasses Italiens und der Südschweiz.

Die Beschäftigung mit der Bezeichnungsgeschichte von «anfangen» in Italien[2] hat mich veranlaßt, einigen Schößlingen von INITIARE nachzugehen, die sich nach Form und Bedeutung mit andern Wörtern verknoten. Ich versuche hier, mich mit ein paar Gertelhieben aus dem Schlingwerk zu befreien — auf eine vollständige Rodung habe ichs nicht abgesehen.

Die Karte una pera mezza — eine teige Birne des *AIS* zeigt neben allerhand vereinzelten Bezeichnungen oder ungenauen und ausweichenden Umschreibungen[3] des durchaus eindeutigen Begriffes «teig»,

---

[1] Gesperrter Kursivdruck bezeichnet im Folgenden italianisierte oder französierte Worttypen.

Die Numerierung der Punkte auf der beigegebenen Karte ist eine provisorische.

AIS = Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz. Vgl. über diesen *Revue de linguistique romane* I (1925), *Wörter und Sachen* X (1925) und unten den Beitrag von P. Scheuermeier. Außer den Materialien des *AIS* und den von mir selbst gesammelten habe ich wie immer diejenigen von Jud zur Verfügung gehabt, dem ich herzlichen Dank sage.

a bezeichnet den in der Klangfarbe sich *a* nähernden, schlaff artikulierten Indifferenzlaut (z. B. in deutsch wieder).

ŝ, *ẑ* stehen zwischen *s* und *š*, *z* und *ž*.

[2] Vgl. *Rev. de ling. rom.* I (1925).

[3] «teig» gehört zu jenen Begriffen, deren Bezeichnung dem befragten Gewährsmann nicht immer gegenwärtig ist. Ein insistierendes Ausfragen unter Zuhülfenahme dialektischer Bezeichnungstypen hätte gewiß oft bestimmtere Antworten ergeben; aber gerade das suggerierende Ausquetschen unserer Auskunftgeber haben wir prinzipiell vermieden.

Die Verteilung der auf unserer Kartenbeilage punktierten Gebiete ist also bis zu einem gewissen Grade ein Zufallsprodukt.



der bei uns gewöhnlich von den Birnen, anderswo aber auch von den Mispeln, Elsbeeren (crataegus torminalis) und den Früchten der zahmen Eberesche (sorbus domestica) gebraucht wird[1], fünf größere Wortgebiete, von denen uns nur die drei letzten näher beschäftigen sollen. Die fünf Gebiete charakterisieren sich durch folgende Wort- oder Bezeichnungstypen: I. *blet.* II. *sfatto.* III. *mezzo-nizzo.* IV. «Hühnchen». V. «Vogelmagen». Verschiedene Schraffuren lassen auf der beigegebenen Karte die verschiedenen Verbreitungsgebiete erkennen. Warum die Schraffuren für den Typus III differenziert werden mußten, ist aus den nachfolgenden Erörterungen zu ersehen.

I. blet.

blet (vgl. *REW* und *FEW* unter *BLETTIAN), das bekannte französische Wort für «teig», findet sich, vorwiegend in der Form *biet,* im nördlichen Piemont, in der Form *bletš*, *bleš* im Obwaldischen und zum Teil im Mittelbündnerischen. In den beiden genannten Dialektgruppen verbindet es mit dem Begriff «teig» den Begriff «naß» und erstreckt sich in dieser Bedeutung über das Ober- und einen Teil des Unterengadins[2].

II. sfatto.

sfatto (ausnahmsweise *disfatto* und *strafatto*) herrscht von Rom an südwärts ungefähr auf dem Gebiete vor, wo «reif» mit *fatto* bezeichnet wird. Man wird das Wort mit «überreif» wiedergeben können[3].

[1] So schreiben Verrier und Onillon, *Gloss. des patois et des parlers de l'Anjou* unter *chope:* «Les nèfles, comme les cormes et les alises, ça n'est bon que quand c'est *chope*».

[2] Das unterste Unterengadin und das Münstertal weichen wie so oft von den übrigen Bündnerdialekten ab und schlagen sich mit *mol* «naß» zu den zentralladinischen und venetischen Mundarten. «Weich» und «naß» sind, wie die Bedeutungsgeschichte zeigt, zwei nah verwandte Begriffe. *mol* «naß» geht von den venetischen Dialekten über die Emilia und umfaßt die ganze Toscana und Umbrien. Weiter südlich tritt es nur vereinzelt auf. Dem Bestreben, die Begriffe «weich» und «naß» wieder zu trennen, entspringen morphologische und semasiologische Neuschöpfungen wie MORBIDUS und *mollicino.*

[3] *fatto*, *strafatto* mit den Bedeutungen «reif», «überreif» sind, jedoch kaum als spezifische Ausdrücke, auch dem übrigen Italien nicht fremd. Oberitalien zeigt diese Typen neben *massa fatto, troppo fatto* auf der Karte **una pera mezza** besonders in Venetien. Boerio kennt in derselben Bedeutung *fatòn.*



III. mezzo und nizzo.

mezzo und *mizzo, nizzo* und *nezzo* zeigt die Karte una pera mezza in eigentümlicher Verschränkung der Formen auf folgenden Gebieten (wobei man beachte, daß die Marken und der nördliche Teil der Abruzzen, sowie der Kanton Tessin noch unerforscht sind, daß in Süditalien unser Punktnetz noch nicht überall die vorgesehene Dichte erreicht hat und daß die Wörterbuchmaterialien nur einen mangelhaften Ersatz bieten):

mezzo gehört, von der Schriftsprache abgesehen, einem toscanischen Randgebiete an, das sich halbkreisförmig um Florenz herumzieht, das Herz der Toscana aber andern Ausdrücken frei läßt[1]. In den konservativeren Gebieten Umbriens ist es das gewöhnliche Wort; bemerkenswert ist dabei, daß es in Norcia und Rieti[2] im Maskulinum umgelautet erscheint (*mizzu;* das hier nicht belegte Femininum lautet zweifellos *mezza*[3]). An das Umbrische schließt sich ein breiterer Strich in der Gegend von Rom, auch hier das Maskulinum meist zu *mizzu* umgelautet. Weiter südlich tritt es nach unsern Materialien nicht mehr auf.

Die Variante *mizzo* umfaßt eine lombardisch-venetische Zone, die zwischen Adda und Brenta liegt und sich der Etsch nach aufwärts bis zum Quellgebiet des Noce zieht. Dabei wird die auf unserer Karte sichtbare Lücke im Bergamaskisch-Brescianischen teilweise ausgefüllt durch *mizzo* «naß». Einige Formen mit *e* (*mes, meŝ, meh*), die hier auftreten, sind dem sekundären Lautwandel von gedecktem *ĭ* zu verdanken. Die Wörterbücher lassen den Typus noch etwas weiter nach Norden und Osten gehen: vicent. venez. *mizzo,* bormin. *miz,* vgl. ven. *smilzo,* friul. *smilz* (Pirona). Merkwürdig ist *mizza* (f.) in Barberino (P. 229), neben das sich *mizo* in der tosco-emilianischen Gruppe des Lunigianesischen stellt (*RDR* V, 274).

nizzo zeigt die Karte vereinzelt im Nordpiemont (kein Beleg östlich der Sesia), dann besonders im Südpiemont, in Ligurien und in der westlichen Emilia (bis zur Enza). Mit *nitsǫ* in Camajore (P. 217), neben das sich das von Bottiglioni etwas weiter nördlich, in der untern Lunigiana gehörte *nizo* stellt (*RDR* III, 127), reicht dieser Typus bis ins Lucchesische. Ganz vereinzelt steht auf unsrer Karte ein *niϑ* im venetischen Canal S. Bovo (P. 99), das durch valsugan. *nizo* (Prati) bestätigt wird. Die Wörterbücher und Dialektmonographien kennen *nizzo* nun allerdings in vereinzelten Belegen auf einem wesentlich größeren

[1] Nach den Wörterbuchmaterialien (Morri, Tozzoli) reicht es auch ins Romagnolische, wo der Atlas jüngere Neubenennungen bietet.

[2] Hier nach Campanelli; der Atlas hat ausweichendes *frášiu̯*.

[3] Für die Schraffur ist mir das Femininum maßgebend gewesen.

Gebiet, das angedeutet sei mit altastig. *nicz* (*Arch. glott.* 15, 415), pav. *nizz, niss*, mail. *nizz, nilz* (Cherubini; vgl. Salvioni, *Fon. Mil.* 198 *nizz, nilz, ninz*), com. *niz*, polesano *nizzo*, wohl auch ferrar. *nizz* und endlich bologn. *nez* neben *nizá;* d. h. der Typus reicht nördlich des Po bis ungefähr zur Adda (wo *mizzo* beginnt) und südlich des Po bis nach Ferrara und Bologna. Dabei habe ich sorgfältig darauf geachtet, nur die Bedeutung «teig» zu berücksichtigen.

Auffällig ist in seiner Isolierung ein *nitts^u* von Omignano (P. 469) in Südcampanien, das aber die napolitanischen Wörterbücher bestätigen (Volpe, D'Ambra, Caso) und das in Teramo in der Form *niccə* wiederkehrt (Savini). Es handelt sich hier offensichtlich nicht um den Typus *nizzo* mit altem *i* (siehe unten), sondern um ein umgelautetes *nezzo*[1].

Fassen wir zusammen: an westoberitalienisch-emilianisches *nizzo* schließt sich östlich und nördlich ein lombardisch-venetisches *mizzo* mit einem kleinen *nizzo*-Anhängsel in der Gegend der Valsugana, südlich ein bis in die Gegend von Rom reichendes *mezzo*, von dem ein campanisches *nezzo*[2] durch eine breite *sfatto-disfatto*-Zone getrennt ist. An manchen Orten stehen neben dem Adjektiv Verba vom Typus *mezzare*, *mizzare*, *ammezzare*, *ammezzire*, *nizzare*, *nizzire* u. s. f., die ich im einzelnen nicht verfolge.

Wie verhalten sich die verschiedenen Lautformen zu einander? Wo stammen sie her? Liegt *mezzo* und *nizzo* ein Etymon zu Grunde oder fließen sie aus zwei verschiedenen Quellen? Die Frage ist schon oft berührt, aber nie auf Grund des gesamten Materials diskutiert worden. Die Sprachkarte — und das ist für den Fortschritt in der wissenschaftlichen Erkenntnis ein wichtiger Stimulus — zwingt den Beschauer, den Blick aufs Ganze zu richten. Er darf nicht mehr, wie sich Schuchardt einmal ausgedrückt hat, aus dem Kuchen die Rosinen herauspicken. Bei der fragmentarischen Behandlung des Problems ist es nicht verwunderlich, wenn man zu verschiedenen Resultaten gekommen ist: Salvioni schreibt im *Arch. glott.* 16, 458 (1902—1905) über lucches. *nizzire, nizzo* «ammaccare, pestato» (*Arch. glott.* 12, 125): «Nulla hanno queste voci da vedere con *mẹzzo*. Esse sono, come già ha visto il Pieri ... da INITIARE .... e *nizzo* è (come il lomb. *nizz, inînz, nilz [n—n* in *n—l]*, mezzo, manomesso) un participio accorciato». Meyer-Lübke dagegen stellt *mezzo* und *nizzo* «mit unerklärtem *n*-» im *REW* 5614 unter *MITIUS zusammen (vgl. auch Giacomino *Arch. glott.* 15, 415). Vorsichtiger ist der letzte Gelehrte, der sich meines Wissens

[1] Vgl. unten p. 60, Anm. 1. [2] Zu den Typen *mezzo* und *nezzo* zähle ich auch *mizzo*, *nizzo* mit dem Umlaut-*i*.



über die Frage geäußert hat, Talmon (*Arch. glott.* 18, 47 in der Arbeit über den Dialekt von Pragelato): «L'unica alterazione [von anlautendem Nasal] appare in *nīs* livido se è da MITIU (*Agl.* 15, 415), e non piuttosto da [I]NITIU (Pieri, *Agl.* 12, 125; Salv., ib. 416; 16, 458).»

Wer hat recht?

Ich versuche zunächst, die etymologische Masse, die in lautlicher und semasiologischer Verwandtschaft zu *mezzo-nizzo* gehören könnte, in Bedeutungstranchen aufzuteilen, die ich nach ihrer geographischen Verbreitung verfolge, ohne mich zunächst um ihre Genese zu kümmern.

Als ***a*** bezeichne ich die eben besprochene Bedeutungstranche «teig».

b. Bedeutung «quetschen». Typus *nizzare.* Die Bedeutungstranche umfaßt mit der verbalen Bedeutung «quetschen» die adjektivischen und substantivischen Bedeutungen «gequetscht, blutunterlaufen, Quetschung, blauer Fleck». Typen: *nizzare, mizzare, smizzare, nizzo, mizzo, nizzatura, mizzatura, nizzone, nizzire.*

Dieser Bedeutungstypus ist schon altoberital. gut belegt. Die alten Belege, die mir bekannt geworden sind, seien hier vollständig zusammengestellt: altgen. (*Arch. glott.* 8, 372) *nicio* «contuso, ammaccato»: *livio, nicio, e insocio* «livido, contuso, insuciditо» (vom gekreuzigten Christus; man denke an die schwärzlich blauen Leiber in älteren bildlichen Darstellungen). — altastig. (*Arch. glott.* 15, 415) *nicz* «ammaccato, livido, mezzo». — altnovar. (*Statuta civitatis Novariae*, 1583 gedruckt, aber nach Monti, bei dem die Zitate unter *niz* und *nizadùra* stehen, aus viel älterer Zeit stammend) *nizatum, nizzo, nizatura:* Si ... vulnus factum fuerit, vel lividum, vel *nizatum*, vel scarnatura apparuerit, condemnetur pro quolibet vulnere, vel livido, vel *nizzo*, vel scarnatura. — Nec scarnatura, nec scarognatura, seu *nizatura* apparuerit. — altlomb. (*Arch. glott.* 12, 416) *nizao* «contuso, ammaccato». Wiederholt belegt in der altlombard. Passion, vgl. z. B. *Arch. glott.* 9, 12, Z. 18: O carne sanctissima como poeua esse *nizada*, negra e mascarada. Vgl. Bonvesin da Riva, *Libro delle tre scritture*, Ed. Biadene 102 *nizare* «ammaccare, contundere, render livido». – altbergam. (Lorck, *Altberg. Sprachdenkmäler* 104, n° 280—282: contusus — cosa *miza*, contussio — *la mizadura*, contundo — per *miza* over per trucha. Vgl. Anm. 8.) Hier darf wohl auch der von Schneller, *Rom. Volksmundarten* 191 zitierte Nonsberger-Gebetreimspruch angeschlossen werden: ... La mè carne no vegna *snizzada*, E 'l mè sangue no vegna smanuì.

Die Belege gehen also vom Piemontesischen bis ins Bergamaskische und Trentinische. Bemerkenswert ist, daß schon auf der älteren Sprachstufe Formen mit *m* in demselben Gebiet auftreten, wo wir sie für «teig» gefunden haben.

Für die moderne Zeit genügt wohl eine zusammenfassende Übersicht über die zahlreichen Wörterbuchformen, zu denen sich die Antworten auf die Frage un livido unseres erweiterten Questionnaire's und von mir selbst gesammelte Materialien gesellen. Die in Frage stehende Wort- und Bedeutungsfamilie reicht nördlich des Po von den frankoprovenzalischen und provenzalischen Mundarten bis an den Mincio, fehlt aber dem venetischen, tridentinischen, bündnerischen und zentralladinischen Gebiet. Ein *smizzar* (neben *smiccar*) «zerquetschen, besonders die Trauben» bei Schneller 190 und ein *nizz* «lividura, echimosi» bei Pirona stehen vereinzelt. Dabei geben die Antworten auf die Frage il livido unseres Explorators eine gewisse Garantie dafür, daß das Fehlen des Wortes in den Wörterbüchern östlich des Mincio kein zufälliges ist. Südlich des Po beginnt die Wortfamilie an der französischen Grenze, umfaßt Ligurien, Nordtoscana und Emilia bis zur Grenze gegen die Romagna. Dabei ist am verbreitetsten der Typus *nizzo* (*nisso*, *nis*, *niϑ*, *nif*, *lis*, *nizzu*, *niz*, *nez*, *nizzo*), bald adj., meist mit der Bedeutungsangabe «livido», bald als Substantiv = «lividore, livido, quel segno che resta sulla pelle per qualche ammaccatura, morello, monachino, mascherizzo, ammaccatura etc.» Im Piemontes. Gen. Parmig. tritt *nisson*, *nissun*, *nizzon* mit ähnlichen Bedeutungen auf. *Niϑöwra*, *nizzadura*, *nizzatura* kennt das Anzascatal, das Canavesische (Traversella), das Mantuanische, Ferraresische, Modenesische, Bolognesische und Lucchesische. *nissâ*, *nissee*, *nizzar*, *nizzare*, *nizars* verzeichnen mit der Bedeutung «ammaccare, contundere, illividire» das Gen. Monferr. Mantov. Bologn. Lucches., während *nizzir*, *annizzir*, *nizzire* dem Parmig. Moden. Reggian. Ferrar. Lucches. angehören.

c. Die Bedeutung «zerschneiden, zerteilen» — «verwunden» tritt auf einem relativ kleinen Gebiete auf. Die erste der beiden Bedeutungsgruppen, die ich hier zusammennehme, scheint nach den Wörterbuchbelegen im wesentlichen in der Emilia zu Hause zu sein, wenn sie auch in die Lombardei reicht; die zweite gehört dem Alpenlombardischen und Trentinischen an, wobei die Bedeutungsangaben gewöhnlich auf ein leichtes Ritzen der Haut hinweisen.

Hier die Belege:

Valmagg. (Monti) *inizzà* «affettare il pane». — mail. (Cherubini) *ninzà in duu on naranz, ona micca* «rompere, dividere, partire un' arancia, un pane». — paves. *linsà* «spezzare, dividere». — piac. *linzà* «far in parti una cosa comestibile». — parmig. *linzar* «trinciare, tagliare, rompere». — reggian. *lịnzẹ̄r* (*Arch. glott.* 17, 111) «spezzare il pane, le ciambelle e sim.» — Concordia (*AIS*, im Reggian.) *linšár* «(einen Apfel) zerschneiden».



Comask. (Monti) *ininzà* «intaccare leggermente alcun corpo vivente», *ininzà la pêl* «intaccare la pelle, calterirla, scalfirla». — Bergam. (Tiraboschi) *snés* «manomesso; ed anche dicesi del rompersi la pelle». — Valsug. (Prati) *nizar* «tagliar a fior di pelle, intaccare la pelle (sfregando troppo ecc.)».

d. Bedeutung «in Gebrauch nehmen». Es ist die bekannteste und besonders von Mussafia und Flechia ausführlich behandelte Bedeutungstranche (*REW* 4440). Sie umfaßt nach der Karte manimettere una salsiccia, un salame des *AIS*[1] Oberitalien von der Stura-Tanaro-Sesialinie an ostwärts, indem sie nördlich des Po Bünden, Zentralladinien und Friaul einschließt, südlich des Po etwa bei der Secchialinie halt macht und Südligurien und Nordtoscana nicht mehr erreicht. Die Formen verteilen sich so, daß westlich der Mincio-Secchialinie mit Ausnahme Bündens und seines veltlin.-bergam. Vorlandes eine große Mannigfaltigkeit von Formen herrscht, die sich als *inzare* (ausnahmsweise *inzire*), *ininzare*, *ninzare*, *linzare* typisieren lassen, während Bünden und sein Vorland, sowie der Osten sich auf die Typen *nizzare* (ausnahmsweise *ninzare*), *snizzare*, *disnizzare* beschränken. Das auf der Atlaskarte in der Lombardei und in Venetien in großer Ausdehnung freibleibende Gebiet ist heute im Begriffe, seine dialektischen Eigentümlichkeiten abzuschleifen und *insar* wie viele andere originelle Wörter aufzugeben. Materialien anderer Herkunft vermögen die Lücke teilweise auszufüllen.

Was man sich unter meiner etwas vagen Bedeutungsangabe «in Gebrauch nehmen» vorzustellen hat, ersieht man am besten aus Flechia's zutreffend spezialisierender Definition: «cominciare, cominciare ad usare (portando, spillando, versando, tagliando, prendendo, ecc.), metter mano a, manomettere, come dire, un abito, una botte, un fiasco di vino, un vaso d'olio, di sapa, ecc., una pezza di drappo, una forma di cacio, un paniere di frutta, un pane, ecc.» (*Arch. glott.* 2, 356 Anm.). —

Das Problem, das uns die beschriebene Wortmasse stellt, hat eine semasiologische, eine geographische und eine lautliche Seite.

Die semasiologische Seite. Welche Wege führen zum Begriffe «teig»? Der nächstliegende Ausgangspunkt scheint der der Weichheit zu sein. Dabei kann der beginnende Fäulniszustand der Birne, um die es sich ja in erster Linie handelt, mit dem normalen Reifezustand anderer Früchte verglichen werden, insbesondere dem des Spierlings (der Frucht von sorbus domestica). Das ist der Fall bei portug. *sorvado*, *sorvál* und südfranz. *sourbin* (Mistral). In Montecatini (bei Volterra) beantwortet der Ge-

[1] Vgl. Kartenbeilage zu *Rev. de ling. romane* I (1925).

währsmann des *AIS* die Frage una pera mezza mit *una pẹ̄ra matūra a ssǫ́rba* und fügt bei: «perchè anche le sorbe paiono imputridite quando sono mature».

Von der weichen Teigmasse geht das deutsche *teig* aus. Wörter mit der Grundbedeutung «weich» treten auch auf unserer Karte häufig auf, wobei es sich freilich meist um ausweichende Benennungen handeln wird (*lǫmašiñ, lamìtš, lǫm, mülzl, moscio*); doch ist auch die Leichtigkeit symptomatisch, mit der «weich» vikarisierend für das spezifische Wort eintritt. Die semasiologischen Ausgangspunkte «faul» und «reif», die auf der Karte reichlich vertreten sind, fallen für meine Zwecke nicht in Betracht.

Einen andern Weg weist das französische *blet-blesser*. Die von v. Wartburg im *FEW* unter *BLETTIAN durchgeführte einleuchtende Analyse dieser etymologischen Masse (vgl. auch *REW* 1163, 1167, 1168 und Littré) habe ich nicht neu aufgenommen; soviel scheint sicher zu sein, daß der Weg von «bleich» (in dieser Bedeutung piem. *biet* primär oder sekundär?) über «quetschen, zerschlagen» einerseits zu «verwunden», andererseits zu «teig» führt. Wenn wir nun noch die Bedeutungsreihe von INTAMINARE «anfaulen», «anschneiden», «verwunden», «in Gebrauch nehmen», worüber ich in meiner Arbeit über die Bezeichnungsgeschichte von «anfangen» kurz handle (vgl. auch *REW* 4478), und die Bedeutungsentwicklung von span. *ence(n)tar* «anfangen» > «in Gebrauch nehmen, anschneiden» > «ein Glied abschneiden oder verstümmeln», sowie *decentar* «anfangen» > «in Gebrauch nehmen, anschneiden» > (refl.) «sich wund liegen» daneben stellen, so haben wir, wenn auch nur in Bruchstücken und teilweise mit umgekehrter Entwicklungsrichtung, die ganze Bedeutungsskala der *mezzo-nizzo* Gruppe vor uns.

Es führt zu «teig» der kurze semasiologische Weg von «weich» her[1] oder der längere, aber darum nicht weniger gangbare von «anfangen» über «in Gebrauch nehmen», «anschneiden», «verwunden», «quetschen».

Semasiologisch ist sowohl MITIS als auch *INITIUS als Etymon von *mezzo* — *nizzo* möglich.

Die geographische Seite. Ganz Mittelitalien von der Nordgrenze der Toscana, die Provinzen Lucca und Massa (heute = Spezia) aus-

[1] Das Lateinische scheint zu einem spezifischen Ausdruck für «teig» nicht gekommen zu sein. *mitis* und *mitescere* bezeichnen allgemein den Reifegrad, wo die Frucht Härte und Herbigkeit verliert, eine Bedeutung, die freilich dem Zustand des Teigseins sehr nahe steht. Bezeichnend bei Plautus, Miles gloriosus 1424: *mitis* equidem sum fustibus. Warum im *REW* 5614 die nirgends belegte und unnötige Bedeutungsangabe «welk»?



genommen, bis zur Südgrenze Campaniens kennt nur die Bedeutung «teig»; die reiche Bedeutungsentfaltung, die zwischen «anfangen» und «teig» liegt, ist nur Norditalien eigen. Das ist, wie mir scheint, das entscheidende Argument für die Annahme, daß die norditalienische Wortgruppe auf ein anderes Etymon zurückgeht als das mittelitalienische Wort. Nach meiner Überzeugung hat Salvioni recht: Für Norditalien haben wir von *INITIUS, für Mittelitalien von MITIS auszugehen. Die oberit. Wortmasse, die wir in vier Tranchen zerschnitten haben, ist etymologisch identisch; chronologisch folgen sich die Bedeutungen in der Reihenfolge d, c, b, a: («anfangen») > «in Gebrauch nehmen, anschneiden» > «zerschneiden, verwunden» > «quetschen» > «teig».

Die lautliche Seite. Gegenüber der semasiologischen und der geographischen tritt im vorliegenden Fall die lautliche Argumentation, die unserer These z. T. günstig, z. T. ungünstig ist, in den Hintergrund. Für uns spricht, daß die *n*-Formen im Norden, die *m*-Formen in Mittelitalien vorherrschen[1], gegen uns, daß im Norden *INITIUS mit kurzem *i* ein *nizzo*, in Mittelitalien *MITIUS[2] mit langem *i* ein *mezzo* ergibt. Über die Schwierigkeit *MITIUS > mezzo ist Flechia, *Arch. glott.* 4, 376 etwas zu leicht hinweggegangen. Das Wahrscheinlichste ist mir, daß wir es hier mit einem der umbrisch-sabellischen Wörter zu tun haben, die indogerman. *ei* — ein solches liegt nach Walde MITIS zu Grunde — zu *ē* gewandelt haben. Vgl. SPECA, *STEVA und *ELEX bei Meyer-Lübke, *Einf.* § 106. Denkbar wäre auch zu der Maskulinform *mizzu* die Neubildung einer Femininform *mezza* nach dem Muster der umlautend flektierenden Adjektive vom Typus *niro* — *nera*, genau so wie obwald. zu *tschiec* < CAECUS nach dem Muster *nief* — *nova* etc. ein Femininum *tschocca* gebildet worden ist. Und wie hier nachträglich an einzelnen Orten eine sekundäre Ausgleichung nach dem Femininum eintrat (*tschoc* — *tschocca*), so wäre dort das *e* des Femininums sekundär auf das Maskulinum übertragen worden. Es würde dies voraussetzen, daß der heute bis weit nach Umbrien hineinreichende Umlaut (der nördlichste umlautende Punkt ist nach dem *AIS* Norcia) einst auch die Toscana umfaßt hätte oder daß *mezzo* von der Gegend von Rom aus nach Norden gewandert wäre.

Das *i* des nördlichen *nizzo* erklärt sich aus der vortonigen Form

---

[1] Den oben erwähnten campanischen Typus *nizzo* — *nezza* erkläre ich mir durch Assimilation des labialen Nasals *m* an die dentale Spirans (*s*), resp. Affricata (*z*), wie in MESPILUS > *NESPILUS, MILZA > *nilza*.

[2] Diesen morpholog. Typus statt MITIS hat Flechia im *Arch. glott.* 4, 376 ausreichend begründet.

nizzare, vgl. DIRECTIARE > *drizzare*, das in Oberitalien fast überall auch in den betonten Formen *i* zeigt.

Bleibt lomb.-venetisch-trentinisches *mizzo*, das Flechia als einen regelmäßigen Fortsetzer von *MITIUS ansieht. Gegen eine solche Erklärung erhebt die geographische Betrachtung ihr Veto. Nordital. *mizzo* ist durch das emilianische *nizzo* von mittelital. *mezzo* getrennt (vgl. oben p. 55). Es müßte also ein durch Venedig vermitteltes toscanisches Importwort sein — dann wäre nicht einzusehen, warum es *mizzo* und nicht *mezzo* lautet; oder es müßte auf die Zeit der römischen Kolonisation zurückgehen — dann wäre unbegreiflich, warum es gerade hier und nicht in den konservativen Randgebieten Oberitaliens auftritt. Dazu kommt nun, daß *mizo*, *mizar*, *mizadura* in der Bedeutungsgruppe «quetschen» (vgl. oben p. 56) schon im Altbergamaskischen belegt ist. Da andrerseits die Bedeutungsgruppe «in Gebrauch nehmen» auf dem *mizzo*-Gebiet nur Formen mit *n* aufweist (*ininzá*, *insá*, *ensí*, *inensí*, *linsí* und auf dem venet.-trident. Gebiet *nizar*), so muß *nizzare* auf der Bedeutungsstufe «quetschen» zu *mizzare* geworden sein. Das verbietet uns, den Anlaut von *mizzo*, wie es nahe läge, von *mezzo*, *morbido*, oder *mollicino* (vgl. unten) ausgehen zu lassen. Welcher Einfluß hier maßgebend gewesen sein dürfte, verraten die Karten una contusione (causata da un colpo), il livido (macchia di color di piombo), schiacciarsi (ammaccare) un dito und schiacciare una noce[1] unseres Atlasses: Dem *nizzatura*, dessen Verbreitung ich oben dargestellt habe, steht in der Bedeutung «Quetschung, blauer Fleck» ein *maccatura* gegenüber in dem südpiemont.-prov. Pontechianale (P. 152 *na màkadüra*), in dem ligur. Borgomaro (P. 161 *ina màkaüʸa*), in dem lomb. Coli[2] (P. 195 *ǭna màkadüra, ǭna žmátša*), in dem paduanischen Teolo (P. 107 *na màkaúra*), in dem friaul. Ronchis (P. 117 *matšadūrę, matšádę*), in dem istrischen Rovigno (P. 131 *makadóra*). Die Karte schiacciare una noce — schiacciarsi un dito ergibt wenig hieher Gehöriges — zeigt den Typus (*s*)*maccare* besonders gut vertreten im Bündnerischen und Emilianischen, also nördlich und südlich des *mizzo*-Gebietes, nur ausnahmsweise an anderen Orten. Vgl. Diez, *Wb*[5] 198f. und *REW* 5196. So sind die Bedingungen für eine Kontamination *nizzare* + *maccare* = *mizẓare* im lomb. venet. trident. Gebiet gegeben. Sollte nicht das von Schneller, *Roman. Volksmundarten* p. 190 als gleichbedeutend mit *smizzar* «zerquetschen, besonders die

[1] Die drei ersten Fragen figurieren nur im großen, die letzte im Normalquestionnaire.

[2] Bei Bobi, an der Südgrenze der Provinz Pavia.



Trauben» angeführte *smiccar* eine Variante derselben Kontamination sein?[1]

Anders als das nordpadanische *mizzo* sind die oben p. 54 erwähnten vereinzelten *mizzo*-Formen in Barberino (Mugello) und in der Lunigiana zu beurteilen: Sie liegen am Nordrand der *mezzo*-Zone und sind aus dem Kontakt mit *nizzo* hervorgegangen.

Vor eine letzte Schwierigkeit stellt uns die oben mitgeteilte Beobachtung, daß (grob gesprochen) der oberitalienische Westen in der Bedeutungstranche «in Gebrauch nehmen» den lautlichen Typus *inzare* und seine Derivate, der Osten und der Nordrand der Lombardei *nizzare* aufweist, daß aber andrerseits in den jüngern Bedeutungstranchen «quetschen» und «teig» die *nizzare*-Formen bis an die französische Grenze reichen, ja sogar im Westen besonders lebenskräftig sind. Es ist nicht möglich, von einer Idee Mussafia's (*Beitrag* 169) ausgehend, *ninzare* als durch Nasaleinschub aus *nizzare* entstanden und alle übrigen westlichen Formen als davon abgeleitet anzusehen; die peripherische Lagerung der *inzare*-Formen auf der Sprachkarte zeigt, daß diese die ältesten sind, daß wir also von den endungsbetonten Formen (*INTIARE) mit ausgestossenem zweitem *i* ausgehen müssen[2].

---

[1] Ganz analog scheint mir das von Mussafia, *Beitrag* 213 erwähnte comask. ferr. bol. parm. *stricar*, romagn. *strichè* «ausdrücken» eine Kontamination von *strucar* + *strizzare* darzustellen. Daß die geographischen Bedingungen hiefür gegeben sind, geht aus den Karten strizzare i panni bagnati und spremere un limone des *AIS* hervor.

Man beachte, daß die Kontaminationsprodukte hier wie bei *smacar* — *smicar* als vokalische Ablautformen dem Bedürfnis nach lautmalerischer Nüancierung entgegenkommen, das bei Begriffen wie «ausdrücken», «zerquetschen» etc. naturgemäß groß ist.

[2] Über die Entstehungsmöglichkeit für die übrigen lautlichen Spielformen haben Mussafia, *Beitrag* 169f. und Flechia, *Arch. glott.* 2, 356f. in ihren schönen Darlegungen in erschöpfender Weise gehandelt.

Biologisch betrachtet — und das vermag nur der Atlas zu zeigen — erscheint der *INTIARE-Typus als dekadent. Von den lombardischen Stadtzentren aus, die immer mehr nach dem Toscanischen hinschielen, drängt ihn die Zerstörungswelle, gleichsam negativ wirkend, d. h. ohne vorläufig einen Ersatz zu bieten, nach der lomdardischen Peripherie hin. So erklären sich die einem gelockerten Sprachgefühl entsprungenen lautlichen Abirrungen, denen in der Emilia, wo die Verhältnisse ähnlich liegen, semasiologische Abirrungen parallel gehen. In den venetischen Mundarten ist auch der Typus *nizzare* «in Gebrauch nehmen» am Veralten und macht einem dem toscanischen *manimettere* nachgeahmten *meter a man* Platz.

Der Widerspruch löst sich, glaube ich, in einigen Erörterungen allgemeiner Natur, mit denen dieser Abschnitt beschlossen sei. Die für die Bedürfnisse der wortgeschichtlichen Forschung durchgeführte Schematisierung der Lautformen und Bedeutungsstufen von INITIARE entspricht einerseits ihrem aktuellen Zusammenhang nicht und erweckt andrerseits die falsche Vorstellung der Koexistenz verschiedener Bedeutungen desselben Wortes auf weiten Gebieten. Zwar würde schon die aufmerksame Betrachtung eines reicheren Kartenmaterials als es dieser Arbeit beigegeben werden kann, den Beschauer von der Unrichtigkeit der letzteren Auffassung überzeugen. Es ist aber doch nötig, hier darauf hinzuweisen, daß die Bedeutungen, am einzelnen Ort betrachtet, sich nicht in verwirrender Weise in einem Worte häufen, sondern daß hier diese, dort jene fehlt, oder daß sie sich auf verschiedene Lautvarianten oder morphologische Typen verteilen und zwar mit einer Mannigfaltigkeit lokal verschiedener Lösungen, die beschreibend festzuhalten kaum anders als in Stichproben möglich ist[1].

---

[1] Ich stelle nach den Atlasmaterialien die Antwort auf die Fragen manimettere (una salsiccia), il livido (una contusione), schiacciare (una noce), (una pera) mezza für einige Orte zusammen:

Vico Canavese): (Prov. Ivrea)	*antamandʳ*	*nif, nifüra*	*frakår*	*warná* m. pl.
Villafalletto: (Südpiemont)	*antamnẹ*	*nīš* (auch adj.)	*fyakẹ̄*	*nīŝ* m.
Pontechianale: (Provenz. Westalpen)	*ntamandr*	*màkadúra, niš* (auch adj.)	*škitšár*	?
Gavi Ligure: (Prov. Alessandria)	*inså*	?	*šakå*	*nísu* m.
Coli (bei Bobbio):	*vēsá*	*màkadúra, žmátša*	*rǭp*	*niŝ* m.
Sologno: (Prov. Reggio)	*intsår*	*mūrāll*	*škitšå*	*šti pų̄r ali am fåt ẹ magət*

Oder um einige Dialektwörterbücher herauszugreifen:

Tonetti, *Valsesia* 184: *insêe* «intaccare, incidere, dar l'assaggio ad una cosa ancora intatta», 215 *niss,* «livido, quel segno che resta sulla pelle per qualche ammaccatura», *nissun* «lividura, echimosi», 195 *macchêe* «ammaccare; lasciare il segno sopra un corpo duro, battendolo forte» . ., 282 *pêr pulattà* «pera fradicia, ammaccata», 274 *schicciêe* «schiacciare, comprimere», 281 *sgnacchê* «schiacciare, comprimere, ammaccare». — Longa, *Vocabolario Bormino:* 240 *šnitsār* «manimettere», 161 *mọrẹl* «moretto, azzurrognolo tendente al nero», 234 *škitšār* «schiacciare», *škitšáda* «schiacciatura», 239 *šmakār* «schiacciare, 156 *mits* «mezzo, molle, acquoso, tenero, stramaturo», *pọm mits* «mela stramatura», *kẹgār mits* o *šmitsetār* «aver

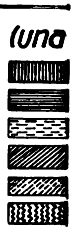
Es entspricht das auch durchaus den natürlichen Entwicklungsgrundlagen der Sprache. In der Bedeutungshäufung kommt die Planlosigkeit der momentanen utilitaristischen oder ästhetischen Motiven entsprungenen sprachlichen Schöpfung[1] zum Ausdruck. Den Bedürfnissen des sprachlichen Verkehrs ist sie hinderlich; diesen zu genügen, sucht die Sprache sich aller Zweideutigkeit zu entledigen; sie läßt überflüssige Wörter und Bedeutungen fallen, führt andere ein, differenziert und ordnet, wieder bloß momentanen Zweckmäßigkeitsvorstellungen nachgebend, was sorglose Laune oder das Bedürfnis des Augenblicks geschaffen. Welche Rolle bei dieser lichtenden und ordnenden Tätigkeit, die ihr Endziel der schöpferischen Sorglosigkeit gegenüber nie erreicht, die schriftsprachlichen oder auch bloß die regionalen kulturellen Zentren spielen, hat Gilliéron in dem Buche über die Benennungen der Biene sehr schön gezeigt. Oberitalien ist — im Gegensatz zu Unteritalien — ein Land, das seit ältester Zeit von starken, sich mannigfaltig kreuzenden sprachlichen Strömungen in steter Bewegung erhalten wird. Stark differenzierenden stehen aber auch stark unifizierende Tendenzen gegenüber. Am stärksten sind die einigenden und ausgleichenden Strebungen, die auf die Schaffung einer oberitalienischen Gemeinsprache hinzielten, wohl in den Jahrhunderten der oberitalienischen Frühliteratur gewesen. In diese Zeit müssen wir, glaube ich, die Verbreitung der ursprünglich bloß östlichen *nizzare*-Formen der Bedeutungsgruppen «quetschen»[2] und «teig» über fast ganz Oberitalien verlegen. Im Gebiet von *inzare, ninzare, linzare* «in Gebrauch nehmen» ergab sich dabei die Möglichkeit, die beiden erstgenannten Bedeutungsgruppen, die innerlich noch zusammenhängen, von der letztgenannten, die sich im Sprachbewußtsein schon

---

la diarrea». — Gambini, *Voc. Pavese:* 126 *linsà* «spezzare, dividere», 143 *morèl* «livido, monachino», 37 *bol* (neben andern Bedeutungen) «lividura, nerezza che fa il sangue venuto alla pelle per percossa o compressione», 236 *svĕrzla* «lividezza, striscia di lividura, macchia livida che fa il sangue venuto alla pelle, cagionata da percosse», 201 *schizzada* «premitura, ammaccatura», *schizzón* id., *schizzà* «acciaccare, soppestare, pestare grossamente, schiacciare . . ., premere, . . . ammaccare ecc.», 129 *macà* «ammaccare ecc.», 147 *nizz, niss* «vizzo. Che ha perduto la natural sua sodezza o durezza, passo, grinzoso. — Mezzo, frutto vicino ad infracidire».

[1] Vgl. Marty in seiner *Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie,* Halle 1908.

[2] Sollte gerade bei diesem Begriff die religiöse Literatur, aus der alle oben p. 56 zusammengestellten Belege stammen — sie beziehen sich stets auf den mißhandelten Leib des gekreuzigten Christus — eine Rolle gespielt haben?


(una





längst isoliert hat, auch lautlich zu trennen: die etymologische Masse ist hier definitiv in zwei für die deskriptiv-biologische Betrachtung unabhängige Hälften zerfallen. Man beachte, daß andrerseits da wo *(s)nizzare, disnizzare* für «in Gebrauch nehmen» gilt, im Friaul und im venetisch-tridentinisch-zentralladinisch-bündnerischen Randgebiet, *nizzo* «teig» fehlt oder sich zu *mizzo* gewandelt hat. Es ist, als ob hier eine sorgliche Hand die Verteilung vorgenommen hätte, und doch ist diese nur lokalen Reaktionen gegen die Polysemie entsprungen.

IV. «Das Hühnchen im Ei»[1].

«teig» gehört zu jenen Begriffen mit geringem Verkehrswert[2], die mit alteinheimischem und oft schwer deutbarem Sprachgut[3] bezeichnet werden, daneben aber, wenn die einheimische Tradition unterbrochen wird, die Phantasie lokaler Sprachgruppen stark anregen und zu hübschen Neubildungen Anlaß geben. Daß der beim Teigwerden zuerst sich braun färbende innerste Teil der Birne mit dem Hühnchen im angebrüteten Ei verglichen wird, liegt in einem Lande, wo die Hühnerzucht eine so große Rolle spielt, nahe. Immerhin ist die weite Verbreitung dieses Bezeichnungstypus auffällig; und wenn auch unabhängige Entstehung an verschiedenen Orten nicht ausgeschlossen ist[4], so wird man doch annehmen müssen, daß verschiedene Gegenden sich den Benennungsimpuls weitergegeben haben. Man möchte vermuten, daß die Emilia das schöpferische Zentrum gewesen sei und daß von dort aus besonders das Tessin-

[1] Auf der Kartenbeilage mit P (pulcino!) angedeutet.

[2] Vgl. meinen Aufsatz «Sprache als Äußerung und Sprache als Mitteilung», *Arch. f. d. Stud. d. n. Spr.* 136 (1917), 111.

[3] Vgl. für das galloroman. Gebiet west- und zentralfranz. *choppe*, gasc. *gohe, glohe, gloho*, südfrz. *clouco, clonche, carp, carpe*, etc.

[4] So geht man gewiß unabhängig in Mittelitalien, hier allerdings ganz vereinzelt, und in Süditalien von der schwärzlichen Farbe der gekochten Leber aus, um die teige Birne zu bezeichnen: P. 257 Ronciglione (Latium): *um pẹ̀ro fẹ̀tiko**, [la pera] *sè mfetẹkišše** — P. 515 Mandanice (Sizilien): *na pira mfikatata**, P. 462 Benestare (Calabrien): *nu piru méndzu mpikatàtu*, P. 472 Salve: *nu piru fikatẹddu*, P. 454 (Avetrana) *nu piru fikatàli*, P. 475 (Carovigno) *nu piru fikatàlə*, die letztgenannten Punkte alle im südlichen Apulien. Daß dabei die schwarze Farbe das Ausschlaggebende ist, ersieht man daraus, daß in Apulien auch der Typus *nericato* vorkommt: P. 474 Vernole: *nu piru nirikàtu*, P. 475 Carovigno *nu piru ñurikàtu*.

* Mit fetten kursiven ***t, k*** gebe ich explosive Lenes wieder, wie sie in Mittel- und Süditalien vorkommen.



und Sesiagebiet seine Anregungen erhalten habe. Die Verbreitung unseres Benennungstypus erinnert in den genannten Gegenden stark an die Verbreitung der Kontaminationsform *comincipiare*, die ich in der *Revue de ling. romane* I (1925) bespreche. Nur sporadisch erscheint das Hühnchen in der Toscana. — Die Ausdrucksform ist bei der gleichen Grundanschauung eine wechselnde. In der Emilia, Romagna, Nordtoscana und in der Lombardei heißt es: *die Birne hat das Hühnchen*, *sie hat das Hühnchen gemacht*, *sie hat das Hühnchen drin*. *al gà l pulšẽy, li á l pipyęn, sta pẽra la à ę plęyn, al gá l pulắštᵒr, al gá l pulastrín, l a fắt al pulắštar, i am fat al puyín, al á l pulát dintar, m prüš kuŋ al pulat* etc. Im Sesiagebiet und am Ortasee spricht man von einer *angebrüteten Birne*: *m pẽr galá, al pẽyr l ę pulatá.* Für die Toscana verzeichnet der *AIS*: P. 225 Incisa: [le pere] *ìmpurtšínanǫ, la pẽra ę ìmpurtšinắtha,* P. 252 (Pitigliano) *una péra àpputšinęllắta, tš ę i ppùtšinęllu drę̣nto*, P. 255 (Tarquinia, in Latium, aber stark toscanisiert): *dę̣ntro š ę r purtšíno.*

V. «Der Vogelmagen».

Mit den vom Hühnchen hergenommenen Bezeichnungen verschränkt sich auf romagnolischem, emilianischem und toscanischem Gebiet der semasiologische Typus, der das teiggewordene Innere der Birne mit dem Vogelmagen vergleicht. Dabei wird man besonders an den gekochten Hühnermagen zu denken haben, der sich vom weißen Fleisch des Huhnes durch seine dunkle Farbe unterscheidet (vgl. oben p. 65, Anm. 4). Als Bild sui generis fällt *im pilzę̣l da kwátš* in Antrona auch geographisch aus dem Zusammenhang heraus; die leider inzwischen verstorbene, ausgezeichnete Auskunftgeberin des *AIS* macht dazu die Bemerkung, daß die Bezeichnung von der Ähnlichkeit mit dem alten Zicklein-Labmagen herrühre. In der Emilia und Romagna wird, wie auch aus den Dialektwörterbüchern jener Gegend zu ersehen ist, der Vogelmagen mit den Typen *magone* und *maghetto* bezeichnet; daher von der Birne: *la fá ę magõ, la y̆ à ę magõ, la gá ę magöt, šti pų̈r ali am fắt ę magət,* in dem einzigen toscanischen Punkt, der denselben Stamm aufweist, P. 218 Campori im Serchiotal: *ánnǫ ę̣l makǭnę*, wozu Petrocchi zu vergleichen ist, der *macone* «ventriglio degli uccelli» als lucchesisch gibt. Sonst geht die Toscana vorwiegend von *buzzo* aus, das bei Petrocchi mit der Bedeutung «stomaco, ventre degli animali» figuriert und scherzhaft auch vom Bauch des Menschen gebraucht wird. Der *AIS* gibt *buzzo* in der Toscana vorwiegend als scherzhafte oder pejorative Bezeichnung von Bauch oder Magen des Menschen, als Wort für den (gekochten) Hühnermagen dagegen *cipolla*. Auf die Frage *una pera mezza*

lauten die in Betracht fallenden toscanischen Antworten: *una pẹ̄ra hẹ a ffátt i bbúddzǫ, una pẹ̄ra mbuddzítha, péra hǫl búddzǫ, na pẹ̄ra ventrítta* etc.

Es ist eine der delikatesten Aufgaben der Sprachwissenschaft, festzustellen, wie weit die schöpferische Kraft sprachbegabter Individuen reicht und unter welchen Umständen sie auf die Allgemeinheit zu wirken vermag. Entstehung und Erfolg sprachlicher Neubildungen hängen gewiß in erster Linie von kulturellen Momenten (hier etwa von der Verbreitung der Hühnerzucht und der Beliebtheit der Vogeljagd in Italien), psychischen Dispositionen, sozialen und ästhetischen Bedürfnissen ab; aber es sind oft ganz bestimmte sprachliche Vorbedingungen, die den Anstoß zu Neubildungen geben, indem sie gleichsam als leichtbewegliche Auslösungshebel wirken. Besonders deutlich tritt das auf dem Gebiete der Volksetymologie zu Tage, wo auf Grund zufälliger sprachlicher Ähnlichkeit oft die fernliegendsten Assoziationen sprachschöpferisch wirken. Wie Wortbildungsimpulse von zufälligen, lautlichen Anklängen ausgehen können, haben Gilliéron und andere sprachgeographisch gerichtete Forscher[1] in den letzten Jahren oft gezeigt. So darf man sich wohl fragen, ob bei der Entstehung des Vergleichs mit dem Hühnermagen, *magone*, nicht lautlich und semasiologisch anklingende Wörter wie *(am)maccare* und *magagnare* mitgewirkt haben (*una pera ammaccata* «eine gequetschte», *una pera magagnata* «eine angefaulte Birne»). Ein sprachgeographischer Beweis läßt sich freilich nicht führen, da *(am)maccare* über ganz Italien verbreitet ist und da wir über das wohl durch schriftsprachliche Vermittlung nach Italien gelangte *magagnare*, das da und dort sporadisch auftritt, nicht genau unterrichtet sind. Ich habe auch daran gedacht, daß in der Lombardei *ha il pulcino*, *fa il pulcino* (*pulziṇ, purziṇ, pürezịṇ* etc.) durch das auch semasiologisch nahestehende Reimwort *mollicino* «weich, zart» (*mulziṇ, murziṇ, mülziṇ* etc.) veranlaßt sein könnte. Doch reicht das Bild viel weiter als der Reim — irgendwie zwingende Argumente fehlen auch hier.

[1] Ich denke an die Arbeiten von Spitzer und Gamillscheg über die Klette, von Merian über den Regenbogen, von Schurter über den Löwenzahn, von Alice Brügger über den Zaunkönig u. s. f.

Bern. *K. Jaberg.*

L'expression des idées de sphère personnelle et de solidarité dans les langues indo-européennes.

La notion de solidarité est fonction de celle de sphère personnelle.

La sphère personnelle comprend, ou peut comprendre, les choses et les êtres associés à une personne d'une façon habituelle, intime, organique (p. ex. le corps et ses parties, les vêtements, la famille, etc.). Tout élément constitutif de la sphère est considéré, non comme une simple propriété, mais comme une partie intégrante de la personne; un Français, p. ex., ne pense pas de la même manière *ma tête* et *mon jardin*. Dans un intéressant article, qui donne une idée très nette de cette notion, *L'expression de la possession dans les langues mélanésiennes* (*Mém. de la Soc. de Linguist.*, XIX, 98 ss.), M. Lévy-Bruhl dit fort justement: «Quand je parle de ma tête, je ne veux pas dire qu'elle est *à moi*, mais qu'elle est *moi*».

L'idée de solidarité ou de participation découle directement de la précédente: tout phénomène, action, état ou qualité qui affecte une partie quelconque de la sphère personnelle retentit, par répercussion spontanée, sur la personne tout entière. L'organe touché directement n'est que le véhicule d'une affection qui atteint l'organisme dans sa totalité; pour un Français, «*se* laver *les* mains» n'est pas la même chose que «laver *ses* mains», et il ne lui viendrait pas à l'esprit de dire «J'ai cassé *ma* jambe» au lieu de «Je *me* suis cassé *la* jambe», à moins qu'il ne s'agisse d'une jambe de bois.

Il va sans dire que la personne intéressée à une action peut être envisagée comme unité, sans considération de ses parties constituantes (cf. «*se* laver *les* mains» et «*se* laver»).

Dans les langues indo-européennes la notion de sphère personnelle est nécessairement fonction de celle de vie organique; seuls les êtres vivants ou les choses personnifiées par l'imagination sont représentés de cette façon: dire d'une table qu'on *lui* casse une jambe, c'est en faire une personne. On voit donc que cette conception est inséparable de celle de genre animé, qui a joué et continue à jouer un rôle si important dans divers idiomes de notre famille.

La notion de sphère personnelle est purement subjective; rien n'empêche l'imagination collective d'attribuer au moi des choses ayant leur existence propre, ou inversement, de détacher ce qui ne peut réellement



en être séparé (cf. anglais «I have broken *my* leg»). L'extension de la sphère est déterminée par les idées traditionnelles de chaque groupe linguistique; ces limites peuvent varier de langue à langue, varier aussi dans une même langue au cours de son évolution. Elle comprend généralement le corps, ses parties, quelquefois ses dimensions; l'âme de l'individu; dans certains cas sa voix, son nom; mais elle peut embrasser aussi, dans des proportions variables, tout ce qui est avec lui dans un rapport constant: vêtements, objets familiers, outils, etc.; personnes de l'entourage, famille, serviteurs, amis; et dans chacune de ces sous-catégories il y a place pour des distinctions délicates; enfin, et surtout, ces êtres et ces choses peuvent être considérés tantôt comme faisant partie du moi, tantôt comme détachés de la personne (v. plus bas p. 77).

On comprend dès lors que les notions de sphère personnelle et de solidarité sont intimement liées à la fonction sociale du langage, et que leur évolution peut dépendre de celle de la vie sociale. Il est vraisemblable à priori que plus la communication est intense et les rapports sociaux nombreux et profonds, plus aussi le champ individuel se rétrécit, parce qu'on est amené à concevoir du point de vue d'autrui ce qu'on n'envisageait autrefois que sous l'angle du moi. Inutile de rappeler que ces rapprochements entre le langage et la vie sociale doivent être entourés de toutes sortes de précautions: le langage étant, de toutes les institutions, la plus conservatrice et en même temps la plus influençable du dehors, un usage linguistique peut ne pas correspondre à l'état actuel d'une société, mais ou bien refléter une tradition dès longtemps abolie, ou bien provenir d'une influence étrangère.

Notons enfin que toute notion subjective, toute notion présentant un intérêt vital pour les sujets tend à être pensée affectivement, et par suite, à être rendue d'une façon expressive; les idées définies plus haut sont donc de celles que le langage rend rarement d'une manière purement intellectuelle, impersonnelle; ou, ce qui revient au même, il cherche toujours à renouveler les procédés linguistiques qui les expriment, lorsqu'ils ont perdu leur acuité expressive par l'effet de l'habitude.

* * *

La présente étude ne prétend pas décrire systématiquement les procédés par lesquels l'indo-européen et les langues indo-européennes reflètent ces représentations; on voudrait seulement marquer quelques points de repère et montrer dans quel sens l'évolution semble s'être produite, en insistant sur les innovations propres aux idiomes modernes.

Les procédés les plus anciens pour l'expression de la personne intéressée à l'action sont, on le sait, la voix moyenne du verbe et le



datif des pronoms personnels, procédés auxquels s'opposent respectivement: la voix active ou les déponents, et le génitif ou les pronoms possessifs.

Le moyen, assez tôt remplacé par le verbe réfléchi, présente l'action comme se déroulant dans la sphère du sujet de la phrase (grec *νίζομαι* «je me lave», par opposition à *νίζω τράπεζαν* «je lave une table», et, pour l'expression de la solidarité du moi avec ses parties: *νίζομαι (τὰς) χεῖρας* «je me lave les mains».

Le datif désigne la personne intéressée lorsqu'elle n'est pas sujet de la phrase: grec *βοῦς ἱερεύειν θεῷ* «sacrifier des boeufs en l'honneur d'un dieu», homér. *οὐκ ἄρ' ἔμελλες οὐδὲ θανὼν λήσεσθαι ἐμοὶ χόλου* (*Odyssée*, XI, 553: *mihi oblivisci*); pour l'expression de la solidarité: *νίζω σοι (τὰς) χεῖρας* «je *te* lave *les* mains», homér. *θυμός μοι ἔσσυται* «l'envie *me* prend», litt. «l'esprit m'élance», par opposition à: *νίζω πόδας τραπέζης* «je lave les pieds *d'*une table» et *νίζω τὰς σὰς χεῖρας* ou *τὰς χεῖράς σου* «je lave *tes* mains». Ainsi le moyen n'est que le renversement de l'actif avec datif, un peu comme le passif est le renversement de l'actif avec accusatif.

Le mécanisme du moyen est assez bien connu; sur le datif de participation nous possédons l'importante étude de M. W. Havers: *Untersuchungen zur Kasussyntax der indogermanischen Sprachen*, Strasbourg, 1911; mais il ne semble pas qu'on ait cherché une affinité entre les deux procédés; on n'a pas davantage étudié dans leur ensemble les moyens d'expression qui rendent ce complexe de représentations.

Car il y en a d'autres: sans quitter les langues anciennes, il est aisé de voir que dès l'indo-européen (cf. Brugmann, *Grundriss* 2, II, 2, 633) le type *καθ' ὅλον καὶ μέρος* (à l'accusatif, mais aussi à d'autres cas; cf. *Iliade*, I, 150: *πῶς τίς τοι πρόφρων ἔπεσιν πείθηται)* exprime toujours le moi et une de ses parties intégrantes, non simplement possédées; p. ex. homér. *τὸν δ' ἄορι πλῆξ' αὐχένα* «il le frappa de son épée à la nuque»; cf. *νίζω τινὰ χεῖρας* à côté de *νίζω τινὶ χεῖρας* (*Odyssée*, XIX, 356: *ἥ σε πόδας νίψει).* Le double accusatif rend même l'idée de participation d'une façon plus intime et plus expressive que le complexe acc. + dat.; il a cessé assez vite d'être productif, et le grec le relègue dans la langue poétique.

On sait que, tournée au passif, cette forme de syntaxe prend comme sujet le nom de la personne intéressée: cf. *ἐκκόπτω τινὰ τὸν ὀφθαλμόν* et *ἐξεκόπην τὸν ὀφθαλμὸν λίθῳ* (Aristophane, *Nuées*, 24). C'est ce qui explique que les verbes intransitifs et les adjectifs ont la même construction: *ἀλγῶ τοὺς ὀφθαλμούς, πηρὸς τὴν χεῖρα* (v. Brugmann, *Indog. Forsch.*, 27, 121 ss.). Platon a admirablement défini la valeur de cet accusatif dans sa *République*, p. 462 c—d.

Il est d'usage de parler, dans ce cas, d'accusatif de spécialisation, comme dans le cas de *νικᾶν μεγάλην μάχην, σοφὸς πᾶσαν τέχνην;* mais il y a entre les deux emplois une grande différence: dans le premier le complément d'objet spécialise le substantif de *la personne* dont il désigne une partie intégrante; dans le second il spécialise *le verbe* ou *l'adjectif*. On s'étonne de trouver côte à côte dans la syntaxe grecque de Kuehner-Gerth (§ 410, 6) deux exemples aussi différents que *τὸ σῶμα οὐκ ἀφυής* (Xénophon, *Cyropédie*, 2, 3, 7) et *δεινὸς ταύτην τὴν τέχνην* (*ibid.*, 8, 4, 18). En effet dans le premier, l'accusatif est partiellement adnominal: *Κῦρος οὐκ ἀφυής ἐστι τὸ σῶμα* équivaut, matériellement, à *τὸ σῶμα τοῦ Κύρου ὁ. ἐ. ἀ.,* sauf, bien entendu, que, par l'accusatif, le grec marque la participation de la personne à l'action ou à la qualité qui affecte une de ses parties, de même que *ἀλγῶ τοὺς ὀφθαλμούς,* opposé à *οἱ ὀφθαλμοί μου ἀλγοῦσι*, souligne le retentissement de la maladie d'yeux sur le moi dans son ensemble. Au contraire *δεινὸς τέχνην τινά* est une spécialisation de *δεινὸς δεινότητά τινα;* le substantif à l'accusatif est une émanation de l'adjectif, tout comme dans *νικᾶν νίκην* il est une émanation du verbe. Des convergences apparentes montrent bien cette différence: dans *τραύματα πλήττειν τινά* «blesser quelqu'un» *τραύματα* est «adverbal» et n'a rien à faire avec l'idée de participation personnelle, tandis que *τὰ τραύματα ἐπιδεδεμένοι* (Xénophon, *Cyr.*, 5, 2, 32) désigne des gens dont on a pansé les blessures, et ces blessures sont dès lors des parties de ces guerriers eux-mêmes. Le contraste apparaît mieux encore quand les deux types de spécialisation figurent dans la même phrase: *πληγεὶς τὴν κεφαλὴν καιρίαν* (s. e. *πληγήν*).

Cette interprétation découle naturellement de l'idée même de solidarité; le rapport entre le tout et la partie est un rapport de substance à substance, une relation «internominale»; elle est également verbale, et cela se comprend aussi, puisque l'idée de participation ne se manifeste qu'à l'occasion de phénomènes ou d'états qui, en affectant une partie de la personne, atteignent cette personne tout entière (voir p. 68); c'est même cette dualité syntaxique qui donne à ce tour son caractère synthétique (v. p. 74). Mais la nature de complément du nom persiste toujours dans l'accusatif et le datif de participation; il suffit parfois d'un léger déplacement d'équilibre pour qu'il se pousse au premier plan; on sait que l'allemand a vu naître de cette façon, dans le parler populaire, le type *dem Vater sein Hut*, de même qu'on est arrivé à dire en français *le chapeau à papa* (v. p. 73).

* *
*

Quels changements les langues modernes ont-elles apportés au système primitif? Ici encore, écartant les détails propres à des idiomes

isolés, on se bornera à quelques indications générales susceptibles d'orienter une étude plus complète.

On peut distinguer: les survivances, les modifications de l'état ancien, et les innovations. Ainsi le datif est conservé, le moyen est changé en réfléchi, et de nouveaux tours surgissent.

L'emploi du réfléchi est un pas dans la voie des procédés analytiques; en outre il a étendu le domaine du datif; comparez all. «Ich wasche *mir* die Hände» et grec *νίζομαι τὰς χεῖρας*. Mais nous verrons que, pour d'autres raisons, le datif a perdu du terrain aux dépens de procédés nouveaux.

Le développement de l'article défini — on l'a déjà entrevu par les exemples français cités plus haut — est venu fournir un précieux appoint à l'expression de la solidarité, en désignant la partie directement intéressée; les tours que se sont donnés ainsi les langues romanes et germaniques ont beaucoup d'analogie avec ceux qu'on observe déjà en grec attique: il suffit de mentionner des formes françaises telles que «*La* tête *lui* tourne», «*La* main *lui* démange». Dans «baisser *les* yeux», «froncer *les* sourcils», «hausser *les* épaules» etc., l'absence du datif réfléchi symbolise des actes plus instinctifs que les types «*se* casser *la* jambe», «*se* frotter *les* mains», etc. La valeur de l'article éclate par contraste avec le possessif: comparez «baisser *les* yeux» et «abaisser *ses* regards sur quelqu'un», «*se* tacher *les* mains» et «tacher *ses* habits». La combinaison du datif pronominal et de l'adjectif possessif permet de marquer une participation moins étroite: «Qui est-ce qui *m'*a pris *ma* plume?».

* * *

Quant au datif de participation, il perd du terrain dans les langues modernes les plus évoluées (p. ex. le français et l'anglais): ce déclin s'explique par des raisons aussi profondes que lointaines. Assez vivant en germanique et en slave, il semble ailleurs, notamment dans les langues romanes, être gêné par une restriction bizarre, qui montre bien son caractère de survivance; car cette restriction est aussi vieille que l'indo-européen lui-même. M. Havers a montré que dès le début son emploi n'est régulier qu'avec les pronoms personnels des trois personnes (surtout **moi*, **toi*, **soi*, cf. grec *μοι, τοι, οἱ*); les substantifs (à part les noms propres dans une faible mesure) le repoussent; le datif de participation appliqué à des noms proprement dits est une innovation, qui a eu des destinées diverses; il n'a p. ex. jamais pu triompher complètement en latin ni en roman.

Le grec homérique reflète par une «irrégularité» curieuse la répugnance de l'indo-européen pour l'extension de ce datif en dehors des

pronoms personnels; on lit p. ex. *Odyssée*, X, 484: *θυμὸς δέ μοι ἔσσυται ἤδη ἠδ' ἄλλων ἑτάρων*, et *Od.*, IX, 256 s.: *ἡμῖν δ'αὖτε κατεκλάσθη φίλον ἦτορ δεισάντων*. M. Havers, p. 65 et *passim*, cite beaucoup de cas semblables, où l'on préfère briser le parallélisme syntaxique plutôt que d'étendre le domaine du datif.

Or cette restriction d'emploi persiste dans les langues romanes. Soit p. ex. le datif de la personne intéressée: en français, la syntaxe met presque toujours son veto, quand on s'avise de remplacer les pronoms datifs *me*, *te*, *lui*, etc. par des groupes substantifs avec *à;* on n'hésite pas à dire «Je *vous* obtiendrai cette place», «Je *vous* trouverai une chambre», mais «J'obtiendrai cette place *à mon neveu*», «Je trouverai une chambre *à mon ami*» sont des tours très durs; lorsque *à* ne choque pas, c'est que le verbe a subi quelque influence analogique qui enlève au datif son caractère de participation intime; si l'on peut dire «J'achète une montre *à mon fils*», c'est que *acheter* est construit comme *donner*.

Avec certains verbes de mouvement (*courir*, *tomber*, etc.) on peut indiquer la direction par un adverbe (p. ex. *dessus*) et mettre au datif la personne qui est le but du mouvement, mais de manière à montrer l'intérêt qu'elle peut avoir à l'action. Tout va bien tant que les pronoms personnels sont seuls en jeu; on trouve couramment, surtout dans la langue familière, des tours tels que «On *lui* court après», «On *lui* tombe dessus», «On *lui* passe devant», et même «Le couteau *lui* entre dedans». Le français peut faire de la sorte une distinction délicate entre l'animé et l'inanimé, celui-ci étant marqué par l'absence de pronom, p. ex. «Le chat s'approche de la table et monte dessus». Mais dès que la personne est désignée par un substantif, il faut dire «On court *après un voleur*», «On tombe *sur un ennemi*», «On passe *devant un inférieur*», etc.

De même pour le rapport de tout à partie; en regard de «Je *lui* casse la jambe», on hésite à dire «Je casse la jambe *à Paul*». Sans doute cette gêne vient de ce que — nous l'avons vu — on interprète «la jambe à Paul» comme signifiant «la jambe de Paul»; mais cette interprétation elle-même, d'où est-elle née? Avant tout de la tendance des langues romanes à juxtaposer les termes de la phrase de manière qu'ils se déterminent de proche en proche (construction progressive); mais ici cette tendance a été favorisée par l'horreur du substantif pour le datif de participation. Notons que l'allemand, qui, conservant la flexion, est moins enchaîné que le français à la construction progressive, a pu étendre ce datif au nom, ce qui ajoute beaucoup à l'expressivité de ce tour de syntaxe: cf. «*den Mädchen* nachlaufen», «*dem Feinde* das Herz durchbohren», etc.

Mais à quoi tient, en fin de compte, cette difficulté de mettre au datif de solidarité des substantifs proprement dits? Elle s'explique, nous semble-t-il, par le fait que ce procédé d'expression a vu le jour et a continué à fonctionner dans un régime de communication où, comme c'est le cas par exemple dans la vie de famille, les besoins de la parole sont limités par la situation donnée dans chaque cas et par l'entourage permanent d'un cercle restreint de sujets. Les êtres et les choses dont on parle se présentent alors spontanément, *sans détermination explicite.* Les personnes sont presque toujours «moi», «toi» et «lui», c.-à-d. les interlocuteurs et les individus connus d'eux sans autre spécification. En dehors de ces cas, la désignation des personnes, quand on ne les appelle pas par des noms propres, exige des déterminations grammaticales variées et délicates, propres à un régime de communication plus étendu et plus complexe. Inversement, dans la mesure où les relations s'étendent, le procédé ancien devient plus gênant, et si la langue tient à l'expression de la solidarité, elle cherchera à le remplacer, là où la tradition l'empêche de servir, par d'autres procédés.

Les formes — uniques en leur genre — des pronoms susceptibles d'exprimer le datif de participation confirment cette hypothèse: très probablement ce type de syntaxe a été appliqué d'abord à des mots préindoeuropéens *non fléchis* (**moi*, **toi*, **soi*, peut-être aussi les correspondants, directs ou indirects, de sanscrit *nas*, *vas*, etc., de grec *σφι*, etc.). Ces formes, devenues très tôt de purs archaïsmes morphologiques malgré l'intensité de leur emploi, ont empêché que la syntaxe qu'ils supportaient se propageât analogiquement aux substantifs, aux pronoms fléchis (sanscr. *ayam*, etc.) et même aux pronoms personnels à désinences analysables (sanscr. *tubhyam*, etc.). Cf. Havers, *o. c.*, p. 30 et 44. Sans doute ce cadre étroit a été brisé partiellement dans certaines langues; presque partout l'usage du datif s'est au moins étendu à l'ensemble des pronoms personnels; mais on n'est guère allé au delà, parce que la différence de forme avec les substantifs restait trop considérable; cf. grec *μοι*, *σοι*, *οἱ* et *υἱῷ*, *πατρί*, *θεοῖς*, *ἀνδράσι*, etc.; français *me*, *lui*, *leur* et *à mon père*, etc.).

Les langues modernes avaient une autre raison pour ne pas généraliser cet emploi du datif: elles tendent vers l'analyse, et il est, lui, un procédé synthétique. Nous avons déjà vu p. 71 qu'il contracte un double rapport, avec le nom et avec le verbe; ainsi en allemand, dans « Sie zerriss sich beim Fallen den Rock», *sich* dépend aussi bien de *Rock* que de *zerriss*. En outre le datif des pronoms atones du type **moi*, **toi*, **soi*, etc. n'a pas cessé, dès l'indo-européen, de se rapprocher le plus possible du commencement de la phrase (loi de Wackernagel), ce qui

le sépare des mots exprimant la partie atteinte, alors que les deux termes sont liés logiquement; la place préverbale des pronoms «conjoints» en roman est une forme adoucie de cette règle; comparez français «On *lui* tranche *la tête*» et «On déchire *ses habits*», ou encore français «On *lui* coupe *la jambe* et anglais «One cuts *his leg*».

* * *

Pour toutes ces raisons les langues modernes ont cherché à s'affranchir du procédé ancien, et elles y ont en partie réussi: il suffit, pour le voir, de comparer le latin et les langues romanes.

Le changement général a consisté à renverser certains types de phrases comportant un datif de participation, *de manière que la personne intéressée devînt sujet de la phrase.* Comme dans cet emploi il ne faisait concurrence à aucun type préexistant, les substantifs ont été admis à figurer à cette place; c'est ainsi que le tour latin «*Mihi* sunt capilli nigri» se traduit en français par «*J'ai* les cheveux noirs»; l'idée de participation, grâce à l'emploi de l'article défini (cf. p. 72), est restée distincte de la simple appartenance; comparez «J'ai *des* cheveux noirs» et aussi «*Mes* cheveux sont noirs».

On devine que cette innovation a été grandement favorisée par la généralisation d'emploi du verbe *avoir*, qui, au lieu de marquer la simple possession («J'ai une maison») est arrivé, dans bien d'autres cas que celui qui nous occupe, à exprimer une pure relation: «J'ai une mission», «J'ai de l'espoir», «J'ai soixante ans», etc. M. Meillet a mis en lumière ce fait important dans un article de la *Festschrift J. Wackernagel,* p. 9 ss.

L'emploi de *avoir* pour rendre les idées d'intérêt personnel et de solidarité est très nuancé. On dit «*avoir* de la grâce» dans le sens de «être gracieux»; *avoir* peut exprimer, outre la qualité attachée à la personne, un état momentané subi par elle: «Paul *a la* fièvre, *a les* yeux rouges (pour avoir pleuré)»; «Il *a le* sang à *la* tête», etc. Ou bien l'état dans lequel se trouve une personne intéresse une autre personne, sujet de *avoir:* telle est la différence entre «Un de mes fils est malade» et «*J'ai* un fils malade». Ou bien encore *avoir* exprime l'action proprement dite en tant qu'elle affecte intimement le sujet; par là on obtient une nuance distincte du passif, beaucoup plus impersonnel; comparez «La mâchoire du soldat fut fracassée» et «Le soldat *eut la* mâchoire fracassée». D'autres phrases montrent un emploi encore plus libre, avec la même valeur fondamentale, p. ex.: «*Avez-vous* des malades chez vous?» pour «Y a-t-il des malades...?»; «Qu'avez-vous? *J'ai que* je suis dans une rage folle». Le peuple va même jusqu'à dire: «*J'ai* ma femme qui est très malade».

Pour comprendre combien cette syntaxe est relativement nouvelle en indo-européen, il suffit d'essayer de la rendre dans des langues plus anciennes, ou dans des idiomes modernes moins évolués, tels que le russe (p. ex. «L'enfant a mal à la tête», russe: «*U rebĕnka* bolít golová»). Quant au latin, on sait à combien de solécismes prête la traduction littérale de *avoir*. Il importe cependant de remarquer que nous le possédons surtout sous sa forme littéraire; jusqu'à quel point les usages romans se préparaient-ils dans la langue populaire de Rome, c'est ce qu'il est difficile de dire; Cicéron a risqué *habere febrim*, *habere oculos acres*. Les études sur ce domaine sont trop peu poussées pour qu'on puisse se prononcer.

D'autres verbes de moindre importance que *avoir* rendent des services analogues avec plus de pittoresque ou avec des nuances aspectives différentes; p. ex. *porter* (dans: «porter les cheveux longs»); *prendre*, *recevoir*, et familièrement *attraper* rendent l'aspect terminatif correspondant à *avoir* («prendre un rhume, attraper la grippe, recevoir des coups», cf. all. *bekommen*, *kriegen*, alémanique *übercho*, etc.). D'autres rendent de façon expressive le passif «vécu»; ainsi en face de «Ses biens ont été confisqués» on trouve «*Il s'est vu* confisquer ses biens»; «Le renard a été pris au piège» devient «Le renard *s'est laissé* (et même: *s'est fait*) prendre au piège»; c'est sans doute la même tendance qui conduit à dire: «Cet alpiniste *s'est tué* au Cervin» pour «a péri».

Remarquons en passant que les langues modernes peuvent renverser au nominatif, par un procédé analogue, le datif «éthique», qui marque l'intérêt sans idée de solidarité organique; j'explique ainsi des tours tels que «Vous me voyez aux regrets», «Vous voyez un homme bien ennuyé», équivalant matériellement à «Je regrette beaucoup», «Je suis bien ennuyé». Comparez encore: «Je me suis laissé dire que...» pour «On m'a dit que...», et all. «Da hast du mich» pour «Da bin ich».

* * *

On voit par ce qui précède que les procédés par lesquels s'exprime une idée grammaticale peuvent être très «intérieurs» sans cesser d'être réels et proprement linguistiques. Il faut bien distinguer les procédés combinatoires et indirects de la simple sous-entente aidée du contexte et de la situation, auquel cas la langue n'est pas en cause. Dans l'article cité au début de cette étude, M. Lévy-Bruhl n'a donc pas tout à fait raison de croire que nous disons indifféremment *mon bras* et *mon billet de chemin de fer* et que nos langues se dispensent des précisions par lesquelles les idiomes mélanésiens expriment la participation; en fait nous rendons ces nuances avec la même exactitude, mais par des procédés un peu plus indirects. M. Lévy-Bruhl montre qu'en mélanésien

ma tête est déterminé de deux manières, selon qu'il s'agit d'une partie de mon corps ou d'une pièce de viande que je m'apprête à manger. Nous avons vu que dans le premier cas le français choisit la syntaxe «On *me* rase *la* tête» et dans le second «Je mange *ma* tête». Mais le français ne se borne pas à cette distinction; il peut, par les mêmes moyens, signifier qu'une partie du corps ou bien est partie intégrante de la personne, ou bien est considérée comme détachée d'elle: si quelqu'un *me* prend *le* bras, il y a expression de la première idée; mais dire à quelqu'un qui est fatigué «Prenez *mon* bras», c'est faire de ce membre une simple chose, comparable à une canne ou à une béquille. On opposera aussi «avoir *le* sang chaud» et «donner *son* sang pour la patrie».

C'est pour une raison analogue que l'idée de partie intégrante s'efface lorsque l'objet est caractérisé d'une manière quelconque; on dit «serrer *la* main à quelqu'un», mais «serrer *sa* main robuste»; «J'ai mal à *ma* jambe» peut signifier «la jambe où j'ai habituellement mal». C'est que dans tous ces cas l'objet acquiert lui-même une sorte de personnalité qui le détache de l'individu dont il fait partie.

Une fois connus les divers procédés par lesquels une langue rend l'idée de sphère personnelle, il serait intéressant, pour le sociologue autant que pour le linguiste, de délimiter, à l'aide de la grammaire, l'étendue de cette sphère. Nous l'avons déjà dit: les variations dépendent ici en grande partie de la généralité relative des communications; aussi peut-on supposer que, dans un même idiome, l'expression de cette tendance sera plus profonde et plus fréquente dans le parler populaire et familier que dans la langue écrite, davantage dans les dialectes que dans la langue des villes. De même, plus une langue étend son domaine, plus elle cherchera à exprimer impersonnellement ce qu'autrefois elle rendait subjectivement.

Ainsi le français d'aujourd'hui restreint le domaine du moi subjectif au corps et à l'esprit du sujet (cf. «se fatiguer les jambes», «se torturer l'esprit»); il en exclut les personnes de l'entourage social ou autre; nous ne pouvons pas dire, comme en provençal: «Ote la veste», «Il s'est embourbé le cheval» (Ronjat, *Syntaxe des parlers provençaux*, p. 135 s.), ni comme l'italien: «Lève-(toi) le chapeau», «Cet homme ne m'est pas père», «La mère m'est morte», ni comme l'allemand: «Elle s'est déchiré la robe», etc.

Mais il n'en a pas toujours été ainsi en français, et l'on peut s'en rendre compte indirectement. On sait que dans toute langue les locutions figées et les types grammaticaux restreints sont souvent les témoins d'anciens usages généraux. Certaines expressions toutes faites font conclure

à une plus grande extension du moi en ancien français, p. ex. «tirer *l'*épée» (cf. «dégaîner *son* épée»), «avoir la tête près *du* bonnet» (cf. mettre *son* bonnet»), etc. De même les compléments de manière à préposition zéro («marcher *la* tête haute») permettent d'éviter le possessif alors qu'il serait obligatoire en syntaxe générale; cf. «s'avancer *l'*épée au clair», «se promener *la* pipe allumée», etc.

Cette esquisse, délibérément incomplète, ne prétend nullement épuiser le sujet; elle n'a d'autre but que de montrer les divers aspects d'une étude dont bien des parties demeurent en friche.

Genève, mai 1925. *Ch. Bally.*

Adverbes préposés à un complément de lieu dans les patois valaisans.

Demandez à un Valaisan de quel nom il appelle en son patois un lieu familier et comment il a coutume de dire qu'on y est ou qu'on y va: souvent, dans sa réponse, avant la préposition attendue, surgira un adverbe, indiquant chaque fois la direction qu'a suivie la pensée pour localiser une présence, un état, une activité, ou pour accompagner dans son trajet un corps en mouvement. Le même usage se constate dans les textes valaisans mis au jour par MM. Jeanjaquet[1] et Fankhauser[2], dans les *Légendes de Savièse* récemment publiées par l'abbé Luyet[3], dans les spécimens de parler local fournis par les correspondants du *Glossaire des patois* et obligeamment mis à ma disposition par M. Gauchat. J'en ai moi-même recueilli sur le terrain ou par questionnaires beaucoup d'exemples. Je remercie M. François Isabel (Alpes Vaudoises), M. Maurice Gabbud (Lourtier, vallée de Bagnes) et M. l'abbé Luyet, qui m'ont aidé, par écrit ou de vive voix, à élucider quelques-unes des difficultés du sujet que j'entreprends de traiter ici. Qu'avec eux MM. Albert Bachmann, Emile Chaix, Fankhauser, Jeanjaquet, Pierre Lansel et C. Pult veuillent bien agréer le témoignage de ma vive gratitude pour le généreux concours qu'ils m'ont prêté!

Les exemples que j'ai empruntés à autrui sont transcrits dans la graphie qui est de règle dans ce volume[4]. Lorsque je me suis tenu, autant que le permettaient les ressources de l'imprimerie, à celle des correspondants du *Glossaire*, les citations sont entre guillemets. Comme j'ai parfois retouché les traductions que j'avais sous les yeux, j'en suis seul responsable. Dans la définition des lieux, je me suis servi

---

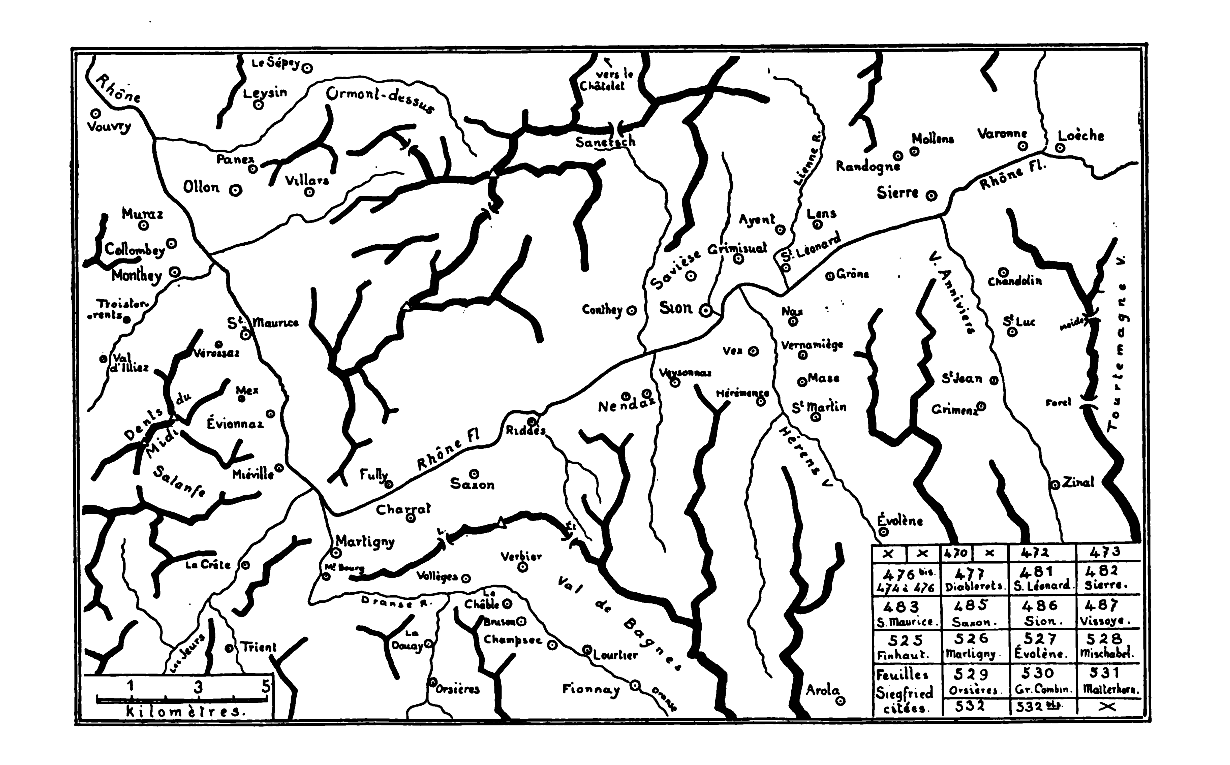
[1] *Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande* (*Bull.*), VI, VII et IX.

[2] *Das Patois von Val d'Illiez* (Hamburg, 1911).

[3] *Archives Suisses des Traditions populaires,* XXIV, pp. 167—182, XXV, pp. 20—46. Je cite *Lég.*, en renvoyant à la page, sans l'indication du tome, qui est superflue. Au XXIV correspondent les pp. 1—16, au XXV les pp. 17—43 du tirage à part, qui est suivi d'errata.

[4] J'ajoute *ȃ* qui représente un *a* vélaire plus bref que *ā*. Je marque l'accent dans les cas douteux; *ę* et *ẹ* accentués sont notés par *è* et *é*.





Rhône
Vouvry
Le Sépey
Leysin
Ormont-dessus
Panex
Ollon
Villars
Muraz
Collombey
Monthey
Troistorrents
St. Maurice
Vérossaz
Val d'Illiez
Mex
Évionnaz
Dents du Midi
Salanfe
Miéville
vers le Châtelet
Sanetsch
Couthey
Savièse
Grimisuat
Sion
Ayent
Lens
St. Léonard
Lienne R.
Randogne
Mollens
Varonne
Loèche
Sierre
Rhône Fl.
Grône
Nax
Vex
Vernamiège
Mase
St Martin
Veysonnaz
Hérémence
Nendaz
Riddes
Rhône Fl
Fully
Saxon
Charrat
Martigny
Mt. Bourg
Vollèges
Verbier
Val de Bagnes
Dranse R.
Le Châble
Bruson
Champsec
Lourtier
Fionnay
Orsières
La Douay
La Crête
Trient
Les Jeurs
V. Anniviers
Chandolin
St Luc
St Jean
Grimenz
Hérens V
Évolène
Arola
Zinal
Forel
Tourtemagne V.
1 3 5
kilomètres.
X | X | 470 | X | 472 | 473
476 bis. 474 à 476 | 477 Diablerets. | 481 S. Léonard. | 482 Sierre.
483 S. Maurice. | 485 Saxon. | 486 Sion. | 487 Vissoye.
525 Finhaut. | 526 Martigny. | 527 Évolène. | 528 Mischabel.
Feuilles Siegfried citées. | 529 Orsières. | 530 Gr. Combin. | 531 Matterhorn.
532 | 532 bis | X

à plusieurs reprises des termes locaux de *mayen* et de *montagne*, dont on trouvera l'explication parmi les exemples saviésans de la page 87. Comme l'étude des adverbes préposés aux compléments de lieu exige la connaissance du terrain, mon collègue et ami M. Emile Chaix a eu la bonté de dresser à l'usage de mes lecteurs la carte ci-contre, dont ils ne lui sauront pas moins de gré que moi. A la mention des lieux qui n'y figurent pas j'ai ajouté, quand c'était possible et que cela ne m'a pas semblé superflu, des renvois aux cartes au 25 et au 50 °/ooo dont se compose l'*Atlas topographique de la Suisse* connu sous le nom d'*Atlas Siegfried* (S.). A leur défaut, la répartition et la numérotation des feuilles de l'atlas, indiquées sur la carte de M. Chaix, fourniront une orientation sommaire[1]. Afin d'éviter des renvois trop fréquents et répétés, je fais suivre, avec les numéros correspondants, la liste des noms inscrits sur cette carte, excepté ceux des cours d'eau et des massifs montagneux:

Anniviers 487
Arola 528
Ayent 481

Bagnes 526—7
Bruson 526

Le Châble 526
Champsec 526
Chandolin 482
Charrat 485
Collombey 476
Conthey 486
La Crête 525

La Duay 526

Evionnaz 485
Evolène 528

Fionnay 530
Fully 526

Grimentz 487
Grimisuat 481
Grône 481

Hérémence 486
Hérens 486

Les Jeurs 525

Lens 481
Leysin 475
Loèche 482
Lourtier 527

Martigny 526
Mase 486
Mex 483
Miéville 485
Mollens 482
Monthey 476
Muraz 476

Nax 486
Nendaz 486

Ollon 476
Ormont-Dessus 477
Orsières 529

Panex 475

Randogne 482
Riddes 485

St-Jean 487
St-Léonard 481

St-Luc 487
St-Martin 486
St-Maurice 483
Salanfe 483
Sanetsch 481
Savièse 481
Saxon 485
Le Sépey 470
Sierre 482
Sion 486

Tourtemagne 487
Trient 525
Troistorrents 483

Val-d'Illiez 483
Varonne 482
Verbier 526
Vernamiège 486
Vérossaz 483
Vex 486
Veysonnaz 486
Villars 479
Vollèges 526
Vouvry 474

Zinal 528

[1] Corrigez: 527 *Lourtier*, 528 *Evolène;* à l'échelle: *2, 6, 10 km.*

Pour exprimer un déplacement, un transfert, les langues romanes peuvent joindre aux verbes «aller, venir, courir, monter, descendre, entrer, sortir, mettre, jeter» et autres semblables un adverbe de direction qui en précise ou en renforce la signification: it. *andar via, tirar via, montar sù, scender giù, entrar dentro, dar dentro;* cast. *bajar, caer, derribar, arrojarse abajo;* fr. *courir sus, mettre bas*, et même vulgairement *monter en haut, tomber en bas;* afr. *entrer enz, geter puer, mettre sus, sauter sus.* Les parlers de la Suisse romande, comme ceux des Grisons, affectionnent ces périphrases, correspondantes aux verbes composés de l'allemand et de l'anglais. On en forme même avec le verbe «être» au sens de «être allé» ou «venu». Ce qui distingue de leurs voisins les patois valaisans, c'est la fréquence avec laquelle ils associent à un complément de lieu les mêmes ou d'autres adverbes dans des phrases dont le verbe ne se prête pas à former avec eux des composés.

Ainsi, à Lourtier (Bagnes), on ne dira pas seulement, comme ailleurs: «*alā bin tsansè*, aller (bas) à Champsec», mais tout aussi bien: «*etè bin tsansè*, il reste (bas), il demeure à Champsec; *a dromāi bœᵘ tsāblo dəmindzə nīn*, il a dormi (bas) au Châble dimanche soir; *è mǭ inòin sārèyé*, il est mort (en haut) à Sarreyer». De même à Vernamiège: «*i è iou la jólìè ba èn ȩ̄rbyo*, j'ai vu la Julie (bas) à Erbioz; *iə kopon lo bla oᵒᵘtrè oᵒᵘ folyé*, ils coupent le blé (outre) au Folliez; *i é droməi chou oᵒᵘ prā dəri*, j'ai dormi (sus) au Pré Derrière». A Conthey: *šē ky ȩ dȩžọ ọ trō bā ö ϑȩä* (*Bull.*, VII, p. 23), «ce qui est sous le tronc, (bas) au cellier». A Savièse: *ə puə irō ȩ mālȩ pọ kọrȩspōdrȩ ȩ batọ u ȩ bārkyȩ utr u šȩⁱ dȩ na ə puə ina ə̄ prābȩⁱ* (*Lég.*, p. 45), «et étaient les boucles [d'amarrage], pour la correspondance des bateaux et des barques, (outre) au rocher de Nax et (en haut) en Prabé».

Au sentiment de M. Gabbud et de l'abbé Luyet, c'est au complément de lieu, même après les verbes de mouvement, que le jugement d'un Salomon valaisan devrait adjuger l'adverbe. S'il y a plus d'un complément ou qu'entre eux et le verbe s'intercale un autre déterminatif, l'adverbe peut même être répété, sans aucune insistance: *kyə važyȩ ba di grañwȩ ba a rūma* (*Lég.*, p. 176), «qui descendait (*litt.* allait bas) de Granois (bas) à Rouma»[1]; *l ə ənu ba, ọ wēdȩmā, ba di a mūtañȩ ba mižō* (ib., p. 181), «il est descendu (*litt.* venu bas), le lendemain, (bas) de la montagne (bas) à la maison». Dans la phrase valaisanne, l'adverbe n'a pas la même valeur expressive qu'en français, lorsque nous

[1] Villages de la commune de Savièse (S. 481 et 486).

disons, par exemple: «là-haut sur la montagne, là-bas sur le lac». Presque jamais il ne saurait être traduit sans en forcer le sens. Quand les Valaisans s'en servent en parlant français, il nous paraît à la fois incorrect et redondant. Ce n'est pas un geste spontané, volontaire, mais un geste prescrit par la tradition. On pourrait le comparer à un poteau indicateur.

Entre ces trois éléments que dissocie l'analyse grammaticale, l'adverbe, la préposition et le mot régi par elle, il y a une si intime cohésion que parfois l'adverbe, emboîtant le pas à la préposition, est venu s'agglutiner avec elle à un nom de lieu. Témoins ceux d'Inijouas, à Grimentz, et de Nitoren, à Saint-Jean d'Anniviers: en patois *yin ī̆j vwas* (selon M. Gilliéron, dans son glossaire manuscrit de Vissoie), ou (comme je l'ai entendu dire) *utr i nijwas* et *yin ī̆ nī̆tǫrẹn,* avec réduplication de l'adverbe agglutiné. Pareillement le nom de la montagne du Sey, à Mollens, est prononcé *nusei* dans le patois allemand de la commune limitrophe de Varonne et a passé sur les cartes n°s 473 et 482, levées par un ingénieur de langue allemande, sous les formes *Nusey* et *Nousey,* parce que les gens de Mollens ont coutume de dire que leurs vaches sont montées, qu'elles pâturent *yin u sẹi,* «(dedans) au Sey».

Dans les Alpes vaudoises l'adverbe, très usité après les verbes de mouvement, fait habituellement défaut, si la phrase n'énonce pas un changement de lieu. Mais à cette règle il y a quelques exceptions, qui concordent avec l'usage valaisan. De quatre exemples d'Ollon ou des Ormonts, communiqués par M. Isabel, je ne retiens que les deux plus caractéristiques: «*y a na dzenellə amon su χa louïə,* il y a une poule sur cette galerie; *tindrè dé lapé amouə su la louïe dèssu,* étendre de la patience sur la galerie supérieure». Il convient donc que la présente étude embrasse, sous la dénomination de patois valaisans, tous ceux qui sont parlés en amont du lac Léman, dans l'ancien *pagus Vallensis.* Peut-être, si nous connaissions mieux d'autres patois limitrophes, verrions-nous s'élargir encore notre champ d'observation? A la *montagne* de La Baux (S. 532), propriété du Saint-Bernard en pays valdôtain, un pâtre de Saint-Rémy m'a nommé plusieurs lieux d'alentour en y joignant l'adverbe coutumier en Valais: *sü a labu, sü a sē̆ bẹrnā̆, sü a kǫrmẹÿǫu* (Courmayeur), *bā̆ ǫ pwẹntyi* (la montagne du Poinqui, dont La Baux est une dépendance), *bā̆ a sē̆ rəmi, bā̆ ē̆ ū̆ta* (Aoste), *bā̆ u bǫr də sē̆ pyẹrə* (Bourg-Saint-Pierre), et avec crase *bā̆ ǫrsẹir* (Orsières), *bā̆ martiñi* (Martigny). Malheureusement, je n'ai pas à ma disposition de textes valdôtains qui me permettent de mesurer le degré de conformité entre les parlers cisalpins et transalpins.

En ancien français la préposition *en* s'accompagne très souvent de l'adverbe *enz,* rarement d'un autre: *Enz enl fou la getterent* (*Eulalie,*

v. 19); *Cil qui la fu enz en la pree* (Béroul, *Tristan*, v. 4087); *Ens es mostiers font lor cevaus gesir; ens ou tref assis* (Godefroy, III, p. 225); *Et ou mileu, par devant, avoit un fuissel ... Et d'autre part, derriere, outre en l'autre esponde en avoit un autre* ... (*Quête du Saint Graal*, éd. Pauphilet, p. 210). Mais ni l'ancien français ni, à ma connaissance, aucune autre langue romane, excepté les parlers grisons, n'associe un adverbe à un complément de lieu avec la même prédilection et la même régularité que les patois valaisans. Les textes romanches et ladins n'offrent, à la vérité, que peu d'exemples propres à illustrer cette concordance, qui n'a pas encore été signalée, entre les dialectes romans du Valais et des Grisons. «C'est que nos auteurs, m'écrit M. C. Pult, sont toujours fort influencés par l'exemple des grandes langues littéraires et s'efforcent presque inconsciemment ... d'éviter ce qui est exclusivement» du crû. Mais, au témoignage du même savant et de M. Pierre Lansel, l'usage de préposer un adverbe à un complément de lieu, sans acception de verbe, est l'un des traits caractéristiques de la langue parlée dans les hautes vallées rhénanes et l'Engadine, et l'adverbe y est aussi inséparable de la préposition qu'en Valais. A Sent, dans la basse Engadine, on dit également bien: «*al va, al sta, al e mort or'a Cuoira, aint in Italia, aint a Firentsa* (ou même *aint in las Firentsas*), *yo pel tudaisch*, il va, il réside, il est mort (dehors) à Coire, (dedans) en Italie, à Florence, (en bas) en Allemagne.» Je dois à l'amabilité de M. Pult un exemple précieux par son antiquité, puisqu'il remonte aux années de [858] à [865]: «cortinum ... in fundo Quaravedes (Grabs, canton de Saint-Gall), que nuncupatur[1] *juso a vicum*» (Wartmann, *Urkundenbuch der Abtei Sankt Gallen*, nº 458).

Ceux de mes lecteurs qui sont de langue alémanique auront déjà reconnu dans les exemples précédents, grisons ou valaisans, des façons de parler qui leur sont familières. Les suivants, qui proviennent de Berthoud (Berne) et que je dois à l'amitié de M. Fankhauser, feront ressortir la ressemblance, en même temps que certaines différences, entre les dialectes romans et alémaniques: «*er chunt vo Chilperg ufe*, er kommt von Kirchberg (hinauf); *er geit ge Chilperg abe*, er geht nach K. (hinab); *er isch z'Chilperg unde, z'Langnou obe, z'Bärn äne* (drüben), *z'Gänf inne* (drinnen), er ist in Kirchberg, in Langnau, in Bern, in Genf». A ce que m'apprend M. Bachmann, cet usage est commun à

[1] Correction proposée par l'éditeur, au lieu de *occupatur*, qui ne donne pas un sens satisfaisant. Les exemples modernes fournis par H. Augustin, dans sa thèse de Zurich, *Unterengadinische Syntax* (Halle, 1903), §§ 40 et 166, ne sont pas accompagnés de verbes.

tous les dialectes alémaniques, en Suisse et en Souabe, et s'étend même au-delà, jusque dans le bassin du Mein[1].

En alémanique, comme dans l'allemand littéraire, l'adverbe est ordinairement placé après le complément de lieu. Mais les Valaisans et une partie des *Walser* grisons le mettent d'habitude avant, conformément à l'ordre des mots observé dans les langues romanes: «*er huset dunne* (wohnt drinnen) *uf Glaris; er ist uf in de Wald*» (Davos); «*er huset dobna* (oben) *im Laret*», ou plus rarement «*im Laret dobna*» (Klosters); «*bifor dass'r üf na Tärmu g'angu ist,* bevor er nach Thermen gegangen ist» (*Walliser Sagen,* 1907, II, p. 287). J'ai moi-même entendu dire à Loèche-la-Ville: *ix gā üf ts prīk,* «je vais à Brigue»; *er išt unanā t situ, ọbanā ts brīk,* «il est (en bas) à Sion, (en haut) à Brigue»; à Loèche-les-Bains: *üf in klåvənə* (*Clavinen,* S. 473); *üf in fọlərèt* (*Feuillerette,* S. 473); *ap tsur kǫpə* (*Goppen,* S. 473); *üf im muntañe* (*Muntanie*); *üs im tšaxtəlārᵊ* (*Schachtalar*). Je m'en tiens à ces brèves indication; je laisse à de plus compétents que moi le soin de pousser la comparaison ébauchée ici, entre la syntaxe valaisanne ou grisonne et la syntaxe alémanique, et de conclure s'il y a eu développement spontané et parallèle ou bien influence unilatérale ou réciproque.

La préférence donnée à tour de rôle à chacun des adverbes de lieu, comme à chacun des verbes qui signifient montée, descente, entrée, sortie, approche ou éloignement, correspond à la notion qu'on a du mouvement à exécuter, du trajet à parcourir entre le point de départ ou d'observation et le point de mire ou de destination. Comme cette préférence n'est pas dictée au langage par la pure logique et l'esprit de géométrie, l'affectation de certains adverbes à certains lieux, dans les parlers valaisans, déroute quelquefois par son imprévu nos idées préconçues. Pour en saisir les motifs secrets il y faut appliquer l'esprit de finesse. Il va de soi que d'autres idiomes pourraient fournir matière à

[1] «Der Brauch, eine substantivische Ortsangabe *rein gewohnheitsmäßig* und ohne besondern Ausdruckswert mit einem das räumliche Verhältnis des Ortes zum Sprechenden bezeichnenden Adverb zu begleiten, herrscht in der Volkssprache der *ganzen* deutschen Schweiz, aber auch im übrigen Alemannischen (so im Schwäbischen) und sicher noch weiterhin (er wird mir z. B. aus dem Maingebiet bestätigt). In der Schriftsprache dagegen wird, wie Sie richtig vermuten, das Adverb im allgemeinen nur dann gesetzt, wenn jenes Verhältnis betont werden soll; immerhin läßt sich zwischen dem gemeinsprachlichen und volksmäßigen Gebrauch auch in diesem Punkte wie überall keine scharfe Grenze ziehen.» (Lettre du 22 avril 1925).



des observations analogues à celles qui vont suivre. L'usage grison diffère sensiblement de l'usage valaisan et mériterait une étude spéciale.

Quand il s'agit d'un lieu plus élevé que le point de repère, d'un lieu auquel on accède par une montée, l'on se sert de l'adverbe SVRSVM, notre français «sus», en patois *šu, šuk, šup,* à Saint-Léonard et Lens, dans la Contrée de Sierre, au val d'Anniviers, à Evolène, Saint-Martin, Mase et Vernamiège, tout comme à Saint-Rémy (ci-dessus, p. 83).

Lens: *šu u bǫr,* quartier le plus élevé du village; *šu i šèrę,* «sur les sommets» (cf. cast. *sierra*); *šup i hǫmbə de varõuna,* «aux Combes de Varonne» (*Varnerkumme,* S. 473).

Evolène: *šu šu lǫ tęk,* «sur le toit»; *šuk ęn arbè,* «en Arbey» (S. 528); *šu šu lǫ šę blã,* lieu dit de la *montagne* du Lucel (S. 527).

Au Lucel il y a un autre lieu dit *ęnãt ę la mężõ dę šudãš* «vers la Maison des Soldats»; et le même adverbe «en haut» reparaît à Evolène dans le composé *ęnã lę,* synonyme de *šu lę,* «là-haut». A Grimisuat, les communaux des Crètes (S. 481), situés à une soixantaine de mètres au-dessus du village, sont dénommés *šu pę lę krètə;* mais, à la *montagne* de Zarzé (S. 487), propriété de consorts de Grimisuat sur le territoire de Grône, je n'ai constaté que l'emploi d'*inã.* Plus en aval on fait usage, exclusivement ou simultanément, des adverbes «en haut» et «amont». A Savièse, Conthey, Hérémence, Veysonnaz, Nendaz, Riddes, Charrat, Vollèges, Bagnes, Orsières, Bourg-Saint-Pierre (S. 529), Troistorrents, Monthey, Collombey-Muraz, «amont» se dit de lieux accessibles par une pente modérée, «en haut» de lieux d'un abord escarpé. Au hameau de La Duay, près d'Orsières, comme la vallée de la Dranse est très resserrée, *amũ* correspond à la direction qu'on prend en remontant le cours de la rivière, *inâ* s'applique aux deux versants. Mais ailleurs la distinction n'est pas si nette qu'on ne puisse quelquefois se servir indifféremment de l'un ou de l'autre adverbe.

Troistorrents: *amõ sũ lu lasyé,* «sur le glacier», se dit d'un petit glacier facilement accessible de la *montagne* des Cives; *inǫ ẽ la ptyuda dẽ,* «sur la Petite Dent» (S. 483).

Bagnes: «*e alõ de martegné amon a chon, e poãy di chon a oncò folu que sãy alõ inõ in savieze* (L. Courthion), je suis allé de Martigny (470 m.) à Sion (521 m.), et de Sion il a fallu encore que je monte à Savièse (840 m.)»; «*amòa lədè,* à Liddes (S. 529); *amòu,* plus rarement *inu sin barnã,* au Saint-Bernard (S. 532); *amòin brozon, inòin varbyè*», du Châble (836 m.) «à Bruson» (1061 m.), «à Verbier» (1406 m.); «*inòin sãrèyé*», de Lourtier (1084 m.) «à Sarreyer» (1225 m.); «*alã ino dezyeure* (Lourtier), monter à la chambre de dessus; *inó an mon-*

tanyə (ib.), à la montagne »; *inọ ü mayẽ,* « au Maïen », *amõ* ou *inọ â lübiχ,* lieux dits à Sarreyer.

Savièse: *marya rọšẹ vəñi amu di syũ ... kã l'ïta amu ormuna* (*Lég.*, p. 34), « Marie Rosset montait de Sion ... quand elle est arrivée à Ormonne »[1] (821 m.); *ə vyu l ã paša amu i vaẹ ẹ ẹ dzowẹnọ ina dəri prãbẹⁱ* (ib., p. 33), « les vieux sont montés par les chemins et les jeunes ont passé derrière Prabé »[2]; *amu mãẽ* (ib., p. 168 et passim), se dit des *mayens* ou pâturages de printemps; *amu mũtañẹ* ou *ina* (en haut à) *a* (la) *mũtañẹ* (ib., p. 171), se dit des hauts pâturages occupés seulement pendant la saison d'été; *amu ã* (à la) *mũtañẹ*, se dit d'une *montagne* où l'on accède du point de départ sans beaucoup monter; *ina u mãẽ dã dzoᵒ* (ib., p. 181), « au mayen de la Zour »[3], situé au sommet d'un escarpement; *əni ba di ina šu a düi* (ib., p. 33), « descendre par dessus la Duy »[3]; *ina ə̃ sẹnẽ* (ib., p. 36), « en Senin » (ou « au Sanetsch »), pâturage et col; *dərə̃ u bu priiõ ... ẹ ina a grãdzẹ šaiõ pa* (ib., p. 24), « dans l'étable on récitait l'Evangile de saint Jean et à la grange (au-dessus) on ne le savait pas »; *ina ə̃ paradi, ina u syãwẹ* (ib., p. 41), « au paradis, au ciel ».

A Vouvry, « en haut » ne s'emploie que si les pieds quittent la terre pour monter sur un tas de foin, sur une pierre, sur un toit. Tant que les semelles adhèrent au sol, même pour grimper sur les plus hauts sommets, on ne se sert que de l'adverbe « amont ». C'est le seul usité dans les Alpes vaudoises, à Val d'Illiez, Vérossaz, Mex, Evionnaz et Miéville (comm. de Vernayaz). En revanche, Trient ne connait que *ẽnọ*. Dans les autres communes des districts de Saint-Maurice, Martigny, Conthey, Sion et Hérens, j'ai recueilli des exemples de l'un ou de l'autre usage, mais en trop petit nombre pour pouvoir décider s'il y a concurrence ou monopole.

Partout l'adverbe « bas » s'applique à un lieu plus bas, mais non pas à tous les lieux situés plus bas que celui qu'on prend comme point de repère. Dans le parler des montagnards, les villes et les villages de la vallée du Rhône sont différemment répartis entre le « bas » et l'« amont », à partir du débouché de chaque route ou chaque vallée latérale dans la plaine.

Lourtier (1084 m.): « *ə nãi ariyè bã su i tsou*, la neige arrive (bas) sur les choux », jusqu'au fond de la vallée; « *ba a folyè* (Fully), *bã*

[1] Le premier village saviésan (S. 486) où l'on arrive en montant de Sion.

[3] S. 481.



sin mori (Saint-Maurice); *amòa sason* (Saxon, 539 m.); *étā amòa chon,* demeurer à Sion ».

Savièse (840 m.): *ba u mäẽ,* « au mayen » (en descendant); *ba šu a firę,* « sur la place de la foire », à Sion; *ba a vivi* (Vevey), *a dzęnèva* (Genève); *amu a brəga* (Brigue, 688 m.).

Anniviers: *šuk a vyęzə* (Viège); *alā šuk a brəga,* « aller à Brigue ».

De même à Saint-Rémy (1632 m.): *sü a kǫrmęyǫu,* Courmayeur étant à l'altitude de 1228 mètres.

VLTRA, it. *oltre,* « outre », dont l'usage fréquent est un des traits caractéristiques du français parlé en Valais, se dit d'un lieu dont on est séparé par un cours d'eau, par une montagne, et aussi de toute localité où l'on parvient sans beaucoup monter ni descendre ou qui peut, à distance, être considérée comme de plain pied avec le poste d'observation.

Bagnes: « *nò vézin utre du bò an vēla* (L. Courthion), nous allons du Bourg (Martigny-Bourg, 491 m.) à la Ville (Martigny-Ville, 477 m.) »; *ütr šǫ pō,* de Villette « sur le pont » de la Dranse, qui réunit ce village au Châble; *ütr a sasō,* du Châble « à Saxon ».

Savièse: *l ā fę a prosəsyō utrə šu o šəmətšyęrǫ* (*Lég.*, p. 44), « ils ont fait la procession *sur* le cimetière »; *utr a kunti,* « à Conthey », de l'autre côté de la Morge; *utr ə̃ bo* (ib., p. 179), *utr ā wespįla,* se dit du mayen de *Auf der Burg* et du pâturage des *Walliser Windspillen*, situés de l'autre côté du Sanetsch, dans la commune bernoise du Châtelet ou Gsteig (S. 472).

Nendaz: *itə ōutrə dęi ęliji,* « il habite (outre) au-delà de l'église ».

Evolène: *y ę pǫrta la męstra ǫugtrę ǫu tǫręn pǫ l abǫna* (*Glossaire*, p. 62), « j'ai porté le baquet au torrent (à quelque distance du lieu où l'on parle), pour le combuger »; *utr ẽ šęmęlę,* se dit des *montagnes* d'Arzinol, la Meina et la Vouasson (S. 527), qui sont à une altitude de plus de 2000 mètres, mais séparées d'Evolène (1378 m.) par le vallon où coule le torrent de Merdesson.

Saint-Luc: *utr ǫ męidǫ,* « à Meiden », dans la vallée de Tourtemagne, par le col de Meiden (*Meidenpass*, S. 487).

Selon l'occurrence, les mêmes lieux pourront être caractérisés par « outre » ou bien par un des adverbes qui marquent une différence d'altitude. A Savièse, on dira *utr* ou *inu ə̃ vęi* (Vex), *ə̃n ęręmẽsę* (Hérémence), *ə̃ na* (Nax), suivant que l'on considère la situation de ces villages, qui font face, visibles ou invisibles, de l'autre côté de la vallée du Rhône, ou la montée par où l'on s'y élève de la plaine. A Bagnes, « outre » ou « amont à Orsières » sont également licites, parce qu'on peut aussi bien contourner que franchir les montagnes interposées. Pourquoi

est-ce qu'au nom de Saxon l'on accole *ütr* au Châble et *amō* à Lourtier, tandis que Charrat, tout proche de Saxon, a pour caractéristique invariable *ütr?* Du Châble et des autres villages agglomérés autour de l'église paroissiale de Bagnes, les communications sont faciles et fréquentes avec la plaine, par les cols du Lens et des Etablons, et leurs habitants exploitent des forêts sur l'autre versant. De Lourtier, plus reculé dans la vallée, plus éloigné des cols, on se représente mieux l'accès au Rhône par la route qui descend *bā martəñé* (Martigny), tourne à l'est *ütr a tsara* et remonte ensuite le cours du fleuve pour aboutir à Saxon.

A la distance de quatre, cinq, six, dix, treize, vingt kilomètres et plus, à vol d'oiseau, la différence d'altitude entre Le Sépey (979 m.) et Leysin (1263 m.), entre Le Châble (836 m.) et Lourtier (1084 m.) ou Fionney (1497 m.) et les autres localités situées en amont dans le thalweg de la Dranse, entre Lourtier et les villages ou hameaux qui se succèdent à flanc de coteau sur le versant droit d'aval, Verbier (1406 m.), Le Levron (1314 m.), Vence (1128 m.), Chemin (1154 m.), s'abolit aux yeux de l'esprit, qui peut aplanir, comme il peut «transporter les montagnes». A Leysin on dit: «*y véz œutr ãn òrmon,* je vais (outre) aux Ormonts»; au Sépey, comme à Ormont-Dessus: «*st aprémidzor iə véze utr in leysin,* cet après-midi je vais (outre) à Leysin». Du Châble on se rend en acte ou en pensée *ütr a vọrtyé,* «*tru in fyònin*», de Lourtier «outre à Verbier, au Levron, à Vence, à Chemin» (S. 526). Mais Sarreyer (ci-dessus, p. 86), plus proche de Lourtier, à 1225 mètres, requiert l'emploi d'*inọ,* parce que la montée est très rapide. Et les Lourtiérains, que leurs affaires ou leurs devoirs amènent plus souvent au Châble que les habitants du chef-lieu à Lourtier, témoignent par l'expression «*bœᵘ tsāblo*» qu'ils ont bonne mémoire de l'étape à fournir, à la descente et au retour, entre leur village et celui de Champsec, à 2 kilomètres de distance et 910 mètres d'altitude.

L'adverbe «outre», comme le verbe «aller», implique éloignement du sujet parlant. S'il y a venue, approche, on se sert dans les patois de la Suisse romande de «en çà».

Trient: «aller outre» *ē balakōba, vẹni ẽfi di balakōba,* «aller (outre) à, venir (en çà) de Bellecombe», lieu dit aux Jeurs; «*li dzorein vegnon infi ein Treyein a la messa,* les gens des Jeurs viennent (en çà) à la messe à Trient».

Savièse: *ə̃nsẹ di kunti, di a wẹspịla, di ọ tsatẹwè,* «de Conthey, des Windspillen, du Châtelet» (cf. p. 88).

Nendaz: *ky aei yũ k itāẹ ōütr ā mọrẽⁿtsᵉ dī tsā ... Ẹ partei ə̃sẹ̄ pọ vẹ̄r dẹky aei. Kā ẹ žü ə̃sẹ̄ pē rāšᵉ ...* (*Bull.*, VII, p. 48), «il



y avait un individu qui demeurait à la Morenche des champs »[1] (lieu dit à quelque distance du village de Haute-Nendaz). « Il est parti dans la direction du village pour voir ce qu'il y avait. Quand il est arrivé aux Rasses . . . » (entre la Morenche et Haute-Nendaz).

L'adverbe « en çà » et son corrélatif « en là », très usité dans le parler rustique de la Suisse française, ont divers équivalents dans les patois: *sévè* et *lévè*, « là vers » et « çà vers » (Bridel); *siă* et *liă* à Val-d'Illiez (Fankhauser). Dans la commune de Troistorrents, limitrophe de la précédente, quelques noms de lieu s'accompagnent de *lię*; dans celle de Collombey-Muraz de *lǫ̈vę*, dont le premier élément, si on le rapproche du jurassien *lǫ̈šü* « là-sus », pourrait être identifié à l'afr. *luec* ou *luès*.

Troistorrents: *lię ĕ tă*, « en Tays » (S. 483), forêt; *lię vęi tsǫ́*, « Vaitzaux » ou « Vers Chaux », prés; *lię lę lătsę*, chalet du Mazé (S. 483); *lię rǫtsá*, « Rochaz » (S. 483).

Collombey-Muraz: *lǫ̈vę ĕ maradǫlĕ*, *lǫ̈vę ü pa bǫrdzǫ́u*, « en Maradolet, au Pas à Borgeaud », pâturages (S. 474bis); *lǫ̈vę ĕ la dzǫrèta*, lieu dit de la *montagne* de Chermey (S. 474bis).

Quand on se transporte en pensée dans un lieu clos ou renfermé ou enfoncé, dans une de ces vallées alpestres où l'on ne pénètre qu'à travers des défilés et qui semblent retranchées du monde par l'escarpement des monts, les patois valaisans se servent de l'un des composés de INTVS (afr. *enz*), HIC+INTVS, « dans » ou « dedans ». La direction opposée s'exprime par l'adverbe *fūra* ou *fura*, « dehors ».

Ayent: *yĕ ĕ böülè*, « en Beulet », lieu dit dans les gorges de la Lienne.

Anniviers: *yin ĕn anivyè*, « *iən* » *ęn tsìnā*, « en Zinal »; *yin ęm praflǫrü*, de Saint-Luc « à Plumatt » (S. 487), dans la vallée de Tourtemagne. Cf. ci-dessus (p. 88) *utr ǫ męidǫ*.

Evolène: *dędin ęn l arǫ́la*, « en l'Arola ».

Bagnes: *dədĕ i bâi*, nom de pâturages parcourus par des ruisseaux (*bâi*); « *din in* » ou « *in din dorin* », nom donné à la partie supérieure de la vallée, en amont de Mauvoisin (S. 530).

Nendaz: *dərə̃ pă grăudzə*, « dans la grange » (*Bull.*, VI, p. 26).

Savièse: *dərə̃ ə̃n ũ tsawę*, « dans un chalet », *dərə̃ dęjǫ ǫ lę*, « sous le lit » (*Lég.*, p. 26); *dərə̃ ə̃ w əlĭšę*, « dans l'église » (ib., p. 44); *dərə̃ ă tsă di făę* (S. 481), « à la Chaux des moutons », pâturage; *dərə̃ ə̃ dęrbǫrĕts*, « en Derborence » (S. 477).

---

[1] M. Jeanjaquet, à qui je suis redevable de tous les exemples de Nendaz, a traduit: « au delà de la Morenche »; mais il reconnaît de bonne grâce que c'est une erreur. Cf. l'exemple de la p. 88.



Parfois *yin*, comme «outre», alterne avec un concurrent: *yin ǫ lušè* ou *šu a la muntañ du lušè*, se dit à Evolène du Lucel (ci-dessus, p. 86); *yin u sẹi* ou *šu a la muntáñi du sẹi*, à Mollens du Sey (ci-dessus, p. 83); *yin* ou *šu ẽ larpǫxé*, d'un pâturage de Randogne (*Pochet*, S. 482).

A Hérémence, on emploie *ĩ* en parlant des localités situées à l'intérieur des deux vallées dont les eaux se réunissent au pied du village: *ĩn ẹn ẹrẽ*, «en Hérens», *ĩn ẹn ẹvǫlẽina*, «à Evolène»; *ĩ u makẹiblã*, «au [*mayen* du] Maquéblanc» (*Manquay blanc*, S. 527). Les lieux situés en aval du confluent sont caractérisés par *fũra*. Dans une légende que je publierai quelque jour, on raconte que: «du temps que les gens d'Hérémence allaient encore à la messe à Vex», *kã lə mǫndǫ d ẹrẹmẽnsə alãvõ ẽnkǫ ẽ la mèša fũra ẽ vẹ*, un habitant du Maquéblanc «n'allait jamais à la messe», *alãyẹ rẽ fũra ẽ la mèša*. A Saint-Luc on dénomme *fũra ẹ(n) ñuk* l'enclave de Niouc (S. 482), située fort à l'écart du chef-lieu, tandis qu'à Chandolin l'expression *yin ẽ sandulin̦* paraît caractériser ce haut village comme le centre, le cœur du territoire, par opposition aux hameaux inférieurs de Fang et de Sussillon.

A Evolène, comme la vallée se resserre au nord et que l'horizon du village est très limité dans cette direction, *fura* se dit des lieux que leur situation en aval dérobe aux regards: *fura la wãrda*, «à la Garde» (S. 528); *furǫu krũ*, «au Croux» (S. 527), hameau. La direction du nord est indiquée par l'adverbe *dẹfurvẹr*, celle du midi par *dẹdinvẹr*.

A Savièse, *fura* se joint souvent aux noms de lieux éloignés et peu familiers, qu'à Bagnes on laisse ordinairement sans adverbe: *fura a fribǫ* (Fribourg), *fura a pari* (Paris); *kyə fəəšõ šu fura ã mã*[a] (*Lég.*, p. 21), «[l'exorciste ordonna aux esprits malfaisants] d'aller à la mer».

La diversité des adverbes est un des moyens dont on dispose pour distinguer des lieux de même nom:

Vollèges: *bâ* et *inǫ ü rəpǫzǫ̈ü*, «au Reposieux», prés situés au-dessus et au-dessous du hameau de Vence (S. 526).

Bagnes: *inǫ ẽ bramwáẹ*, «en Bramois», prés au-dessus du village du Cotterg (S. 526): *amõ ẽ bramwáẹ*, «à Bramois», village voisin de Sion.

Savièse: *tã kyẹ šõ ita amu u põ dẹ tsãdra* ... *ẹ pwẹ kã šõ ita utr u põ dẹ tsãdra* (*Lég.*, p. 7), «jusqu'à ce qu'elles fussent arrivées au sommet [du chemin qui conduit] au pont de Tsandra ... et puis, quand [poursuivant leur chemin sans plus monter] elles sont arrivées au pont»; *utr a bãrna*, dans la région du canton de Berne qui est

limitrophe du Valais, sur l'autre versant des Alpes; *fura a bärna*, «à Berne» (la ville).

Saint-Luc: *bā* et *šuk o fontanil*, «au Fontanil», prés au-dessous du village et forêt de montagne.

Dans aucun des exemples qui ont passé sous les yeux du lecteur, dans aucun exemple à moi connu, les adverbes «bas», «amont», «en haut», ni les composés de INTVS ne sont liés par une *s* ou un *t* à la voyelle initiale d'une préposition suivante, excepté dans le lieu dit *ęnāt ę la mężō di šudāš*, à Evolène; mais le *t* final se fait encore entendre dans beaucoup d'autres mots à Evolène. De cette absence de liaison on doit, ce me semble, conclure que la coutume d'associer un adverbe aux compléments de lieu ne s'est établie, dans le Valais romand, qu'après l'amuissement des consonnes finales et qu'elle ne saurait être, par conséquent, fort ancienne.

L'hiatus entre les adverbes à désinence vocalique et la préposition «à» ou la préposition «en», seule ou agglutinée avec l'article masculin (afr. *eu, ou, es*), est habituellement toléré, mais peut être résolu, notamment dans les patois parlés entre Martigny et Sion, par synérèse, crase ou élision[1]. L'article féminin, dans les parlers où *l* est amuïe, et même la voyelle initiale du mot suivant, sont quelquefois du jeu.

amō (Ollon, Bagnes), *amu* (Savièse), *amü* (Nendaz): *amui nę*, «aux Nez» (Conthey); *amw ō dzəlā*, «au Dzelard» (Nendaz); *amu māē* (Savièse), *amü maē* (Nendaz), «au mayen»; *amü dzādrə*, «au Zindre», «*amòrsayrə*[2], à Orsières» (Bagnes); *amē vlā*, «à Villars» (Panex, comm. d'Ollon).

bā, ba (Savièse): *bāi bārmę* «aux Barmes» (Vernamiège); *bā ü* ou *bǭ ręinā*, «au Renard» (Conthey); *bē lę lārzę* (Troistorrents); *bōü plā*, «au Plan», *bē dzəlā*, «en Zélard», *bā kǫlìbirə*, «à la Coluire», *bā arbayǭ*, «à l'Arbayeux» (Bagnes); *bā l ēsās*, «à l'Ensarce» (Fully); *bā šyü*, «à Sion» (Veysonnaz); *bā šašō*, «à Saxon» (Savièse). De même *bā ǫrsęir* (Saint-Rémy; ci-dessus p. 83).

ęnā (Nendaz), *inā* (Grimisuat), *ina* (Savièse), *inǫ* (Bagnes): «*inòin varbyè*, à Verbier, *inu Simplon*», *inā dzyętə*, «à la Giète» (Bagnes); *inē klâō*, «en Clayon» (Savièse); *ęnętęrpęi* (isolément *ętęrpęi*, avec le premier *e* bref), *enā χlibə*, «à Cleibe» (Nendaz); *inā la ęñęta, la ryǫnda*, lieux dits de la *montagne* de Zarzé (Grimisuat).

---

[1] Cf. Jeanjaquet, *Bull.*, VI, p. 29, notes 5 et 9.

[2] Comparez *ba ormūna* (plus loin, p. 93) et le portugais *embora*, contracté de *em bōa ora* (Cornu, *Portugiesische Grammatik*, §§ 122 et 261, au tome I, 2e éd., du *Grundriss der romanischen Philologie*, pp. 965 et 1001).

fura: *fura la wārda*, «à la Garde», *furǫu kru*, «au Croux» (Evolène).

utrə, *ūtrə*, *ötrə: utr ē la byǫ́la*, «en la Biolaz» (Lens); *utr u bu*, «à l'étable» (Savièse); *ūtr i ruènə*, «aux Ruines» (Ayent); *ǫ̈tr a la kūta*, «à la Coutaz» (La Crête, comm. de Martigny-Combe); «*dè tsǿtin n étin tru*[1] *in fyònin*, en été nous restons à Fionney» (Lourtier).

A Savièse, l'*a* long et vélaire, commun à tous les patois d'alentour dans les mots *bā* et *inā*, étant devenu bref et palatal, la préposition «à» n'est plus reconnaissable dans la locution fréquente *ba mižõ*, «bas à [la] maison», sans article, comme it. et cast. *a casa*. La jonction de l'adverbe au substantif sans l'intermédiaire d'une préposition serait une anomalie incompréhensible: c'est donc par analogie qu'elle fait également défaut dans la locution correspondante *amu mižõ*, «amont [à la] maison». En d'autres emplois fréquents, l'*a* long résultant d'une crase plus récente est abrégé dans le discours rapide, sans perdre son timbre vélaire[2]: *bâ*, *inâ a grādzę*, *inâ a mūtañę* (ci-dessus, p. 87), «à la grange, à la montagne». Dans *liȩ̄ lę lātsȩ*, *liȩ rǫtsá*, à Troistorrents (ci-dessus, p. 90), il y a sans doute eu fusion de la préposition «à» et de l'*ȩ* final de l'adverbe[3].

L'éclipse de la préposition, qui résulte parfois de la synérèse ou de la crase, peut aussi bien être occasionnée par le mot suivant que par l'adverbe précédent: *amu* (*Lég.*, p. 34) et *ba ormūna*, «à Ormonne» (Savièse); *ūtr ępęnai*, «à l'Epenay», *amõ*, *bâ*, *ūtr ękōdyŭá* («à l'»), pâturages (Bagnes). En l'espèce, cependant, l'adverbe n'est point hors de cause. Sa présence est la condition *sine qua non* de la résolution de l'hiatus, puisque, masquant la retraite de la préposition, c'est lui désormais qui assure la liaison du complément avec le reste de la phrase.

Certains adverbes se prêtent d'autant mieux à ce rôle de substituts qu'ils peuvent, en d'autres circonstances, être employés en guise de prépositions. En français, les mots *amont*, *aval* se joignent immédiatement à un régime déterminant la portion de l'espace parcourue en montant ou en descendant: *avau l'eau;* afr. *amont le Sebre* (*Roland*, v. 2642, selon la leçon des manuscrits C et V7), *aval le degré*, *les rues*, *la ville*, *le vent*, *le vis*. On dit à Granville (Normandie), selon le *Dictionnaire* de Godefroy (I, p. 274): «Quand la mer saute amont cette montagne»;

[1] L'*ū* de *ūtrə*, m'écrit M. Gabbud, «est souvent élidé dans la prononciation rapide».

[2] Renseignements oraux de M. Luyet, dont la transcription simplifiée ne distingue qu'un *ā* vélaire et un *a* bref.

[3] Comparez port. *atègora* pour *até agora*, *atèli* pour *até ali*, *tèqui* pour *até aqui* (Cornu, ib., p. 1006).



à Mathod (Vaud): *amõ* et *avǫ la grā vi*, «amont, aval le grand chemin»; partout dans la Suisse française: «amont, en haut, en bas le village; tomber en bas les escaliers». En Valais, j'ai pareillement entendu dire, à Monthey, en parlant des fameux blocs erratiques du voisinage: *amõ la pyęr a dzǫ, la pyęra dę męrmètę, la pyer a murdyè*; à Troistorrents: *amõ lęz ayèrnę*, «aux Ayernes» (S. 483), forêt; *amõ lę kâwę* (*Cavouez*, S. 476), pâturage boisé; à Vérossaz: *amõ salāf*, «en Salanfe»; à Evionnaz: *amõ la gāñəri*, «la Gagnerie» (S. 483), contrefort abrupt de la Dent du Midi; *amõ la tǫ*, «la Tour» (S. 483) de Salanfe; à la *montagne* d'Etablon (S. 526): *inǫ ẽn ętablõ*, mais à Riddes: *inǫ ętablõ*, sans la préposition «en». La locution «amont *montagne*» est courante à Nendaz et Savièse (ci-dessus p. 87) et peut-être ailleurs encore.

On conçoit très bien que, même à distance, le sujet parlant se représente vivement le corps à corps avec le rocher à escalader, les pentes boisées ou herbeuses à gravir pour atteindre le sommet de la forêt ou les chalets de la *montagne*. Entre la notion du parcours et celle de l'arrivée il n'y a pas loin: qui est descendu *aval le degré* se trouve au bas de l'escalier. Et l'on a vu dans les pages précédentes comment les patois valaisans ont généralisé l'emploi des adverbes ailleurs usités seulement avec les verbes de mouvement. Cependant, l'interprétation suggérée par les autres exemples ne convient pas au site de Salanfe, qui est dans une dépression. Est-ce que dans la réponse *amõ salāf* il y aurait peut-être un malentendu, ou bien un cas d'analogie, ou bien un effet de crase comparable à la réduction des hiatus *ũe*, *õe* dans le pluriel portugais *comuns* (COMMVNES) et les formes galiciennes *ladrós* (LATRONES) et *lus* (cast. *lunes*)[1]? Le détail des faits allégués ici exige encore mainte vérification sur place. Les cas isolés sont toujours malaisés à résoudre. Mais les anomalies apparentes du langage, tout comme les faits réguliers, classés, doivent se ramener à quelque principe général ou s'expliquer par quelque motif particulier, dont le temps et notre persévérance finissent toujours par nous déceler l'action cachée. Le bel exemple donné à ses confrères d'études par l'ami à qui ces pages sont dédiées ne confirme-t-il pas la véracité de l'adage: «Qui cherche trouve», aussi bien que de l'hémistiche cornélien: «Tu peux ce que tu veux»?

---

[1] Cornu, § 293 (ib., p. 1003).

Genève, mai 1925. *Ernest Muret.*

Alte und neue Ideale der Renaissance im Epos des maccaronischen Sängers Teofilo Folengo.

Das tiefste Wesen, Werden und Verblühen der Renaissance ist noch immer umstritten. Je nachdem der Beobachter den Hauptakzent auf das Politische, Religiöse, Philologisch-Kritische oder Künstlerische legt, ergibt sich ein verschiedener Beginn der Bewegung und eine veränderte Einstellung zum Mittelalter. Bald behält man zwar die Einheitlichkeit bei, urteilt dann aber sehr summarisch vom Stande der einen Disziplin auf denjenigen einer andern, bald läßt man im Gegenteil die Bestrebungen in den verschiedenen Wissenszweigen völlig auseinandersplittern, ja man sondert wohl gar den Humanismus als törichte und belanglose Schulmeisterei vom Ganzen aus. Und dennoch: Aus der Ferne weiter Jahrhunderte betrachtet, erscheint uns auch heute noch die italienische Renaissance als eine staunenswerte geistige Einheit. Trotz aller Verschiedenheit der Literaten, Maler, Architekten, Philosophen, Musiker fühlen wir doch, daß Ein selber gemeinsamer, geheimnisvoller Grundton bei ihnen allen erklingt. Wir empfinden darin genau wie die Franzosen, Engländer und Deutschen des beginnenden 16. Jahrhunderts, die ganz geblendet standen vor dem harmonischen Einklang der strahlenden Kunstwerke mit dem geschmackvollen Prunk der Lebenshaltung, der feinen Geselligkeit, der Bildung und Gelehrsamkeit überhaupt. Und forschen wir nach dieser gemeinsamen innersten Triebkraft, so dürfte sie wohl in jener Auffassung des Altertums zu finden sein, die der Genius Dantes und Petrarcas der ganzen vielgestaltigen und vielquelligen Bewegung verlieh — bald als innersten Lebensnerv, bald bloß als äußerliches Gewand. Von Dichtern und Philologen erweckt, trat das Studium des Altertums im 14. Jahrhundert als ein Neues Licht vor die Seele der Menschen. Es warf seinen Schimmer rasch auch auf die bisherigen zünftigen Wissenschaften vom Recht bis zur Theologie und Medizin; sie dabei bloß äußerlich anstrahlend, oder auch in verschiedener Weise innerlich verändernd. Die Italiener mit dem ihnen so tief angeborenen Kunstsinn empfanden die Verse Vergils plötzlich als etwas wunderbar Schönes; sie sahen ferner im Werke der Alten eine kritisch scharfe Schulung des Verstandes, ja sie fühlten in diesen neuartigen Studien, vollständig außerhalb aller bisherigen Wissenschaft, ein stilles Refugium



vor allen Kämpfen des politischen Lebens und des täglichen Berufes. Von den Italienern wurde ferner die Beschäftigung mit der Antike von allem Anfang an als ein eigentliches nationales Besinnen auf sich selbst erkannt, als ein tröstliches Versenken in die Großtaten ihrer unmittelbaren Vorfahren: der alten Römer. Kein einziger (bis auf Alfieri!) sah dabei in den Goten, Langobarden, Franken etwas anderes als scheußliche Barbaren, ohne zu bedenken, daß sie vielleicht auch in seinem eigenen Stammbaum auftraten. Der Gedanke internationalen Weltbürgertums ist bei den Italienern dabei bloß eine Art von verstecktem Nationalismus: eine Erinnerung an das Imperium Romanum oder an die die Völker wenigstens geistig beherrschende Roma caput mundi des Mittelalters, von der Kirche verkörpert. Dieses letzte, patriotische Moment ging den fremden Nachahmern der italienischen Geistesbewegung völlig ab: sie betrachteten diese alten Römer als ihre einstigen Unterdrücker und Fremdherrscher und waren nur zu gerne geneigt, in die Worte jener antiken Autoren einzustimmen, nach denen die aurea Roma in Tat und Wahrheit ein richtiges Räubernest gewesen wäre, angefüllt mit der ungerechten Beute aus allen Weltteilen.

Auf solchen Grundeigenschaften mag wohl zum guten Teil der Zauber beruhen, den die italienische Renaissance, und zwar nur die italienische stets auf den Beschauer ausgeübt hat: es eignet ihr der Duft des Unberührten, Freigewachsenen, Träumerisch-Glücklichen, einer Wissenschaft, die im Dienste keiner Partei steht, weder politisch, noch religiös, und die keinem andern der bisherigen Wissenszweige unterstellt ist, deren Grenzen vielmehr weit und frei sind wie der Himmel und die Sterne.

Als diese ästhetisch-kritisch-patriotische Betrachtungsweise der Antike ihren Anfang nahm, da fand sie ihre Jünger nicht bei einer bestimmten Gesellschaftsschicht oder Berufsart, sondern weit zerstreut in allen Berufen und Ständen. Es ist just ein Beweis ihres vorwiegend ästhetischen Ursprungs, daß sie vor allem eine wahre Flut lateinischer und italienischer Verse zur Zeit Petrarcas und Loschis erweckte und nicht weniger jene andere, bei den Romanen so wesensgleiche Form der Dichtung: die kunstvoll gefügte, wohlklingende Rede. Gerade der Umstand, daß eine neue Wissenschaft und neue, erst noch zu suchende literarische Ausdrucksformen vorliegen, auf denen noch kein Jahrhunderte alter Schulzwang ruht, noch keine fest vorgeschriebenen Grenzen und Methoden wie in der dekadenten Scholastik, legt es jedem Einzelnen nahe, seine Flügel zu regen, soweit sie ihn zu tragen vermögen. Besonders gerne übt er sich dabei in jener der Antike abgelauschten Form des Dialogs und handelt darin über moralische oder



populärwissenschaftliche Fragen. Zwei Sprecher vertreten dabei, wie im De voluptate Vallas die beiden extrem paradoxen Lösungen, der dritte zieht die mathematische Mitte. Der Autor aber liebt es in der Regel, seine Meinung nicht ohne weiteres dem Vertreter der goldenen Mitte zuzuteilen, sondern sie schillernd bald dem einen, bald dem andern Sprecher in den Mund zu legen und dann sein Publikum raten zu lassen! Daher kommt wohl beim heutigen Leser der Eindruck der absoluten Skepsis. Und doch ist dieser Vorwurf in der übergroßen Zahl der Fälle sicher ungerechtfertigt: wir vermögen bei genügender Kenntnis des Verfassers und der Zeitumstände noch heute sehr wohl die wahren Absichten des Autors herauszulesen — oder glauben es wenigstens!

Die Geistes- wie die Naturwissenschaften standen damals auf sehr verschiedener Höhe der Entwicklung und waren in einem sehr verschiedenen Tempo des Fortschreitens begriffen. Die eigentlichsten Gebiete des Humanismus: Dichtung, Rhetorik, Kritik und Rekonstruktion der Antike machen dabei die raschesten Fortschritte — ja sie überschreiten am Ende des 15. Jahrhunderts vielfach bereits ihren Zenith, während die andern Wissenszweige noch tief im Mittelalterlichen stecken. Die bisherigen zünftigen Wissenschaften Jurisprudenz, Medizin, Theologie werden sehr langsam und ungleich von den neuen Idealen ergriffen, um so mehr als der Humanismus ja keine neue geschlossene Weltanschauung bringt. Die Notare, Juristen, Weltgeistlichen, Mönche, Kaufleute, Bischöfe oder Päpste, aus denen sich die Humanistengemeinde zusammensetzt, bringen zudem jeder den Stock mittelalterlichen Wissens und Fühlens mit sich, den er früher erworben. Er wird auch später diesen seinen Ursprung niemals verleugnen können: und kombiniert ihn vielmehr mit dem neu Gelernten. Ja diese fortwährenden frischen Kombinationen von Alt und Neu gelten nicht bloß für den Anfang des Humanismus, sondern dauern durchs ganze Quattrocento. Wissen läßt sich wohl anlernen, Glauben und Empfinden dagegen kaum; sie halten auch niemals gemeinsamen Schritt. Fällt nicht Montaigne, der dem christlichen Glauben mit so unbarmherzigem Rationalismus auf den Leib rückt, auf die Astrologie und gar noch auf die einfältigsten zoologischen Bestiariusmärchen hinein? Durch das ganze 15. Jahrhundert läuft noch ein ungeheurer Strom mittelalterlichen Erbgutes, mittelalterlichen Wissens, Glaubens und Empfindens in tausenderlei Bindungen und Graden.

Mit Poliziano, Pontano, Sannazzaro ist das römische Altertum völlig kongenial ergriffen, der nun überwuchernde Ciceronianismus um 1500 dagegen ist bereits das Zeichen der Dekadenz und nicht weniger die P a r o d i e n der antiken Götter. Ebenso hat um 1530 die italienische Poesie ihre Sonnenhöhe erreicht und artet rasch in Secentismo aus: in

Schwulst, Zimperlichkeit, wüstes Wesen. Zur selben Zeit aber, da Poesie und Altertumsbegeisterung bereits ihren Gipfelpunkt überschreiten, da beginnt die eigentlich moderne Philosophie mit Pomponazzi erst ihre Flügel zu regen, die Naturwissenschaften und die Medizin tun es sogar noch ein halbes Jahrhundert später. Und da der Humanismus, das persönliche Verhältnis zum Altertum bis auf den heutigen Tag zu jenen Dingen gehört, in denen bloß eigenstes Durchdenken und Erarbeiten vorwärts bringt — so sehen wir auch um 1500 noch italienische Humanisten, die auf einer sehr primitiven Stufe stehen blieben. Die beginnenden politisch-religiösen Kämpfe des Cinquecento weisen die wunderlichsten und scheinbar ganz anachronistischen Bindungen auf.

Ein wahres Spiegelbild dieser ungemein verwickelten Zustände gibt uns die Dichtung des maccaronischen Sängers Teofilo Folengo[1]. Rein mittelalterliche Gedankengänge werden darin bald beibehalten, bald parodiert. Sie vermengen sich mit der Satire der bereits überspannten und starr klassizistisch gewordenen antiken Formenwelt. Mönchtum und Askese werden gegeißelt oder direkt abgelehnt, die antiken Götter in Offenbach'scher Weise verlacht. Dann aber zieht Folengo dennoch aus einer Mischung rein klösterlicher und rein humanistischer Ideale eine schöne, weite, persönliche Synthese von Gott und Welt.

Es ist nicht leicht, sich mit den Schriften Folengos zu befassen. Ihr Inhalt bietet ein ungewöhnlich wertvolles Material für die kulturelle nicht weniger als für die politische und Literaturgeschichte, die Dialektkunde, Musikgeschichte etc. und eben für jene vielverschlungenen Kämpfe um religiöse und künstlerische Ideale, die hier allein betrachtet werden sollen. Wir verzichten dabei ausdrücklich auf ein Studium von Werken wie *Moscheide*, *Atto della Pinta* etc., die für unsere Frage nichts bieten, und ebenso auf eine Erörterung der biographischen Rätsel. Wohl sind die Lebensumstände des Dichters aufs Engste mit seinen Werken verwachsen, ja die Chronologie der Schriften wurde absichtlich vom Autor verwirrt. Doch im Grunde sind dies weit mehr Schwierig-

[1] Grundlegend und von mir dankbar benutzt sind die Arbeiten Alessandro Luzio's: über Folengo in *Giornale stor. d. lett. ital.* XIII, XIV, XXXIII, p. 454, LVIII, p. 389; *Studi folenghiani,* Firenze 1899 (in *Bibl. crit.* di Fr. Torraca), *Raccolta d'Ancona* 1901, p. 23 ff.; ferner U. Renda in *Giorn. stor.* XXIV, XXXV, p. 371, *Scampoli folenghiani*, Trapani 1898. Über die Zanitonella: B. Cotronei in *Giorn. stor.* XXXVI und A. Momigliano, ibid. LXXIII; Giov. Continelli: *Il Baldus*, Città di Castello 1904 (mir unzugänglich); B. C. Cestaro: *Vita mantovana nel Baldus,* Mantova 1919 (*Atti e mem. dell'Acc. Virgiliana di Mantova,* n. s. VIII—IX).

keiten der äußern Darstellung: denn die Linie der Gedanken Folengos über Gott, die Welt, die Kunst bleiben stets klar und gerade.

Hier nur die wichtigsten Daten der Biographie:

Im letzten Jahrzehnt des Quattrocento zu Mantua geboren, verbringt Folengo lustige Studentenjahre in Bologna. Dort beginnt er als Jünger des Tifi Odasi die maccaronische Poesie zu pflegen: jenes seltsame harmonisierte Gemisch lateinischer und italienischer Vokabeln, bei dem die antike Syntax einigermaßen beibehalten ist. Jeder Satzteil scheint sich dabei über den feierlich steifen Stelzgang des andern lustig zu machen. Hier lernt er eine bunte Schar von frohen Freunden kennen, besingt sie erst einzeln und benutzt sie sodann als Vorbilder für die Helden seines «Baldus» und des «Caos». Bedeutungsvoll ist die Gedichtfolge der *Zanitonella* mit der Verhöhnung der süßlich gewordenen Schäferdichtung.

Ein dunkles Erlebnis, «il magno disordine», bringt den jungen, durchaus nicht für das Kloster geschaffenen Teofilo in den Benediktinerorden und in das in argem Streit und Zerfall begriffene Kloster S. Benedetto a Po. Hier gibt er 1517 die erste Ausgabe (ed. Paganini) des *Baldus,* seines großen, komischen Heldengedichtes in 17 Gesängen heraus. 1521 folgt die zweite Ausgabe: die ed. Toscolana, wo aus den 6000 Versen der ersten Fassung deren 13,000 geworden sind, auf 25 Gesänge verteilt. Dabei ist in die muntere Folge der harmlosen Abenteuer ein langer bitter satirischer Passus über religiöse Fragen eingeschoben, der dem Verfasser den Aufenthalt im Kloster unmöglich macht. So wirft er ca. 1523 die Kutte von sich und tritt, vielleicht auf die Empfehlung des venezianischen Dogen Andrea Gritti, als Hauslehrer in den Dienst des Feldhauptmanns von Venedig Camillo Orsini. Mit diesem lebt er einige Jahre in Rom, gibt 1526 das seltsame und unerfreuliche italienische Epos des *Orlandino* heraus, dem er ein Jahr später das wunderliche autobiographische Werk des *Caos del Triperuno* folgen läßt. Nun möchte er in den Orden zurückkehren, allein die Obern verlangen erst eine Buß- und Bewährungsfrist, damit er den neu erwachten Hang zum Klosterleben erst ein wenig als Einsiedler betätige und seine gottlose Schreiberei durch neue wohlgefällige Werke sühne. So wandert er im Herbst 1530 mit seinem Bruder Giambattista nach der wildeinsamen Punta di Campanella bei Sorrento. Dort verfaßt er, «sonnacchiando», das langweilige Riesengedicht: *La humanità del figliolo di Dio.* 1534 ist die Bußzeit vorbei, er wird wieder in San Benedetto aufgenommen — doch die Tribulationen nehmen kein Ende. Und um so weniger als 1539 oder 1540 die dritte Ausgabe des Baldus, die ed. Cipadense, erscheint. Denn diese war viel schlimmer als die Toscolana. Und die Ordensobern

konnten darin ebenso gut wie wir feststellen, daß die Anspielungen des undatierten Druckes bis 1539 gingen und es ein kleiner Kunstgriff des Autors war, wenn er die Vorrede vom 25. Oktober 1530 datierte: d. h. just bevor er die Bußzeit bei Sorrento antrat! 1544 senkte man den Ruhelosen ins Grab.

Er war es nie müde geworden, an seinem Baldus herumzufeilen. Die letzte, vierte Ausgabe, die ed. Vigaso Cocaio, erschien 1552, acht Jahre nach seinem Tode; sie enthält abermals eine ganze Reihe stilistischer Verbesserungen, die besonders polemischen Stellen sind darin freilich von Folengo oder seinem spätern Herausgeber unterdrückt[1].

Wie entwickeln sich nun das heroische, das künstlerische, das religiöse Ideal des Dichters im lebendigen Bilde der fortschreitenden Fassungen seines Lebenswerks, des Baldus?

Der Ausgangspunkt des *Baldus* ist die lustige Persiflage des Rittertums und des mittelalterlichen Abenteuerromans.

Das ritterliche Heldenideal war in Frankreich entstanden und hatte dort seinen schönsten künstlerischen Ausdruck gefunden. Es feierte den Recken als den Starken, Getreuen und Frommen gegenüber dem irdischen Lehensherrn, der Sippe, dem himmlischen Lehensherrn. Und dabei war diese Treue in Dichtung und Realität nicht bloß die einseitige Verpflichtung des dienenden Vasallen gegen den Feudalherrn, sondern das Band gegenseitiger Hilfe wie zwischen Vater und Sohn oder in blutsbrüderlicher Liebe und Treue. In Italien war dagegen die feudale Bindung, insoweit sie überhaupt Fuß faßte, immer bloß als ökonomische oder rechtliche Verpflichtung empfunden worden, die des mystischen Schimmers des Gottesgnadentums nicht weniger entbehrte als des Gedankens gegenseitiger Waffen- und Blutsbrüderschaft. Und so blieb Italien auch die naive Kraft richtiger nationaler Epik versagt. Allein, wie die italienischen Sänger in der Lyrik den von Frankreich übernommenen Minnegedanken läuterten und emporhoben weit über die irdische Regung bis zum letzten Geheimnis und Urquell alles Lebens, so suchten und fanden sie auch

---

[1] A. Luzio druckt die ed. Vigaso Cocaio 1552 mit Recht als die künstlerisch vollendetste: *Le Maccheronee di Merlin Cocai,* Laterza, Bari 1911, 2 Bde. Auf diese gehen unsere sämtlichen nicht näher bezeichneten Verweise. Er gibt zudem alle Varianten der ed. Cipadense und die wichtigsten der ed. Toscolana. Neben der ed. Portioli 1882—89 benutzte ich für die ed. Toscolana außerdem den integralen Neudruck Venetiis, Bevilacqua 1564, und für die Cipadense die Ausgabe Venetiis 1554, Boselli; über die Ausgaben vgl. ed. Luzio II, p. 363 ff. Die Charakteristik der verschiedenen Ausgaben schon bei Luzio, *Giorn. storico* XIV, 373 ff.

ein anderes, höheres Heldenideal. Und zwar ist es eine nämliche Gipfelflur, die Pulci wie Ariosto umfaßt, hoch über die Phantastik des traditionellen Abenteuerromans hinweg, und die uns vor allem zu Folengo geleitet. — Man würde es freilich kaum vermuten, so tiefgründige Bekenntnisse zu finden in den lustigen Versen des «magistri Aquarii Herbolatti in arte cristeriensi peritissimi», wie er sich in der Vorrede zur ersten Ausgabe unterzeichnet [1].

Doch ein kurzer Gang auf der Spur seines *Baldus* wird uns davon überzeugen. Schon in der drolligen Einleitung zum ersten Gesang sehen wir den Dichter sich wegwenden von den klassizistischen Musen und dem seine ewige Zither kratzenden Apollo ins holde Schlaraffenland, wo fette Würste den lieben Weinstock umschlingen und wo die «crassae Camoenae» ihren Poeten mit wunderbaren «gnocchi» füttern: es ist eine parodistische Ablehnung der ganzen poetischen Renaissancestaffage, vom Danteschen «Apollo e le sante muse» weg. Doch, ist sie überhaupt ernsthaft zu nehmen oder bloß ein Scherz? In den beiden ersten Ausgaben, der Paganini und der Toscolana ist das letztere der Fall. Doch in einer erst in der ed. Cipadense eingeschobenen Episode senden die wackern Bürger von Cipada einen feierlichen Gesandten zu Apollo auf den Parnaß, damit ihnen der Gott einen eigenen herrlichen Dichter erwecke, welchen man den auf ihren Landsmann Vergil pochenden Nachbarn von Pietola entgegen halten könne. Allein der Olympier erwidert lächelnd:[2] das wahre Gold der griechischen und lateinischen Poesie, das hätten Homerus und Maro längst gänzlich aufgebraucht, und was so heutzutage Pontano, Sannazzaro, Fracastoro, Vida, Marull an lateinischer Epik verfaßten, das sei eitel Katzengold: «*alchimia est quidquid dixere moderni!*»[3] Drum müsse der künftige große Sänger Cipadas sich der maccaronischen Dichtung befleißigen: und sein Name werde Merlinus sein. Man sieht: es liegt der Parodie gegen Heidengötter und neulateinische Poesie just das feine, richtige Empfinden von der Höhe und Unerreichbarkeit der wahren Antike zu Grunde und die Ablehnung trifft die steril gewordene humanistische Nachahmung. — Die Geburt und Jugendgeschichte des Baldus sind eine lustige Persiflage des stereotyp und ledern gewordenen Ritterromans. Wenn wir aber von der harmlos goliardischen ersten Ausgabe zur dritten, zur Cipadense gelangen, so ist auch hier wiederum die Satire tiefer und bewußter geworden und gegen den mittelalterlichen Rittergedanken überhaupt gerichtet:

---

[1] Luzio, *Studi folenghiani* p. 1. [2] Luzio, *Studi folenghiani* p. 57.
[3] ed. Luzio XXII, 79.

Numquam tanta potest mundo esse simul canaia
quanta baronorum tenuit gens clara Parisum . . .
palazzos implent, stallas, sporcasque tavernas . . .[1]

Und damit steht im Einklang die Verhöhnung des lächerlichen Turniers vor dem Carlo bambolone, der schrecklichen Liebesschmerzen Guidos um Baldovina und deren Entführung. Gegenüber dem abgestandenen Idealismus des dekadenten Ritterromans zeichnet Folengo mit liebenswürdiger, schalkhafter Realistik das Landleben und die lebendigen Bauern nicht nach der traditionellen süßlichen Pastoralmanier. Am merkwürdigsten ist aber die Gestalt des Hauptbelden, des jungen *Baldus*. In den beiden ersten Ausgaben und dem ersten Drittel der Cipadense ist dieser jugendliche Raufbold, der sich allmählig zum ritterlichen Abenteurer auswächst, der regelrechte Held des Schelmenromans, und sein Gefährte *Cingar* stellt den universellen Typus des Meisterdiebs dar. Cingar bleibt stets gleich, während aus Baldus das eigentliche Heldenideal des Dichters hervorgeht. Die ersten Bücher des Gedichts fußen noch vollständig in der Atmosphäre der mittelalterlichen Volksbücher, aus der völlig kongenial wenige Jahre später ja auch Rabelais' Pantagruel und Gargantua hervorgehen werden. Cingar verübt eine Reihe der derbsten Eulenspiegeleien. Bald prellt er den Juden Zadoch um eine Kuh und ergötzt sich am Jammer des Bestohlenen: «an ah ay men e hey» (komische Nachahmung des Hebräischen). Bald wird beim reizvoll beschriebenen Bauerntanz der alte Dorfmagnat Tognazzo der Hose und des Hemdes beraubt — es sind Schnurren, wie sie vom Mittelalter her durch die Jahrhunderte laufen[2]. Cingars Hauptleistung findet sich dagegen in der langen, 1521 (ed. Toscolana) eingeschobenen Episode der Abtei von Motella:

Hier schwindeln zwei spitzbübische Mönche dem Bauerntölpel Zambello die «herrliche Kuh Chiarina» ab, und verschmausen sie in ihrem Kloster Motella, woran der Priester Pre Jacopino und schließlich auch Cingar und Zambello teilnehmen. Dann sammelt Cingar die Knochen des Tieres und verspricht dem Zambello, ihm die Chiarina in drei Tagen wieder zum Leben zurück zu bringen. Vorläufig vergräbt er die Gebeine und schreibt eine pompöse Grabschrift: die Chiarina sei durch die Dummheit ihrer Regierung umgekommen[3]. Die Geschichte hat von jeher die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, denn das Leben und Treiben dieser

---

[1] ibid. I, 140. [2] ed. Luzio VIII, 337 und VII, 290 ff.

[3] ed. Toscolana 1564, c. VII, p. 181 ff.; ed. Portioli I, p. 181 ff.; ed. Luzio VIII, 353—IX, 371; hiezu die in Cipadense und Vigaso gestrichenen Zusätze der Toscolana bei ed. Luzio II, p. 240 und 299 f.

Mönche und des Pre Jacopino wird als derart schmutzig und niederträchtig geschildert, daß man ohne weiteres erkennt, hier ist es nicht bloß die heilige Entrüstung über die ja sicherlich bestehende Korruption im Klerus, sondern es liegt dahinter ein prinzipieller Angriff gegen die Institution des Ordenslebens überhaupt. Und dieser dehnt sich im weitern Verlauf auf Reliquienverehrung, Ablaß, Heiligen- und Madonnenkult aus. Luzio nennt das Stück «odorante di luteranismo»[1], und es ist in der Tat einer der Zeugen des raschen Wiederhalls Lutherischer Reformationsideen in Italien. Ich glaube darin mehrere Schichten erkennen zu können, in denen der religiöse Werdegang Folengos sich genau wiederspiegelt. Die Grundlage bildet eine echt mittelalterliche, fabliau-mäßige Pfaffennovelle: mit dem Schelmenstück der dem dummen Bauer abgewetteten Kuh, von der der eine Mönch behauptet, sie sei eine Ziege, während der andere, als Schiedsrichter angerufen, die Sache bestätigt. Daran fügt Folengo den Tadel, daß diese Bewohner von Motella ihre Ordensregel schlecht befolgen, unordentlich Gottesdienst halten, regelwidrig mit frechen Blicken im Land herumlaufen — «propter visitare comadres». Das Kloster starrt von Schmutz.

Doch nun folgt der prinzipielle Angriff: wozu braucht es überhaupt so viele verschiedene Orden?[2] Genügt nicht eine einheitliche Regel Christi? Und verschmitzt lächelnd fährt der Dichter fort: Diese Mönche von Motella gehörten freilich nicht zu jenen Heiligen, welche die Pfiffigkeit (*argutia*) des Scottus so tüchtig machte, daß sie der Kirche mit Worten und wenn nötig auch mit dem Schwerte beistanden, nicht zu jenen, welche die Arbeit des Thomas so hoch emporhob, daß sie nun das Amt besorgen, die Hexen auf die Esel zu setzen (vor der Hinrichtung)! Oder die im Geiste auf dem Fuhrwerk des Elias[3] emporgetragen wurden «*Deque manu Mariae flocum rapuere biancum Non quibus* (*exceptis zocolis*) *Franciscus amictum Bertinum tribuit*...»[4] Auch nicht die Tüchtigen unter den Bettelmönchen, die wirklich bloß vom erbettelten Brote leben, die vor allem durch das eigene Beispiel und dann erst durch Worte anspornen, die Mönche, welche die Witwen und Waisen beschirmen und das Alte und Neue Testament verbreiten... Vom römischen Jubiläum ziehen sie daher und heften in allen Ecken und Enden der Kirchen die Ablaßzettel an die Säulen. Drum wuchs auch die Frömmigkeit der Menschen so sehr, daß die milden Gaben ganze Kisten

[1] ed. Luzio II, p. 299. [2] ed. Portioli I, p. 185; ed. Luzio VIII, 480 ff.

[3] in edit. Toscolana *Currus*, in Cipadense *barocius Heliae*.

[4] so die Toscolana, die Cipadense «*de que manu Mariae vantant habuisse gonellam*», nach Erasmus: *Colloquia: Franciscani*, ed. Lugduni Batavorum 1729, p. 322.

füllen und daß daraus dem riesigen S. Christoffel, der nicht in die Kirchen der andern Heiligen einzutreten vermag, ein eigener Tempel gebaut wird! Ja diese Kirchen strömen über von so viel Verdiensten vor Gott (*meritis redundant*), daß mater Christi, virgo regina deorum nur dort Wunder zu verrichten geruht. Überhaupt werden gegenwärtig der sancta Maria überall Kirchen geweiht. Sie aber, enthüllt ihre Lichtgestalt (*nitores*) niemals den Vornehmen, nur ein Frauchen, das die Schafe oder Gänse hütet, wird gewürdigt, die ätherische Göttin (*aethercam divam*) zu schauen. Da rennt das leichtgläubige Volk herzu auf die Nachricht von solcher Erscheinung und pflanzt sogleich ein Bild auf eine glückselige Ulme. Darauf sitzt in der Mitte die Madonna mit dem Kinde an der Brust. Zur Rechten steht der heil. Antonius, dessen ingrimmige Miene jeden mit seinem Feuer (Gürtelrose) bedroht, der ihm sein Schweinchen stiehlt, was auf die Bauern einen heilsamen Eindruck macht. Zur Linken der Muttergottes sieht man S. Rochus, auf eine offene Pestbeule (*giandussa*) hinweisend, sintemal er die Seuchen vom Vieh nimmt. Da kommen dann die Frati gewaltig ins Feuer. Zwei-, dreimal die Stunde rennen sie mit der Opferbüchse herum, indem sie während des Spendens den Blick zum Himmel emporheben, um zu zeigen, daß dies alles ja nicht aus Liebe zum Geld geschehe, sondern bloß zur höhern Ehre Gottes. Sie füllen ihre Kirchen mit pomphaften Bildern, Statuen, Votivfigürchen, und das Volk drängt sich davor, Männer und Frauen, daß manche Haube schlimm ins Wanken gerät und mancher Geldbeutel abgeschnitten wird. Schließlich schimpft Folengo noch über die reichen Klöster und wünscht, daß bloß diejenigen Mönche würden: «*quos sola movet devotio cordis*». Dunkle Drohungen gegen einen «lupus», der sein ganzes Volk vergifte (den Abt Squarcialupi) beschließen in der Toscolana diese ganze unglaubliche Invektive. Die ed. Cipadense hat denn auch das letzte Stück von S. Christophorus weg ausgelassen, die postume Vigaso 1552 streicht die ganze prinzipielle Polemik, immerhin mit Beibehaltung der Szenen von Motella.

Wir begreifen unschwer, daß nach einem solchen unerhörten Erguß Folengo sein Kloster verlassen mußte. Wohl ertönte auch damals in Italien der Ruf nach Verinnerlichung des religiösen Lebens, die Klagen über die schlechte Führung des Welt- und Ordensklerus, gegen Werkgerechtigkeit, Ablaß u. dgl., und die Lokalforschung hat eine Menge just mantuanischer Belege zu den Angriffen Folengos gefunden, allein man hat längst erkannt, daß hier eine direkte Wirkung und Nachahmung der Werke des Desiderius Erasmus vorliegen[1]. Wie Russo und Luzio ausführen, hat

[1] Luzio, *Studi* 149 ff., dort wird Russo zitiert (mir unzugänglich).

Folengo mit besonderem Eifer das *Encomium Morias* studiert. Ja Continelli glaubt davon die ganze Inspiration des Baldus ableiten zu können[1]. Folengo hat aber nicht bloß das Lob der Narrheit gelesen, sondern vor allem die *Colloquia:* denn der Preis des wahren Mönchs, des Verbreiters des Alten und Neuen Testaments, die Hiebe gegen die reichen Klöster, die Wunder, Reliquien, die Madonna, den Ablaß und die Werkgerechtigkeit, die ironische Beschreibung des Wallfahrtsortes, die neue Kirche des S. Christoph mit evidenter Anspielung auf den gleichzeitigen Bau der Peterskirche Leos X: all das findet sich zwar weit durch die Schriften des Erasmus hingestreut: am schärfsten aber in den Colloquia[2]. Echt Erasmisch ist auch das Schillern der Ironie, mit welcher das (oben zitierte) Lob der Ordenshelden Thomas Aquinas, Franciscus u. s. f. ganz sachte ins Gegenteil umschlägt. Der Hohn gegen die *aetherea diva,* die Madonna, gehört zum Kreise der Sarkasmen des Erasmus mit dem fingierten Brief der Muttergottes an Luther[3]. Nimmt Folengo wenigstens den eigenen Orden aus und verspottet er bloß die andern? Eine Bemerkung der Toscolona — später unterdrückt — spricht spöttisch, welcher Orden eigentlich in Motella hause? weder Benediktiner, noch Augustiner, noch Franziskaner: «*quod non discerno Bernardum de Benedicto*»*!* also: alle sind gleich schlecht.

Die stärkste Stelle scheint wohl die, wo Cingar verspricht, die «sancta Chiarina» in drei Tagen wieder lebendig zu machen. Sie blieb indessen in allen Ausgaben unverändert, und wurde somit weder von Folengo noch seinem postumen Herausgeber als gravierend empfunden. Vermutlich sollte sie bloß das Schelmenstück Cingars mit dem angeblichen Reliquienmesser (s. weiterhin) vorbereiten, damit Zambello um so sicherer darauf hereinfällt. Auffallend ist dabei die Analogie mit einem populären Wunder vom Beginne des 19. Jahrhunderts, wie es Trede[4] berichtet. In der neapolitanischen Kirche von S. Pasquale waren im April 1888 bei Anlaß der Kanonisation des Fra Egidio di San Giuseppe auf großen Leinwandtafeln dessen Wunder dargestellt: wie er einer Bäuerin die zerbrochenen Eier ganz macht, einem Fischer die eingegangenen Aale wieder ins Leben ruft, endlich die Geschichte der Caterinella, der Kuh seines Klosters. Täglich lief sie durch die Straßen und erhielt ihr Futter von milder Hand, bis eines Tages ein gottloser

---

[1] cit. bei *Cestaro* l. c., p. 5 N. 1.

[2] Man lese bloß *Naufragium, Franciscani, Peregrinatio, Charon.*

[3] *Peregrinatio* höhnt über verschiedene Namen der Madonna.

[4] Th. Trede, *Das Heidentum in der römischen Kirche,* Gotha 1889, I, p. 94—97.

Fleischer das Tier hineinlockt, und ausschlachtet. Fra Egidio aber weiß alles, steigt ruhig in den Keller hinab, breitet die Haut des Tieres aus, legt Knochen und Fleisch hübsch hinein und schlägt zuletzt murmelnd das Kreuz mit dem Strick seiner Kutte, und siehe: die Caterinella beginnt sofort zu muhen und spaziert frisch und gesund aus dem Keller heraus! Wenn solche Geschichten noch 1888 dargestellt und geglaubt wurden, dann kann man sich leicht vorstellen, daß es im 16. Jahrhundert nicht weniger der Fall war und daß Folengo auf etwas Ähnliches anspielt. Die Grabschrift endlich ist eine Parodie der pompösen humanistischen Sepulcralpoesie.

Nach dem Gesagten können wir das Scheinwunder Cingars im neunten Buch kurz erledigen: Der Schelm tötet angeblich Berta und ruft sie ins Leben zurück durch Berührung mit einem Reliquienmesser: mit dem angeblich einst S. Bartholomaeus geschunden wurde. Das Mirakel ist aus der *Storia di Campriano* entlehnt[1], im Munde Folengos bestätigt es, daß er eben nicht an Reliquien und Wunder glaubt. Dagegen ergibt sich weiterhin, daß Folengo schon 1521 bei seinen Häresien nicht bloß von der Ironie des Erasmus inspiriert ist, sondern direkt von den Lehren Luthers. Da Cingar nämlich sein Wundermesser anpreist, zitiert er angebliche Gewährsmänner und Folengo fügt pfiffig bei: «*non ... umquam Noverat, ut credo fingebat, nomen eorum Erasmum quendam, Martinum Luther et unum Sylvestrum, qui non bleumetica scrimilat ochnoc*». Daraus wird in der Cipadense, also nach der «Bekehrung»: «*Sed quid non dixit Martinum contra Lutherum, quid non contra alios bravos de gente todesca?*» Die Sympathien Folengos für Luther sind also 1539 nicht geschwunden, sondern gewachsen[2].

Als echtes Renaissancewerk bleibt der *Baldus* aber nicht bei der billigen ironischen Verneinung stehen, sondern bietet eine neue persönliche Synthese der ewigen Fragen. Freilich geschieht dies erst in der ed. Cipadense. Und so müssen wir kurz zwei seiner übrigen Werke:[3] *Orlandino* und *Caos* wenigstens in ihren religiösen Partien durchgehen, da sie die notwendigen Etappen bilden von der unfruchtbaren, lediglich verneinenden Ironie der Toscolana zur lichten Freiheit der Cipadense.

* * *

[1] s. Luzio, *Giorn. stor.* XIV, 380. Die *Storia* wurde 1884 von Zenatti in *Scelta di curiosità* herausgegeben; s. dazu Cestaro, *Il miracolo di Cingar* in *Miscellanea Flamini* 1915, p. 714 und *Vita mantovana* p. 161.

[2] ed. Toscolana Bevilacqua p. 194; ed. Portioli I, p. 206; ed. Cipadense Boselli p. 79r.

[3] Die italien. Werke Folengos edierte U. Renda, Laterza, Bari, 1911 bis 1914, 3 Bde.; danach die folgenden Citate.

In den acht Gesängen des *Orlandino* (1526) finden wir, von einigen kraftvollen patriotischen Stellen abgesehen, wenig Erfreuliches. Die Parodie des Rittertums ist grob und unflätig. Folengo möchte zu den frühesten Formen des Christentums zurückkehren: da Petrus noch als demütiger Seelenhirt waltete (III, 5). Er singt das Lob des Erasmus, ob der trefflichen Ausgaben der Kirchenväter und der Verhöhnung des schlechten Lateins der Frati (II, 20). In scharfen Worten werden Ablaß, Anrufung der Heiligen und Ohrenbeichte verworfen (in unmittelbarer Anlehnung an das *Naufragium* der Colloquia) (VI, 41 f.). Der Dichter wendet sich direkt an Gott, bezieht sich auf Paulus, erhofft die göttliche Gnade (VIII, 79). Der Glaube steht über den Werken (II, 19). Laien und Kleriker sind ausdrücklich gleichwertig, ja der Laie kann gebessert werden, der Kleriker nicht! (VIII, 73). Thomas von Aquino und Nicolaus Delirans (N. de Lyra!) werden verlacht, die so weise über die unerforschlichen Dinge, die «sensi arcani di Dio» abhandeln (VII, 63, 69). Ein ganzes Füllhorn von Schimpf und Hohn wird über die Mönche ausgegossen: über ihre Liederlichkeit (VII, 56 ff.), Gefräßigkeit (VIII, 9), ihre törichten Dispute über Divido sanguinem Christi (VIII, 20), ihr Küchenlatein, ihr törichtes Unterfangen, mit scholastischen aus Aristoteles gezogenen Lehrsätzen, die Ketzer zu bekehren, endlich ihr lächerliches Gebahren als Prediger (VIII, 70). Im Grunde, fügt er bei, führen sie selbst ein mehr epikureisches als stoisches Leben und sind direkt ungläubig (VIII, 21). Endlich spricht Folengo sein eigenes Credo aus: wonach er an die Trinität, die jungfräuliche Mutter, an den Papst als Vikar Christi (solange er wenigstens tugendhaft sei), an Hölle und Fegefeuer glaube (und zwar an das Jenseitige sowohl als an das Diesseitige im Herzen der Menschen (VIII, 79), auch an die Auferstehung des Fleisches (VIII, 73 ff.). Zwischen all den Invektiven wirkt es nicht gerade überzeugend, wenn Folengo beteuert, er betrage sich bloß als literarischer Bänkelsänger, «pitocco», so gröblich und hege in Wahrheit seinen Gesù im tiefen Herzen! (VIII, 9). Der polemische, unfeine Ton und die flüchtige Faktur machen es schwierig, ein positives Bekenntnis im Orlandino zu erkennen. Eine prinzipielle Ablehnung des Papsttums, zu der Luther längst gelangt war, ist völlig vermieden. Der Einfluß des Erasmus scheint überhaupt auch hier viel nachhaltiger zu sein und das höchste religiöse Ideal Folengos bleibt die Erasmische Spiritualisierung des Mönchsgedankens. Und in dieser Meinung werden wir durch das merkwürdige, 1527 gedruckte *Caos del Triperuno* bestärkt. Dieser sein Leidensweg, so erklärt der Dichter in den drei Dialogen des Eingangs, stellt den Aufstieg eines jeden denkenden Menschen dar. Das menschliche Leben bedeutet eine schwere Aufgabe, deren



höchster Ausdruck: die Selbstbesiegung ist[1]. Der Stolz in Form der selbstbewußten Wissenschaft läßt den Menschen abirren. Erst verfällt der Lebenswanderer Triperuno in gröblichen atheistischen Epikurismus, dann unter die Herrschaft eleganten sinnlichen Gesellschaftslebens, schließlich in die kopfhängerische ignorantistische Askese. Die antiken Philosophen vermögen ihm nicht zu helfen. Paulus wird sein wahrer Führer, der Triperuno zu einem gütigen wunderschönen Jüngling geleitet: *Jesus mel in ore, melos in aure, jubilus in corde,* wie die schöne Glosse nach St. Bernhard erklärt. Christus bringt die wissensdurstige Seele hinauf bis vor den weißen Nebel der Gottheit. Folengo begnügt sich fortan mit der liebevollen Beobachtung der Natur (der Bienen und Ameisen) und steigt in eine Art Vor-Dantesches Paradiso terrestre empor, wo unter der Aufsicht von Henoch und Elias die kleinen Engel sich ergötzen.

Wir sehen: die Welt- und Lebensauffassung Folengos um 1527 ist noch wesentlich mittelalterlich. Den Zweck unseres Daseins bildet die Aufgabe: durch Besiegung der eigenen Triebe den Himmel zu verdienen: «summa vittoria è il vincere se stesso» (*Caos* p. 279). Das Altertum wird dabei ausdrücklich abgelehnt, oder zum mindesten dem christlichen Ziele als sekundäres Mittel unterstellt. Der Verfasser steht noch durchaus innerhalb des Mönchtums und des Armutideals. Die Religionsauffassung ist mystisch. Die Gestalt Christi erscheint mit besonderer Liebe und Wärme gezeichnet: Folengo wollte offenbar zeigen, daß er seinen Gesù wirklich im Herzen trage. Die Christusmystik entspricht dabei dem Erasmischen Frömmigkeitsideal, wie es in den meisten Schriften des Rotterdamers auftritt: dem Encomium, Enchiridion, den Colloquia. Dabei erscheint indessen dieses unförmliche und fast unlesbare *Caos* doch orthodoxer als es in Wirklichkeit ist: die selbstpeinigende Askese wird scharf abgelehnt, im ganzen Werke werden weder die Madonna, noch die Heiligen genannt. Reliquien, Ablaß, Ohrenbeichte, Werkgerechtigkeit — all das, worüber er im Orlandino und der Toscolana ketzerisch gesprochen hatte, ist hier wohl verschwiegen — aber nicht widerrufen! Die Invektiven gegen die Üppigkeit der Prälaten dauern fort und gegen Papst Clemens VII. fällt der böse Hieb (wir stehen just vor dem Sacco di Roma): «*che se 'l Papa non fusse una Papessa che per un pie Marcin sospeso tiene la Luna* (Halbmond) *in griffo a l'acquila vedrei*» (p. 307). Auch die Bemerkung vom harten Dienste unter der Botmäßigkeit anderer klingt kaum nach dem unmittelbaren Wunsch der Rückkehr nach S. Benedetto. —

* * *

[1] *Caos,* p. 192 Randglosse: «*Summa et omnium difficillima est victoria sui*».

Wir sehen also: daß im großen und ganzen die religiösen Ansichten Folengos um 1527 noch genau dieselben sind wie 1521. Und damit kehren wir zum *Baldus* zurück und zu der höchst merkwürdigen Episode der Walfischinsel. In den langen einsamen Jahren auf Punta Campanella war der Dichter nicht müde geworden, sein Hauptwerk zu verbessern: vor allem aber den tollen Abenteuerroman zu vertiefen und zu vergeistigen. Nun erst, in der ed. Cipadense, sind aus manchen der Abenteurer abstrakte Typen geworden; so vor allem aus Baldus und seinem Vater Guido. Schon in der ed. Toscolana hatte eine große Heerfahrt unsere Helden auf eine Insel geführt, die in Wahrheit auf dem Rücken eines Walfisches hingezaubert war. Hier haust die Hexe Muselina mit einem alten lächerlichen Galan. Sie sucht die jungen Männer zu verführen und wirft sie dann in ein Verlies. Der ihr einzig widerstehende Lonardus wird von Bären getötet. Die Genossen des Baldus, der selbst an der Episode keinen Anteil hat, fangen darauf die Hexe, stäupen und verbrennen sie. All das gehört zum eisernen Bestand des Ritterromans: wie es Bojardo und Ariosto in der Insel der Alcina noch soeben benutzt hatten. Bei Folengo scheinen autobiographische Geheimnisse darunter zu liegen. Ferner sehen wir, in der kaum veränderten Fassung der Cipadense, daß Folengo auch 1539 noch das treue Bewahren des Keuschheitsgelübdes als den höchsten Ausdruck der Selbstüberwindung ansieht. Schon die Toscolana läßt Baldus auf dieser Insel seinen Vater Guido als blinden Einsiedler wiederfinden. Der gute Zauberer Seraffus hatte im voraus dem büßenden Ritter die Schicksale seines Sohnes und dessen Kommen verkündet. So umfängt und segnet denn Guido unsern Helden und stirbt im Frieden, nachdem er ihn vor dem Gaukelspiel der Hexen gewarnt und die Vergänglichkeit alles Irdischen als tiefste Essenz seiner Lebenserfahrung dargelegt hat. In der Cipadense ist diese letzte Szene nun vertieft und erweitert: Der Dichter hat plötzlich genug: «*stupidas sonare bataias*». Guido ist zum Abbild eines Mannes geworden, den der Hammer des Schicksals (*martellatio sortis*[1]) zum Edelmetall hat werden lassen, indes er so dahinzog «*mille per aguaitos, per mille pericula vitae*» (273). Seit ihm das Augenlicht erlosch, leuchtet um so heller das Auge des Herzens: «*lumina cordis . . . magis astra penetrant*», und als tiefste Erkenntnis — wir stehen in den Jahren, da die Scheiterhaufen der Hexen zu flammen beginnen — tut er seinem Baldus kund, daß die ganze angebliche Kraft der Hexen auf lauter Schwindel beruhe: «*credite sunt burlae, sunt baiae signa stryarum*» (295). Und darum muß man ihnen auch auf andere Weise beikommen, als durch Inquisition und

[1] ed. Luzio XVIII, 223.

Scheiterhaufen — wobei die Verbrenner schlimmer sind als die Verbrannten. So möchte er seinen Sohn sehen als einen Fortsetzer alter Rittertugend und dennoch als den Kämpen einer neuen Zeit: In einer Reihe mit Ajax, Orlando, Tristan soll Baldus sein Schwert brauchen als ein Ritter der Vernunft, der Gerechtigkeit, des Glaubens, des Vaterlandes und der Tafelrunde: «*rationis campio fies, iustitiae, fidei, patriae, tavolaeque rotundae. Qui melius brando guastabis regna stryarum Quam inquisitorum sex millia, quamque magistri Sacri palazzi cum centum mille casottis*» (329). «*Virtutis amor*» sei sein Leitspruch. Und wie Guido die Augen geschlossen, da umstrahlt ein überirdischer Glanz seine Leiche, die Erde bebt, ein kleines Pförtchen öffnet sich im Hintergrund, durch das Baldus in einen geräumigen Saal tritt. Da findet er um eine lange Tafel versammelt auf dreißig Sitzen die Ritter des Rechts und des Geistes in Wehr und Waffen thronen. Erst Hektor, dann Aeneas, Theseus und Jason, Ajax, Torquatus, der erste Brutus, der den Völkern das Beispiel gab, wie man Tyrannen verjagt, Fabius, Camillus, die Catonen und Scipionen, Fabius Maximus, Marcellus, Aemilius, Pompeius und neben ihm Brutus und Cassius, alle drei verwünschen die ehrgeizige Herrschsucht Caesars, endlich Lancelot, Tristan und einige Italiener: Ferrante Gonzaga, Ruggero d'Este, Sordello da Goito. An ihrer Spitze steht jeweils ein lebender Ritter: bisher Guido, nun wird Baldus zu ihrem Haupte ernannt. So will es der göttliche Seher, der Greis Seraphus. —

Hier sehen wir ein neues Ritter- und Heldenideal. Baldus ist kein Abenteurer mehr, wie die Ritter des Orlando furioso, sondern er kämpft um die lediglich geistigen Güter seines Gewissens. Er besitzt nichts als seine Ehre und sein Schwert. Er beginnt mit dem schwersten Heldenstück, sich selbst zu bezwingen. «To thine own self be true» würde er mit Polonius sagen. Und was er als Recht anerkannt hat, das verteidigt er auch gegen Kaiser und Reich, gegen Papst und Inquisition furchtlos und treu bis in den Tod.

Wer aber ist dieser Geisterkönig Seraphus? In der Toscolana war er noch einer der traditionellen guten Zauberer: der beim Untergang der Walfischinsel rasch ein Schiff in den Sand zeichnet, es mit «*octo diabolicos nautas*» bemannt und mitsamt dem Musiker Giubertus durch die Lüfte davonsegelt, wie es der mittelalterliche Zauberer Vergilius schon getan hatte. Nun in der Cipadense ist aus dem Seraffus typisch ein Seraphus geworden. Und wenn wir sehen, wie er auf einem Hirsche daherreitet, wie er unsichtbar allerlei Schabernack verübt, wie er dem Guido das Gegenwärtige und Zukünftige verkündet, so erkennen wir darin die typischen Eigenschaften des Zauberers Merlin aus den Tafelrunderomanen.

Den Namen freilich hatte Folengo bereits für sich selbst in Beschlag genommen, Merlinus Coccaius nennt er sich in der Toscolana, ebenso spielt er mit Merlino und Limerno im Orlandino und Caos, endlich «ego Merlinus» in der Cipadense und Vigaso[1]. Ich möchte auch die merkwürdige Erfindung der Tafelrunde toter Heroen mit einem einzigen lebendigen Vertreter an der Spitze auf das volkstümliche Merlinbuch zurückführen, das ja auch Ariosto vorlag[2]. Darin wird berichtet, wie Merlin den König Pendragon oder Pandragon bewog, eine dritte Tafelrunde einzurichten, nachdem Christus mit seinen Aposteln die erste gebildet und als dessen Nachfolger und Nachahmer Joseph von Arimathia eine zweite «table» um den Gral versammelt hatte. So mögen Merlin-, Parsifal- und Gral-Motive unserm Folengo bei der Ersinnung seines neuartigen Helden Baldus vorgeschwebt haben. Der Name des Königs Pandragon hat dabei als Vorbild der Hexe Pandraga in der Cipadense gedient (die Muselina der Toscolana). — Doch gehen wir weiter: Guido wird bestattet und zwar in der Cipadense ausdrücklich ohne «Requiem aeternam, Miserereque Deque profundis», es genüge ein einfacher Rosenkranz (XX, 21). Baldus aber, dieser «*mercator honoris, sititor honoris*»[3] führt seine Freunde hinab ins Reich der Hexen und Teufel. Sie folgen keinem andern Leitstern als dem mutigen Herzen und dem guten Schwerte[4].

In einer unterirdischen Höhle finden sie die Waffen der alten Kriegshelden verwahrt und rüsten sich aus damit zum Kampfe gegen den Aberglauben, die «superstitio»[5]. — Dann geht es weiter ins Reich der Hexe Gelfora. Auf der Oberwelt, sagt Folengo, kommen bloß die alten hilflosen Frauchen auf den Scheiterhaufen, während hier unten eine mächtige arge Gemeinde ihr schlimmes Wesen treibt: «*Laici, fratresque pretique matronae et monachae*». Sie üben Liebeszauber, brauen Gifte, wirken Behexungen und Hagelwetter und niemand denkt daran, sie zu stören, bis Baldus mit seinen Freunden erscheint und alles zusammenschlägt[6]. Bei solch ausführlicher Darlegung der Hexerei wird man wieder

---

[1] ed. Luzio XIX, 570.

[2] Die *Historia* oder *Vita di Merlino,* editio princeps 1481, steht mir nicht zur Verfügung; cf. die Notiz darüber bei Rajna, *Fonti dell'Orlando furioso,* 2. ed., Firenze 1900, p. 132. Der afrz. Text der Gründung der 3. Tafelrunde in *Société des anc. textes: Merlin* ed. G. Paris et J. Ulrich, 1886, I, p. 94 f. und *L'Estoire de Merlin* ed. O. Sommer, Carnegie Institution of Washington 1908, p. 53.

[3] ed. Luzio XX, 566 und XXV, 391.

[4] ibid. XXI, 223: «*aliud non numen habemus Quam cor magnanimum, spadam, mazzamque feratam*».

[5] ibid. XXII, 245 ff. [6] XXIII, 441 ff.

zweifelnd, ob am Ende unser Poet doch auch an diesen Spuk glaubt? Der letzte Gesang erzählt die Erlebnisse der Helden in der Hölle. Sie bringen uns in Scherz und Ernst die tiefste Ansicht Folengos über die großen Probleme des Lebens. Vorab wiederum steht die religiöse Frage. Gegen Mönche und Mönchstum ist er trotz der «reuigen» Rückkehr ins Kloster nicht freundlicher gestimmt: «*fratesca fritaia*» nennt er seine Amtsbrüder ohne weitere Umstände![1] Ausdrücklich verteidigt er die Gnadenwahl[2], damit steht auch ein Witz über den freien Willen in Einklang, den die Cipadense-Ausgabe der Zanitonella bringt:[3] Der Ablaß wird wie in der Toscolana scharf verworfen[4]. Ja in den Mund der Furie Megaera legt er eine geradezu fürchterliche Invektive gegen den Zerfall der Kirche: von der Käuflichkeit der Mitra und dem Handel mit Kardinalshüten, zum üblen Leben der hohen und niedern Prälaten bis hinab zu den jammervoll schmutzigen und verwahrlosten Landkirchen[5]. Folengo glaubt an keine Besserung, solange «Monna Simona und Luscar» (Simonie und Karl V) in der Kirche regieren[6], ja Megaera sieht den völligen Zusammenbruch vor dem Halbmond als nahe bevorstehend — wenn die Mutter Kirche «nicht von einem neuen römischen Paulus getröstet wird»[7]. Die Herrschaft der Megaera kommt nur dann zum Sturz, wenn Petrus seinen Sitz dem Paulus abtreten sollte. Daß damit der künftige Sieg Luthers gemeint sei, erscheint doch recht fraglich, viel wahrscheinlicher meint der Dichter unter der «cadrega Pauli» einen gereinigten und spiritualisierten Katholizismus, wie ihn etwa Erasmus gepredigt hatte. Seine religiöse Meinung schließt also in einem viel schärferen politischen und theologischen Widerspruch mit der Kirche als es in der Toscolana der Fall war. Weit versöhnlicher dagegen ist sein Verhältnis zur Wissenschaft. In der Jugend war ihm das Altertum als befreiende Macht erschienen gegen die Scholastik und das ihn bedrückende Mönchstum. Doch nun ist er auch hierüber ernüchtert. Im Hirtengedicht der Zanitonella war einst Pomponazzi sehr ehrfürchtig behandelt worden: nun im autobiographischen Stück der Cipadense spricht er von den «baie philophastri Pereti»![8] Aristoteles war ihm einst als der Gewährsmann der Scholastik erschienen und im «Caos» weit unter Plato gestellt worden,

[1] Cipadense in der ed. Luzio II, p. 257 ad XXV, 43. [2] XXII, 163 ff.

[3] ed. Luzio I, p. 24, v. 563 f.: «*Nec liber arbitrii toto retrovatur in orbe nec scitur qualis scripserit autor opus*».

[4] XXIII, 286. [5] XXV, 215 ff. [6] XXIII, 350 f.

[7] Cipadense bei Luzio II, p. 257 «*Chiesia tota cadit, ruit alto a culmine mater . . . quam nisi Romani consolet gratia Pauli . . . Veh nobis . . . Si fuerit Petri Paulo concessa cadrega*».

[8] XXII, 123.

nun, bei der Frage der Nilquellen in der Cipadense werden alle beide ebenbürtige «Pedanti» genannt, die ihre Bände mit zahllosen Flausen erfüllten.[1] Welches das letzte Wort seiner Weisheit ist, das zeigt er deutlich in der reizvollen Szene des Narrenkäfigs. Da haust das Völklein der Grammatiker und Schulmeister mitsamt dem Verbum, dem Pronomen und ihrem gehorsamen grammatischen Nachtrab. Da fliegen wie Stechmücken auch die dialektischen Begriffe herum: pro, contra, probo, nego ... Baldus freilich bleibt davon unberührt, allein seine Gefährten rennen geschäftig den luftigen argumenta nach, schließen sie in ihre derben Fäuste und machen verdutzte Gesichter, wenn ihnen beim vorsichtigen Öffnen der Hand das Mücklein dennoch entwischt. Sie stopfen die Taschen voll mit Petrus Hispanus, Paulus Venetus, bekriegen sich im Namen des Scottus, Albertus Magnus oder Thomas Aquinas. Und niemals gelingt es ihnen, «die Pfeifen in Einklang zu bringen». Denn alle stehen sie als sterbliche Menschen unter dem Zeichen der *Chimaera,* die in tausendfaltiger Mißgestalt den Himmel erstürmen würde, haftete nicht ihre mit einem Affenschwanz bewehrte Rückseite gar so elendiglich an der Erde fest. Und neben ihr haust das Untier *Utrum,* der ewig sich selbst verzehrende und selbst peinigende Zweifel[2]. So bildet eine Art Erasmischer Skepsis die tiefste Lebenserkenntnis unseres sinnenden Mönchs.

* * *

Teofilo Folengo hat sich im *Caos* gefragt, ob nicht geboren zu sein wirklich das Beste wäre[3]. Er hat die Frage verneint und die Flucht vor dem Leben als eine Feigheit und einen Verzicht auf die eigentliche Aufgabe des Menschenlebens verworfen. Denn für Folengo wie für Giordano Bruno, mit dem ihn so viele ähnliche Züge verbinden, gilt die heroische Lebensauffassung. Gleich Schuberts Münich steht er in seiner Zelle und schaut leuchtenden, sehnsüchtigen Blickes auf die vorüberziehenden Rittersleut in Waffen hell. Doch auch er ist ein Kämpfer, der seinen dornigen Lebenspfad mutig pilgert. Als ein lebendiges Abbild der Renaissance setzt sich die persönliche Synthese seiner Erkenntnis über Gott, den Menschen, die Kunst aus recht ungleichen Komponenten zusammen: allein sie bilden dennoch eine feste, harmonische Einheit. Das mittelalterliche Ideal des rein geistigen Mönchstums, doch im

---

[1] XXIII, 75, *Caos,* ed. Renda, p. 320: Plato hoch über allen vergangenen oder künftigen Philosophen, vom Hl. Geist inspiriert.

[2] XXV, 485 ff.

[3] ed. Renda, p. 199: «*Me felice non mai essere nasciuto e senza altra vittoria di carne gioir sempre ne gli alti rai*».

Sinne des Erasmus spiritualisiert bleibt sein höchster ethischer Begriff. Der Friede antiker Schönheit ist ihm freilich versagt und die Gelehrsamkeit widerspricht seiner vorwiegend dichterischen Anlage. Mit fröhlichen, warmen Augen schaut er dafür in die schöne Welt und betrachtet, gütig lächelnd das Treiben der Menschen: «*Vult contra sortem cor semper habere zoiosum!*» Da erfaßt ihn der Zorn gegen alles hohl und unwahr Gewordene: gegen den überlebten Petrarchismus, die rein ornamentale Götterwelt, den Begriff des abenteuernden Ritters, die süßliche arkadische Schäferei. Als neues Ideal erheben sich vor ihm die großen geistigen Kämpfe um Kirche und Vaterland. Und er erkennt als die Sterne seines Lebens die Ehrlichkeit mit sich selbst, die Treue und den Mut zu der selbst gewonnenen Überzeugung, die Toleranz gegen andere.

So ist auch Teofilo Folengo ein richtiger Ritter des Geistes, würdig an der Tafelrunde seiner antiken Helden zu thronen.

Basel, Mai 1925. *E. Walser.*

La voce «*cenqe*» nell' iscrizione volgare ferrarese del 1135.[1]

L'iscrizione ferrarese del 1135, che leggevasi nell' arco lavorato a mosaico sovrastante l'altar maggiore della cattedrale, ci è stata tramandata in due redazioni[2]; di cui la più genuina risale a un facsimile rintracciato dallo Scalabrini nelle carte di Don Giuseppe Masi (sec. XVII), che l'aveva avuto da uomini più vecchi di lui o lo aveva trovato entro memorie sul Duomo ferrarese ormai scomparse, e ci dà il testo quale era prima del terremoto del 1570—71[3], mentre l'altra, detta del Baruffaldi, ci fa conoscere l'epigrafe quale fu racconciata durante i restauri del 1572—73 e quale si mantenne sino al 1712, quando, in sèguito ai nuovi lavori dell' arco, andò distrutta.

Le scosse di terremoto del 1570—71 (prego il lettore di non voler dimenticare questo particolare) avevano colpita l'iscrizione nella sua se-

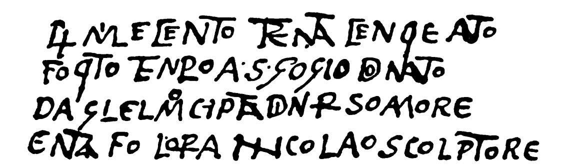
---

[1] Ringrazio i compilatori di questa miscellanea per avermi concesso di contribuire, con alcune modeste linee, alle onoranze rese da colleghi e discepoli svizzeri all' insigne prof. dr. L. Gauchat. A me, che ricordo sempre con intensa commozione i diciasette anni trascorsi in Isvizzera (1905—1921) quale insegnante di filologia romanza nell' Università di Friburgo, è sommamente caro ritrovarmi in compagnia di chiari colleghi e amici nell' atto di presentare un omaggio di gratitudine e devozione all' illustre Maestro, al quale tanto devono gli studi romanzi in quella felice terra di linguisti, che è la Svizzera.

[2] Bertoni, *L'iscrizione ferrarese del 1135*, nel volume: *Poeti e poesie del medio evo e del rinascimento,* Modena, 1922, p. 1 sgg.

[3] Lo Scalabrini, in una lettera da me pubblicata (*Op. cit.,* p. 30), dice chiaramente che il testo del Masi riproduce l'iscrizione prima del terremoto del 1570—71 e aggiunge che, durante i restauri del 1572—73, i due ultimi versi furono «ignorantemente accomodati», e rifatti a pittura (mentre dapprima tutta l'iscrizione era a mosaico) rendendoli «ettasillabi» di endecasillabi che erano. Dice anche che l'iscrizione risultò mezza a mosaico (nella parte superiore) e mezza a pittura. In questo stato la vide il Baruffaldi poco prima del 1712, mentre lo Scalabrini potè darla nell' «antica forma». Nel 1712 furono salvati due soli frammenti del mosaico: la testa della Vergine — ancor conservata nella sacristia del Duomo — e una figura barbuta, cioè la testa del profeta, che teneva in mano il rotolo dell' iscrizione. Tutto ciò esce chiaro dalla lettera dello Scalabrini; onde si capiscono le obbiezioni di G. Pardi, in *Atti e Mem. d. Dep. Ferrarese di Storia Patria,* XX, p. 19.

conda parte. Le parole in mosaico del primo verso e mezzo erano rimaste intatte; onde non ci fu bisogno di ricostruirle[1]. Dunque, se vi sono varianti nei facsimili dello Scalabrini e del Baruffaldi per il primo verso e mezzo, queste varianti non possono procedere che da divergenze di lettura. Ora, varianti vi sono; ed una di queste riguarda appunto la parola, a cui è consacrata questa mia nota: nel facsimile Scalabrini si legge *cenqe,* in quello Baruffaldi *cinque*[2].



(Facsimile Scalabrini)



(Facsimile Baruffaldi)

[1] Parmi che ogni dubbio in proposito debba scomparire in chi legga attentamente le pagine da me scritte sull' iscrizione (in particolare, le pp. 3—5).

[2] Si sa che dal facsimile Scalabrini dipende quello dell' Affò e che da quello del Baruffaldi deriva il facsimile del Borsetti. L'autenticità dell'iscrizione può dirsi oggi fondatamente fuori d'ogni contestazione.

Benchè la redazione dello Scalabrini sia la più antica e genuina, sostengo che in questo caso dobbiam dare la preferenza al testo del Baruffaldi, mentre per altre voci e, naturalmente, per gli ultimi due versi e mezzo, non è da esitare ad accordare la nostra fiducia al facsimile Scalabrini.

Sarebbe *cenqe* il primo e unico esempio di svolgimento di *į* latino in *e* seguito da nasale: fenomeno, che, come si sa, non è proprio di Ferrara oggi (come appare già dal *Vocab. ferrar.-ital.* di L. Ferri, 1890), sebbene sia assai diffuso nella regione emiliana. Ma anche in tutti i territori emiliani, dove lo si riscontra (p. es. a Piacenza, Parma, Reggio, Modena, Bologna, ecc.) questo fenomeno è relativamente moderno. In alcuni di questi territori, inoltre, è da distinguere il caso in cui *į* è seguìto da semplice nasale, da quelli, in cui è seguìto da nasale più consonante, non senza suddistinguere se questa consonante sia sorda o sonora e non senza tener conto di regressioni dovute ad influsso letterario. Così è, a ragion d'esempio, che al bologn. *zenqv* (Ungarelli, p. 297) risponde il moden. *zink*, mentre anche il piacentino ha *sačincu* (Gorra). Anche quando ad *į* segue una semplice nasale, lo sviluppo per *e* o *ei* appare tardivo, come si vede (lasciando da banda lo svolgimento francese) dai testi anteriori alla fine del sec. XVI (p. es. nei *Testi ant. modenesi*, ediz. Pullè, p. 62 *sulfanín;* p. 129 *matina, bvína;* p. 229 *latín, musín;* p. 261 *capplína*, ecc. ecc.) e dal confronto con l'analoga nasalizzazione dei dialetti lombardo-orientali (Ettmayer, in *Wörter u. Sachen*, II, p. 216) e con la nasalizzazione alessandrina (Bertoni, *Italia dialettale*, p. 80, n. 1). Per Ferrara non è perciò lecito postulare in tempi antichi la nasalizzazione, senza contare che, come ho detto, il nostro fenomeno risulta estraneo al moderno dialetto di quella città.

Cenqe, adunque, non può essere, a ben guardare, che effetto di un errore di lettura o del Masi o dei suoi fonti, o, infine, del medesimo Scalabrini. Bisogna convenire che la lettura esatta è quella del Baruffaldi, mentre quest' ultimo errò quando lesse *cinto*, invece di *cento*. Può essere che, per ragione del terremoto, anche il primo verso e mezzo dell' iscrizione si presentasse nel frammentario mosaico in condizioni disgraziate. Certo è che, pel testo critico dell' epigrafe, le voci che vantano i maggiori diritti sono *cinque* e *cento*.

Onde *cenqe* dovrà d'ora in poi essere sacrificato e non dovrà essere invocato come il più antico esempio di nasalizzazione di *į* latino.

Torino. *Giulio Bertoni.*



Giovanni Ramusani, poeta dialettale reggiano.

Chiarissimo signor Professore,

L'idea di presentarle Giovanni Ramusani mi venne spontanea, pensando come potessi così onorare in Lei da una parte l'insigne studioso dei dialetti svizzeri-francesi, che sta ora coronando la Sua opera colla pubblicazione del *Glossaire des patois de la Suisse romande*, dall'altra il fine letterato ed artista, che si è dedicato e si dedica tuttora con amore alla letteratura italiana e con ispeciale predilezione ad ogni poesia sentitamente popolare e naturale.

Prima di parlarle di Giovanni Ramusani, vorrei dire due parole di Reggio, due semplici parole d'introduzione, giacchè Reggio, la città dove nacque e visse il poeta, è di grande importanza nell'opera sua. Reggio non è città di fama mondiale. Agli stranieri che vengono a vederla ha relativamente poco da offrire, e il turista che giunge da Parma o da Mantova e va a Modena, difficilmente vi fa lungo soggiorno. La «Guida di Reggio nell' Emilia» enumera i pochi edifici e le poche curiosità artistiche di qualche importanza senza la verbosità e la magniloquenza dei ciceroni, in un tono semplice e modesto che ci mostra come il Reggiano è completamente d'accordo nel vedere in queste cose, con poche eccezioni, arte e coltura provinciale di valore storico più che altro locale.

Se una cosa sorprende il viaggiatore sarà tutt' al più l'imponente Piazza del Duomo (o «piazza grande» come la chiama il popolo), antico centro della vita cittadina, colla sua Torre dell'orologio, colla bizzarra facciata della Cattedrale e con la mole dell'antica «Torre del Bordello». Ma il suo vero significato, la sua vera fisionomia le viene a questa piazza solo nei giorni in cui è piena zeppa di contadini, di mercanti di vino e di bestiame. Sono radunati in folti gruppi, vestiti dei loro tabarri bruni o grigi-verdastri, e dalla mattina fino a mezzogiorno o al tocco un ronzìo e sussurrio come di uno sciame d'api va dal Palazzo del Comune al Monte di Pietà, perdendosi nei vicoli stretti, risonando sotto i portici del Palazzo Vescovile, sotto il passaggio del Broletto fin nelle antiche botteghe dei «*Grisòun*», passando di là alla simpatica «*piaza ceca*» dove, all' ombra della graziosa facciata di San Prospero, tutte le mattine drizzano i loro banchi le fruttivendole, i mercanti di nastri, di stoffe e di cappelli, i venditori di agnelli, di polli e di conigli. Ogni martedì e ogni venerdì a Reggio c'è il mercato e allora tutta la campagna vi accorre. Qui sta l'importanza di questa piccola città di provincia. E se Reggio non è



città turistica, è forse tanto più città italiana, dell' Italia non da museo, ma dell' Italia viva, pulsante, moderna. L'importanza mondiale dell' Italia rappresentativa, di Venezia, di Firenze, sta per lo straniero soprattutto nel passato, quella dell' Italia operosa, produttrice è nel presente e per l'avvenire. E se lo straniero va a Roma, a Napoli senza fermarsi a Reggio, forse i Reggiani verranno da lui. Nello stesso numero del «Giornale di Reggio», nel quale si trova la triste notizia della morte di Giovanni Ramusani, trovo un invito ai vinicoltori reggiani a partecipare coi loro prodotti alla «Fiera vinicola negli splendidi locali della Tonhalle» di Zurigo. La fama dei vini reggiani, del Lambrusco, dei formaggi reggiani non passa soltanto i confini della Provincia, ma anche quelli dell' Italia. E se il Reggiano andasse superbo di qualche cosa, non sarebbe delle opere degli antenati, ma del suo proprio lavoro, di quello che produce oggi la sua Provincia. Ma egli non si vanta. Il Reggiano non ha il grande slancio e le grosse parole del Milanese. Il suo campo è l'agricoltura ed egli ha conservato le tradizioni del contadino! Fanno parte di queste tradizioni un lavoro solido e continuo e un contegno fermo e sicuro, ma sempre modesto e patriarcalmente semplice. L'Emiliano è un tipo speciale col suo fare un po' grave e pesante, ma saldo e schietto, spiccando così singolarmente fra i suoi vicini: il Lombardo intraprendente, il Veneziano molle e gentile e il Toscano spiritoso e loquace.

A questo carattere fermo e tranquillo esso unisce poi una gran giovialità pacifica e bonacciona, che lo rende così simpatico e quasi vicino a noi Svizzeri, tanto consimili a lui in certi lati del nostro carattere. Tale pacifica serenità lo mette in contrasto — lui campagnolo o piccolo borghese provinciale — cogli abitanti dei grandi centri circostanti e dei loro sobborghi spirituali. Ora di tutta l'Emilia, Reggio dai grandi centri e dai loro influssi è la più lontana, e si dà anche meno delle sue città-sorelle l'aria di grande città. Ne è rimasto al Reggiano un fare spesso un po' rude, ma tanto più sincero, e soprattutto un magnifico buon senso veramente campagnolo.

Chi sale a Milano nel treno Bologna-Rimini-Ancona e si trova di faccia a due mercanti reggiani e li sente parlare fra di loro, già comincia a gustare la pacifica piacevolezza e la simpatica, calda giovialità che fanno i pregi del carattere emiliano, e reggiano in ispecie. Anche se non capisce del tutto il loro vernacolo, sarà subito sorpreso dal contrasto che gli si porge in confronto col milanese. Abituato ai crudi suoni dei vetturini in Piazza della stazione, lo sorprende la cantilena alquanto strascicata[1] che caratterizza questa lingua a lui nuova. In nessuna

[1] E più strascicata a Modena che a Reggio, meno a Parma e Piacenza che a Reggio e Modena.



parte forse la natura pacifica del Reggiano si rivela in un modo così chiaro e evidente come nel suo parlare. Con una vera delizia egli indugia sui larghi *andèva*, *mangèva* che agli altri Italiani sembrano così poco estetici, sui magnifici dittonghi e trittonghi in[1] *pè*^{i}*na*, *Rusè*^{i}*na*, *Giusfè*^{i}*na*, *maledizio*^{u}*n*, *occasio*^{u}*n*, *Carlò*^{u}*n*. E poi i singolari raccorciamenti, le strane contrazioni di sillabe e parole come: *el sgnòur* (signore), *la sgnòura*, *cmè* (come), *pr'un* (per uno), *pr'i pë* (per i piedi), *l'anma* (anima), *bsgniva* (bisognava), che da una parte sembrano fatte per poter posare più a lungo sulla vocale tonica, dall'altra fanno come indovinare la vivacità dello spirito che sta sotto a quella tranquillità così pacificamente allegra e priva di ogni sentimentalità.

Insomma, il dialetto reggiano ci fa già foneticamente l'impressione di una lieta, serena giovialità campagnola. Non vogliamo entrare qui in particolari, dimostrando come tal carattere si verifichi anche nelle sue forme e locuzioni. Basta constatare che il dialetto reggiano, lingua viva e grassa, non è un vernacolo morente che alcuni poeti ed idealisti si propongono di far rivivere, di salvare dalla completa estinzione, ma costituisce in ogni caso un ottimo strumento per concepire l'anima e l'indole del popolo reggiano, — e non soltanto per concepirla, ma anche per esprimerla.

Non vogliamo neppure estenderci qui in lunghe considerazioni sul dialetto e sul nostro concetto della poesia dialettale, tanto più che in ciò siamo in genere d'accordo colle idee esposte dal Croce nel suo studio su Salvator Di Giacomo. Se a tale concezione aggiungiamo due parole, è per dire che non ci sembra privo d'importanza, considerando l'opera di un poeta che scrive in vernacolo, indagare anzitutto lo stato del dialetto e la posizione che il poeta occupa di fronte ad esso, giacchè non è indifferente se il vernacolo è usato da lui per produrre effetti speciali o se è espressione naturale del suo sentimento. Ed è per questo che ci siamo fermati un po' a lungo sulle condizioni del dialetto di Reggio. Che la lingua scritta, il toscano, si sia introdotta oggidì, come in tutte le città d'Italia, non solo nella classe colta, ma, col diffondersi dell' istruzione e per mezzo del servizio militare, fino nel popolo, è inutile dirlo. Ma la lingua d'uso è pur restata generalmente il dialetto, e se andò anche scemando sempre più durante gli ultimi anni, nella generazione passata (quella di Giov. Ramusani) era l'espressione naturale del Reggiano, eccettuate forse alcune famiglie nobili e borghesi che fin d'allora parlavano in casa l'italiano. E questo è d'importanza tanto più grande se consideriamo che il Reggiano, nonostante la sua grande espor-

[1] Più lunghi a Modena però che a Reggio.

tazione di prodotti agricoli è pur restato molto più lontano dal traffico nazionale e internazionale che per es. il Milanese (che pur parla in casa — e forse più del Reggiano d'oggi — il dialetto). Il Reggiano è sedentario, non gira, il guadagno lo ha nel paese, e solo una classe relativamente ristretta lo mette in comunicazione col mondo esteriore, vendendovi e propagandovi i suoi prodotti. Del resto i già nominati grandi mercati bisettimanali nel capoluogo della Provincia (frequentati da numerosi mercanti che vengono dal di fuori) e i non meno importanti settimanali nei centri minori come Correggio, Guastalla, Scandiano, San Polo d'Enza, Montecchio, ecc., gli porgono sufficienti occasioni per collocare la sua merce. —

La floridezza dell' agricoltura ha influito anche sugli altri mestieri, forse più legati al suolo qui che non altrove. La lavorazione dei prodotti agricoli occupa gran parte dell' industria indigena, dimodochè anche i commercianti, i tecnici e gli operai si trovano messi in contatto quasi giornaliero coi campagnoli, e così sono rimasti relativamente più fedeli al loro carattere provinciale che non sarebbe accaduto in una gran città o in centri industriali indipendenti dalla campagna circonvicina.

Tali condizioni d'ambiente fanno senz' altro pensare anche ad un' arte fortemente regionale. E infatti Giovanni Ramusani è un Reggiano come non si potrebbe sognarlo più genuino. Parlando il suo dialetto patrio fin da bambino, la sua poesia scritta in dialetto sorge dal bisogno spontaneo di espressione artistica. È intuizione nel vero senso della parola, forse più che per molti scrittori provinciali che scrivono l'italiano e che in fondo non sentono in italiano che a metà. Meno che per qualunque altro il dialetto è per lui mezzo artificiale per produrre degli effetti particolari. Al popolo e al dialetto egli sta altrettanto o forse più vicino che i più grandi poeti dialettali d'Italia. E se spesso non li raggiunge per il valore artistico della sua produzione, può darsi che questo dipenda fra altro dall' atteggiamento incomparabilmente più sentimentale che artistico che ha verso il contenuto oggettivo (se di tale è lecito parlare) e il mezzo d'espressione della sua poesia.

Giovanni Ramusani nacque in Reggio il giorno 11 ottobre 1851 da modesta famiglia di piccoli commercianti in granaglie. Suo padre era di pura razza montanara, originaria del Carpinetano (dove una frazione porta ancora il nome di Ramusana); la mamma era di Calerno sulla Via Emilia. Della sua vita non c'interessa qui tanto il sapere che si laureò nel 1875 a Bologna ingegnere civile e architetto e che era conosciuto come eccellente ingegnere idraulico, quanto il notare che esercitò poi la sua professione sempre in giornaliera e intima dimestichezza col popolo

reggiano di città e di campagna e che lo amò sempre oltremodo, che terminò i suoi giorni in mezzo a un' attività che doveva, più di ogni altra, stargli a cuore: Penso a quella grandiosa opera che ha per iscopo di risanare il basso territorio reggiano, prosciugando le vaste plaghe paludose, regolando le acque del territorio alto che si riversano periodicamente nel basso, allagandolo, e che è nota sotto il nome di «Consorzio delle bonificazioni reggiane». Di tale impresa il Ramusani fu uno degli iniziatori e vi rimase addetto in qualità di ingegnere capo e di segretario generale della «Bonifica in destra di Parmigiana-Moglia».

Da tali rapporti continui col popolo reggiano, dal suo grand' amore per esso nacque, come la sua opera pratica, anche la sua poesia che, pur limitata alle sue ore di riposo, non gli stava meno a cuore dell' intenso lavoro di tecnico, ingegnere e perito.

E ne nacque pure la sua azione politica giornalistica, della quale bisogna dar qualche cenno a questo proposito.

Giovanni Ramusani era una persona energica, di temperamento vivace e battagliero. S'interessava moltissimo alla politica cittadina; la sua critica era spontanea, violente e mordace, ma fondata su sano giudizio. Nel 1877 ebbe l'idea originale di far stampare un giornale scritto in dialetto per esprimere le sue idee e soprattutto per combattere la cricca del vecchio partito moderato. E così nacque il *Pruspron, giurnel senza preteis,* foglio settimanale, pieno di acre polemica contro tutti quelli che abusavano della fiducia del popolo reggiano, giornale che ebbe ben presto un influsso importantissimo in Reggio, che spesso anzi trascinò seco quasi tutta l'opinione pubblica. Per mezzo di esso il Ramusani, allora stabilito a Reggio come ingegnere indipendente, scaraventava i suoi articoli vibranti e le frecce acute della sua satira tanto contro i sistemi invecchiati quanto contro gli sbagli dei partiti nuovi. Fu detto clericale; ed infatti era credente, ma non meritava il nome di clericale, giacchè la vivacità del suo spirito non potè mai sottomettersi ai princìpi d'un partito qualsiasi. E se era credente, non era meno fervido patriotta ed Italiano, come si vede anche dai suoi sonetti.

Il *Pruspron* (San Prospero è patrono di Reggio) durò dal settembre 1877 fino al mese d'agosto 1885 ed ebbe in tutto 218 numeri[1]. Fu scritto in gran parte dal Ramusani stesso, coll' aiuto di due amici suoi, dell' avv. Borciani e del signor Rinaldini. In esso furono pure inserite le prime poesie dialettali del Ramusani, in parte sonetti firmati *l'amigh Zresa* (l'amico Ciliegia), in parte lunghe tirate di sestine sui vizi cittadini di *Pruspron* stesso. Se anche sono in genere di poco valore ar-

[1] Dietro il suo esempio nacquero in seguito fino al 1916 non meno di una trentina di giornali dialettali o semidialettali.

tistico, mostrano la gran facilità di immaginare e di rimare che possedeva l'Autore, non meno che il suo acuto senso di osservazione. — Cessata per mancanza di tempo disponibile — aveva intanto assunto i gravi impegni per le Bonifiche — la pubblicazione del «*Prusprom*», il Ramusani non abbandonò la poesia. Anzi, non più forzato a buttare giù in fretta qualche sestina per il prossimo numero del giornale, si mise a coltivare la sua arte con maggior cura e a limare i suoi versi, insomma a far opera d'arte e non più di pura polemica. Si trovano nei suoi manoscritti[1] copiosi appunti preparatori, stesi nelle più varie occasioni, detti tolti dalla bocca del popolo, quadretti dal vivo ch'egli abbozzava via via ch'egli li osservava. Come il Belli, guardava il popolo con occhio d'artista e non si lasciava sfuggire le sue espressioni spesso così vive e significative. L'arte del Ramusani sta principalmente nella rappresentazione del popolo reggiano, del suo agire, del suo pensare e del suo parlare. Abbiamo già qui sopra cercato di fissare i tratti fondamentali del carattere di questo popolo, del quale i sonetti del Ramusani danno una figurazione così viva. Abbiamo visto la simpatica giovialità, la semplicità sincera del Reggiano. Sempre sereno e pacificamente allegro, se vede uno che sta là preoccupato e pensieroso, gli scappa facilmente la domanda canzonatrice, ma insieme affettuosa: «*O dì su, et fat testamèint?*» E soprattutto non è sentimentale, è uomo di questa terra; la campagna è fertile; miseria vera, in fondo, non c'è, e lui si fida in Dio; ma sa pure che quello che Dio gli ha dato, bisogna saperlo apprezzare. Ne risulta un tipo, un carattere che ricorda quasi l'uomo antico, così poco soggetto a tutto quello che è del sentimento e della fantasia, così perspicace invece per tutto quello che è di questa terra e particolarmente per quello che è dell'uomo stesso. Uscite come questa: «*Al s'é méss a fèr al sberr pr'en fèr tòrt a la fisionomia*», che il Ramusani raccoglie dalla bocca d'un popolano, sono tanto tipiche per questo popolo stesso come per colui che nella sua arte sembra veramente esprimerne il succo vivente[2]. Alle volte tali noterelle gli saltavano fuori addirittura

[1] Il figlio dell'Autore, il Dottor Francesco Ramusani, che li conserva, ebbe la somma cortesia di mettere a mia disposizione tutta l'opera inedita di suo padre (Giov. Ramusani morì il 2 maggio 1923); devo esprimergli anche qui la mia viva riconoscenza, come pure agli altri signori e signore reggiani che mi diedero gentilmente le informazioni desiderate.

[2] Che a Reggio ci sia pure il sentimento più dolce e meno realistico — benchè meno accentuato — ce lo prova un altro poeta dialettale ancora vivente, *Amerigo Ficarelli* (*La vetta ed l'om*, Reggio, Stab. Tipogr. Artigianelli 1918); se insistiamo sull'altra parte è naturalmente perchè qui ci interessa non il Reggiano come tale, ma come figura nell'opera del Ramusani.



in forma di terzine, di quartine, di sonetti bell' e fatti, tanto era grande la sua facoltà di farne subito opera d'arte. Altre volte le conservava poi a lungo, le elaborava e cesellava sempre di nuovo fin che riuscivano tali da soddisfarlo; così le diverse parti dell' opera sua sono di carattere e di valore molto differente.

I suoi sonetti li leggeva poi in mezzo alle liete brigate degli amici o anche per occasioni e feste di famiglia. Fu dopo la lettura che Alfredo Testoni fece a Reggio dei suoi sonetti bolognesi *della Sgnera Cattareina e del fiacaresta* che il Ramusani fu pregato di pubblicare pure i suoi. Allora ne riunì una parte secondo l'esempio del Testoni e li fece stampare a scopo di beneficenza sotto il titolo di *El Ciàcer*[1] *dla sgnòura Mergarétta cun la sgnòura Rusèina*, inserendo quà e là ancora qualche sonetto complementare. Delle altre poesie solo una piccola parte fu pubblicata dopo la sua morte[2]. Ma le *Ciàcer* restano sempre l'opera principale del Ramusani:

Abbiamo già rilevato l'inclinazione che il popolo reggiano nella sua piccola città provinciale ha per la vita, operosa sì, ma tranquilla e pacata. E come dappertutto nei piccoli centri, la vita non va così in fretta e si ha tempo di fermarsi, di salutare l'amico in istrada, di entrare con lui da *Nazzan al bumbonér*[3] e bere un bicchierino, dove:

«Tott j'avventòur en[4] fann che mormorèr:
Mo' l fann unicameint pr'en ster in ozi».

E se il marito è fuori, la moglie trova sempre un momento per andar dall' amica alle *ciacer*[5], o se non la trova, le parla o si bisticcia con lei da una finestra all' altra[6]. La vita non è dura per un popolo che lavora, così che il tipo reggiano del Ramusani non è mai un tipo tragico, ma piuttosto simpaticamente comico in mezzo a quel piccolo mondo; tutti si conoscono e formano una gran famiglia. Se gli interessi del singolo spesso non passano le mura della città; viceversa entro le mura di essa la gente si occupa di tutto come dei casi propri.

La vera incarnazione di questa vita è la *sgnòura Mergarétta*, la protagonista delle *Ciacer dla sgnoura Mergarétta cun la sgnòura Rusèina*. È lei che parla sempre, che critica, giudica, loda, vanta e ingiuria. I 71 sonetti delle *Ciacer* sono quasi un solo monologo. La *sgnòura Mergarétta* rappresenta un tipo di popolana ben diverso della *sgnera Cattareina* del Testoni; se è come essa conservatrice, non lo è però come tanti vecchi che credono che nel passato tutto fosse migliore, ma perchè è persuasa che i tempi non cambiano che esteriormente; e ciò

[1] le chiacchiere. [2] cfr. la bibliografia sommaria in fondo all' articolo.
[3] *Poesie* p. 24. [4] non. [5] *Ciacer* p. 11. [6] *Poesie* p. 3.

crede per vero buon senso popolano. Non è che diffidi delle modernità, vede che hanno anch' esse il loro bene e il loro male; ma è perspicace e non si lascia ingannare dalle apparenze e perciò trova subito il punto debole di quello che vogliono farle credere.

In politica è l'epoca del socialismo che si presenta con tutte le sue promesse; ma la *sgnòura Mergarétta* vede che anche qui v'è del vuoto e poco ragionato:

«E cgnoss[1] ch'agh è al so bein e agh è al so mèl
In col[2] ca spuda fora i socialésta,
Ma e cred che al só gran mèrit al cunsésta
Come cól del sistemma decimèl.

Primma ch'al gnéss tutt gh'ìven[3] del palèd[4]
Ed flépp[5], ed pisis[6], zchin[7] e maranghin
Ed doppi[8], mezzi doppi e colonnèd[9]!

Quand è gnu l'uguaglianza del munèid
La le ved anca lè s'lè un bell destin
Pr'un scud d'argint as negaré la fèid» [10].

E persuasa che le cose siano sempre andate allo stesso modo:

«Ch'l'è séimper usèda sotta a tutt i guèren[11]
Che i furb e cmand'[12] e e che i coiòun j'ubedéssen» [13],

dice alla fine di un sonetto, che critica le teorie socialiste in un modo quasi troppo arguto per una popolana. O in un altro dove ribatte contro uno che critica il governo attuale:

«Ma egh digh ch'j'in tutt cumpagn quand j'ìn[14] là inzemma!
Chilòur e fan di debit! la me scusa,
Csà[15] fèva ed differèint qui ch'gh éren premma?» [16]

Per lei la salute della comunità non dipende dalla forma del governo, ma da quelli che l'esercitano, e il buon senso popolano si rivolta contro questa apparente (e spesso vera) illogicità di ogni riforma:

«As cambia el guèreu?[11] Cun el cambiamèint
Cusa credla che allòura l'as impàta?[17]
Quand la suppa è cattiva, al mé talèint
Am dà d'cambièr al brod, miga la pgnàta!» [18]

---

[1] conosco. [2] quello. [3] avevano. [4] palate v. d. quantità.
[5] filippi, monete spagnole e francesi. [6] monete antiche di Pisa.
[7] zecchini. [8] doppie (di Genova o di Spagna).
[9] colonnati, scudi spagnoli (dalle colonne di Ercole). [10] *Ciacer* p. 51.
[11] governi. [12] comandano. [13] *Ciacer* p. 50. [14] sono. [15] cosa.
[16] *Ciacer* p. 52. [17] impattare, pareggiare. [18] pignatta — *Ciacer* p. 26.



I sonetti politici delle *Ciacer* sono tra i migliori, perchè corrispondono a un vivo sentimento dell' Autore. Le ciarle della *sgnòura Mergarétta* ci sembrano però ancora più di getto quando essa ragiona su cose generali o più vicine alla sua vita di vedova popolana. Così quando scocca le sue invettive contro la corruzione generale che le sembra turbare l'ordine della società di questi tempi, che è, secondo lei, cagione di tutti i mali, dei cattivi governi, delle stravaganze dei contadini e degli strani costumi che da qualche tempo s'introducono fin nella santa chiesa. Squisiti i versi del sonetto quinto, divenuti popolari in Reggio per l'immagine nuova e originale che evocano dell' *amòur fratèren:*

«Perché ste mond l'é propria buzzaròun[1]
E e l'hann ridott po' péz[2] e sti modèren[3]
Ch' j hann in bocca la solita canzòun
Che cost[4] l'é al sécol ed l'amòur fratèren!

Va là cun st' amòur agh è un bell sugh[5]
Mo sàla in dò al consest tutt e st' amòur?
L'é cmé l'umanité del sanguisugh!

El sanguisugh el g'hann l'umanité
Che succ' n'al sànghev[6], ma per bèvrel lòur,
Miga per fèr dal béin a l'ammalè!»[7]

Meglio ancora ritornare ai tempi del duca! E qui la *sgnòura Mergarétta* ragiona come può ragionare sola lei, unendo l'ingenuità e il buon senso popolano in un modo veramente classico. Dice: Prima, ai tempi del duca, si spendeva meno, e poi, se bisognava ubbidire e sottomettersi, almeno si sapeva che non c'era altro scampo, e non come adesso che ci fanno credere che i padroni siamo noi:

«Eppo mé, chera lë, ch' j'ho vést al Ducca
E e só, csá se spindiva int al disnèr[8]
En[9] sré po miga gnan[10] ch' la mamalúcca[11]
Che zert cunfròunt en i savessa fèr!

Allòura al Ducca al s'vriva[12] sottomess!
Ma al n'em fèva gnan crèder che cmand mé,
Cuma fà tutt i ducca, ch' agh è adess!»[13]

La *sgnòura Mergarétta* è una povera vecchia che vive a stento e lavora sodo[14] da quando il marito le è morto[15] e non le ha lasciato

---

[1] briccone. [2] peggiore. [3] moderni. [4] questo. [5] sugo.
[6] sangue. [7] *Ciacer* p. 13. [8] desinare. [9] non. [10] neanche.
[11] ignorante. [12] ci voleva. [13] *Ciacer* p. 29. [14] ib. p. 71.
[15] ib. p. 69—70.

che una piccola pensione[1] e i figli da educare[2]. Poco le garba vedere il lusso[3] e le stravaganze moderne, tanto quelle delle cittadine, delle sartine[4], quanto — e meno ancora — quello dei contadini[5] e delle contadine che vogliono imitare le signore di città[6] — vecchio motivo questo di satira popolare[7]; — poi i divertimenti, le osterie che in ogni canto mostrano i loro lumicini per allettare la gente[8], il teatro riservato anticamente soltanto ai signori e oggi luogo di ritrovo di tutte le classi della città, perfino dei contadini; — mentre gli stessi signori vendono i palchi per economia[9]. Col lusso va strettamente connessa la boria generale, l'ostentazione delle proprie ricchezze e delle proprie azioni, fino nelle elargizioni che si fanno annunciare pubblicamente sui giornali[10]. I ricchi che si vantano così delle loro ricchezze non sono i veri signori; questi sono invece diventati così poveri che la *sgnòura Mergarétta* dice di loro:

«— — — — che, s'es arriven a difender
Un ann per l'èter seinza carestia,
Egh garantiss che polen[11] bein azzender
Na candeila a la Vergine Maria!»[12]

Meno felici sono in generale i sonetti sulle predicazioni e sulle nuove riforme della chiesa[13], specialmente sui culti serali[14]: Da tutti questi cambiamenti nessun utile le sembra risultare, anzi essi stanno sotto cattivi auspici, perchè la fede si perde[15] e tutto va a rovescio[16] — fino all' ordine delle stagioni che sembrano invertite, in modo che il sano giudizio della povera popolana comincia a dubitare dell' onnipotenza e onnipresenza del Signore:

«La digga pur, s'la vól fèr più spiccia
Nuvètr'[17] as guarnèm[18] mèl da stèr che zò,[19]
Ma, lassù, al carr l'é seinza mercaniccia»[20]

Perfino il papa non ha più fortuna col suo governo e mentre bandisce un' indulgenza generale, Dio manda l'influenza, come se volesse non solo negargli il suo appoggio, ma proprio far disperare lui e ridurre noi a dubitare della sapienza del Signore:

---

[1] *Ciacer* p. 70. [2] ib. p. 71. [3] ib. p. 39, 44. [4] ib. p. 40, 44. [5] ib. p. 43. [6] ib. p. 41.

[7] cfr. nel *Sandròun da Ruvèlta* del 1757 il dialogo pubblicato anche dal Biondelli (*Saggio sui dialetti gallo-italici* p. 388 ss.)

[8] *Ciacer* p. 45. [9] ib. p. 46. [10] ib. p. 48. [11] possono.
[12] *Ciacer* p. 49. [13] ib. p. 15—23. [14] ib. p. 15, 16, 17.
[15] ib. p. 22. [16] ib. p. 23. [17] noialtri. [18] ci governiamo.
[19] giù. [20] freno — *Ciacer* p. 24.

«Eppò, la scusa bèin, la vegna ché!
En gh' l'avemma anch adessa l'esperièinza
Che al Sgnour el fa del còsí, che, per mé,
Am faren dubitèr dla só prudèinza?

Al Pepa, pover dièvel, al s'mett lé,
Désposť a arvir la botta[1] dl' indulgèinza:
E al Sgnour al tós a man[2] propria sti dé
E agh vin in mèint d'mandères l'influèinza!

Al sarà lù al perchè? Grazia dl' avvis!
Agh vré[3] sol colla[4] lé ch' an[5] le savessa!
Ma intant egh som nuvètr' int el burnis![6]

E me, perchè che al Sgnour s'ciànca la lésta[7]
J'aré d'andèr a Romma? Benedessa!
A Romma agh ha d'andèr i farmacésta!»[8]

Un' altra innovazione di dubbio valore le sembrano le scuole. Che ognuno sappia leggere e scrivere è un vantaggio, d'accordo! Ma che tutti debbano diventare degli scienziati, questo alla *sgnòura Mergarétta* non le par la vera soluzione. Insomma quello che manca è la moderazione; dove arriveremo se tutte le ragazze oggi diventano maestre?

«Ch' as faga pur na mèistra d'ogni alunna!
Ma, boja d'un mond lèder, miarà[9] pùr
Ca fabrica i sculèr ne quelchidunna!»[10]

E la brava donna nella sua indignazione, con tutto il suo rispetto per la scuola, esce in un' esaltazione disperata dell' ignoranza franca e sincera:

«Ma, in quant al rest, secund al me poch vèder,
Viva la faccia d'na donna ignoranta!»[11]

E poi queste ragazze sono talmente incivilite e infiacchite che a vederle fuori non si capisce come ancora possano reggersi in piedi; al minimo strapazzo sarebbero sfinite, e:

«— — quand e rivaràn a tör marï,
Lilour[12], en sran[13] gnan bòuni ed fèrgh' i còren[14]
S' j'essen la sort ch' al fussa n'imbambì!»[15]

E oggi trovar un marito è poi un vero problema, perchè:

«— — — sti imbambì
En s'troven miga come i pess[16] in mèr!»[17]

---

[1] botte. [2] si mette (prende a mano). [3] ci vorrebbe. [4] quella.
[5] non. [6] sulle brace. [7] mi stracci la lista (dei peccati).
[8] *Ciacer* p. 25. [9] bisognerà. [10] *Ciacer* p. 31. [11] ib. p. 32.
[12] loro. [13] saranno. [14] le corna. [15] *Ciacer* p. 36. [16] pesci.
[17] *Ciacer* p. 37.



Per lei, poveraccia, è anzi quasi impossibile reggere a tutte le spese necessarie per trovare alla figlia un marito per bene[1].

Ed ecco la *sgnòura Mergarétta* alle sue miserie casalinghe! Il monologo s'avviva e ben presto, animato dagli interessi più vicini e personali, diventa un monologo dialogato, diventa le vere *ciacer* con tutte le loro vivacità, con tutte le loro situazioni comicamente drammatiche delle differenze e degli alterchi fra suocera e nuora, fra padrona e serva, fra serve, coi lamenti continui delle persone impigliate in questi contrasti verso le comari[2]. Citiamo a mo' d'esempio il sonetto LVII, dove la novella sposa si lamenta dei guai che il matrimonio le ha portati:

«T'è spusè Battistein? L'é zà[3] sĕ mèis:
E e son cuntèinta perché el tegn in riga[4]
— Gh' vót bèin? — Mo' so' nca mé! j'andom intèis!
L'è po' cojoun, ma cól[5] an[6] guasta miga!

Quella ch' è insopportabil, l'è cl' arnèis
D'só medra, ch' l'é gustòusa comé un' urtiga!
S'as éssa da badèr al sŏ pretèis,
La mazzaré la gint[7] da la fadiga!

Le la bruntella[8] e l'as lamèinta sèimper!
S'as tès, as egh fa al grugn e s'as dis quell,
L'è bòuna ed tór un gatt pr' el quàter tèimper![9]

— L'è veccia; csa gh' vôt fèr, l'as cumpatéss![10]
— Ma, chera lĕ, l'è tant al gran flagell!
— Al Sgnòur la turrà segh![11] — S'an la cgnosses!»[12]

Le *Ciacer dla sgnòura Mergarétta* continuano coi *Bruntlisem dla sgnòura Mergarétta cun la sgnòura Ruseina,* che non furono però finiti e rimasero inediti. Artisticamente sono inferiori, forse anche perchè non lavorati ancora come i sonetti pubblicati delle *Ciacer.* Di valore artistico ben superiori ai «*Bruntlisem*» è *La Giustézia,* collana di 50 sonetti attorno a tre casi che condussero *la sgnòura Mergarétta* davanti ai tribunali. Il primo è una lite col suo padrone di casa, *don Zneiver*, il secondo un alterco con una comare e il terzo, il migliore, un' accusa mossa alla *sgnòura Mergarétta* perchè assistette senza patente di levatrice ai parti di diverse donne. Le scene in tribunale sono rappresentate con grandissima vivacità ed è squisita la figura

[1] *Ciacer* p. 38. [2] ib. p. 62—78. [3] già. [4] lo faccio filar dritto.
[5] quello. [6] non. [7] la gente. [8] brontola.
[9] di prendere un gatto per le quattro tempora, cioè di capire tutto a rovescio.
[10] bisogna compatirla. [11] prenderà seco. [12] *Ciacer* p. 65.

della buona vecchia che non può capire le strane concezioni e idee del tribunale e delle sue leggi. L'accusano di non aver patente, ma:

«— La pateinta? Ch' al vaga su in Comun
Egh ho desdott ragazz battzè al mé nom:
Na pateinta più bella, an gh' l'ha nissun!»[1]

Del resto la buona *Mergarétta*, che si sente offesa mentre crede di aver completamente ragione, è di un' insolenza straordinaria e fa un tal chiasso da farla mandar fuori dell' aula.

Una categoria speciale formano le numerose poesie *In ghett.* Gli Ebrei di Reggio erano una classe che al buon senso di Giovanni Ramusani più di tutte le altre doveva fornire materia di satira. Ed in fatti qui la satira è fortissima, e spesso spinta fino alla caricatura. Certe qualità della razza ebraica come la sua avarizia e avidità, la sua codardia non potevano quadrare all' ideale sano e sereno ch' egli aveva dell' uomo. Egli, sobrio e contento, non comprende questa sete e passione del guadagno a costo d'ogni altra cosa, dell' onore, del coraggio franco, della decenza:

Il padre ebreo che dà la benedizione alla figlia che si sposa e che le fa dono di una dote ricchissima per renderla prima fra le signore cristiane ed ebree della città e che la prega di una sola cosa: di andarsene con tutta quella bella roba senza ch' egli la veda. Ecco un quadretto satirico rinchiuso in un grazioso sonetto, squisito non solo per la chiusa frizzante, ma anche per l'andatura comicamente solenne del discorso del vecchio commosso[2]. Un altro: L'Ebreo ricco che vorrebbe ben essere chiamato cavaliere — perchè l'Ebreo è vanitoso —, ma che vi rinuncia appena si tratta di pagare[3]. E l'altro che non protesta la cambiale al debitore cristiano per potergli estorcere un interesse usurario. Poi il testamento spirituale del padre a suo figlio, in cui gl' inculca di rispettare solo due cose: i soldi e il rabbino. Magnifica la predica del gran *moreno* (rabbino) alla sinagoga, lunga tirata di 61 sestine, vero modello di poesia satirica, piena di ironia, di brio e di acume, dove il gran sacerdote caratterizza splendidamente la razza eletta con tutti i suoi difetti, esortando l'assemblea a non cambiar mai costume. Un esempio della mancanza di coraggio dei *Judim* il Ramusani lo dà nella *Dolorosa e commovente istoria del Rabbino maggiore*[1] che, insultato da alcuni ragazzi, non riesce a farsi dar soddisfazione. Anche il gran *moreno* nel suo sermone esalta la «prudenza» come una delle prime virtù del popolo ebraico.

---

[1] inedito. [2] *Poesie dialettali* p. 58. [3] ib. p. 64—65.

Questa poesia, comica già per l'argomento, diventa doppiamente tale per la naturalezza dell' arte del Ramusani. Contribuisce alla comicità anche il dialetto speciale degli Ebrei che oggi è ancora parlato da alcun vecchio del *ghett* e che dal Ramusani è messo al servizio della sua arte realistica. Insomma anche qui osservazione minuta di gesti e di parole di una classe speciale, fine intuizione dei mezzi adatti per esprimerli. S'intende che non tutti i sonetti sono uguali. Come nelle *Ciacer* anche qui ci sono delle lungaggini, dei versi meno riusciti, ma questi difetti scompaiono in confronto con i pregi.

Il fondo canzonatorio, antisentimentale dell' arte del Ramusani, reggiano per eccellenza, si mostra fin nelle sue descrizioni delle bellezze della città, così diverse dai sonetti consimili del Fucini, *El rarité ed Rèzz.* Un montanaro traversa la città di San Prospero colla sua guida ed i due esprimono nei loro commenti tutt' altro che un cieco patriottismo. Anzi talmente è esagerata la parte satirica che «*El rarité*» diventano vera caricatura, benchè siano spesso pura espressione di buon senso paesano. Lo stesso vale per *Sóquant campètt de storia arsana*[1], dove ci sono delle macchiette molto tipiche per l'arte di Giovanni Ramusani. Benchè sia il poeta stesso che qui parla in nome suo, il sentimento è quello del popolano incredulo e scettico, come è spesso a Reggio. Così *L'orégin ed Rezz* ove del restauratore della città, Marco Emilio, è detto che ebbe pochi seguaci, «*Perché al vèd anca lò, sèinza imbarazz, Che Rèzz l'è trid*[2] *adèss cum l'era aloura*»[3]. Un po' tirata per le lunghe ma pure pien di spirito è la collana dei 22 sonetti su San Prospero, dove frati e canonici si contendono l'onore di custodire le reliquie dei santi della città, finchè il legato papale tronca la questione con una sentenza salomonica. Vivacissima e pittoresca poi la missione di *Frèe Bertlòun* in quattro sonetti[4]. Le due collane di sonetti *Brenno* e *Giuli Secondi*[5], benchè contengano brani di gran brio, non riescono pure a un' impressione d'insieme veramente armoniosa, specialmente la prima. Affini a queste due serie per lo spirito canzonatorio, ma di minor valore estetico, sono i sonetti intitolati *La donna in dal vècc Testameint,* composizioni un po' libere, destinate soprattutto a destare le risa dell' uditorio.

Non posso passare sotto silenzio, per lo speciale argomento, i 111 sonetti dei *Casus solvendi in congregationibus.* Sono nati in occasione dei casi speciali che il vescovo propone ogni anno nel calendario ecclesiastico alle congregazioni e che vi sono discussi. Il Ramusani si divertì ad interpretare 111 di questi casi al modo suo, facendo per

[1] reggiana. [2] brutto. [3] *Poesie dialettali* p. 31.
[4] ib. p. 33—36. [5] inedite.



ciascuno un sonetto e fondandosi, più che su leggi canoniche, sul sacro buon senso (infatti *l'imprimatur* si finge concesso dal «Bonus Sensus Episcopus»). Con questi sonetti si creò un nuovo protagonista, vero «pendant» della *sgnòura Mergarétta* È *Don Bortlin da la Chervara*, personificazione del pensare semplice e sano. Qui sta anche il valore artistico di queste composizioni, in questo bravo prete di montagna che si manifesta così simpatico attraverso alle sue sentenze spesso molto ben riuscite, in dialetto montanaro. Bisogna però anche dire che — spesso per la natura complicata o astratta del «casus» in questione — i sonetti riescono alquanto oscuri. Eppure sono interessanti anche dandoci un' impressione della vita di un parroco di campagna e di quello che accade nel suo piccolo villaggio, di strano — e divertente.

Dovrei ancora parlare dei sonetti sparsi, di cui una piccola parte fu raccolta nella scelta pubblicata dopo la morte dell' Autore[1]; ma, benchè contengano dei veri piccoli capolavori e dei quadretti graziosi come *L'arvindróla*[2], essi non aggiungono molto alla caratteristica della poesia del Ramusani[3]. Voglio piuttosto finire dicendo alcune parole di quattro componimenti maggiori di genere diverso che figurano fra i suoi ultimi scritti. Sono quattro odi di argomento serio, scritte in onore di quattro valenti sacerdoti, amici intimi del poeta[4], poesie nelle quali la simpatia del poeta per l'uomo giunge alla commozione profonda che gli ispira quattro quadri indimenticabili nel loro genere. Non sono delle solite poesie d'occasione; ci sono delle lungaggini, si vede che quest' è un' arte per lui nuova; ma fanno pensare con rammarico a quello che quest' uomo racchiudeva in sé non soltanto di sincero affetto, di vivacità spiritosa, ma anche d'arte alta e vera, di arte non limitata ad un ambiente speciale, ma, com' è ogni arte vera, universalmente umana.

Tal' è l'opera di Giovanni Ramusani, meno poesia di situazioni pittoresche, di descrizione, che di intuizione acuta dell' anima popolare — —, anzi addirittura umana, frammista per lo più con un franco riso di simpatia per le debolezze e per le sciocchezze del suo buon popolo reggiano, ma anche con un sorriso ironico per tutti quelli che considerano questo popolino così inferiore alla loro «alta civiltà». E se non è sempre arte di valore uguale, mancandole spesso l'ultima rifinitura, la concezione

[1] *Sunètt ed Pruspròn, Poesie dialettali* p. 1 ss. [2] ib. p. 4.

[3] voglio citare qui anche il magnifico sonetto del *lèder,* messo dall' Autore come introduzione alle *Ciacer* ed ora ristampato nell' *Almanacco dello scolaro emiliano* di A. Plata, libro sussidiario per la cultura regionale.

[4] Poesie dialettali p. 91 ss.

complessiva del sonetto come unità armonica e indivisibile, è però sempre arte solida, perchè priva di qualsiasi sentimentalità e di ogni tendenza estranea al suo dominio; arte solida, perchè fondata sul sano buon senso e sulla sincerità del sentimento, punto di partenza così dell' intuizione artistica come del mondo concettuale e dell' attività pratica del Ramusani.

Bibliografia sommaria.

Non sono comprese in questo elenco le poesie sparse in giornali e riviste, come pure i lavori di ingegneria e le ricerche storiche in gran parte ancora inedite.

Opere pubblicate:

A. 1. *Pruspròn,* giornale dialettale 1878—1885; con due «*Lunari*» 1878, 1880 Reggio.
2. *El Ciàcer dla sgnòura Mergarétta cun la sgnòura Ruséina,* Reggio E., Bertani 1901.
3. *La Giustézia,* 12 sonetti pubblicati nel volume «In onore di Naborre «Campanini, studi di letteratura e d'arte», Reggio E. 1921.
4. *Casi di coscenzia,* 3 sonetti pubblicati in: Numero unico: «Tu veri Dei Sacerdos», per le giubilari onoranze del cinquantennio sacerdotale di Monsignor Prospero Scurani, Reggio E. 1922.

B. (Poesie d'occasione).
5. Nozze Borciani-Caffari, Reggio, Torreggiani 1880.
6. Nozze Villa-Gatti, Reggio, Torreggiani 1880.
7. Per la prima messa di Don Cesare Ghizzoni, Reggio, Stab. Tipo-Litogr. Artigianelli 1889.
8. *Quand Don Féliz Tundell l'andèva pàrroch a Canóssa,* ib. 1900.
9. Nozze Canali-Monarini, Reggio, Torreggiani 1901.
10. Quando Don Arnaldo Mori succedeva al compianto amico prof. Don Virginio Reggiani nell' arcipretura di San Polo d'Enza, Reggio, Stab. Tipo-Litogr. Artigianelli 1905.
11. Nozze Tampellini-Nisi, Modena, Unione tipogr. Modenese 1905.
12. *A Don Luig. Pain ch' l'arnóva la messa,* Reggio, Stab. Tipo-Litogr. Artigianelli 1914.

Opere inedite:

1. *I bruntlisem dla sgnòura Mergarétta cun la sgnòura Ruséina,* 23 sonetti, 1900.
2. *In ghett,* 53 sonetti (non compresi i 12 pubblicati nelle «*Poesie dialettali*») e 61 sestine, 1889—1901.
3. *Soquant campètt de storia arsana*, 51 sonetti (non compresi gli 8 pubblicati nelle *Poesie*), 1899.



4. *El raritée ed Rèzz,* 51 sonetti (non compresi gli 8 pubblicati nelle *Poesie*), 1899.
5. *La giustézia,* 38 sonetti (non compresi i 12 pubblicati).
6. *La donna in dal Vecc Testamèint,* 11 sonetti (non compresi i 5 pubblicati nelle *Poesie*), 1898—99.
7. *Casus solvendi in congregationibus,* 99 sonetti (non compresi i 12 pubblicati nelle *Poesie* e nel *Numero unico*), 1898—1915.
8. Un gran numero di sonetti e di altre poesie sparse, di cui soltanto piccola parte fu pubblicata nel *Pruspròn* o in altri giornali reggiani.

Reggio-Emilia, Aprile 1925. *Reto R. Bezzola.*

Das Passé défini im Genferdialekt.

Einleitung.

Dieser Studie* liegen zum Teil die nämlichen Aufnahmen zugrunde, die ich in meiner Dissertation: *Der Genferdialekt dargestellt auf Grund der Mundart von Certoux*, Zürich 1919, verwertete; cf. ib. p. 8—22. Vervollständigt sind sie durch Materialien des *Glossaire* (Dardagny und Hermance),[1] die mir von den Herren Professoren L. Gauchat und J. Jeanjaquet mit gewohnter Liebenswürdigkeit zur Verfügung gestellt wurden. Meine Ausführungen fußen im wesentlichen auf den Formen der erwähnten drei Genfer Dörfer.[2]

Da das Genferische der savoyischen Dialektgruppe angehört, habe ich zum Vergleich vorwiegend die Resultate dieser Mundarten herangezogen. Um einigermaßen sichere Folgerungen zu gewinnen, war es außerdem oft angezeigt, die Formen im weitern Rahmen der südfrankoprovenzalischen Dialekte[3] zu betrachten und gelegentlich auch die Verhältnisse im Nordfrankoprovenzalischen zu streifen.

Auch im Genferischen ist das Passé défini aus der Umgangssprache geschwunden und gewöhnlich durch das Passé indéfini ersetzt worden.[4] Während in gewissen Genfer Dörfern keine Form mehr zu erhalten war,[5] hat der Korrespondent des *Gloss.* aus Dardagny mit ziemlicher Sicherheit eine größere Zahl derselben notiert; auch in Hermance gelang es Herrn Professor Jeanjaquet, wenn auch mit Mühe,[6] einige

* Sie ist ein breiter ausgeführtes Kapitel aus meiner in Vorbereitung befindlichen *Etude sur le verbe dans le patois genevois*.



Paradigmen und vereinzelte Beispiele aufzunehmen, was beweist, daß das Passé défini in diesen Mundarten verhältnismäßig lange erhalten blieb. In der alten und modernen Patoisliteratur finden sich ebenfalls vereinzelte Passé défini-Formen; bezeichnenderweise sind es ausschließlich solche der 3. Person Einzahl oder Mehrzahl, die phonetisch oft mit ihren französischen Entsprechungen übereinstimmen. — In einzelnen Mundarten des eigentlichen Savoyischen scheint sich das Tempus dagegen besser gehalten zu haben; cf. Anm. 4.

In der genferisch-savoyischen Mundartgruppe sind im Passé défini drei Flexionsklassen zu unterscheiden:

A. Die *a*-Klasse.

Formen dieser Klasse finden sich lediglich bei den Verben I, wo sie sich wohl nur dank der Unterstützung durch die gleichlautenden französischen Entsprechungen gehalten haben; es handelt sich hier hauptsächlich um die 3., seltener um die 6. Person; in andern Personen sind *a*-Formen ziemlich sicher als französischer Import zu betrachten. In der Regel hat sich die *i*-Flexion aller Personen, außer der 3., bemächtigt, ein Verhältnis, wie es von den relativ sichersten meiner Paradigmen, denen von Dardagny, verdeutlicht wird; cf. § 1.

B. Die *i*-Klasse.

Sie umfaßt: a) Die Verben II (finir, dormir).
b) Die schwachen Verben III (vendre; *desit*).
c) Starke Verben III (prit, fit).
d) vint, tint.[7]
e) Die Verben I; cf. A.

C. Die *ü*-Klasse.[8]

A. und B. Die *a*- und *i*-Klasse.

1. Beispiele: *ẹ lẹ bäłå a tətə* il leur donna à toutes; Dardagny *baillat*, Duret, *Gramm. sav.*, 44 *ballè* — *ẹ krẹ̄å asbē lẹ pǭð* il créa aussi (bien) les puces — *i mðå sᵊn ävä*[9] il mangea son avoir; Bridel *meza* — *äl älå s mẹtr*[10] *ü sarvis d'ō päizā kə l'ę̄vǫyå dyę sẹ̄ tẹ̄r* il alla se mettre au service d'un paysan qui l'envoya dans ses terres; Bridel *alla*, *envoya* — *äl äpẹlå yō dẹ̄ vǭlę ẹ lə dẹ̄mādå* il appela un des valets et lui demanda; Bridel *appēla, demanda* — *i s mẹtīrō ă sᵊ rẹšui* ils se mirent à se réjouir.

sō pǭr surtəsə son père sortit — *ẹ kọrə vär łwi* il courut vers lui; Bridel *corré;* cf. §§ 4, 5 — *sō gärsō lə dəzə* (ə > ę̄) son fils lui dit; Bridel *desai;* cf. § 12 — *ẹ rẹpōdᵊ ă sō pọr* il répondit à son père; Bridel *repondet* — *ẹ prə nä lātẹ̄rn* il prit une lanterne; Dardagny

prènet, Onex *pregnè, prèn, prè,* Duret, 58 — *fi, firõ;*[11] agenf. *firon;* Onex *fassíron, firon*, Fenouillet *firant* — *na grãta famᵊn sürvẽ* une grande famine survint; Bridel *survint.*[12]

Die folgenden Paradigmen von Dardagny und Hermance werden diese lückenhaften Beispiele von Certoux ergänzen:

Tab. I	Dardagny			Hermance		
	shantâ (*ϑãtå*)	*bailli* (*bayi*)	*vendré* (*vãdrə*)	*ϑãtå*	*bałi*	*vãdrᵉ*
1.	*shantis*	*bailli*	*vendis*	*ϑãtẹ*	*bałẹ*	*vãdí*
2.	*shantiras*	*baillâs*[14]	*vendiras*	*ϑãtirå*	*bałirå*	*vãdirå*
3.	*shanta*	*baillat*	*vendet*	*ϑãtá*	*bałá*	*vãdí*
4.	*shantirons*[13]	*baillirons*	*vendirons*	—	—	*vãdīrã*[15]
5.	*shantirâs*	*baillirâs*	*vendiras*	*ϑãtirå*	*bałirå*	*vãdirå*
6.	*shantiront*	*bailliront*	*vendiront*	*ϑãtīrã*, -*ẹ̄rã*	*bałīrã*	*vãdīrã*

Außerdem notieren die betreffenden Konjugationshefte noch folgende vereinzelte Formen: Dardagny: *chouantè* sentit, *crevè* couvrit, *kouelie* cueillit, *entendét* entendit, *pardet* perdit, *suivet* suivit, *vivet* vécut; *faît* fit, *vet* vit, *viron* virent; *piaisè* plut, *volet* voulut, *falè* fallut.

Hermance: *fårᵉ* faire: *fi* 1., 3., *firå* 2., 5., *fīrã* 4., 6. — *dirᵉ* dire: *dəzi* 3., *dəzīrã* 6. — *vẹrᵉ* voir: *vi* 1., *virå* 2., *vẹ* 3., *vírã* 6.

In den Genfertexten des 17. und 18. Jahrhunderts finden sich Formen wie die folgenden:

Cé qu'è laino 1602: *aveza* avisa; *couda* pensa, *REW* 2027, Pierrehumbert, *Parler Neuchâtelois*, 151; *accouilla* jeta, *Genferdialekt*, 84 (2); *cheuta* sauta; *dena; tomba; alaron* — Conspiration de Compesières 1695 (*Bibliogr. ling.* n⁰ 786): *amanda*; *lassa; panaron* essuyèrent; *cassaron* — Chanson de Rocati 1735 (*Bibliogr. ling.* n⁰ 811): *trouua; arreva; cloula* cloua, Fenouillet, 133; *trouaron; tornaron.* Weitere *a*-Formen siehe Anm. 24.

Cé qu'è laino: *sentiron; di; vi; viron; fi, firon*; *prai, priron; vin, veniron* — Compesières: *partet*; *entendet; interrompet; repret; dezet; vet; fet, firon; vegnet* – Rocati: *sourtet; ayet; dezet; rendet; suivet; chuantiront* sentirent; *perdiron; entendiron; fet, firon; pret, priron; vi, viron; vin, vegnet, vegniron* — Vaissia cè zeur: (*Bibl. ling.* n⁰ 737): *sourti* (3. Pers.!); *rompi; vin, vinron; vi*; *fi* — Vo santa Genevaisans (*Bibl. ling.* n⁰ 738): *pandi; fi* — Genevois, yè pre santa (*Bibl. ling.* n⁰ 736): *firon*; *vin.* — Die Formen der drei letztgenannten Texte (alles 3. oder 6. Pers.) sind stark von der Schriftsprache beeinflußt; die zahlreichen *a*-Formen entsprechen denen der andern Texte.

2. Die Beurteilung der Resultate im Genferischen setzt die Kenntnis ihrer Entsprechungen in den andern Mundarten des Südfrankoprovenzalischen voraus. Siehe Tabelle II, p. 140.

Die zahlreichen Analogiebildungen, die sich teilweise durch den Einfluß der Schriftsprache erklären, weisen deutlich auf die Dekadenz dieses Tempus in den frankoprov. Mundarten hin.

Die Einführung des Themavokals *i* in die Flexion von I ist charakteristisch für das ganze Gebiet des Frankoprovenzalischen und findet sich außerdem auch in Mundarten des französchen Ostens und Westens[16]. Sie erklärt sich im Frankoprov. (und anscheinend auch anderswo) durch die Ausdehnung des DEDI- und STETI-Typus auf sämtliche Verben I, entsprechend der aus dem Provenzalischen bekannten Erscheinung. Die Liste altlyonesischer Formen aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert auf p. 141 soll über die ursprüngliche Flexion des Südfrankoprov. Aufschluß geben[17].

Die Verben I b weisen hier schon *i*-Formen auf, die sich durch den Einfluß der endungsbetonten Mehrzahlformen erklären mögen, wo der Palatal auf den Tonvokal wirken konnte; cf. Anm. 16. Bei dem noch weiter vorgeschrittenen III liegt es nahe, an den analogischen Einfluß von *prendre* und der übrigen sigmatischen Perfekte zu denken[18]. Nach Philipon sind 1. *-ai* und 2. *-as* von I a literarsprachliche Entlehnungen; cf. § 3., während 1. und 2. auf *i* (*ẹ*) des Neulyonesischen sich regelmäßig aus *-ei* und *-es* der alten Sprache entwickelten: *ei* — *iei* — *i; es* — *ies* — *i*. Ebenso wurde *-et* der 3. über *-iet* zu *-it*. Schwierig ist die Erklärung der Variante *-eit;* Philipon schlägt zögernd vor, Ersatz von -DEDIT durch -DIDIT anzunehmen[19], während Hubschmied, *Zur Bildung des Imperfekts im Frankoprovenzalischen*, p. 27 und 27 (1) an schwachtonige Entwicklung von -EDIT > *-eit* denkt. In unsern Dialekten kann tatsächlich *-eit* auch etwa zu *-it* werden; cf. Hubschmied, l. c. Wenn *-iront* aus *-ieront* < *-eront* in den modernen Mundarten durchgedrungen ist, so entspricht dies dem, was zu erwarten war. Die 4. und 5., die analogischen Einflüssen besonders leicht zugänglich sind, haben in den Verben II und III schon im Altlyonesischen allgemein *i;* daß *ploremos, donestes* sich gleichfalls früh zu *plorimes*, *donistes* wandelten, ist ohne weiteres anzunehmen.

Wir können somit das ursprüngliche Paradigma des Passé défini im Südfrankoprovenzalischen wohl unbedenklich in folgender Weise erschließen:

1.	*ami*	*vendi*	*dormi*
2.	*amis*	*vendis*	*dormis*
3.	*amit*	*vendit*	*dormit*
4.	*amimes*	*vendimes*	*dormimes*
5.	*amistes*	*vendistes*	*dormistes*
6.	*amiront*	*vendiront*	*dormiront*

Diese Konjugation, die dem Passé défini der Verben II und III im Französischen sehr nahe kommt, findet sich nur selten in den modernen Dialekten und ist in den Verben II und III gerade wegen ihrer Ähnlichkeit mit den entsprechenden französischen Formen oft unsicher[20]. Aus der Tabelle I, p. 137 geht hervor, daß das Paradigma von Dardagny, das mit demjenigen des savoyischen Genevois[21] zu gehen scheint (cf. Tab. II), diesem Grundtypus besser entspricht als dasjenige von Hermance, welchem dasjenige des Faucigny am nächsten steht. In diesen von analogischen Einflüssen zersetzten Formen ist, wie im Chablais und in Onex, die französische Flexion oft mächtig geworden.

3. Die Endungen.

Die analogische Verpflanzung von *r* der 6. Pers. in die Formen der 4., 5. und 2. Pers. findet sich auch in provenzalischen, waldensischen und piemontesischen Mundarten wieder; cf. Meyer-Lübke, *Romanische Formenlehre*, p. 318. Offenbar wurde zuerst die 4. angeglichen, 4. und 6. wirkten dann auf die 5., die ihrerseits die 2. nach sich zog[22]; die 1. und 3., als die stärksten Formen des Singulars, blieben verschont.

1. Person: Wie Philipon (cf. § 2) sehe ich in den Formen auf *-ai*, Herm. *-ę*, die französische Flexionsendung; daß es sich nicht um altes *-ai* handelt, geht zur Genüge aus den Resultaten des Großteils der frankoprov. Dialekte hervor. Der Einfluß der 3. Pers. mag in den meisten Fällen die spinta analogica gegeben haben; das ergibt sich schon daraus, daß wir in Hermance neben der alten 6. *-īrā̆* auch französisches *-ę̄rā̆*, im Chablais und Altgenferischen *-arō̆* vorfinden.

2., 5., 4. und 6. Person. Die Endungen sind analogisch nach ihren Entsprechungen in den andern Zeitformen der Vergangenheit: 2. *-is* > *-irā̆* = 5. *-ites* > *-irā̆;* 4. *-imes* > *-imē̆, -irē̆, -ā̆, -ō̆* = 6. *-irā̆, -ō̆*; cf. Certoux: *avyå* 2., 5., *avyē̆* 4., *avyō̆* 6. Imperfekt. Die Zurückziehung des Akzentes in *vā̆dīrā̆* 4. von Hermance erklärt sich durch Angleichung an die 6. Pers., *-ō̆* der 4. von Dardagny ist französisches «-ons», dessen Eindringen in die Tempora und Modi der Vergangenheit ebenfalls mit der Lautung der 6. in Zusammenhang steht. — Vereinzeltes *-ates* 5. Pers. ist französisch. — *-īrō̆* 6. leitet sich regelmäßig von *-ieront*, resp. -I(VE)RUNT her.

3. Person: In den genferisch-savoyischen Mundarten findet sich *-a* (Verben I); *-ę, -ə; -i* (Verben II und III). Das letztere Resultat kommt in den andern Dialekten des Südens auch in I vor, wo es sich entweder durch Analogie oder als späte Reduktion von altem *-ie* erklärt; cf. Devaux, *Essai*, 156 und Veÿ, 225—7; in den Verben II und III handelt es sich vielleicht auch um das Eindringen der franz. Endung. *-it* der alten Formen konnte nur *-et* ergeben, cf. Anm. 16. Tonloses ę̆ > ə



Tab. II	I -ARE[1]						II -IRE[1]						III -ĔRE[1]					
Hte-Savoie[2] I	-ai	-irâ	-à		-ates	-aront	-i	-i	-i, -ë		-ites	-irant	-is	-is	-it		-ites	-irant
II	„	„	„		-irâ	-arent	„	-irâ	-ë		-irâ	„	„	-irâ	-it, et		-irâ	„
III	-i	„	„		„	-îront	„	„	„		„	-iront	„	„	-et		„	-iront
IV	-i	-ite	„		-ites	-irô	„	„	„	-iront	-ité	-irô	„	-is	„		-ites	-irô
Dauphiné[3] I	-i	-irā	-i, -e	-iron, -an	-irā	-iron, -an												
II	-i, -yi, -ye	-yérā	-ye	-yéron, -an	-yéra	yéron, -an												
III	-ü[4]	-i	-i	-iran	-irā	-iran												
IV	-üet[4]	-üet	-üet	-îron	-îro	-iron												
Lyonnais[5] I	-é	-é	-é	-ion	-ite	-ion	-é	-é	-é	-ion	-ite	-ion	-é	-é	-é	-ion	-ite	-ion
II	-i	-i	-i	-ime	„	-iron						-iron						
Coligny et St-Amour[6]	-i	-i	-i	-irèn	-irô, -ite	-irån	-i	-i	-i	-irèn	„, -irô	-irån	-i	-i	-i	-irèn	„, -irô	-irån
Vaudioux[7]	„	„	„	-irins	-irëz	-irant	„	„	„	-irins	-irëz	-irant	„	„	„	-irin-	-irëz	-irant

[1] Duret, 42–52 gibt für Onex die Endungen: *-i*, *-ira*, *-è*, *-imon*, *-ita*, *-iron* (4. *-mon* < *-mes* + *-ons*, 5. *-ita* < *-ites* + *-ira*). Der Akzent von 2. und 5. ist zweifelhaft.

Fen., 64 ssq. I Chablais, II Faucigny, III Genevois, IV Albanais. Bei Constantin und Désormaux, *Essai* fehlt das Passé déf. gewöhnlich; cf. jedoch ib. p. 55 (3)*, *R Savois* L.: «Les formes vraiment usitées à Annecy sont celles des troisièmes pers.: *al alà; é-z alirön*. A Leschaux (ct. d'Annecy-sud) on ne connaît guère que la 1re pers. du sing.: *d'ali, de rédi*». (?)

[2] Devaux, *Essai*, 393. I, II Terres Froides, III Trept, IV St-Maurice-l'Exil (cf. zu IV Herzog, *Dialekttexte*, 108).

[4] *-ü* von III ist bezogen von der *ü*-Klasse; *-üet* 1.—3. von IV scheint schlechte Schreibung von *-ye* (= *i*); cf. Devaux, 398 (2).

[5] Puitspelu, *Dict. étym. du pat. lyonn.*, p. CXIII ssq. I Craponne, II «presque tout le lyonnais»; cf. auch *Ro* XXX, 272.

[6] Clédat, *Le patois de Coligny* (Ain) *et de St-Amour* (Jura-S; P. 918 *ALF*), *Ro* XIV, 549 ssq.

[7] Thévenin, *Monographie du patois de Vaudioux (Jura)*, *Mém. de la Soc. d'Em. du Jura* 1898, p. 22 ssq.

* Bei Verweisen gebe ich jeweils in Klammern die Nummer der Anmerkung.

Tab. III	Ia -ARE	Ib Pal. -ARE	II -IRE		III -ĔRE
1.	*allei, portai*	*agenoillei, bailliay*	*parti*	*beneisi*	*descendei, descendi*
2.	[*ames*][1], *posas*	[*preies*][1], *succis*	*suffris*	*beneisis*	*descendes, descendis*
3.	*aleit, demandet, alliet*[2]	*comencet, -iet; balliet, -it*	*offrit, saillist*[3]	*beneisit*	*descendet, rendeit, -it*
4.	*ploremos, demandesmos*	*comencemos*	*venismos*	*beneisimos*	*descendimos*
5.	*donestes*	*comencestes, sacrifiestes*	*offrites, venistes*	*beneisistes*	*descendi(s)tes*
6.	*alleront, -ieront, comandaront*	*comenceront, bailliront, comencerunt, baillierunt*	*suffriron, sallieront*	*beneisiront*	*descendiront, responderont*

[1] Durch Philipon erschlossene Formen; cf. die Paradigmen *Ro* XXX, 262—265.

[2] Die 3. Pers. auf *-a* fehlen; ebenso im Adauph., cf. Devaux, *Essai*, 391 und Devaux et Ronjat, *Comptes consulaires de Grenoble* (1338/40), *RLR* LV, 301 ssq: *itetz* (STARE), *criet, donet, payet, paet.*

[3] Cf. den agenf. *Placart* (1547; *Bibl. ling.* n° 732) *saliete* sortites.

der modernen Dialekte entspricht in seiner Entwicklung derjenigen der 3. Konditional, wo die Schwachtonigkeit bis zum völligen Verstummen des Finalvokals gehen kann[23].

Durch die Endung der 3. Pers. *-a*, *-å* der Verben I unterscheidet sich das Genferisch-Savoyische von den übrigen Mundarten des frankoprov. Südens und nähert sich denen des Nordens[24]. Im Gegensatz zu selteneren und oft analogischem *-aront* der 6. hat es sich unzweifelhaft dank der Übereinstimmung mit der französischen Entsprechung halten können. Dies wird besonders deutlich in den Neuenburger Mundarten, wo sich das Eindringen von *-a* in die 3. Passé défini der Verben II und III als «Überentäußerung» unter dem Drucke der Schriftsprache erklärt; cf. Anm. 24.

Der *a*-Flexion des Passé défini entsprechen die Formen auf *-asse* des Konjunktivs Imperf., welche für zahlreiche frankoprov. Mundarten bezeichnend sind, während der *i*-Flexion ein Konjunktiv auf *-isse* gegenübersteht[25].

4. Auch zwischen den Flexionsklassen B und C haben schon früh analogische Wechselwirkungen stattgefunden. Naturgemäß gingen diese vorwiegend von der starken *i*-Klasse zur schwachen *ü*-Flexion hinüber; ein Eindringen von *ü* in die *i*-Klasse ist mir im Frankoprov. nur in vereinzelten Fällen bekannt[26]. Hingegen weisen schon die von Philipon benutzten alyon. Texte zahlreiche Übergriffe der *i*-Klasse in diejenige von *ü* auf: Neben *cognui, cognut* findet sich *conoissimos, cognoissiront, -erunt; creiu* CREDUI neben *creit, creissit;* bei Marguerite d'Oingt besteht *creisit* crût neben *se criut;* in den Légendes en prose liest man *apercuit, paissui, creisit.* Aus andern Texten sind *recit, recevit; parit, pareissit; chait, chaisit; bit, beviront; pui(t)* 1., *puet, poyt* 3., *poimes* 4., *poeront* 6.; *dissoluit;* cf. *Ro* XXX, 243 ssq.

Da die 1. Pers. oft etymologisches *-i* aufweist[27], so konnte die *i*-Flexion bei ihrem Eindringen in die *ü*-Klasse hier einen ersten Angriffspunkt finden. Der Kampf hat auch in den modernen Mundarten weitergedauert; cf. z. B. Onex *pllèzyò*[28], *pllèzè* 3., *parú* und *parèssí* 1.; *sivèntú, sivèntí; naskú, nèssí; vivú, vekí, ressú, ressevú; falè, falò* 3.; cf. auch Tab. V und die Beispiele bei Herzog, *Dialekttexte* § 449.

C. Die *ü*-Klasse.

5. Die Beispiele sind hier naturgemäß spärlicher: Cé qu'è laino (cf. *Genferdialekt*, 17): *yõ d'ĕtrə lö s'ĕkuryǫ̈*[29] *pę lə dir*, agenf. *yon d'antre leu s'encouru pai li dire* 'encourut' — Dardagny *peut* put, *seut* sut, *creût* crut, *beut* but, *pieut* plut, *receût* reçut, *connieût* connut — *dut;* Certoux, Confignon *fü*.

Hermance weist die zwei folgenden Paradigmen auf:

Tab. IV	*avé* avoir:		*ẹ̄trẹ* être:
	1.	*ü*	*fö*
	2.	*ürå*	*fūrå*
	3.	*ö, ü*	*fo* [vieilli], *fö*
	4.	*ürā*	*fūrā*
	5.	*ürå*	*fürå*
	6.	*ūrā*	*fūrā*

In den jüngern Genfertexten findet sich neben vorherrschendem *ü* auch etwa *ö:* Cé qu'è laino: *fu, furon; aperçu; falliu; puron* — Genevois yè pre: *u, uron, biuron* — Compesières: *u* 3., *uté* 5., *uron* 6.; *fu, futé* — Rocati: *u, euté, uron; cogneu* connut.

6. *ö* der alten und jungen Genferformen erklärt sich aus *ü* durch die den meisten Verbalformen eigentümliche schwache Akzentuierung[30], die hier einer schlaffen Artikulierung des *ü* rief, entsprechend dem erwähnten Wandel *-ü̇t* > *-ẹ̄, -ə;* cf. § 3. Einsilbige Verbalformen zeigen natürlich weniger Widerstandskraft als mehrsilbige; bei *koñö, ẹ̄kuryọ̈* kann Dissimilation mitspielen, da nach Mouillierung die Endung gewöhnlich tonstärker wird. In manchen Fällen werden die *ü*-Formen durch ihre französische Entsprechung redressiert worden sein oder geradezu Entlehnungen darstellen.

7. Die historische Grundlage der *ü*-Klasse dürfte durch folgende altlyonesische Paradigmen gekennzeichnet werden; cf. *Ro* XXX, 243 ssq.

Tab. V	*aveir*	*estre*	*saveir*	*conoistre*
1.		*fui*[3]		*cognui*[3]
2.	*aus*	*[fuist]*[4]		
3.	*ot*[1]	*fut*	*sot*	*cognüt, recogniut*[8]
4.	*aumes, omes*	*fumos*	*saumes*	
5.		*fustes*[6]	*sautes*	
6.	*ouront, oront*[2]	*furunt, -ont*[7]	*soront*	

[1] Gleiche Form im Adauph., Devaux, 391, und im Afreibg., *Arch. Rom.*, VII, 325; im Asav. findet sich *ou;* cf. Anm. 28.
[2] Im Adauph. die nämliche Lautung; asav. *ouren* (Moqueries 1603).
[3] Zum *i* dieser Formen cf. § 4. Im Afreibg. *fu*, l. c. 326.
[4] Analogische Bildung; cf. adauph. *fus*, *fuy.*
[5] Adauph. *fut*, *fu*; afreibg. *fo*, l. c. 333; asav. 1596 *fou.*
[6] Neben *fuistes;* cf. 2. *fuist.*
[7] Auch *fuiron*, *fueront;* adauph. *furont*, asav. 1602 *furon*, *fouron* (Entreprinse, 7, 12), 1603 *fouren* (Moqueries).
[8] Asav. 1596 *aperciou* aperçut; 1555 *consiut* conçut; alyon. 14. Jahrh. *se criut; creiu* 1. crus; cf. § 4.

Wie wir gesehen haben, ist eine größere Anzahl von *ü*-Formen zur *i*-Klasse übergegangen. Unter den erhaltenen *ü*-Perfekten finden sich neben den *ü*-Lautungen auch solche, deren Stammvokal lautgerecht zu *o* wurde[31]. Die modernen Mundarten haben diesen archaischen Lautstand oft beibehalten und, wie das Beispiel von Onex zeigt (§ 4), auch auf schwache Formen übertragen können. Doch ist im allgemeinen *ü* die herrschende Lautung geworden, was mit seiner Häufigkeit und dem Einfluß des Part. perf. zusammenhängt. Daneben handelt es sich in zahlreichen Fällen auch um französischen Import.

Die folgende Tabelle (VI) soll die Verhältnisse veranschaulichen, wie sie die hauptsächlichsten Typen dieser Klasse im Südfrankoprovenzalischen darbieten.

Die größere Buntheit der Resultate in der *ü*-Klasse ist bezeichnend für die Schwäche dieser Flexion, wo sogar ein so häufiges Hilfsverb wie «être» ganz zur *i*-Klasse übergehen konnte (unter Einfluß von «faire»?).

Tab. VI	1. Pers.	2. Pers.	3. Pers.
1. Onex[1]	*ü; fü; pü; dyü, dèvü*	*üra; füra; püra; dyüra, dèvüra*	*ü, ò; fò; pü, pò; dyò, dèvè*
2. Samoëns[2]	*ò*	*orâ*[3]	
3. Thônes[2]	*ü; fë*[4], *fò*	*ü; fë, fò*	*ü; fë, fò*
4. Annecy[2]			
5. Mûres[2]	*i*[5]	*ìte*	*ĕ*
6. Hte-Sav.[6] I	*ü; füs; bü*	*ü; fürâ; bü*	*ü; fë*[4]*; bü*
II	„ „ *biü*	*ürâ;* „ *biürâ*	„ *; fé, fo; biot*
III	„ „ „	„ „ „	„ „ „
IV	*i*[5] „ „	*üte; füs; biü*	*ü; fë; biü*
7. Lyonnais	*üé*[7]*; düé; püé*	*üé; düé; püé*	*üé; düé; püé*
8. Coligny et St-Amour	*fü, fi*[9] *ü; sü; crü; dyü; yü*(vis); *byü*	*fü, fi ü; dyü*	*fü, fi ü; dyü*
9. Vaudioux	*eus*[8]*; fis*[9]*; piüs; biüs*	*eus; fis*	*eut; fit*

[1] Nach Duret, 36—66. [2] Constantin et Désormaux, *Essai*, 61—63.

[3] Die nämliche Übereinstimmung von 2. und 5., resp. 4. und 6., findet sich auch in Mûres und Rumilly, sowie in den meisten von Fenouillet verzeichneten Formen; cf. auch die schwache Flexion von Coligny und St-Amour; cf. Anm. 22.

[4] *ë* = ə > ẹ; cf. *Dict. sav.*, XXXII. Die Pluralformen legen nahe, in diesem Laute reduziertes *ü* zu sehen; cf. § 6.

[5] *üī** > *ii* — *î* = (*i*)*itê* = (*i*)*irŏn;* aber *auĭt* — *ŭt* — *ē*.

Infolge des Abschwenkens zahlreicher Verben zu dieser Klasse sind die *ü*-Perfekte bedeutend weniger zahlreich als im Französischen, und auch von den erhaltenen ist, wie gesagt, manche Form entweder vom Französischen gehalten oder geradezu importiert worden. Dies ist sicher der Fall bei den meisten der zitierten Genferformen (§ 5), in deren 3. Person sehr oft zu erwartendes *o* der starken Formen der französischen Lautung gewichen ist, und wo die typisch dialektischen Analogiebildungen (Stammerweiterungen) ebenfalls fehlen. Sie weisen, mit Ausnahme etwa von Formen aus Hermance, den Habitus von mehr oder weniger gut angeglichenen französischen Lehnwörtern auf.

8. Die Endungen entsprechen denen der andern Klassen. Die analogischen Formen auf *r* sind allerdings in der 2. Einzahl oft nicht anzutreffen. Nicht selten sind auch alle drei Personen der Einzahl gleich (cf. 3, 6, 7, 8, 9 der Tab. VI); ob es sich hier um ursprüngliche oder gewordene Resultate handelt, läßt sich beim Mangel an Kenntnis

	4. Pers.	5. Pers.	6. Pers.
1.	*ümon; fümon, pümon, -ron;* *dyümon, dèvümon*	*üta, -sta; füta, püta, -ra;* *dyüta, dèvüta*	*üron, füron; püron;* *dyüron, dèvüron*
2.	*oran*[6]	*orâ*	*oran*
3.	*üran; füran*	*ürâ; fürâ*	*üran; füran*
4.	*üron*		*üron*
5.	*îron*	*île*	*îron*
6.	*fürons; bürons* „ *biüran* *füront: biürin* *füro*	*ütes; fütes; bütes* *ürâ; fürâ; biürâ* „ „ „ *ütes; fütes; biütes*	*ürant; fürant; bürant* „ „ *biürant* *üront; füront; biüront* *üró; füró; biüró*
7.	*üyon; düiyon; püiyon*	*üite; düite; püite*	*üyon; düiyon; püiyon*
8.	*fürèn, firèn* *ürèn;* *dyürèn*	*firó; füte, fite* *üte, üró;* *dyüte, dyüró*	*fürån, firån* *ürån;* *dyürån*
9.	*eurins; firins*	*eurëz; firëz*	*eurant; firant*

[6] Cf. Tabelle II (2).

[7] *é* entspricht altem *i*; cf. Puitspelu, CXIV und Philipon, *Ro* XXX, 275 (1). St-Genis-les-Ollières hat *uiron* eûmes, eurent; *Ro* XXX, 267 (2).

[8] Offenbar = *œ*; cf. Thevenin, 20—21.

[9] *füi* > *fi*; cf. alyon. *fui* 1., *fuist* 2., (**fuit* 3.); Tab. V und oben Anm. 5. Herzog, *Dialekttexte*, 451 zitiert entsprechende Fälle aus dem Burgundischen, aus dem Lyonesischen und dem Dauphiné. Cf. dazu Vaudioux, 45 *fis* (faire) und Plagne (Berner Jura) *füri* fîtes, wo être auf faire gewirkt hat (aus Fasz. 2 des *Glossaire* p. 125).

der historischen Vorstufen nicht entscheiden. Auf alle Fälle ist anzunehmen, daß der Vorgang des Französischen hier nicht ohne Einfluß gewesen sei. Französische Einwirkung tritt ohne Zweifel zu Tage in den Formen, wo *r*-Lautungen im Singular solche ohne *r* im Plural gegenüberstehen, wie z. B. in Onex 2. *fúra; dyúra, dèvúra* ~ *futa; dyuta, dèvúta* — Hte-Savoie I: 2. *furâ* ~ *futes* (*furâ*) 5.; cf. dazu ib. *ute* 2. = 5.; Coligny et St-Amour 2.-*u*, 5.-*ute*, -*urô*; cf. Anm. 20.

Zusammenfassung der wichtigsten Resultate.

9. Das Passé défini ist im Genferisch-Savoyischen nicht mehr gebräuchlich; wie im Französischen wird es durch das Passé indéfini ersetzt. Es ist indessen möglich, trotz des Mangels literarischer Traditionen in den Mundarten dialektische Passé défini-Formen und sogar vollständige Paradigmen zu erhalten, was beweist, daß diese Zeitformen vor noch nicht allzulanger Zeit diesem Patois durchaus geläufig waren. Ihr Verschwinden aus der Umgangssprache ist nicht vom entsprechenden Vorgang im Französischen zu trennen.

10. Im Genf.-Sav. hat, gleich wie in andern frankoprov. Mundarten, die -ARE-Klasse, neben vorherrschenden *i*-Formen, in den 3. Pers. altes *a* bewahrt. Im Singular bedeutet es die Regel, dank der dortigen Stützung durch die gleichlautende französische Form, während es in der Mehrzahl, wo diese Voraussetzung nicht zutrifft, wohl nur durch *a* der 3. Person etwas gehalten wurde, sofern es sich hier nicht geradezu um analogische Neubildungen nach der 3. handelt. In den andern Personen sind die vereinzelten *a*-Lautungen ziemlich sicher als französischer Import zu betrachten.

11. Die Verallgemeinerung der *i*-Flexion, die auch die *a*-Klasse erfaßte und zahlreiche Verben der *ü*-Klasse an sich riß, ist nicht allein dem Frankoprovenzalischen eigen, sondern findet sich auch in französischen Mundarten des Ostens und Westens (Poitou, Normandie; § 2). Im XV. Jahrhundert drang sie sogar in die Literatursprache ein, aus der sie jedoch schon im XVI. Jahrhundert wieder verschwand[32]. Die östlichen und wohl auch die erwähnten westlichen Dialekte stehen somit zwischen dem Französischen und dem Provenzalischen, indem sie einerseits, wie die langue d'oïl, die Verben II und III zusammenfallen lassen, und anderseits die Flexion von DEDI und STETI in die -ARE-Klasse einführen, entsprechend den Verhältnissen der langue d'oc.

Dieser archaische Zug steht in Übereinstimmung mit dem konservativen Charakter unserer Mundartgruppe, der auch in andern Phänomenen zum Ausdruck kommt: So ist hier wohl oft die 6.-*aront*, -*ent* der Verben I als Rest der ursprünglichen Flexion zu bewerten, die im Fran-

zösischen seit dem XVI. Jahrhundert verschwunden ist; cf. Nyrop II, 128; ebenso hat das Französische die *o-*, *ou*-Formen schon seit dem Mittelalter aus der *ū*-Klasse eliminiert, wohingegen die genf.-sav. Mundarten sie bis in die jüngste Zeit bewahrt und sogar oft ihren Tonvokal analogisch weiter getragen haben; cf. § 4 und Tab. VI.

12. Die Überfülle analogischer Beeinflussungen, die in allen Zeitformen der Mundarten wuchern, tritt im Passé défini des Genf.-Sav. besonders deutlich in Erscheinung. Bemerkenswert ist vor allem der häufige Übertritt von starken Formen zur schwachen Flexion; cf. Certoux *dəzę* (*ę* > *ə*) dit[38], Dardagny *tenèt* tint, *piaisè* plut, Onex *rizè* rit, *fassè* fit, *veÿè* vit, *kreÿè* crut, *kressè* crût, *dèvè* dut, *klluzè* clut, *movu* mus; Duret, 55–68; vgl. auch §§ 1, 4 und Anm. 28. Obwohl es sich hier lediglich um einen Sonderfall aus der Gesamtheit der Analogieerscheinungen handelt, so verdient er doch in Anbetracht seiner Häufigkeit in unsern Mundarten als ein charakteristischer Zug derselben hervorgehoben zu werden.

Anmerkungen.

[1] Siehe L. Gauchat et J. Jeanjaquet, *Bibliographie linguistique de la Suisse Romande,* Neuchâtel 1912, 1920, n[0] 1142 und 1237.

[2] Die drei Dörfer gehören drei verschiedenen Regionen des Kantons an: Certoux: linkes Rhoneufer, Hermance: linkes Seeufer bis Arve, Dardagny: rechtes Rhoneufer; cf. die Übersichtsskizze des Kantons Genf in *Genferdialekt.*

[3] Vgl. zu dieser Bezeichnung des südlichen frankoprov. Gebietes *Genferdialekt,* 176.

[4] Nach Constantin et Désormaux, *Essai de Grammaire, R Savois* L, · 55 (3) ist es in gewissen sav. Mundarten noch gebräuchlich; cf. auch Tab. II (2) oben. So hat z. B. der Gewährsmann von Dingy-Parmelan (Arrondissement Annecy) in den von den nämlichen Verfassern herausgegebenen sav. Dialektübertragungen des *Enfant prodigue* (cf. Anm. 9) das P. indéf. seiner Vorlage fast immer durch das P. déf. ersetzt: «a vendu» *vūndĕ*, «a vécu» *vivĕ* (gleiche Form in St-Jean de Sixt (Arr. Thonon), «a eu» *ū* (Leschaux, Arr. Annecy, *ĕ*), «a été» *fò,* «a vu» *vĕ* (auch in St-Jean de Sixt); cf. auch: «se sont mis» *mtâran* (cf. Anm. 10) in La Clusaz (Arr. Thonon), «est arrivé» *arvá,* Marthod (Arr. Albertville). — Auch im Bas-Bugey (Ain) scheint sich das P. déf. etwa gehalten zu haben. E. Philipon, *Ann. de la Soc. d'Em. de l'Ain* XVII, 512 ssq., erwähnt für Jujurieux allerdings keine P. déf.-Formen; dagegen erklärt Hr. Professor A. Duraffour, Grenoble, der mir aus seinem in Vorbereitung befindlichen Werk über die Mundart von Vaux (cf. *Ann. de l'Univ. de Grenoble* XXXIV, Fasz. 2) interessantes Material über die dortige Verbalflexion zur Verfügung gestellt hat: «la forme (das P. déf.) est aussi vivante qu'en Provence». Ich trage

hier einige der von ihm verzeichneten Flexionen nach (cf. auch Anm. 28): *ϑăti* 1.—3., *ϑătl^a^rẵ* 4., 6., *ϑătl^a^rå* 5.; ebenso: *ali*, *ϑasi* chassai, *vĕndi*, *r(e)s(e)vi*, *fna^i^si*, *ĕpyi* emplis *fi*, *mĕti;* Bettant (bei Vaux) hat *ϑătə* 3. — Clédat, *Le patois de Coligny et de St-Amour*, *Ro* XIV, 549 ssq. und Thévenin, *Monographie du patois de Vaudioux (Jura)*, in *Mém. de la Soc. d'Em. du Jura* 1898, p. 18 ssq. zitieren in allen Verben P. déf.-Formen. Nach Boillot, *Le patois de la commune de la Grand' Combe* (*Doubs*), Paris 1910, p. 31—38 ist es dort nicht gebräuchlich; dagegen erwähnt der Chanoine Dartois in seinem *Coup d'oeil spécial sur les patois de la Franche-Comté*, Besançon 1850, die P. déf.-Flexion für beide von ihm unterschiedenen Mundartgruppen der Franche-Comté; cf. ib. 279: Val du Saugeais: *anmeûrou*, *-eurè*, *-eure*, *-eûran*, *-euri*, *-eûran* (cf. Anm. 26), in andern Idiomen der südlichen Gruppe gewöhnlich: *annérou*, *-érè*, *-o* (*-eu*), *-éran* 4., 6., *-éri* 5. Für die nördliche Gruppe gibt Dartois das Paradigma *aîmé* 1., 2., *-è* (*-o*, *-a*, *-i* plus rares) 3., *-ére* 4.—6.; dagegen 4., 6. *aimènne*, 5. *aimète* in Besançon, Baume, Montbéliard, Vesoul, Lure. Ebenso *finérou*, *finisσérou* (Süden), aber *fini*, *finissé; rendi*, *-é; recevé*, *reçu* (Norden). Von der von Dartoïs festgestellten Sprachgrenze in der Franche-Comté wird im Schlußkapitel meiner Arbeit über die Verbalflexion im Genf.-Sav. die Rede sein. — Im Lyonesischen, in St-Etienne und im Forez muß das P. déf. recht lebendig gewesen sein, da es in diesem Gebiet einen großen Formenreichtum aufweist. cf. Puitspelu, *Dict. étym. du pat. lyonn.*, Lyon 1899, Veÿ, *Le dialecte de St-Etienne au XVIIe siècle*, Paris 1911, p. 225—231, P. Gras, *Dict. du pat. forézien*, Lyon 1863, p. 168 ssq., dessen Formen der -ĔRE- und -IRE-Klasse deutlich provenzalischen Einschlag verraten (*vendei*, *vendiguei* etc.); cf. auch *Notes sur le pat. de Grézieu-le-Marché* (Cant. de St-Symphorien-sur-Coise, Arr. Lyon) von Bruyère, in der *Revue Clédat* VII, p. 287 ssq. Abweichend vom Forez fehlt den erwähnten lyon. Mundarten die analogische Übertragung von *r* der 6. auf andere Personen; cf. Craponne *chanté* 1.—3., *chantion* 4., 6., *chantite* 5. — Grézieu-l.-M. *chantchou*, *-is*, *-i*, *-illons*, *-ites*, *-illont*, aber Forez *amio*, *-ei* 1., *-ie*, *-ias*, *-eras* 2., *-eî*, *-é* 3., *-éron*, *-éran* 4., *-éras* 5., *-éron*, *-érŭn* 6.; Rive-de-Gier (Arr. St-Etienne) *furo* fus 1., *uro* eus 1. etc. (nach Veÿ, 229 (1)). — Die Aufnahmen der Herren Prof. Jaberg und Dr. Scheuermeier in den frankoprov. Tälern des Piemonts (Piamprato, Ceresole, Noasca, Groscavallo, Mondrone; Ala di Stura) weisen keine P. déf.-Formen auf. Die Dialektmonographien der Schweiz erwähnen es nur in vereinzelten Fällen; cf. A. Odin, *Etude sur le verbe dans le patois de Blonay*, p. 84; A. Byland, *Das Patois der „Mélanges Vaudois" Louis Favrat's*, p. 58. F. Häfelin, *Les patois rom. du cant. de Fribourg*, p. 97 nennt nur die drei Pers. des Sing. im Patois von Gruyères. In den Mundarten von Neuenburg scheint sich das Tempus etwas besser gehalten zu haben; cf. F. Häfelin, *Die Neuenburger Mundarten*, p. 88 ssq., H. Urtel, *Beiträge zur Kenntnis des Neuchâteller Patois I. Vignoble et Béroche*, p. 46 ssq. und O. Greuter, *Georges Quinche, Le temps d'autrefois* (Patois von Valangin), Diss. Zürich 1914, p. 45. Die Arbeiten von Gilliéron, Lavallaz und Fank-

hauser führen aus dem Wallis keine P. déf.-Formen auf. Herr Dr. Fankhauser, Winterthur, teilt mir indessen mit, daß er in Val d'Illiez solche notiert habe, die ihm allerdings unsicher und zögernd aus der Erinnerung genannt worden seien.

Die Karten *ALF* 1150 (rentra) und 1154 B (revîmes) verzeichnen P. déf.-Formen in den Punkten: Wallis 978, 979, 988; Waadt 40, 939; Neuenburg 52; Hte-Sav. 947; Sav. 943, 954; Ain 913, 924 (Torcieux, nordöstl. Vaux); Jura-S. 928, 938; Rhône 914, 908, 911, 818; Isère 912, 921, 829. In den andern Punkten wurde das P. indéfini genannt.

[5] Bernex und Aire-la-Ville (*Bibl. ling.* n⁰ 1142) führen es in keinem Paradigma auf.

[6] Herr Prof. Jeanjaquet bemerkt am Schlusse seiner Aufzeichnungen: «Les formes du passé défini sont aujourd'hui complètement hors d'usage. Mais le sujet se souvient de les avoir entendues chez les vieux et a généralement pu les retrouver pour les verbes les plus usités».

[7] Cf. alyon. *veniu, venis, -it, -ismos, -istes, -iront;* St-Etienne (1698) *devenió*, aber Lég. en pr.: *vindrent,* Lyon 1364; dauph. 1402 *tenit;* Comptes cons. de Grenoble (1338—40) *venguit* 3., *veniront* 6.; Chanson de Rocati (genf. 1735) *vegnet.* — Craponne *vené* 1.—3., Vaux *tẽ*, *vẽ*, aber *təñĩ^{a}rã* 4. 6.; St-Jean-d'Aulph (Arr. Thonon) *veniet* 3.; Jorat *võñə;* h.-gruér. *tini* 1.—3., *vini* 1.—3.; vgl. auch die Beispiele § 1.

[8] Da die starken Verben der einen oder andern dieser Klassen folgen, erübrigt es sich, sie gesondert zu behandeln.

[9] Beispiele aus einer Übersetzung der *Parabole de l'Enfant prodigue* (nach dem frz. Text des Evang. Lukas) in die Mundart von Certoux. Die Zitate aus Bridel stammen von einer im Anhang seines *Glossaire* aufgeführten Übertragung «des environs de Genève»; in der Version von Commugny (Waadt, mit genf. Lautstand, cf. *Genferdialekt*, 179 (7)) ib. wurde das P. déf. durch das P. indéf. ersetzt. — Weitere Übertragungen aus der Westschweiz ib.; außerdem bei Fankhauser, 187—90 und Gilliéron, 133—5; cf. ferner *Bibl. ling.* n⁰ 362, 363, 535, 686, 730, 839, 862; für Savoyen cf. *R Savois* XLIV, 11, 102, XLIX, 270 und J. Désormaux, *Bibl. méthodique des parlers de Savoie,* Annecy 1923, n⁰ 848, 855, 1109, 1173, 1177; für die frankoprov. Täler des Piemont *Ro* XLII, 430 und B. Biondelli, *Saggio sui dialetti gallo-italici,* Milano 1853, p. 505 ssq. Über die franz. Übertragungen orientieren Constantin und Désormaux, *R Savois* XLIV, 11—12.

[10] Die geläufige Patoisform ist *metå,* das sich durch den Einfluß von *butå* (cf. Joyousa Farsa, sav. 1594, v. 78 *bouta*) erklärt; *Genferdialekt,* 172 § 90, 1 und Veÿ, 253; cf. Hermance *mętre*, *mętå*, *mtå* und die 14 Entsprechungen von frz. «mettez!» in den erwähnten sav. Versionen der Parabole, p. 22, 124: 9 × Typus *mtå,* 1 × Typus *meti* (in Savigny, Arr. St-Julien, wo *-i* auch in die 5. Pers. Praes. und Impft. der Verben-ARE eingedrungen ist), 4 × Typus *petå, ptå* = *butå* (La Clusaz, St-Jean de Sixt

(Arr. Annecy), Marthod (Arr. Albertville), Modane (Maurienne)). Vaux hat *mĕtre*.

[11] In unsern Mundarten ist *fę, fĕ* zu erwarten; cf. Onex *fassè, fĕ*, Fenouillet, *Patois savoyard*, Annecy 1902, p. 77 *fĕ* (nord), *é fĕ, on fit* («on ...» statt der 4., sud), *Parabole*, 105 *fĕ* Dingy-Parmelan, La Clusaz, St-Jean de Sixt. Vaux *fi* 1.—3., St-Etienne (17. Jahrh.) *fió* 1., *fit, fist, fézit* 3., *fimon* 4., *fite, feistes* 5., *firon* (forézien *feyront*) 6., Veÿ, 260. Im haut-gruér. *fi* 1.—3. neben *faši*. Vgl. alyon. *fis* 1., *feis* 2., *fit, fist* 3., *fimes* 4., *feistes* 5., *firont* 6.; adauph. *fit, fasit* 3., *firont* 6., Comptes consul., 184/5; Joyousa Farsa, v. 46 *fi*, 118 *fy*, 102 *firon* (1594). *-i* in der 3. ist analogisch nach der 1. (FECI) und der 6. oder phonetisch: *fist* > *fĭ(t)*.

[12] Französischer Import; cf. Anm. 7.

[13] In den Zeitformen der Vergangenheit hat Dardagny überall frz. *-ons* statt ursprünglichem *-ĕ* durchgeführt. *-ins* findet sich in den häufigern und deshalb fremdem Einfluß weniger zugänglichen Formen des Präs. Ind. und Konj., im Impft. und Futurum.

[14] Französische Lautung; cf. auch Onex *ballíra* (Akzent?).

[15] Die Zurückziehung des Akzentes erklärt sich durch Angleichung an die 6.; cf. § 5 *fŭră* aber *ŭră*; ebenso im Impft. *ϑătåvă* (*-ivă*) 4. = 6., Impft. Konj. *ϑătísă*. Im Präs., Fut., Kond. ist dagegen die Endung betont. Zu den entsprechenden Verhältnissen in Vaux cf. Anm. 4.

[16] Siehe Meyer-Lübke, *Formenlehre*, 319 und Herzog, *Dialekttexte*, E 55. Nach *ALF* 1150 (rentra) findet sich im Frankoprov. der Typus *rentri* in Ain 913, 924, 935, Rhône 818, Isère 912, 921; nach Häfelin auch im neuenb. Dombresson und La Sagne: *tšăti* und Greyerz *tsăti*, cf. auch Anm. 24. Suchier und Brunot scheinen als spinta analogica bei diesem auch der frühern Literarsprache bekannten Wandel die Verben PAL. + ARE anzunehmen, wo PAL. + A zu PAL. + I geworden wäre. Da der Palatal aber nur auf freies, langes A wirkt (*comencier*) und kurzes romanisches *a* verschont (im Wortausgang, in geschlossener Silbe), sich *i* aber tatsächlich zuerst in den Verben PAL. + ARE findet (Brunot II, 336), so muß an den Einfluß des Plur. gedacht werden, wo *i* regelmäßig ist (*commenci(e)ront*); cf. Tab. III, § 2. Die gleiche Erklärung gilt auch für die frühen *i*-Formen der Verben PAL. + ARE im Alyon. — Im Adauph. beginnen *-is, -iront* gegen das Ende des XIV. Jahrh. *-ei, -eront* zu verdrängen; Devaux, 391/92. Die südfrankoprov. Texte des XVI. und XVII. Jahrh. haben *i* schon verallgemeinert: Joyousa Farsa (sav. 1594) *vendi* — Prologue fait p. un mess. sav. (1596) *che(i)zy* chut, *lessi* — La Piedmonteysa (bress. 1619) *levit, trovit, montrit* etc. — Bernarda buyandiri (lyon. 1658) *demandi, demori*. — Dagegen haben das Forez und St-Etienne in den Verben I die Lautung *-è* bewahrt: St-Etienne *bettió* 1., *bettet, -ait* 3., *arivemon* 4., *ameneront* 6., ebenso *virió* 1., *brouget* 3., *habillèront* 6.; zu den entsprechenden Resultaten des Forez cf. Veÿ, 250 und Gras, 168. — Cf. Anm. 4.

In den erwähnten sav. Übertragungen des Gleichnisses vom verlornen Sohn (Anm. 9) entspricht die Endung der 3. Passé déf., besonders im

Typus *desit* «dit», überall der 3. des Kond. aurait (*arit* > *aret;* Certoux *ar°*, *ar*, Dardagni *aré*, Hermance *arẹ*, etc.): Samoëns *dĩẽ*, Châtel, Annecy, Balme-de-Sillingy, Dingy, Leschaux, Thônes, St-Jean de Sixt *dzẽ* (< *dẽzẽ*), La Clusaz, St-Eustache *dje*, Marthod *dẽ* ∾ Montagny *di* (beide im Dep. Savoie). Nach der Karte *ALF* 976 (il partit) finden sich *-ŏ*, *-ə* in Ain 926, Jura 938; der Typus *parti* in Rhône 914, Loire 905, Jura 928; *modi* (MOVITARE) in Ain 913, Rhône 908, 911, 818, Loire 819; im sav. Albanais *ami* aima, *R Savois* 1885, p. 57 n. (z. T. nach Hubschmied, *Imperfekt*, 28 (1), 47 (3), 54.)

[17] Philipon, *Morphologie du dialecte lyonnais au XIII et XIVe siècle*, *Ro* XXX, 213—294.

[18] Alyon. *preist*, *prist*, *prit* 3., *apreismos* 4., *presistes* 5., *preistront*, *prisdrunt*, *priron*, *preisiront* 6.; cf. auch *dist*, *fist*, *mist* (*meit*, *met*, *mit*), *quist*, *rist*, *rit*, etc., entsprechende Formen im Adauph.; cf. *Comptes consulaires*, 184.

[19] Cf. *Ro* XXX, 273 (1); Veÿ, 225 (3) äußert sich in ähnlichem Sinne. Es wird außerdem noch zu untersuchen sein, ob nicht auch eine Beeinflussung durch die Impft.-Endung -EAT vorliegt; cf. alyon. *vendet*, *-eit*, *-it* 3. Impft. und *vendie*, *-eit*, *-it* 3. P. déf. Ronjat, *Comptes consulaires*, 185 konstatiert im Adauph. «un trouble considérable dans l'emploi normal de l'impf. et du prét., et cela même à des personnes ou à des conjugaisons où phonétiquement les formes sont très nettement distinctes. Il paraît y avoir tantôt échange de formes proprement dit, tantôt simple flottement de sens».

[20] Wenn es sich in Fällen wie *amịte* 2. = 5. des Genevois allenfalls noch um alte Formen handeln könntẹ, so ist dies bei *-irâ* 2., *-ates* 5., *-is* 2., *-ites* 5. schwerlich der Fall; cf. § 8.

[21] Zum Umfange dieser Region vgl. Fenouillet, 98 und *Genferdialekt*, 14.

[22] Die engen analogischen Zusammenhänge, die zwischen der 2. und 5., resp. 4. und 6. bestehen, gehen besonders deutlich aus den Paradigmen von Hermance hervor; cf. Anm. 15 und Tab. I, IV.

[23] Cf. Anm. 16; entsprechend wird die 3. auf *-a* zu *-å*; vgl. dazu Certoux *d°rọ*, Confignon *d°rå* «dira»; Laconnex *ẹkọrọ* «vannera» (EXCUTERE).

[24] Die Karte *ALF* 1150 (rentra) verzeichnet den Typus *rentra* in Jura 928, 938 und Wallis 988, 978, 979. Von den 14 Versionen der *Parabole* geben 13 *rentra* (*-ò*, *-â*, *-a*) ∾ 1 × *-ĕ* (Montagny, Tarentaise); in Ober-Greyerz finden sich nach Häfelin *tsãta*, *mədza*, *plyora* neben *tsãti*, *mədži*, *plyori; dža* (und *dži*) «dit» ist dort der einzige Fall, wo *-a* außerhalb der Verben I erscheint (cf. Rumilly, Arr. Annecy *dza*); in der II. und III. (ohne Verben *-ü*) ist *-i* die Regel; cf. auch afreibg. *comparat*, *saqua; implaront* «emplirent», Aebischer, *Arch. Rom.* IV, 348, VII, 310, 320. Übergriffe von der zahlreichen *a*-Klasse auf die andern Konjugationen sind in diesem schwachen Tempus nicht selten; cf. Châtel (Arr. Thonon) *corà* «courut», Lugrin (bei Meillerie, P. 958 *ALF*) *se collia* (COLLIGERE) «s'en alla», Thairy (bei St-Julien) *accueillâ* «jeta». Im Neuenburgischen ist *-a* geradezu in die 3. Pers. aller zur *i*-Klasse gehörigen Verben eingedrungen; cf. Urtel,

Neuch. Patois, 46: Béroche: *trǫvarī* 1., 4., 5. — *trǫvā̆* 2., 3., *trǫvarā̆* 6.; p. 53: *fīri* 1., *fī* 2., *fəsā̆* 3., *fəsarī* 4. 5., *fəsarā̆* 6. (cf. Vignoble *fisā̆, firā̆*). Die Angaben Urtels p. 46/47 sind zum Teil unrichtig. Es ist z. B. unmöglich, daß *-īrā̆* von La Sagne sein *i* der 1. *trovī* verdankt. Außerdem stützt sich U. bei seinen Ausführungen auf das durchaus hypothetische Paradigma von Blonay (cf. Odin, *Verbe*, 27), «das den ältesten Standpunkt zu repräsentieren scheint». Vgl. noch *rebütīrə, aīrə* 4., *bwętārə* 3., *vęñārə* 3. (venir) St-Blaise. Die Formen aus der Béroche sind besonders aufschlußreich, weil sie deutlich dartun, wie stark das dialektische Empfinden die Endung der 6. auf *r* als typischen Exponenten der P. déf.-Funktion empfand, so daß diese im Neuenburgischen sogar samt dem Themavokal auf die Formen des Sing. übertragen werden konnte. Valangin hat *vña* «vint», *oya* «ouit», *uvrəsa* «ouvrit», *ria* «rit» etc., Greuter 45; siehe auch Häfelin, 95 ssq. In der 6. dagegen hat Valangin: *aloyirẹ* «arrangèrent» (ALLOCARE), *apuñir* «empoignèrent», *alir* «allèrent»; ebenso in den Verben I des Jorat: *arətā̆, atsətā̆, arəvā̆*, aber *portīrā̆, arəvīrā̆, alīrā̆, kumē̆sīrā̆*, Byland, 58. Fälle «falscher» Analogien im Waadtländischen rügt J. Cornu im *BGl* XII, 45, z. B. *moza* statt *mozə* (mordre).

Für die Dialektgruppe, die uns beschäftigt, habe ich noch folgende alte Formen notiert (cf. § 1): Joyousa Farsa (1594): *fechi, lassei* 1., *fecha, mena* 3., *fecharon, zapparon, comançaron; avezaren, avezuron* 6., letzteres offenbar eine dem Autor nicht geläufige Form. — Plaisant Discours (sav. 1600): *fechy* 1., *fecha* 1., *trouua* 3., *fecharon* 6., aber *gardi* 3. — Discours sur l'entreprinse de Geneue, Chambéry 1603: *torny, raconty, aly* (zu diesen zwei Texten vgl. Désormaux, *Bibl. méthod.*, n⁰ 916, 937). — Cé qu'è laino (genf. 1602): *dena, prononça, tomba, alaron* — Compesières (1695): *trova, alla, quemança, seffa* «chassa», *bresaron, acouillaron* «jetèrent» (cf. oben, Thairy), aber *bailli* (cf. adauph. *balliet*, aber Rocati (1735) *bailla*). — Rocati: *s'aveza, arossa* «jeta», *REW* 7357, *écorssa, sobra* «resta», *REW* 8458, *Dict. Sav.* 375; *alaron, criaron, passaron*, etc.

[25] Certoux, Aire-la-Ville, Bernex, Confignon, Laconnex, Onex, Hermance haben *ϑātisə* «chantât», aber Dardagny *shantassè, baillissè*, Herm. *bałisẹ* 3., aber *bałasē̆* (?) 4.; cf. Fenouillet, 66 ssq.: Chablais, Faucigny *amasse*, Genevois, Albanais *amisse; amàsse* neben *amisse* (Konj. präs.) findet sich auch in Albertville; Duret, 35 (1). Im Alyon. haben wir *ameist, -est, -ist, -it; Ro* XXX, 241—57. Die lat. Grundlage mußte regelmäßig ergeben: *portast, commençast, venist, vendest.* Der Einfluß der P. déf.-Formen auf *-et* und *-it* hat den Tonvokal im Konj. Impft. der Verben I modifiziert; mit dem Dominieren von *i* im Perf. wurde dieser Vokal auch im Konj. verallgemeinert, ein Sprachzustand, der einer großen Zahl frankoprov. Dialekte eignet. *-ast, -at, -ist, -it* > *-asse, -isse* erklären sich durch den Einfluß des Konj. Präs.

[26] Außer den in den Tab. II (5) und VI (9) aufgeführten Fällen sind hier wohl die Anm. 4 erwähnten Formen auf *-eu* von Val du Saugeais (Franche-Comté) zu nennen. Fälle wie *avezuron* der Joyousa Farsa (cf.

Anm. 24) sind wohl eher als Irrtümer denn als Analogiebildungen zu bewerten.

Die Übergriffe der *i*- auf die *ü*-Klasse sind bei weitem zahlreicher und verbreiteter; außer den in § 4 erwähnten Fällen mögen hier noch genannt sein: Comptes consulaires: *devit* «dut», *poyssit* «put», *vausit* «valut», neben *volguit, valguit, valguiront* (cf. *venguit* aber *veniront*), welch letztere Formen im übrigen auf die Nachbarschaft des Prov. hinweisen (cf. Anm. 27); St-Etienne (17. Jahrh.) *sopit, saü* «sut», *beuviront* «burent», *chaü* «chut», *creyó* «crus», *counussit;* Veÿ, 227 zitiert außerdem entsprechende Fälle aus den modernen Dialekten des Dep. Loire, wo sie im S.-W., mit der ausgesprochen provenzalischen Bildung auf *-gué*, besonders zahlreich auftreten. Vgl. auch afreibg. *morj* «mourut», *Arch. Rom.* IV, 353; Piedmonteyza: *murit, voussit, vossit;* Moqueries; *creissy* «crût»; asav. 1596: *puiren.* Aus dem modernen Genf.-Sav. nenne ich: *vivĕ* «vécut», Dingy, St-Jean de Sixt; *pĕrcĕvĭè*, «perçut» (= entendit), *volè* «voulut», Gex; cf. Vaux *voĭi* «voulus», *ϑeyi* «chus», *pyǫvi* «plut», *fāĭi* »fallut», *pwi* 1.—3., *pwĭrā* 4. 6., *pwirå* 5., von *pǫvăi* «pouvoir», *vĭvi* «vécus», *mweri* «mourus»; etc. Auch in der Waadt *volliron* «voulurent», *Gloss.* Fasz. 2, p. 119. — Zu entsprechenden Fällen im Afrz. cf. Schwan-Behrens, *Gramm. des Altfrz.*, § 404 und Risop, *Studien zur Geschichte der Konjug. auf -ir,* Halle 1891, p. 120.

[27] Cf. afrz. *oi, soi, poi, ploi, fui, dui, bui, conui, crui,* etc.; Nyrop II, §§ 193—98; aprov. *aic, agui; saup, saubi; fui, fo; volgui,* etc.; Appel, *Prov. Chrest.*, p. XXXIII, ssq. Siehe auch Philipon, l. c., 274.

[28] Wie im Awallon. HABUIT > *aut* = alyon. *ot*, so wurden DEBUIT, BIBUIT, CONCIPUIT zu awallon., agenf.-sav. *diut, biut, conciut,* oder im Genf.-Sav. auch *diot, biot, conciot;* PLACUIT hätte also, wie im Afrz., *plot* ergeben sollen. Die analog. schwachen Formen sind wohl jung; die Endung erklärt sich durch den Einfluß der frühern Form auf *o*; cf. Anm. 29. — Unter den zahlreichen von Duret-Koschwitz aufgeführten P. déf.-Formen auf *ü* erklärt sich wohl eine größere Anzahl durch den Einfluß des Part. Perf. und der entsprechenden frz. Form; *parú, parèssí* 1., part. *parú; sĭvèntú, sĭvèntí* 1., part. *sĭvèntú; sĭtivú* 1. = part., *naskú* 1. = part., 3. *naskò; vivú* 1. = part., 3. *vivò, veskí; molú* 1. = part.; *ü*-Formen haben ib. auch absoudre, devoir, recevoir, valoir, vouloir, savoir, pouvoir, férir, gésir, choir, chaloir, se douloir; *Gramm. sav.* 60—67. — An *ü*-Formen nennen die sav. Übersetzungen der *Parabole:* «reconnu»: *arconĭu* Dingy-Parmelan, *rconĭu* St-Jean de Sixt — «dut»: *dĭu* Samoëns, Annecy, Dingy, Rumilly — «fut»: *fò* La Clusaz, St-Jean de Sixt; vgl. Joyousa Farsa (1594) *ou* «eut», *fu* «fut»; weitere asav. Formen siehe § 7, Tabelle V und J. Désormaux, *RPhFL* XXIV, Appendix nach p. 221. — In Vaux haben sich einige alte Formen erhalten: avoir: *u* 1.—3., *üarā* 4. 6., *wărå* 5.; être: *fu* 1.—3. *füarā, fwarå;* savoir: *su.* Im Nordfrankoprov. haben die neuenb. Mundarten von Lignières, Dombresson, La Sagne und Béroche schöne *u*-Formen; cf. z. B. La Sagne *ou* 1.—3., *oura*ⁿ 6.; *fi* (cf. Tabelle VI (9), *fou* 2., 3.,

fouraⁿ; Häfelin, 88, 92. Béroche *fūri* 1., 4., 5., *fū* 2., 3., *fūrā* 6. («être» in der Bedeutung von «aller»); vgl. *pūri*, *pū*, *pūrā* (pouvoir); Urtel, 46, 49.

[29] Analogisches *y* wie in *pllèzyo*, Onex, nach *diot*, *biot* (cf. alyon., *cognui*, *veniu*, *creiu*, St-Etienne *creyó*) oder Kompromißform. Entsprechend erklärt sich wohl auch St-Etienne *fió* fus 1. (aber *fut* 3., *furon*, daneben auch *fit*, *firon*); Veÿ, 252. Für letztere Lösung könnte die Tatsache sprechen, daß in St-Etienne, wo die *i*-Klasse allmächtig ist, die Endung *-io* der Exponent der 1. P. déf. in sämtlichen Verben geworden ist; cf. Anm. 16. Ebenso im Forez (Anm. 4) und in Grézieu-le-Marché (Rhône): *fiou* «fus» (*fus* 2., *fut* 3.); *iou* «eus» (*u* 2. 3.); *chantchou* 1. (*-i(s)*) 2. 3.) «chantai»; *garessiou*, etc.; *Revue Clédat* VII, 388 ssq.

[30] Cf. Hermance *dərå* — *dür* (dure), *žərå* — *žürę*, *mezərå* — *mzürę*; vgl. *Genferdialekt*, § 88, 1 und Herzog § 450.

[31] Afz. *oi* 1., *out*, *ot* 3., *pout*, *pot* 3., *sout*, *sot*; *ourent*, *oran*. FUIT > *fot* entspricht aprov. *fo*. Zur analogischen Ausdehnung von *o* im Afrz. vgl. Nyrop II, § 195, 3.

[32] Cf. Suchier, *Grundriß* I², 778, Nyrop II, § 71, Brunot II, 336.

[33] Diese Form ist im Frankoprov. die Regel: alyon. *diseit*, *disit*, adauph. *disit*, asav. 1603 *desy*; cf. auch Devaux, 395 und Anm. 16. Byland § 106 leitet mit Unrecht *dǒzə* des Jorat direkt von DIXIT her. — Die übrigen zitierten Beispiele sind ebenfalls analogischer Natur; cf. afrz. *tenis* 2., *tint* 3.; aprov. *tenc* — *ploi* 1., *plot*, prov. *plac* 3. — *resis* 2., *rist*, prov. *ris* 3. — *fe(si)s* 2., *feist*, *fist* 3., prov., *fezis(t)* 2., *fetz*, *fest*, *fei* 3. — *veïs* 2., *veit*, *vit* 3., prov. *vist* 2., *vit* 3. — *crui* 1., *crut*, prov. *credẹt* 3. — *crut* 3. von *croistre*; prov. *crẹc*; *etc.*

Zuoz (Engadin). *O. Keller.*

Am eigenen Backbrett.

Unter «Backbrett» verstehe ich unsere *panęr*^{a} < *PAN-ARIA, ein Brot- oder Teigbrett, das der Hausfrau in Graubünden allwöchentlich zum Kneten und Rollen und Walzen und Formen des täglichen Brotes, der *bitschellas*, *fuatschas*, *strüzzels*, *grassins*, *padlanas*, *pettas cun pera* und aller jener Herrlichkeiten dient, die unser Dasein im ureigensten Sinne des Wortes versüßen und hier den einheimischen Sprachschatz versinnbilden sollen. Das Wort «eigen» bezieht sich also nicht besonders auf den Verfasser der vorliegenden Betrachtungen, sondern auf das ganze bescheidene Bergvölklein, dem er angehört, und dessen sprachliches Sein und Werden er seit einigen Jahren, soweit die Verhältnisse es erlauben, zu verfolgen trachtet.

Wenn ich hier das Eigenartige, die unglaubliche Selbständigkeit der sprachlichen Entwicklung in den Jahrhunderte lang durch gewaltige Felsenfesten von der übrigen Welt und von einander getrennten romanischen Hochtälern an den Quellen des Rheins, des Inns und der Etsch — an Hand einiger Beispiele — hervorheben möchte, so will ich damit keineswegs den reichen und nie versiegenden Zufluß fremden Sprachgutes in unser Gebiet verleugnen. — Die fast ausschließlich deutschen Herrschaften, die ein gutes halbes Jahrtausend lang dem Volke mehr oder weniger ihren Willen aufdrängten, die deutsche Kulturwelle, welche seit der Reformation diese Gegenden überflutete, die Handelsbeziehungen und der Verkehr mit der deutschen Schweiz, dem Tirol, Vorarlberg und Norditalien, das Reislaufen und die Auswanderung nach aller Herren Ländern, der übermächtige Fremdenstrom, der innerhalb weniger Jahre unsere Kurorte zum Sammelplatz der Weltplutokratie machten, die Allmacht der modernen Technik, deren Terminologie uns abgeht: alle diese Erscheinungen — und andere noch — hatten einen das natürliche Maß übersteigenden und daher nicht ungefährlichen sprachlichen Stoffwechsel zur Folge.

* * *

Diesen mächtigen Einflüssen zum Trotz haben sich jedoch auf rätischem Gebiete nicht wenige Spuren altlateinischer Formen bis auf den heutigen Tag erhalten, die in den übrigen romanischen Idiomen meistenteils nicht oder nicht mehr zu treffen sind, oder nur als verhältnismäßig junge Entlehnungen vorkommen. So treffen wir hier in der all-

täglichen Volkssprache und lautgerecht[1] entwickelt Reflexe von COGITARE[2], PERTRACTARE[3], JUNGERE[4] in der Bedeutung «anspannen», PAVIDUS[5],

[1] Meinen nicht linguistisch gebildeten Lesern, vor allem den Rätoromanen und denjenigen, die nur den Separatabzug zur Verfügung haben, möchte ich eine kurze Deutung einiger besonderer Zeichen verschaffen:

Der Ton fällt in der Regel auf die letzte nicht reduzierte Silbe. Reduzierte Laute werden durch *ə* und durch kleinere Lettern dargestellt, wie *a*, *i*, *e*. Lange Vokale *ā*, *ē* etc. sind immer betont. Der Akzent wird hier in der Regel nicht angegeben. Wo er unvermeidlich ist, wird der Hauptton mit ´, der Nebenton mit ` bezeichnet.

ẹ und *ọ* = ganz geschlossene Vokale, den Lauten *ị* und *ụ* nahe. Geschlossene *e* und *o* bleiben *e*, *o*.
k' = typisch rätischer palataler Laut, Gartner *tχ*; Schrift: Engadin *ch*, Surselva *tg*.
g' = obigem entsprechender stimmhafter Laut, ähnlich dem ital. *g* in *Giovanni*.
ł = mouilliertes *l* in *famiła*, geschrieben *famiglia*.
ñ = mouilliertes *n* in *muntọña*, geschrieben *muntogna*.
w = konson. *u*: *kwintār*, geschr. *quintar* «erzählen». — *aw*, *ew* etc. am Ende eines Wortes oder vor Konsonanten werden hier *au*, *eu* geschrieben: *kantau* «gesungen».
y = konson. *i*: *yert*, geschr. *jert* «Garten». — *ay*, *ey*, *oy* etc. werden hier *ai*, *ei*, *oi* geschrieben, *vair* «wahr», *el eira* «er war».
z = stimmhaftes *s*: *rōza*, geschr. *rōsa*.
š = deutsch *sch* (*Tasche*).
ž = stimmhafter Laut, der dem vorigen entspricht = *j* im Französischen (*jour*): *yažair*, *žē* «liegen».
ts = *z* der gewöhnlichen Schrift: *fortsa* = *forza* der Schrift.

Lange Konsonanten werden mit Strich bezeichnet: *n̄*, *l̄* etc., abgesehen von *ss* und *ll*.

[2] *kwitā(r)* im Sur- und Sutselvischen und Altengadinischen «meinen»; *il kwitau* «Sorge»; *kwet* «Einbildung» und andere Ableitungen.

[3] *patərk'ā* «denken, annehmen» Surselva, Mittelbünden, auch *tərk'ā* < TRACTARE.

[4] *yọnžər*, *yụnžər*, überall «anspannen».

[5] *kwe ẹz ün utšẹ fik' pāvi* «das ist ein sehr ängstlicher Vogel», *il kuk pāvi* (Zernez), *pāfk'*, fem. *pāvg'a* «ängstlich, nur vom Vieh gesagt», aber auch *ufant pāfk'* «scheues Kind» (Guarda), *fer il špēfk'* «fremden, von Kindern» (Celerina), *l'añẹ umẹñ tẹła duas mamas e l špēfk' nun tẹła nẹñk' üna* «das ruhige Lamm trinkt (saugt) an zwei Müttern und das scheue, aufgeregte nicht einmal an einer» d. h. «der ruhige Mensch profitiert immer mehr als . . .» (Fex), und andere ähnliche Belege. PAVIDUS hat *pāvi*, fem. *pāvya*, *pāvg'a*, und daraus masc. *pāfk'*, *pēfk'*, und, mit dem hier typischen prosthetischen *s*, *špēfk'* gegeben, wie TEPIDUS *tēvi*, *tēfk'*, alias *teif*, *tēf*.

RECITARE[1], VERBUM[2], IMPELLERE[3], IMUS, ALBUS und ähnliche (cf. auch Gartner, *Grammatik* § 2 und 3), wie den Nominativ der Adjectiva im Surselvischen unter gewissen Bedingungen, und zahlreiche Nominativbildungen bei Substantiven (cf. Ascoli, *Arch. glott.* I, 543). — Nicht auf diese Zeugen altrömisch-rätischen Lebens möchte ich aber hier mein Augenmerk lenken. Auch nicht auf das Überwuchern lautlicher Varianten, das aus einem lateinischen JUNCTA «Draufgeld» Formen wie *güł*^{a}, *yüł*^{a}, *gik'*^{a}, *dzeł*^{a}, *yünk'*^{a}, *yüntš*^{a}, *g'unk'*^{a}, *zuints*^{a}, *zaunts*^{a} hat entstehen lassen[4]. — Ebenso muß ich auf ein tieferes Eindringen in das Phraseologische verzichten, obwohl dieses, abgesehen von seiner volkspsychologischen Bedeutung, einen klaren Einblick in die Selbstherrlichkeit unserer Mundarten inbezug auf den sprachlichen Ausdruck gewährt. Was tönt z. B. urwüchsiger als *kwel*^{a} *a tudī l*^{a} *kaz*^{a} *ent*^{a} *kuliets* (Dardin) «die hat den ganzen Tag das Haus um den Hals herum» — von einer wundrigen Schwatzbase gesagt, die stetsfort den Kopf zu dem von roten Nelken leuchtenden Fensterchen am zierlichen Oberländer Holzhäuschen hinausstreckt? *J-d-ẹs plü dīts ko lio̩ng'*^{a}*s* ruft warnend der sonnengebräunte Unterengadiner Bauer dem verschwenderischen Sohne zu, «es gibt mehr Tage als Würste!» — Mit derber Ironie wird von einem eingebildeten Menschen gesagt: *kel e bẹk' bi gitsimẹšt* «der ist nicht etwa bloß Gitzimist[5]» — oder von einem zimperlichen Frauenzimmer: *kuel*^{a} *fa* ^{i}*n*^{a} *buk*^{a} *d*^{a} *bik'ilār* < BOTULU CULARE, auch ^{i}*n*^{a} *bọk*^{a} *ško l*^{a} *for*^{a} *k'ül d* ^{i}*n*^{a} *yalin*^{a} «die macht ein Mündchen wie der «anus» einer Henne». — Recht typisch sind die Sprüche: *kwels d*^{a} *Mot seur*^{a} *vẹñ*^{a}*n sin Mot sọt* (Alvaneu) «die von der oberen Anhöhe (als Flurname aufgefaßt) kommen zur unteren», in der Meinung «schlaftrunken sein» zu Kindern gesagt[6], — wie auch *avair l*^{a} *rain davant* oder *avair l*^{a}*s*

---

[1] *riždā, r*^{a}*ždā* «reden, sprechen» und Ableitungen (Surselva).

[2] *vyerf, vẹrv*^{a}, *vyarv*^{a} etc. auf dem ganzen Gebiet, z. T. in ganz volkstümlicher Anwendung, wie *l*^{a} *vyarv*^{a} «Text eines Liedes» (Surselva), *g'i* (< DICERE) *l*^{a} *vẹrb*^{a} «heimzünden» (Trins), *zọir* (< DICERE) *malavẹ*^{a}*rva* «schelten, fluchen» (Lenz und anderswo).

[3] surselv. *ampalā* «antreiben (vom Vieh etc.)», *REW* 4299.

[4] neben *surkom*^{i} *SUPER-CAMBIUM.

[5] Wobei dieses nicht gerade vornehme Luxusfremdwort die Wirkung bedeutend verstärkt. Die einheimische Form (Stuls) für «Ziegenmist» ist *graš*^{a} *k'ōr*^{a}.

[6] *oss*^{a} *veṇn*^{i} *kels d*^{a} *losé* «jetzt kommen diejenigen von dort oben» (zu schläfrigen Kindern gesagt, Latsch). Also: die lieben Wimperchen mit ihren vielen Härchen in Reih und Glied senken sich mählig, sie kommen herunter «von dort oben» und versinken ins Land der Träume. In der

kǫšt^{a}s p^{a}r luŋk (Engadin) «den Rücken vorne haben» oder «die Rippen der Länge nach, d. h. senkrecht haben», um einen Faulpelz zu bezeichnen, der sich nicht gerne zur harten Feldarbeit bückt. — «Der ist gut auf den Beinen zum Schlafen» *kwel a bun^{a} k'am̃^{a} p^{a}r durmir* sagt man in Scanfs von einer unverbesserlichen Schlafmütze. — Zahlreich sind die der Landwirtschaft entnommenen Metaphern, wie *t^{a}nē od il ǫñ* «(sich) aus dem Erlengebüsch halten», d. h. «vorsichtig sein» (Dardin); oder *la karn dat l^{a} kew^{a}* «das Fleisch wedelt mit dem Schwanz» (Panix), wenn die Vorräte an getrocknetem Fleisch in der *kaminada* (Vorratskammer) zur Neige gehen, und nur noch das «lebende» Fleisch — das wedelnde Vieh im Stalle — übrig bleibt; — oder *tsapār aw^{a} p^{a}r l^{a}s yalin^{a}s* «Wasser für die Hühner hacken» (nichts tun, Manas); — oder *ün öv in pel* (Engadin) «ein Ei in der Haut» d. h. «ein schalenloses Ei», wie sie manchmal von jungen Hennen gelegt werden, — für «ein sehr empfindlicher Mensch». — Auch die vielen von auswärts eingedrungenen Wendungen werden größtenteils unsern besondern Verhältnissen angepaßt, d. h. unbewußt — durch gewohnheitsmäßigen Griff — auf dem eigenen Backbrett umgemodelt. So verwandeln sich in Schleins und Strada und anderswo die wohlbekannten internationalen «gebratenen Tauben», die einem unversehens in den Mund fliegen, in ein typisches einheimisches Gebäck, *patlaŋ^{a}s* (zu PATELLA), ostschweiz. «Oehrli, Fasnachts-Chüechli»: *k'ẹ špẹt^{a}š k'^{a} l^{a}s patlaŋ^{a}s ^{a}t vẹñan p^{a}r bọk aint?* «Was wartest du, daß die Oehrli dir zum Munde hereinspazieren?» Das biblische «geschorene Schäflein, dem Gott den Wind mißt» wird — lange vor der Gründung des schweizerischen Naturschutzbundes — hier zum «Häslein, dem der Heiland ein Gräslein wachsen läßt»: *š^{a} nọs sẹñ^{a}r fo naš^{e}r ün^{a} leivrin^{a}, fo 'l eir krẹš^{e}r ün' ervin^{a}* [1]. — Wie wichtig die Kenntnis der Phraseologie für die Erklärung gewisser Wortbildungen ist, beweisen Fälle wie die oberländischen Bildungen *bump^{e}rfatš^{a}* und *kump^{e}rfatš^{a}* «zum Wohlsein», denen im Engadin *bun pro fẹtš^{a}* < BONUM PRO FACIAT, und *kun* (< CUM) *pro fẹtš^{a}* entspricht, — oder *kump^{a}rdun* «Schmutz, Unrat» (Zuoz) aus *kun p^{a}rdun* «mit Verzeihung, mit Ver-

---

Surselva heißt es: *ụss^{a} vẹñ^{a}n ils d^{a} šlans* «jetzt kommen die Schlanser» (von ihrer Hochterrasse heruntergestiegen); auf dem Heinzenberg (Präz): *ọss vẹñ^{a}n ils mạts d^{a} Klug'ẹñ* «die Knaben von Clugin (im Schams); das Engadin hat: *i vẹñ^{a}n ^{a}ls Oberländ^{a}rs, ^{a}ls d^{a} Danūd^{a}r* (die Nauderser), *^{a}ls tirol^{a}rs.* Und er kommt wirklich «der süße Schlaf»: *i vain l^{a} dūtš^{a}.*

[1] Dieses niedliche Sprüchlein verdanke ich meinem lieben Freunde Dr. Stefan Brunies, Sekretär des Schweizerischen Naturschutzbundes. Er hat es von einem urchigen alten Cinuskler (Engadin), Herrn Risch Caprez.

laub», — oder *pᵃlǫrmᵃ* «Totenmahl» aus *pᵃr l'ǫrmᵃ* «für die Seele», — oder *dir pᵃdēs* «danken» (Münstertal) für *pāyᵃ Dēs* «Gott vergelts», — oder *ⁱn dᵃkwai* «ein Ding» aus *dᵃ kwai* = franz. «de cela». Für den Begriff «leider nur selten» treten im ganzen Oberland und in Mittelbünden stark von einander abweichende, gelungene Formen nach Art von *el veŋ mink'ᵃsodikūkr* «er kommt nur weiß Gott wann» (Bergün), *minkᵃsapᵉdęus* (Ems), *sak'ipokū* (Paspels), *mink'ᵃsᵃpokū* (Surselva), deren kurze Deutung ellenlange Etymologien erfordern würde, wie OMNIS-UNQUAM-SAPIT-DEUS-QUA-HORA, oder OMNIS-UNQUAM-SAPIAT-DEUS, oder SAPIT-QUI-*POTET-QUA-HORA etc.[1]

* * *

Dieses verführerische Kapitel hat mich länger hingehalten, als ich wollte. Wie schon erwähnt, gilt es hier nämlich weder alträtischen Problemen nachzugehen, noch aus diesem leicht übersichtlichen Gebiete neue Belege zu liefern für die wunderbare Gleichmäßigkeit der lautlichen Entwicklung — wenn sie vom richtigen Standpunkt aus betrachtet wird —, noch phraseologische Fragen zu ergründen. Was ich vor allem den gegenwärtigen Betrachtungen zu Grunde legen möchte, das ist die souveräne, scheinbar geradezu launenhafte Behandlung und Ummodelung des eigenen und des von Norden und Süden, Westen und Osten eingeschlichenen Sprachmaterials mittelst der im Laufe der Jahrhunderte auf Graubündner Boden entstandenen Bildungsmittel.

Jede andere Wurzel wird hier oft bis fast ins Unermeßliche befruchtet mittelst allerlei Verkleinerungen, Vergrößerungen, Pejorativen, Frequentativen, Durativen, Iterativen, Verallgemeinerungen und Ähnlichem. Aus *sunar* < SONARE und *sun* < SONUS entstehen: *lᵃ sunᵃ*[2], *lᵃ sunādᵃ, il sunem, sunam, sunöts, sunᵃröts, sunᵃrñem, sunᵃmaint, sunandᵃ, sunantsᵃ, sunᵃrīa, sunādᵃr, sunᵃdūr, sunᵃrunts, — il sunᵃg'īg'ᵃ, sunᵃsains, sunał, lᵃ sunᵃsǫnk'ᵃ* und die unzähligen entsprechenden lautlichen Varianten. Das italienische Verb *parlare,* das wir in Salutz, *Genesis* (1657), Kap. 33 in der Form von *parlar* treffen, heute aber als solches verschwunden ist, hat *lᵃ parlᵃ*[2], *parlałᵃ, parlᵃtar, parlᵃtādᵃ,*

---

[1] Eine reiche phraseologische Sammlung enthält Fl. Melcher, *Fraseologia rumantscha, Annalas* XV und XVI.

[2] Solche weibliche Deverbalia sind hier nicht selten wie *krīdᵃ* von *kridar* «weinen», *rīᵃ* von *rīar* «lachen», *sēᵃ* von *sg'ar* «mähen», *māłᵃ* von *małar* «essen, fressen», *badęrlᵃ* von *badęrlar* «schwatzen», *girra* (*g'īrᵃ*) von *g'irar* «herumgehen», *Müsserkrieg* v. 185. — Cf. auch Fl. Melcher, *Furmaziun nominala nel idiom d'Engiadin' ota, Annalas della Società retoromantscha* XXXVIII (1924), § 42 und XXXIX, § 103, außerdem Muoth, *Suffix nominals, Annalas* II, 17.

parl^{a}*tād*^{a}*r*, *parl*^{a}*łem*, *parl*^{a}*tori*, *parl*^{a}*tants*^{a}, *parlahants*^{a}, *parl*^{a}*mants*^{a}, *parlǫnts*^{a}, *parl*^{a}*ntar*, *parl*^{a}*ntād*^{a}, *parl*^{a}*ntīn*^{a}, *parlaint*, *parl*^{a}*maint* «Wortschwall», *parl*^{a}*m*^{a}*ntöts*, *parlais* «beredt» erzeugt oder mindestens deren Entstehung gefördert. Aus dem schwd. *štrub*^{e} «Schraube» gingen hervor: *štrūp*, *štrūb*^{a}, *štrubād*^{a}, *štrubā*, *štrub*^{a}*łā*, *štrub*^{a}*łuņ*, *štrub*^{a}*łem*, *štrubeł*, *štrubyā*, *štrubyād*^{a}, *štruby*^{a}*dīr*^{a}, *štrubig'em*, *štrub*^{a}*g'uņ*, *štrublā*, *štrublēd*^{a}, *štrubeg'*^{a}*kǫmbas*, *štrubeg'*^{a}*tǫrt*^{a}*s* und die verschiedenen Partizipien *štrubō*, *štrubiłau*, *štrubyā* mit besonderen adjektivischen Bedeutungen. — Ich muß leider verzichten, auf den Sinn dieser zahlreichen, z. T. gefühlsbetonten Formen einzugehen. Er wäre oft nur durch längere Umschreibungen und Erklärungen zu geben. Doch möchte ich betont haben, daß es sich bei keiner dieser Vokabeln lediglich um Sprachmöglichkeiten, um zufällige, individuelle Bildungen handelt. Sie entsprechen dem allgemeinen Sprachgebrauch und wurden uns größtenteils von Korrespondenten aus verschiedenen Ortschaften zugleich angegeben. Auch handelt es sich hier nicht etwa um eine Auswahl der interessantesten und formenreichsten Beispiele. Andere Komplexe beweisen noch viel drastischer die unglaubliche Produktivität dieser Sprachgemeinschaft. Es sei nur SPUTUM mit seinen 30 Bildungen in der Art von *špidirōl*^{a}, *špidik'in*, *špidik'*^{a}*rōl* «Spucknapf» erwähnt. Die verneinenden oder einschränkenden Formen mit dem Vorwort MALE- füllen ganz allein zwei 30 cm lange Schachteln aus und gehen in die Hunderte. Da treffen wir ein *malruaus* < *MALE-REPAUSU «Unruhe», eine Metapher aus der Landwirtschaft wie *malinvernā* < *MALE-HIBERNATU «schmächtiger Mensch», *malanslō* < *MALE-IN-SELL-ATU oder < *MALE-IN-SOL-ATU (zu *SOLA «Sohle») «schlecht, nachlässig gekleidet», *malšvōt* *MALE-DIS-VOLTU (für VOLUTU, cf. it. *volto*) «unbeholfen». — Im Sentner Adjektiv *malpradęt* «unartiges, unruhiges Kind» haben wir den Überrest einer im Engadin seit Bifrun verschwundenen Bedeutung des uralten Germanismus *p*^{a}*rdęrt*, Partizip von *p*^{a}*rdęrž*^{a}*r* < *PERDIRIGERE «zurichten». Während dieses Wort heute im Engadin nur noch im Sinne von «bereit», «gerüstet», d. h. «zugerichtet» im materiellen Sinne, weiterlebt, finden wir es diesseits der Albula in der Bedeutung «weise», «gelehrt», «artig», d. h. «zugerichtet» im geistigen, moralischen Sinne, «abgerichtet». Eine Parallele haben wir im französischen *dressé*. Bei Bifrun treffen wir beide hier erwähnte Bedeutungen. Das Gegenteil von *p*^{a}*rdęrt*, *malp*^{a}*rdęrt*, bedeutet in der Surselva «unwissend, unartig, unfolgsam». Diesem entspricht ohne Zweifel unser *malpradęt*. Wie weit dabei das Verbum *pradar* (zu PARATUM?) «beruhigen, besänftigen (*ün *malpradàèt*) zur Erhaltung und besonderen Prägung dieses Wortes beigetragen, wollen wir dahin-

gestellt sein lassen[1]. — Sehr zahlreich sind auch die eigenartigen Verbindungen von MALE- mit deutschen Entlehnungen, wie *malšūbᵊr* «unsauber» *maltsihtⁱ* «unzüchtig», *malredlⁱ*, *malreklⁱ* «unredlich», *malīdⁱ* «unleidig, wehleidig», fem. *malīdyᵃ*, *malikʼᵃ*.

Dieses Schwelgen in abenteuerlichen Bildungen erklärt sich zum Teil aus dem Mangel einer festen Richtschnur, aus dem Fehlen einer Literatursprache während vieler Jahrhunderte und aus der Unkenntnis der fremden Sprachen, die unser Idiom beeinflußten. Dem Ersten, der eine italienische oder deutsche Form anwendete, und den Ersten, die sie ihm nachsprachen, war ihre genaue Bedeutung wohl mehr oder weniger bekannt; dies galt aber in früheren Zeiten kaum für die große Masse, die das Wort annahm. Es wurde daher in der Regel eingeschränkt in der Bedeutung, lautlich vollständig assimiliert und gleich behandelt wie das bis dahin überlieferte Sprachgut. Es wäre leicht, an guten Beispielen nachzuweisen, daß das größte Hindernis gegen die Assimilierung fremden Sprachgutes die Kenntnis der betreffenden Sprachen ist[2]. Daß der Mangel an Kontrolle solche unerwartete Wortbildungen begünstigt, erhellt aus Formen wie *sentīvᵃl* «empfindlich» (Lohn, Schams), *fǫmᵃdat* «Hunger, Gier, affamatezza» (Lumneins), *modestiadat* «Bescheidenheit» (Carisch Wb.), *lištᵃdats* (vom deutschen LIST) «Ränke», *šfrakadᵃdāt* oder *šfrakadekʼnᵃ* (zu FRACTUM) «Mattigkeit», *murém* < *AMOR-UMEN «Liebelei, verächtlich»[3] (vgl. die it. Pejorative auf *-ume*), *murǫntslᵃ* < *AMOR-ANTI(A)-ULA «Schatz, Geliebte», *brudᵃšum* (St. Moritz) «schlechter Kaffee» < *BROD-ATIONEM[4], cf. it. *brodo* «Brühe»).

---

[1] Auf andere Relikte aus einer Sprachperiode, in der unsere Mundarten einander viel näher standen, wie *tǫkᵊn*, *ᵃntǫkᵃ* «bis», heute nur in der Sur- und Sutselva, im 14. Jahrhundert auch im Münstertal, und daher im Engadin, können wir hier nicht eingehen. Cf. P. B. Schwitzer, *Urbare der Stifte Marienberg und Münster etc.*, Innsbruck 1891, p. 249 (Schwur aus dem Jahre 1394).

[2] Nach der Einführung des Deutsch-Unterrichtes in allen Schulen hat die deutsche Form des Namens der eingewanderten «Walser» die mundartlich-rätische beinahe ganz verdrängt. Nur das Oberhalbstein kennt noch *ils galzᵃrs* und für Räzüns haben wir den schönen Beleg *ī šk in wawzᵊr* «gehen wie ein Walser», in der Bedeutung «plump gehen, große Schritte machen», wobei das Wort *wawzᵊr* unverstanden bleibt.

[3] P. Maurus Carnot, *Ischi* 1924: *Bognai dals vins e stuorns da lur murems* «Des Weines voll und toll vor Liebesdusel» (eigene Übersetzung).

[4] Es ist selbstverständlich, daß es sich hier um allmählig entstandene romanische Bildungen handelt und daß das aufgestellte Etymon keine zu irgend einer Zeit existierende Form, sondern lediglich die Summe der gegenwärtigen Bestandteile der betreffenden Bildungen darstellt.



«Je m'en fous» hat wohl nicht selten dieser oder jener heimgekehrte Bündner Reisläufer in seinen struppigen Schnurrbart gebrummt. Heute noch sagt man in Zernez und Umgebung *far ün^a k'ọs' a l^a šmanfūr* in der Bedeutung «etwas flüchtig zu Ende führen». Warum und woher diese Endung *-ūr?* — Ein Wortausgang *-ū* ist etwas Unerhörtes im Engadin. Mit der Zeit mußte er (dieser Wortausgang) durch die Nachsprechenden, denen die Herkunft und ursprüngliche Bedeutung von *šmāfu* unbekannt waren, unvermerkt ersetzt werden, und das nächstliegende und einzig mögliche Suffix, das an dessen Platz treten konnte, war *-ūr* vom lat. -OREM, das ihnen in *kulūr, k'alūr, dulūr* (COLOREM, CALOREM, DOLOREM) und in zahlreichen andern Formen alltäglich zu Ohren kam. Die semantische Eignung der Endung spielte dabei keine wichtige Rolle. Die Hauptsache bestand darin, das Ohr zu befriedigen. Und dieses so häufig erwähnte Ohr ist nichts anderes als die Gewohnheit, die Routine. Gewohnheit und Routine gehören zu den mächtigsten Sprachbildnern.

Das Adjektiv PLANUS «eben», das wir in Ortsnamen wie *Selaplẹ̄m^a* «Silvaplana», *Sar^aplāna,* und Flurnamen wie *kutūr^aplān^a* < CULTURA PLANA häufig treffen, ist als selbständiges Adjektiv in dieser Bedeutung aus dem ganzen Engadin und Mittelbünden und einem Teile der Surselva verschwunden und hat einem *PLAN-IVUS > *pl^anīf, planekf, planoif* etc. Platz gemacht. Warum? — Das häufig vorkommende Suffix -IVUS, das einst sehr aktiv gewesen sein muß, dient zur Feststellung des dauernden Zustandes und entspricht dem Sinne nach in diesen Gegenden ungefähr dem deutschen *-ig, -isch* mit der Bedeutung «was eine besondere Eigenschaft hat», «was nach etwas tendiert». — *laš^antīf* nennt man eine Person, welche die Neigung hat, sich gehen zu lassen, eine «lässige», leichtsinnige, faule Person; *lạš^antār* ist das Faktitivum von *lašār* «lassen». — *k'arn št^antīv^a* will heißen «verdorbenes Fleisch», das die Eigenschaften, den Zustand des lange «gestandenen» Fleisches hat. Das deutsche «still» ist durch *štẹl* vertreten; *štil^antār* bedeutet «das Blut stillen» (stillen machen). «Im gestillten Zustand» wurde zu **št^alīf*, das heute verschwunden oder mindestens in unserem Material nicht belegt ist. Nur aus diesem konnte das häufige *št^alivār* «das Blut stillen» entstehen, das dann, übertragen, auch die allgemeine Bedeutung «aufhören zu fließen überhaupt, versiegen, von einem Bach, vom Weine, vom Geld etc.», und «aufhören überhaupt» annahm: «*l^a tsopīn^a ẹz ọss^a štalivād^a*» «die Maul- und Klauenseuche ist zum Stillstand gekommen». TEMPORIVUS hat *t^amprīf* gegeben im Sinne von «was früh zustande kommt, sprießt, reift, gedeiht, früh wirft, früh kälbert» (*vak'^a tamprīv^a*); *tardīf* ist das Gegenteil davon, woraus das Verbum *tardivār* (statt *tardār*, das mundartlich selten ist) «verspäten». — *sulatīf, sul^aīf* (zu

sulāi < *SOL-ICULU «die Sonne») ist «sonnig», *umbrīf*, ursprünglich «schattig». Im Laufe der Zeit ist diese Form — mit dem häufigen prosthetischen *s* — kollektiv aufgefaßt, verallgemeinert und substantiviert worden: *la sumbrīva* entspricht heute dem deutschen «Schatten», während der Begriff «schattig», «schattenbringend», «schattigmachend» durch das Faktitiv *sumbrivaint* (-ENTARE) gegeben wird. — Häufige Verwendung findet das Suffix -IVUS zur Bestimmung der Richtung. AEQUALIS hat keine starken Spuren in unserer Volkssprache hinterlassen; dafür treffen wir überall *AEQUAL-IVUS > *gwalīf*, *gulīf*, *ulīf* . . . in der Bedeutung «gerade, d. h. gleichmäßig und ohne Abschweifung in derselben Richtung verlaufend» und das Verbum *gulivār* «ausgleichen»; — *koštīf* von *košta* «Halde» heißt «haldig», ebenso *badīf* von *badār* «neigen». Was Wunder, daß auch das Gegenstück zu diesen beiden, «eben», zu *planīf* wurde, dies umsomehr als das Adjektiv *plan* vor dieser Entwicklung eine dreifache Funktion hatte: es bedeutete — wie im Italienischen — auch noch «langsam» und «leise».

Die sehr zahlreichen Anlehnungen an deutsche Verben mit *über-*, wie «übernehmen» *surtour*, *surpilēr*, «überkommen» (= bekommen) *surñir*, «übergeben» *surdār*, «überspringen» *sursaīr*, «überziehen» *surtrār*, «überfordern» *surdumandār*, «übernachten» *surnọtār*, «übertrinken» *surbaivar*, «Überblick» *surōlāda*, «Überbein» *surōss*, haben die auch bei einheimischen Bildungen häufig vorkommende Vorsilbe *sur-* < SUPER- in ihrer Wirkungssphäre gestärkt, und italienische Entlehnungen, wie eigene Formen, die ursprünglich auf SUB- zurückgingen, haben heute als Praefix *sur-* angenommen; so SUCCURRERE > *surkworar* «unterstützen», SUPPORTARE > *surpọrtār* «ertragen», *surpurtāivel* «erträglich», *insurpurtāivel* «unerträglich», SUBLEV-IARE > *surlevg'ār* «erleichtern», SUFFERRE > *surfyerer*, *surfrīr* (neben *sufrir*) «ertragen, leiden». — Auch das italienische *salassare* «zu Ader lassen» ist hier mitgerissen worden und ward zu *surlašār*, welches Wort, wie wir oben gesehen, zugleich auch «überlassen» bedeutet. Ein anderes Homonym ist dadurch enstanden (und geblieben), daß dem engad. und mittelbündn. *pilar*, *towr* «nehmen» im Surselvischen ein *prendar* entspricht, so daß dort *surprendar* sowohl «übernehmen» als «überraschen» bedeutet[1].

[1] Andere solche Homonyme sind *štẹl*, das dem deutschen «still», «Stelle» oder «Gestell» oder einem Maskulinum aus STILLA semantisch und etymologisch entspricht und manchmal in einer und derselben Mundart für mehrere dieser Bedeutungen vertreten ist; — und *pẹts*, das im Unter- und Oberhalbstein je nach den Ortschaften dem engadinischen *pūt* < PUNCTUM, *pẹts* «Lappen» und *pits* «Spitze» entspricht. — Das Lautliche hat doch starke Widerstandskraft gegenüber andern Einflüssen.

Die Macht der Gewohnheit hat aus dem deutschen «Kartoffeln zerlegen» in Ems ein *sarlĕg'ər trufəls* gemacht, wobei *lĕg'ər* «lesen» in der vom Deutschen beeinflußten Bedeutung «auslesen, auswählen» eine Rolle spielt. Das deutsche «brüllen» hat in der Surselva lautgerecht *burlā* gegeben; durch eine Kreuzung mit dem Verwandten *urlā* < ULULARE ist die dritte Person samt den übrigen stammbetonten Formen in einigen Mundarten zu *el burl*[a], statt *el bẹrl*[a] geworden. Dem romanischen *lass* < LAXUS «müde» kam das deutsche *lässig* in die Quere und sie einigten sich zu einem *lass*[i] «müde, nachlässig». Das italienische *carnagione* «Gesichts-, Körperfarbe» wurde hier, wo *k'arn* als Bezeichnung des «Nackten» unbekannt ist, zu *pelišaun* «Gesichtsfarbe», aus *pel* «Haut» (Lenz).

So wären wir unvermerkt zum bekannten Kapitel der Kontaminationen, Kreuzungen, Überdeckungen, Volksetymologien gelangt[1]. Daß solche Erscheinungen auf einem derartigen Boden sehr häufig sind, ist selbstverständlich. Wo zahlreiche, stark voneinander abweichende Varianten unter einem Stichwort geborgen sind, fehlen nur selten solche assoziative Einwirkungen. Hier kann ich nur einige wenige typische Beispiele erwähnen: *fā(r) in*[a] *pipakēd*[a] «eine Weile nach Herzenslust rauchen» aus *tubakēd*[a] + *pip*[a] «Pfeife»; *palp*[a] *(t man)* «Handfläche» aus PALMA + PALPARE (*palpar* = «betasten»); *škurl*[a]*tār* «rütteln, schütteln» aus *škurlār* < *DIS-CORROTULARE + *šgul*[a]*tār* < DIS-VOL-ITTARE «schütteln». (Für -ITTARE cf. Meyer-Lübke II, § 590). Das schon erwähnte *malavẹ*[a]*rv*[a], *malavẹrv*[a] «Fluch» (Oberhalbstein) wird in Mühlen (*muleñs*) zu *malavẹrm*[a] aus *vẹrm* «Wurm». Man denke an «Lindwurm» und Wurm als teuflisches Wesen. — *mišmartš* < MUCIDU-MARCIDU «angefault» (Lohn) verdankt sein Leben höchstwahrscheinlich dem häufigen *mišmaš* «Durcheinander». In *fa senklins* «in die Knie fallen» haben wir ohne Zweifel *enklinā* «neigen» oder vielmehr das Reflexivum *s'enklinā* + SENKEN. *t*[a]*ntsil* «Plaggeist» ist ein Zwitterprodukt aus *t*[a]*ntsār* «herumspringen» und *t*[a]*ntil*, *d*[a]*ntil* aus *t*[a]*ntilār*, *d*[a]*ntilār* < *TENT-IC-ULARE «necken», vgl. aber hiezu den italienischen Namen *Tansillo*. Dieses *d*[a]*ntilār* selbst ist nicht bloß als Dissimilation aufzufassen, sondern *daint* < DIGITUM + DENTEM «Finger» hat ohne Zweifel auch mitgewirkt. Die noch dunkel gebliebene Tatsache, daß gewisse Erscheinungen, wie Dissimilation, Assimilation, Analogie, bald eintreten, bald unwirksam bleiben, erklärt sich wohl dadurch, daß noch allerlei andere Faktoren fördernd oder hindernd mitwirken. Bei *k'aum*[a]*lẹ̄*, *dā g'u k'aum*[a]*lẹ̄* «kopfüber fallen», *štā k'au-*

[1] Für Beispiele aus der franz. Schweiz cf. E. Tappolet, *Synonymie patoise*, *Bulletin du Gloss. de la Suisse Rom.* 1914, 46.

mᵃlę «mit dem Kopf am Boden und den Beinen in der Luft stehen», «senkrecht auf dem Kopf stehen» (in der Surselva von Flims bis Disentis), *k'ᵃmᵃlę* (Villa, Lugnez) — scheint mir unzweifelhaft, daß wir von einer Bildung auszugehen haben, die dem italienischen *gamb' all' aria* entspricht und daß *k'aᵘ* < CAPUT erst sekundär hinzugetreten ist[1]. Unsere Belege stammen aber ausschließlich aus der Gegend, wo CAMBA zu *kǫmbᵃ* und nicht zu *k'ǫmbᵃ* wurde (Cadì, Foppa). Auf beiden Seiten dieses Gebietes, d. h. im Tavetsch, Medels und Imboden haben wir jedoch Formen mit *k'*. Dort ist also wahrscheinlich der Ausgangspunkt dieser Bildung zu suchen. Ich halte aber auch einen unmittelbaren Übergang von **kǫmbᵃlę* zu *k'aumᵃlę* durch Kreuzung für möglich. Man denke an andere Bildungen mit *k'au*, die eine Körperhaltung oder Bewegung versinnbildlichen, wie *ī k'aᵘpęts* «hinunterrollen», *k'auvy̆ars* «mit dem Kopf voran», *k'aᵘbrekᵊl* «Purzelbaum», und an die unzähligen Kombinationen mit *k'au*, wie *k'aᵘbǫtš* «Hartschädel», *k'au-gries*, *k'aᵘkurte*, *k'aᵘmęltrᵃ*, *k'aᵘtšᵃgrun*, wie auch an das engadinische *far k'ambrǫklᵃs* «Purzelbäume schlagen», das dem erwähnten surselvischen *k'aubrekᵊl*, *k'aubrǫkᵊl* entspricht. Die oben erwähnte Bildung wird in der Regel zerlegt und als *k'au malę* «Kopf Apfelbaum» aufgefaßt. Uors la Foppa (Waltensburg) geht dabei noch weiter und macht daraus ein *k'au-malek'* «Kopf-Bild». — «Verleumden», «Böses nachreden» tritt neben anderm unter den Formen *šlangwār*, *šlamg'ār*, *šlǫmᵃg'ēr* auf, wobei LINGUA (*šlangwādᵃ* «Geschwätz», Schleins) wahrscheinlich der Ausgangspunkt gewesen, und EXCLAMARE (*šlǫmar* «schimpfen»), wie vielleicht *lǫm*, *lam* «weich» (*šlamg'ār* «einweichen»), später auf den Plan getreten sind. — Die Bergüner Redensart *mussār kul k'o dᵃkšē*, *dᵃknā* «mit dem Kopfe bejahen, verneinen» weist so schön in der gedrängtesten Form auf die typische historische Entwicklung dieser Mundart, wie wir sie aus der schönen Arbeit Dr. Lutta's[2] kennen. Für «bejahen» oder «verneinen» hat das Rheingebiet die dem französischen «dire *que* oui,

[1] Der Reflex von lat. AER, eng. *āyᵃr*, altobeng. auch *ęr*, ist hier durch *il luft* verdrängt worden und die Lücke wird heute schriftlich und in gewählter Rede durch das ital. *aria*, das auch ins Engadin eindringt, ausgefüllt. Ein *ęr* > *ę* war zu mager, um sich halten zu können. Es blieb noch im Schams, Domleschg und sonst in Mittelbünden mit Agglutination des Artikels — vielleicht durch deutsch «*Leere*» verursacht — in gewissen Redewendungen, wie *naz ain lęr* «nach aufwärts gestülpte Nase», *satir ai lęr* «aufspringen», *mirar* «schauen» *ai lęr*. Sonst ist auch hier nur *luft* zu treffen.

[2] cf. Gamillschegs Besprechung derselben im *Literaturbl. f. germ. und rom. Phil.* 1924, p. 241.



que non» entsprechenden Formen *kᵃ g'ę̄* (< JAM) «ja», *kᵃ nā* «nein», — Mittelbünden auch: *kᵃ šē* (< SIC «ja»); — das Engadin und Münstertal dagegen haben die dem Italienischen entsprechenden Formen *dir dᵃ šī*, *dᵃ nā*. In Bergün, das sprachlich und geographisch zum Unterhalbstein gehört, seit der Reformation aber, weil ausnahmsweise reformiert, vom protestantischen Engadin lautlich, morphologisch und syntaktisch sehr stark beeinflußt wurde, vermengten und vermählten sich diese beiden Ausdrucksformen — diejenige mit *kᵃ* und diejenige mit *dᵃ*- zu *dᵃkšē*, *dᵃknā* (*dᵃ kᵃ šē*, *dᵃ kᵃ nā*).

Besonders in gewissen Wortsippen, die auffallende sinnliche Wahrnehmungen, Affekte oder eine gewisse Ironie zum Ausdruck bringen, spielt dieses Ineinandergreifen zahlreicher Formen eine Rolle; so z. B. bei «rasseln, glucksen, gurgeln, schimmern, blenden». Lateinische, deutsche, italienische Elemente, durchsetzt mit allerlei Lautnachahmungen und Suffixvermischungen und Vertauschungen, verbinden sich dabei zu einem neuen, nicht unharmonischen Ganzen. — «Falten», wie das Verbum «Falten machen», «durcheinander geraten», «sich verwickeln von Fäden und Stoffen» haben, neben anderen Formen, *žgurdinār*, *žgᵘrdin*, *ᵃrdūbᵃl*, *gurdublār*, *žgurdiblār*, *žgurdībᵃl*, *gurdībᵃl*, *gᵃrdīvlᵃs*, *žgurdumbᵊl*, *gurbił*, *žgurbiłār*, *ingurbiłār*, *barbūł*, *barbuoł* gegeben, wobei *DIS-COORDINARE, DUPLUM, *BIS-BULLIU?, *garbuglio* und anderes noch eingewirkt haben. Auf *-iblar* gibt es mehrere Verben wie *škriblār* «streifen», *kriblār* «sieben», *fiblār* «einschnallen». — «Antreiben», «sticheln», «necken» heißt, — neben *awałār*, *ułā* < *ACU-ICULARE und ähnliche Formen — auch *tᵃkunār*, *tukanā*, *štᵃkanār*, *štᵃkunār*, *štukanā*, *stankunār*, *štangunār*, bei welchen got. TAHU? oder *taquiner* (*REW* 8531), *štᵃkun*[1], *tukā* «berühren», *štᵃnkun* «Stoß» (cf. ital. *stincone*), *štangᵃ* «Stange» und wer weiß noch was alles sich gegenseitig Hülfsdienste leistet.

* * *

Einem *el tᵃkūnᵃ* entspricht im Surselvischen regelmäßig *tukᵃnā*, so daß *tukā* zur Erklärung der oben angeführten Formen nicht unbedingt notwendig ist. Die Wirkung des Akzents genügt hiezu. — Der **Akzent** spielt hier überhaupt eine beträchtliche Rolle. Ebenso satzphonetische Erscheinungen. Eine auffallende[2] Akzentverschiebung habe ich im Unter-Engadin festgestellt bei Infinitiven der ersten Konjugation, denen eine

[1] *far štar in štᵃkun* (Schuls) «den Meister zeigen», Scanfs: *fer šter a štęk*, Lugnez: *štęk* «Klaps», Engadin: *štᵃk'ętᵃ*, *štęk'ętᵃ* «Pfahl».

[2] Auffallend, weil hier betont und tonlos, im Gegensatz zu französischen Mundarten, mit aller Schärfe auseinander gehalten werden. Der Ton fällt immer auf die letzte (nicht reduzierte) Silbe, cf. *brᵃštók* < BRUST-TUCH, *Bᵃlᵃmbúrk'* «Bärenburg», *Vᵃrg'ᵃštāñ* «Wergenstein» (Schamser O. n.).

Präposition mit dem Ton auf der ersten Silbe folgt, d. h. bei Bildungen mit zwei unmittelbar auf einander folgenden Tonsilben. Wir haben *lavár*, aber *làvar yǫ́* «abwaschen», *làvar óra* «auswaschen», *làvar sú* «aufwaschen» — *plantár*, aber *plàntar áint* «einpflanzen», *k'atár*, aber *k'àtar óra* «herausfinden», *kumprár*, aber *kùmprar yǫ́* «abkaufen», *tsapár*, aber *tsàpar yǫ́* «aufhacken», *tsàpar áint* «eintreten», *maľár* «fressen», aber *màľar óra* «ausgeben, Geld verbrauchen» u. s. f. mit dem Hauptton auf der Präposition und dem Nebenton auf dem Verbalstamm[1]. Der Abstand zwischen den beiden Akzenten ist jedoch gering, oft schwankend. — Die dem franz. *toucher*, ital. *toccare* entsprechende Form ist in allen übrigen Bündner Dialekten ebenfalls endbetont (Obereng. *tuk'ér*, Surselv. *tuká*), nur das Unter-Engadin hat *tǫ́kar*. Dies erklärt sich dadurch, daß «berühren» hier in der Alltagssprache in der Regel *tǫ̀kar áint* (< INTUS), *tǫ̀kar láint* < ILLAC INTUS) heißt, und daß es mit andern Präpositionen und in Konstruktionen wie *tǫ̀kar mán* (toucher la main) «aus der Fremde Zurückgekehrte begrüßen gehen» vorkommt und vorkam. Das einfache Verbum ohne Präposition in der Bedeutung «treffen» (beim Schießen, Werfen etc.), «daran kommen» ist verhältnismäßig selten im Infinitiv[2]. Auch *DIS-TUT-ARE von TUTUS «löschen» hat überall, wo es sonst vorkommt Formen auf *-ár*, *-ér*, nur hier ist es *štúdar* wegen der großen Häufigkeit von *štùdar yǫ́* und *štùdar óra*. Bei genauer Betrachtung der erwähnten Akzentverschiebung scheint es mir deutlich, daß die stammbetonten Verben der zweiten Konjugation (verbunden mit Präpositionen) ihren anders betonten Brüdern der ersten den Weg zur Umgehung dieser erwähnten lästigen Tonfolge gewiesen haben: *šfèndar sú* < FINDERE «aufspalten», *rùmpar yǫ́* < RUMPERE «abbrechen», *tèršar yó* «abtrocknen» etc. haben auch *lavár* u. s. w. nach sich gezogen zu *làvar yǫ́*. — Das geschlossene *e* von *lavér* im Ober-Engadin, das in unbetonter Stellung von unserem *a* stark abweicht, und das verstummte *-r* bei -ARE, aber nicht bei -ĔRE, im Sur- und z. T. Sutselvischen, wie das Bedürfnis, Infinitiv einerseits und dritte Person Einzahl und

[1] Dieser Vorgang ist natürlich unbewußt und verschwindet in der Regel bei gewollter Anführung einer einzelnen Form. Nur in dem als Antwort auf eine mundartliche Frage erhaltenen ganzen Satz wird das oben Gesagte mit aller Deutlichkeit zum Vorschein kommen. Der Zweck der Frage soll aber verschwiegen werden. — Sporadisch habe ich auch Formen wie *dǫ̀rmar óra*, für *dormir óra* gehört. Sie sind aber sehr selten.

[2] Neben den folgenden Präpositionen hat hier zum gänzlichen Konjugationswechsel wohl auch das Partizip *tok* beigetragen, das allerdings auch im Ober-Engadin und Oberland endungslos ist. Cf. auch *tšúŋkar*, Part. *tšuŋk* und *tšúfar*, Part. *tšúf* (Gartner, *Grammatik*, § 156).

Imperativ andererseits auseinanderzuhalten (*l^{a}và g'ú* «abwaschen», *làv^{a} g'ú* «wasche ab») haben hier den ursprünglichen Akzent gerettet. Es wäre jedoch nützlich, nachzuforschen, ob nicht auch im Oberland und Ober-Engadin Ansätze zu der soeben dargestellten Entwicklung oder mindestens eine Tendenz hiezu wahrzunehmen sind und wie es sich mit den Mundarten anderer Sprachgruppen verhält. Gehören nicht auch Erscheinungen wie *Civitavecchia* (mit dem Nebenton auf dem zweiten *i*) hierher? — Im Münstertal ist bekanntlich die erwähnte Ausgleichung beinahe ganz durchgeführt (cf. Gartner, *Grammatik*, § 156 und Stürzinger, *Conjugation*, p. 35 unten). Abgesehen von Cierfs und Umgebung, wo nur die Verben auf -ARE ganz mitgemacht haben, finden wir außer einigen häufig vorkommenden und daher der Assoziation eher widerstrebenden Infinitiven auf -ERE und weniger auf -IRE (besonders in den letzten Jahren, der Schule wegen) nur stammbetonte Infinitive wie *k'ánt^{a}r* «singen», *yáint^{a}r* «zu Mittag essen», *yáld^{a}r* GAUDERE «genießen», *sérv^{a}r* «dienen», *dǫ́rm^{a}r* «schlafen».

Gewisse andere Akzentverschiebungen sind ebenfalls den soeben beschriebenen Weg gegangen. So *làv^{a}rdí* «Werktag» aus *l^{a}vúr* «Arbeit» und *dí* «Tag», die schon erwähnten *kùmp^{e}rfátš^{a}*, *bùmp^{e}rfátš^{a}* und die Titulatur *mášal* «Landammann» im Unter-Engadin aus *m^{a}štrál* $<$ MINISTERIALIS. Die verkürzte Form wird ausschließlich vor Eigennamen verwendet, während andere Titel, wie *abǫ́l* «Anwalt, Richter», *g'eráu* «Richter» auch allein, als Gattungsnamen, vorkommen, und daher dieser Entwicklung widerstehen konnten. Die Vornamen sind hier größtenteils einsilbig oder im Anlaut betont. So sind wir zu *màš^{a}l yǫ́n*, *klǫ́t*, *mén*, *kld*, *nǫ́t*, *zép*, *yák'^{a}n*, *k'ášp^{a}r*, *lǘts^{a}*, *pèd^{a}r* «Landammann Johann, Clod[1], Dominicus, Nutt[2], Nicolaus etc. gelangt.

* * *

Auch syntaktiche Entwicklungen haben zu der besprochenen, starken sprachlichen Differenzierung beigetragen. Typisch für das ganze Bündner Gebiet ist das Auftreten von Substantiven auf *-ętsa* $<$ -ITIA, *-ūra* $<$ -URA, *-dat* $<$ -TATEM, *-ał^{a}* $<$ -ALIA, *-üm* $<$ -UMEN, *-ę̄r^{a}* $<$ -ARIA und ähnliche, wie auch ohne Suffixe in adjektivischer oder adverbialer[3]

---

[1] Ältere Form *Clauot, Clavot; Clavuott* heute noch als Geschlechtsnamen, also NICOLAUS + UTTUS.

[2] JOHANNES + UTTUS $>$ *Gianuott, Nuott, Nǫt*, noch in Zernez in der Form *Ginuot (g'inwǫt)* vorhanden.

[3] Verschiedenen Ursprungs von den hier besprochenen sind die Substantive in adverbialer Funktion auf *-oni*, *-one*, *-itas*, *-illas*, cf. Leo Spitzer, *Biblioteca dell'Arch. rom.*, Serie II, Vol. 2, p. 200 und Meyer-Lübke II,

Funktion und zwar als Superlativ absolut oder als Mengebegriffe: Sehr häufig sind im Engadin Strukturen wie: *i 's tñĕvan klǫzętsas* (CLAUSITIA von CLAUSUS) «sie hielten sich fest umschlungen», *l'es štat sü adurętsas* (*adura* < AD HORAM «früh») «er ist sehr früh aufgestanden», *i sun partīts tardętsas* «sie sind sehr spät verreist», *i-d-ęs šk'ürdüms* «es ist sehr dunkel», *kwel vēv in nas yütsętsas* «eine auffallend spitze Nase», *in di belętsas* «ein sehr schöner Tag», *ina via štipüras* «ein sehr steiler Weg», *üna via štrętālas* «sehr enger Weg» (Zuoz), *i portevan šǫkas štretūras* oder *štretętsas, štretēras, štretālas* «sie trugen sehr enge Röcke», *ina štüva k'alūrs* «eine überwarme Stube», *ina k'ǫmbra fra dālas* «sehr kalte Kammer», *i dera frayadūras da żęlar sün pe* «es war eine Kälte zum stehend einfrieren». — *Ko ę ñüda la k'āza nŏva?* «Wie ist das neue Haus geraten?» *L' ę ñüda belętsas, kumodaivlętsas, levętsas* «prächtig, sehr bequem, sehr heimelig». Daneben sind, besonders im Ober-Engadin, Konstruktionen mit *da* häufig: *ke sum štretęras da šok'as, üna šplendūr d'üna mata* «das sind sehr enge Röcke», «ein Prachtsmädel (Schlarigna)» [1].

Im Surselvischen treffen wir die substantivierte Form gewöhnlich in der Einzahl vor dem Substantiv, das graduiert wird: *ina belętsya kāza* «ein prächtiges Haus», *kwäi äi aultętsya muntǫña* «das ist ein sehr hoher Berg», *ina štręk'īra mǫng'a* «ein sehr enger Ärmel», *taisāta via* (*tais* < TENSUS) «sehr steiler Weg», *buontà tworta* «vorzügliche Torte», *in pezank' um* «sehr schwerer Mann». Vgl. auch die von Huonder, *Vokalismus von Disentis*, § 66 angeführten prächtigen Beispiele wie *flur vaka* «sehr gute Kuh», *pəiza krap* «sehr schwerer Stein», *sabyentš um* «sehr weiser Mann». Neben *sabyentša d'um.*

Der Korrespondent für Sagens gibt beide Konstruktionen als gebräuchlich an: *ina mata baletsk'a* und *ina bałętsk'a mata* «ein sehr schönes Mädchen». In Mittelbünden treffen wir ebenfalls beide, so gibt Lohn (Schams): *ena senda tisālas* «sehr steiler Fußweg», *in pink'īras unfant* «sehr kleines Kind», *ena baltętsya mata.*

Aus der Literatur ist leider nicht viel zu holen. Unsere Leute sind bei schriftlicher Darstellung ihrer Gedanken ganz vom Bild und Beispiel der großen Kultursprachen beeinflußt, und — z. T. unbewußt — vermeiden sie, so weit es nur geht, solche ausschließlich rätische Bildungen — das Beste, das wir haben —, in der Angst, sich gegen den vermeintlichen

§ 625 und *ZRPh* XXIX, 245. — Dieses *-one* ist auch in Graubünden vertreten: *ir in k'ülun* «rutschen» (Schuls), *as metər in k'ül'um* «niederhocken» (Brail).

[1] Cf. auch die Beispiele in Augustin, *Unterengadinische Syntax*, p. 13.



guten Geschmack zu versündigen. Für das Engadin fehlen mir gedruckte Belege. Hier drei für das Oberland: *Annalas* VI, 145 . . . *in tems eral jeu bellezia femna e creigiel eungussa, ch' jeu seigi bucca la pli macorta* «einstens war ich ein Prachtsweib und auch heute noch glaube ich nicht gerade zu den häßlichsten zu gehören» und *Grischun romontsch* 1839, n° 16, p. 63 — *duei esser ina bellezia lavur* «eine Prachtsarbeit» — und *A Camischollas* von P. Baseli Berther, Ingenbohl 1917, p. 5 — *Il stradun dell' Alpsu traversescha per miez il vitg e vegn flancaus da brinneras casas* «und wird flankiert von dunkelbraunen Häusern».

Als Mengebegriff wird oft das Hauptwort selbst, das gesteigert werden soll, mit einem solchen Suffix versehen: *ᵃgọn ẹzᵃ štat faińẹrᵃs* oder *fᵃnāłᵃs* «heuer hat es sehr viel Heu gegeben», *kwel a ⁱnᵃ vairᵃ k'aᵛᵃlẹ̄rᵃ, pluołẹrᵃ* «der hat sehr viel Haare, Läuse» (cf. hiezu *tšientinẹ̄rᵃ, miłẹ̄rᵃ*, ital. *centinaia* etc. «viele Hunderte»), *mang'ar ⁱnᵃ pulentādᵃ, miklunādᵃ* «sehr viel Polenta, Maluns (Mehlspeise, cf. *Annalas* XXXI, 262) essen» (vgl. una *maccheronata* im Italienischen).

Sonst werden zu diesem Zwecke die gewöhnlichen Mengebegriffe wie *kwantitats, mušnᵃs, šurmᵃs* «Haufen, Schwärme und andere Substantive, die quantitativ gedeutet werden können, zur Anwendung gebracht, wie *mizẹryᵃ trufəls* «sehr wenig Kartoffeln», *tšiẹrᵃs (d') muošk'ᵃs* «Nebel von Fliegen», «massenhaft Fliegen».

Die Anwendung solcher Mengewörter hat wahrscheinlich zur Entstehung der besprochenen Erscheinung mit beigetragen: «eine Menge Fliegen» ist so viel wie «sehr viele Fliegen». Doch zweifle ich nicht daran, daß der Hauptanstoß hiezu von Bildungen kam, die dem italienischen «l'era una bellezza», «una bellezza di giovane», «un giovane di bellezza», oder dem französischen «une beauté de jeune homme», dem deutschen «es war eine Pracht» (= sehr schön), «er war ein Prachtskerl» etc., «es war eine Freude, dies zu sehen» (= sehr angenehm) und Ähnlichem entsprechen. Solche Bildungen entstehen selbständig innerhalb einer Sprache und brauchen nicht Nachahmung zu sein, z. B. *ⁱnᵃ štrẹtsāłᵃ k'ins pudēvᵃ miaṇk sᵃ šmuᵃntār* (Lenz) «eine Enge, daß man sich nicht rühren konnte».

Ihre eigenartige Form im Rätischen verdanken diese Superlative vor allem dem Schwund der Präposition *dᵃ* bei gewissen Verbindungen, zunächst nur unter besonderen Voraussetzungen, und dann, je nach den Gebieten, beinahe allgemein. — Dieses *dᵃ* schrumpft in häufig vorkommenden Zusammensetzungen und vor Vokalen zu *d* oder *t* zusammen und verschwindet dann bei komplizierten Konsonantengruppen und bei kristallisierten Wortkomplexen, die einen einfachen Begriff bezeichnen. Wir haben *bütār or dᵃ fᵃneštrᵃ* «zum Fenster hinauswerfen», aber *īr*

or t štŭvᵃ, l'üš t k'ǫmbrᵃ, und auch *l'üš k'ombrᵃ* «die Kammertüre», aber *l'üš d'yert* «Gartentüre», *l'üš d ul* «Stalltüre», *pǫrtᵃ tablā* «Scheuertüre». Den ersten Antrieb zur Eliminierung dieses *d* oder *t* haben wohl Formen mit auslautendem oder anlautendem *t* oder *d* gegeben wie: *büšmaⁱnt saⁱdᵃ* «seidenes Kleid», *miᵃ part rǫbᵃ* «mein Anteil an Waren», *lat k'ävra, lat väk'ᵃ* «Geiß-, Kuhmilch», *škǫrtsᵃ tyow* «Föhrenrinde», *urtaⁱlᵃ* «Tuchende», «Webkante». Dann ging sie auf andere Gruppen über. — Wir haben also *lat väk'ᵃ*, aber *lat d äzna* (oder eher *lᵃddäznᵃ*) «Eselsmilch», *k'arn d añẹ* «Lammfleisch», aber *k'arn bọ, k'arn vᵃdẹ, k'arn pǫrk,* neben *k'arn d bo* etc., aber nur *k'arn pyerk'* (oder eigentlich *k'ᵃmpyerk'*) «Speck». Wir haben *pan d yerdᵃ* «Gerstenbrot», aber *pan sēyᵃl, pan furmaint,* und wieder *farīnᵃ t sēyᵃl* «Roggenmehl» und *farīnᵃ t furmaint,* — *škǫrtsᵃ d ǫñ* «Erlenrinde», *škǫrtsᵃ d yǫk* «Wachholderrinde», *škǫrtsᵃ t pẹtš, t larš* «Tannen-, Lärchenrinde», aber *škǫrtsᵃ k'ᵃnela* «Zimmet». Wir haben *ⁱnᵃ nǫdᵃ t k'arn* «ein Pfund Fleisch», aber *dūᵃs nōdᵃs k'arn.*

Auf diesem Wege gelangten wir zu *ün tǫk paŋ*, das genau dem deutschen «ein Stück Brot» entspricht und zu zahlreichen andern, den deutschen entsprechende Bildungen. Durch die geschlagene Bresche drang im Oberland, das dem deutschen Einfluß stark ausgesetzt war, die germanische präpositionslose Konstruktion als die allgemeine ein (vgl. die Beispiele in Meyer-Lübke III, § 128). Doch auch hier haben wir noch neben *pawn käzᵃ* «Hausbrot» auch *pawn d ēli* «Hanfbrot» (Medels), *škǫrtsᵃ d ǫñ* «Erlenrinde», *in tǫk d' ụm* «ein großer Mann».

Das soeben Erwähnte hat in der Surselva vollständigen Schwund des *t* und *d* vor Konsonanten in solchen Bildungen verursacht. Sie haben sich nur nach *ōr* < FORIS «aus» und nach *vi* < VIA «an» in der Form von *ord, ort, vid, vit* erhalten. Sobald wir von *ⁱnᵃ belẹtsyᵃ t käzᵃ* zu *ⁱnᵃ belẹtsyᵃ käzᵃ* gelangt waren, konnte die von Meyer-Lübke, III, § 125 und 128 erwähnte Erscheinung zum Durchbruch kommen, daß der Begriff des Substantivums vor dem der Eigenschaft zurücktrat und die substantivische Funktion zur adjektivischen überging: *belẹtsyᵃ* rief die gleiche Vorstellung (auch konstruktiv) hervor wie *fẹk' byala* «sehr schön».

Im Engadin wurde die zweite Möglichkeit «una casa di bellezza» zur festen Formel. Dieses Resultat, wie die Pluralform des Substantivs, ist wohl gewissen dort typischen Bildungen zu verdanken, wie *ⁱnᵃ pᵃrsunᵃ bẹ temᵃs* «eine Person nur Ängste, d. h. lediglich, nichts anderes als Ängste, — die nichts anderes ist (kennt) als Ängste», mit anderen Worten «eine Person lauter Ängste, voller Ängste», was aufs Gleiche herauskommt wie «eine sehr ängstliche Person»; *kwel ẹz*

bẹ łünas «voller Launen, sehr launisch», *bẹ saramọnas* «lauter Komplimente», *ina dọña bẹ rišgwarts* «sehr nachsichtige Frau», *al dēra bẹ mọk i larmas* «ganz verweint»; und daraus: *l ẹz bẹ algrẹtsyas* «lauter Freuden, hocherfreut», *bẹ trištẹtsas* «sehr traurig». «Ein süßlicher Mensch» heißt in Latsch: *eη bi łišarēyas* (von *łiš* «glatt») oder *eη um łišarēya*. «Das arme Mädchen war sehr traurig gestimmt» kann ebensogut übersetzt werden mit: *la povra mała dēra bẹ trištẹtsas*, wie durch: *la dēra trištetsas* (ohne *bẹ*). — «Ein äußerst grauenvoller Krieg, ein Krieg voller Greuel» heißt *ina wẹ̄ra bẹ žgrižūrs* oder *ina wẹ̄ra žgrižūrs*.

Hervorgehoben sei noch, daß auch im Engadin noch Fälle mit der Einzahl vorkommen, wie die schon angeführten *k'avalēra* «sehr viel Haare», *plwołẹ̄ra* «voller Läuse», dann: *i dēra la pirantüm* «es war sehr kalt» von *pirantār*, Faktitiv von *perīr, pirīr* «zu Grunde gehen» — und *kwai dēra liọng'as buntā* «das waren Prachtswürste». Die Konstruktion mit der Einzahl ist jedenfalls auch hier die ursprüngliche.

Auf dem oben beschriebenen Wege ist ohne Zweifel der Reflex von lat. NAUṢEA «Unbehagen, Ubelkeit» bei uns auf dem ganzen Gebiet zum Adjektiv geworden, und hat das alte MALUS, -A, -UM beinahe verdrängt: *in nauš mat, ina nauša mała* «ein böser Bub, böses Mädchen», *naušs eksemp'ls* «schlechte Beispiele», *rauba nauša* «schlechte Ware» (Oberland); engadinisch: *noš, -a, -s, -as*. In der Surselva hat sich recht lange die unflektierte Form *nauša* < NAUSEA auch für das Masculinum und den Plural erhalten. Die Zeitschrift *L'Amitg della Religiun* vom Jahre 1838 hat *nauscha pagauns*, *nauscha thiers*, *nauscha mund*, *nauscha disuorden* und Ähnliches «böse Heiden, Tiere (Vieh), Welt, Unordnung». Heute noch heißt «der böse Geist» *il nauša špirt*, «ein Fluch» *in nauša plait* (ein böses Wort); und wir haben Flurnamen wie *Nauschapass* (Dardin). — Wie *štrẹk'adīra via* «sehr enge Straße», *flur vaka* «sehr gute Kuh», *mizērya mäla* «sehr wenig Äpfel» — hatten wir also seinerzeit: *nauša vīa, nauša vaka, nauša mäla* «ein Unbehagen von einem Weg», d. h. «sehr schlechter Weg» etc.[1] — Nachdem die Substantivfunktion von *nauša* aus dem Gedächtnis und Bewußtsein des Sprechenden entschwunden und das Wort zu einem einfachen Adjektiv, *nauš, -a, -s*, gesunken war, mußte es mit der Zeit auch die Superlativbedeutung verlieren, da diesem Superlativ ein entsprechender Positiv mangeln würde und da die reelle Bedeutungsabweichung zwischen den

[1] Auch bei Annahme, daß die Pluralform im Engadin sehr alt sei, haben wir doch: *ko dēran kwelas vīas?* «Wie waren jene Wege?» — *i dēran štipūras, štretẹ̄ras, i dēran nọšas* «sehr steil, eng, schlecht». Von *vias nošas* zu *via noša* u. s. f. war der Schritt nicht groß, besonders zu einer Zeit, in der NAUSEA in anderer Funktion am Verschwinden war.

einzelnen Graden bei stark gefühlsbetonten Adjektiven wie «schlecht» und «böse» nur bei Vergleichen bestimmbar ist und leicht verschwinden kann.

* * *

Als unzweifelhafte Zeugen des wunderbaren Reichtums an Formen auf diesem Sprachgebiet können gewisse Reihen von Synonymen angeführt werden, wie die Ausdrücke für «eine Tracht Prügel» (gegen 50), «der Teufel» (gegen 40), «eine Schwatzbase», «eine wundrige Person», «ein stets verliebtes Mädchen», «ein Faulenzer», «untätig herumlungern», «einem Beine machen» und Ähnliches. Für «ein Ding» (meistens etwas verächtlich gesagt) hat z. B. Sent allein eine ganze Reihe typischer Formen: wie *^{i}n šk'erp, tañin, d^{a}kwai, waf^{a}n, ^{i}n^{a} rǭb^{a}, ^{i}n mǭb^{a}l, urdẹñ.* Auf solche Untersuchungen können wir hier nicht eingehen und wollen uns zum Schlusse noch damit begnügen, einige Einzelformen zu betrachten.

Ein *CONFACTUM ist wohl kaum anderswo zu treffen als in Graubünden: *avair kufats isemb^{a}l* bedeutet in Zuoz «in engem Verhältnis zu einander stehen». *Cunfar* < *CONFACERE treffen wir mehrmals in der Novelle *Nora* von Gian Caprez im *Calender per mintga gi* 1924; so auf Seite 36: *Affons stattan dasperas e han in grond cunfar* «Kinder stehen daneben und sind gemeinschaftlich sehr beschäftigt»; und Seite 75: *Cun quella ha Nora ussa in' amicez^{i}a ed in cunfar* «mit der hat Nora nun eine dicke Freundschaft und viele Geheimnisse». Aus CONFABULARE[1] ist *kufaf* entstanden: *kel^{a}s ęm adün^{a} kufafs isemb^{a}l* «die haben einander immer Geheimnisse anzuvertrauen» (Schlarigna, Chamues-ch) *^{a}davēr ^{i}n kufaf* «schön tun, liebäugeln» (Räzüns), *avēr grond^{a}s kufaf^{a}s* (gleiche Bedeutung, Oberhalbstein). — Eine Bildung mit COMMUNIS ist *kuminār, kumünēr ils fils* «die Fäden vor dem Drehen paarweise oder zu dritt etc. stellen». — Es würde sich lohnen, einmal die Rolle von CUM (wie auch von PER) als Praefix und sonst in Rätien zu verfolgen[2].

Das italienische *parasole* «Sonnenschirm», dem hier fast überall die dissimilierte Form *parisōl, prisōl* entspricht, ist bei unsern schlichten Lebensverhältnissen — wie übrigens auch *ombrello* innerhalb des Italienischen — zu «Schirm» überhaupt und zu «Regenschirm» geworden. Der Sonnenschirm wurde dann meistenorts durch Diminutivbildung und Neuersetzung des unverstandenen *-sol* «Sonne» zu *parisolin d^{a} sulai.*

---

[1] FABULARE > altengad. *fafflaer, -ar,* heute *tavelar.*

[2] Die von Leo Spitzer im *Literaturbl. f. germ. und rom. Phil.* 1924, p. 223 ff. besprochene, gemeinromanische Studie über CUM von Carl Gustav Santesson war mir nicht zugänglich. Es scheint aber, daß das Rätische dort drin so gut wie keine Rolle spielt.

Ob wir zur Erklärung der Metathese, die in Schuls zu *palisūr* «Regenschirm» führte, zu einer Übergangsform **palisōr* greifen müssen, ist ungewiß. Die Idee *sūr* < SUPER «über» kann ohne Weiteres diese Umstellung verursacht haben. In Remüs (*par*^{a}*sūr*), wie in den Ortschaften von Ardez bis und mit Zernez stellt *parisūr*, *par*^{a}*sūr* den logisch zu erwartenden Abschluß dieser Entwicklung dar. Wir sind also vom Begriff «Sonnenschirm» über «Regenschirm» zum «Überschirm» gelangt.

Rätselhaft scheint die Manaser (Unter-Eng.) Form *šyōts*, *šg'öts* «blödes, leichtfertiges Gekicher, lang andauerndes Lachen». Ich leite sie von *yō* < JOCUS in *tšüf*^{a}*r* ^{a}*l yō*, *šlọpār d*^{a}*l yō* «lachen müssen», «vor Lachen bersten» und ähnlichen Wendungen ab. Das hier äußerst häufige prosthetische *s*, ursprünglich aus EX- oder DIS- entstanden (*braīr* neben *šbraīr* «schreien», *trar* neben *štrār*, *fwoir*^{a} neben *šfwoir*^{a} < FORIA in denselben Mundarten) ist hier, in Anbetracht der besonderen Bedeutungsnüance dieses Wortes, durchaus gegeben. Bleibt noch die Endung *-ts* zu erklären. Die sehr häufigen Partizipial- und Nominalendungen auf -ATUM, -ATEM, -ITUM, -ETUM, -ETEM, -UTUM, die zu *-ā*, Plur. *-āts*, *-ī*, Plur. *-īts*, *-ai*, Plur. *-aits*, *-ū*, Plur. *-ūts* führten, haben zur Folge gehabt, daß eine Pluralbildung *-ā*, *-ās;* *-ī*, *-īs*, u. s. f., wo sie nicht auf besonderem lautlichem Wege erschlossen wurde, wie bei CABALLOS > *k'avaus* > *k'*^{a}*vās* (Sent), als der Gewohnheit zuwider empfunden wird. Es schleicht sich daher das erwähnte Plural-*t* im Unter-Engadin überall da ein, wo die Einzahl mit betontem, langem Vokal endet, außer bei *-ẹ̄*, *-ẹ̄s*, < -ELLU, -ELLOS und *k'*^{a}*vā*, *k'*^{a}*vas*. — Ich notierte aber bei Kindern auch *k'*^{a}*vāts* < CABALLOS (Sent). Bei Erwachsenen notierte ich *i vēv*^{a}*n tramis b*^{a}*k*^{a}*lāts or d Itāly*^{a} «sie hatten Stockfische (ital. *baccalà*) aus Italien geschickt», *l a lašā dar yọ trais kafēts*[1] «er hat drei Kaffeebohnen fallen lassen». So entstand *di* < DIES, Plur. *dīts*, *l*^{a}*s l*^{a}*v*^{a}*rdīts* «die Werktage», *tọt* ^{a}*ls m*^{a}*rkurdīts* «jeden Mittwoch», *kuī* < CAPU DE VICU «Dorfvorsteher», Plur. *kuīts*, *k'aštī* «Strafe», *k'aštīts*, *uī* < OVILE «Stall», *uīts*. Ich notierte auch: *i dēr*^{a}*n du*^{a}*s durīts in kwel*^{a} *famīl*^{a} «es waren zwei Ulrich in jener Familie». — *amī*, *amīs* blieb aus der Reihe, weil die alltägliche Form *kumpọ̄ñs*, *plwōd*^{a}*rs* ist. Für *ū* sei *f*^{a}*štū* < *FESTUCU «Halm», pl. *f*^{a}*štūts* genannt. -OCOS wird zwar hier zu *-ous*, doch hat die selten gebrauchte Mehrzahl von *fö* «Feuer» zu *fōts* geführt. Auch *yō* < JOCUS hat zwar *yous* «Spiele im allgemeinen», aber *kwants yōts d*^{a} *trisẹt vaiv*^{a}*t in vọss ušt*^{a}*rīa?* «wieviel Trisetkartenspiele habt ihr in eurer Wirtschaft»? — *i an d*^{a} *k*^{a}*ls yōts trits* «diese Leute lachen so häßlich». Daß die Mehrzahlform bei *yō* «das

[1] obereng. *k*^{a}*fels* nach Analogie von *-ē*, *-els* < -ELLU, -ELLOS.

Lachen» nicht selten ist, beweist die Cierfser Redensart *klapᵃr yȫs* «lachen müssen». Wir haben bei der besprochenen Form also mit *ž-yȫ-ts* zu tun. Die Nebenform *žg'öts* erklärt sich wie *žyᵃlsan* neben *žg'ᵃlsan.* Von *k'ę žyȫts k'ᵃ kwelᵃs matᵃs fan* «was diese Mädchen für Gelächter (Mehrzahl) machen!» konnte man leicht zu *kwelᵃs matᵃs fan in žyȫts trit* «ein wüstes Gelächter» — also Einzahl — gelangen. Durch die fast ausschließliche Anwendung der Mehrzahlform ist die Mehrzahlfunktion verloren gegangen. Dazu hat vor allem das sehr lebendige Suffix *-öts,* surselv. *-iets*, in *riöts* «ewiges, langweiliges Lachen», *kridöts* «Weinen», *žñiflöts* «Flennen», *žbrayöts* «Geschrei» u. s. f., — alle in pejorativem und durativem Sinne — beigetragen. — *žyöts* ist in diese Reihe eingetreten[1] und hat sein ursprüngliches langes *ö* eingebüßt. An ein primäres *ž-yö-öts* ist kaum zu denken, da *-öts* ausschließlich mit Verbalstämmen verbunden wird. Für einen ursprünglichen Plural spricht auch die sekundäre Singularform von Sent *žyȫt* mit der gleichen Bedeutung wie diejenige von Manas, daneben aber auch: *tör ᵃl žyöt* «eine schlechte Gewohnheit (Mundstellung, Grimasse, Haltung, Laune) annehmen». — *kwęšt pwōp nař vēvᵃ surñī ᵃl žyȫt dᵃ trār mink'ᵃ yā k' ᵃl passēvᵃ špęrᵃ vīᵃ inᵃ bworᵃ aint pᵃr mᵃ pǫrtᵃ* «dieser Schlingel hatte sich den Jux angewöhnt, jedesmal, wenn er vorbeiging, eine Schneeballe gegen meine Haustüre zu werfen».

Daß Lautwandel und Bedeutungswandel sich in einem fort ergänzen und beeinflussen, wie Schuchardt so schön ausführt, ist schon aus mehreren angeführten Fällen deutlich geworden. Ein bekannter Sprachklang weckt in uns eine mehr oder weniger bestimmte Vorstellung, und wenn derselbe

[1] Wie *ᵃl klinöts* «Gold- und Silberwaren, die der Bräutigam der Braut schenkt» aus dem Plural von *klinȫt* «Kleinod». Dieses so entstandene, neue *-öts* hat zu andern, sinnverwandten Formen geführt, wie *maridöts* «Brautgeschenk», *viždöts* «Patengeschenk» (zu VISITARE), und vielleicht auch den Übergang von *filöts* «regelmäßiges, gemeinsames Spinnen, die Spinnstube» zu *filöts* «Schmaus am Ende der Spinnstube» erleichtert (*dar* «geben» *ᵃl klinöts, maridöts, ᵃl filöts*). Wir hätten also hier eine zunächst auf morphologisch-lautlichem Wege entstandene Funktionsspaltung eines sehr häufigen und typischen Suffixes. — Melcher, *Annalas* XXXIX, 25, versucht eine andere Deutung. Der meinigen fehlt leider die historische Stütze, da alte Belege zur Feststellung des Alters der verschiedenen Formen nicht aufzutreiben waren. Für die allgemein-sprachliche Feststellung der Tatsächlichkeit einer solchen Spaltung genügen aber *klinöts* und *maridöts,* bei denen wohl kein Zweifel besteht, daß der zweite durch den ersten ermöglicht wurde.

Klang oder ein sehr ähnlicher, in anderer als der gewöhnlichen Absicht gesprochen, unser Ohr erreicht, wird die betreffende Vorstellung zum mindesten latent, und durch den leisesten Anstoß kann sie tätig werden: *tunār* (von TONUS) ist vertreten in den Bedeutungen: «donnern, hallen, dröhnen, klopfen, einschlagen von Pfählen etc.», dann auch: «tönen, klingen, lauten, verlauten, rumpeln, rascheln, surren, schnurren, sausen, summen der Insekten»; *l^{a} tūn^{a}* bedeutet «das Gerücht», *il tunem*, neben anderem, «das Ohrensausen». Es scheint mir klar, und es geht aus der Phraseologie deutlich hervor, daß wir hier semantisch einen starken Einfluß des deutschen *tönen* haben und von diesem Begriffe — dessen entsprechende Vokabel seit der Einführung des Deutschen in allen Schulen jedermann geläufig ist — zu «lauten», «verlauten» u. s. w. gelangt sind. Die Bedeutungen «summen, surren, sausen . . .» erschließen sich aber auf diesem Wege nur mit Mühe. Hier wird wohl die Form *tuę^{u}n* < TABANUM «Hummel» eingewirkt haben und zwar so, daß ein altes, verschwundenes *tunā* «summen», *el* *tuę^{u}n^{a} «er summt» — dem engadinischen *tav^{a}nār* «herumschwirren» und «schwatzen» entsprechend — in das häufigere *tunā*, *el tūn^{a}* aufgegangen ist. — *udīs kęu il tuęun* sagt man in Panix, wenn einer zu leise und unklar spricht.

Das selbstherrliche Schalten und Walten mit den hier zur Verfügung stehenden Talenten ist am deutlichsten ersichtlich an Verknüpfungen deutscher Elemente mit einheimischen wie bei: *teplizē^{a}* < TÜPFLI-IDIATU «getüpfelt», *introšteg'āb^{e}l* «untröstlich», *ts^{a}kig'ad^{a}dāt* «Verzagtheit», *tum^{a}dāt*, *tum^{a}dīr^{a}* «Dummheit», *ufertñentš^{a}* «Hoffart», *il tsunflišt* «Zunftgenosse», *t^{a}rl^{a}hā* < TRANS-LACHEN oder vielleicht *tier* «bei» + LACHEN[1] in der Bedeutung «auslachen», woraus *il t^{a}rlah*, *t^{a}rlęh*, *t^{a}r-l^{a}hād^{a}*, *t^{a}rl^{a}hem*, *t^{a}rl^{a}hunts^{a}* etc., *p^{a}ršurg'ā* «versorgen», *p^{a}rw^{a}yā* «verwegen» (U.-Eng.) aus *w^{a}yār*, *vugig'ā*, *ugyā* < *WAG(EN)-IDIARE mit Ableitungen; *fliār*, *el flāy^{a}* «pflegen», *la fliunts^{a}*, *flayunts^{a}* «die Pflegerin», *fihtig'ā* «befeuchten». Ja sogar das schwd. *fergge* (fertigen) ist in *firgig'ē^{a}r* (Schams) «sprießende Kartoffeln lockern» vertreten. — Diese die Erhaltung der Sprache fördernde Romanisierung fremder Elemente[2] ist viel häufiger als das Gegenteil davon, die Germanisierung romanischer Elemente, wie wir sie in *pírk^{a}vęrk*, *pyérk'^{a}vęrk* < PORCU-WERK «Schweinerei», *pǫp^{a}vęrk* «Kinderei», *kumpár^{a}vęrk* «Gevatterschaft» (Surcastì, Lugnez), *g'uv^{a}nl^{e}s* «Junge bei wilden Tieren und Vögeln» (Ems) und vor allem im kostbaren *kwéthans* «hochmütiger, ein-

---

[1] Cf. Huonder, *Mundart von Disentis*, § 55 und Walberg, *Fonetica di Celerina*, § 15 TERSUM > *tiers* > *tier* > *t^{a}r* «bei», «nahe bei».

[2] fördernd, sofern die Sprache ihrer bedarf.

gebildeter Kerl, Prahlhans»[1] finden. Wir sehen hier das schon erwähnte, urromanische *kwet* «Einbildung», Deverbale aus COGITARE, und das kerndeutsche *Hans* mit geradezu verblüffender Selbstverständlichkeit und Ungeniertheit Arm in Arm einherstolzieren[2].

* * *

Mit diesem sonderlich gebackenen «Klaus», in dessen bläulich-schwarzen Sultaninnenaugen zwei Kulturen, Alt und Neu, Nord und Süd, wie zu einem Symbol sich vereinigen, möchte ich abschließen. Die Raumgrenze, von der ich unter keinen Umständen abkommen wollte, ist vielleicht schon um einiges überschritten. Das Maßhalten — bei gemeinverständlicher Darstellung — hat mich mehrmals dazu geführt, auf gute, beweiskräftige Belege zu verzichten. Mancher Leser hätte wohl nicht ungerne einen noch viel größeren Verzicht in den Kauf genommen, und er wäre mir dankbar gewesen, wenn ich an Stelle der vielen nur angetönten Fragekomplexe, an Stelle dieses «saltare di palo in frasca», dieses «rübis und strübis», ein einzelnes Problem in allen seinen Einzelheiten genau verfolgt hätte. Darauf möchte ich erwidern, daß mein ursprüngliches Streben weniger nach Lösungen ging als nach Eindrücken. Es war mir vor allem daran gelegen, durch einige kleine Ausschnitte aus unserem einheimischen Sprachleben dem Leser die wunderbare Trieb- und Widerstandskraft der behandelten Idiome, ihr unglaubliches Aufnahme- und Angleichungsvermögen zu verdeutlichen. Alles von auswärts Eingedrungene wird so gründlich bearbeitet, mit eigenen Elementen ver-

[1] Die Vornamen spielen auch im Rätischen bei Charakterisierung besonderer typischer Neigungen oder Gewohnheiten eine sehr große Rolle: cf. *al ẹ štēv*^{a}*n d*^{a} *milli špyerts* «das ist ein Stephan von 1000 Geistern» für «eine unglaublich launenhafte männliche Person», *yọn dür* «Johann hart» d. h. «ein Starrkopf», *men tend*^{a}*r* «weicher Dominicus» oder «überempfindlicher, weichlicher Mensch», *g'ēr*^{i} *faplaunsīu* «Georg, der es nur gemütlich macht» in der Bedeutung «sehr langsamer Mensch». Dann *'n barb*^{a} *nọt* «Onkel Nutt» (gestrenger, gefürchteter Mann), *barb' andrē*^{a} «der Hunger», *barb*^{a} *yak'*^{a}*n* «Onkel Köbi» (die liebe Sonne) in Ardez. Es sei hier auch noch eine Redensart erwähnt, die dem toscanischen *è morto quello che regalava* entspricht: *Dunō es mọrt, l' o lašō in*^{a}*vous ūn*^{a} *fīl*^{a} *k'i o nom Tēñ*^{a} «Donatus (der Geber) ist tot, er hat eine Tochter zurückgelassen, die «Halte fest» heißt». — Wortspiel mit *Tiñ*^{a} «Katharina» (Celerina.)

[2] Merkwürdig ist auch *fā in úmtūr* «einen Umweg machen», wo die Übernahme einer rein deutschen Kombination dadurch verschleiert wird, daß ihr zweites Element durch einen deutsch-schweizerischen Gallizismus, also durch etwas ursprünglich doch Romanisches, ersetzt wird.

woben und umschlungen, daß es als solches verschwindet. Die auf einheimischem Boden gewonnenen Würzen durchdringen so innig alle fremden Ingredienzen, daß das entstandene Gebäck ganz unser wird. — Daneben scheinen mir die meisten der angeführten Beispiele das Komplexe im sprachlichen Werden deutlich hervorzuheben. Tausend Fäden durchkreuzen sich nach allen Richtungen, ziehen sich verbindend von Form zu Form, erzeugen durch Verknüpfung und Aufnahme fremden Stoffes neue Einheiten und verketten alles zu einem großen, zusammenhängenden Ganzen. Das In-Einklang-bringen nicht nur des Neuen mit dem Alten, sondern auch — und nicht selten — des Alten mit dem Neuen hat ein fortwährendes lokales Rütteln zur Folge und bedingt einen unaufhörlichen Wechsel. Das soeben erwähnte Eintönen, d. h. die Anpassung an die Gewohnheit, die Macht der Trägheit, scheint mir der deutlichst sichtbare Vorgang in diesem ewigen Wandel, in diesem besonderen Kampfe ums Dasein. Die Gefahr einer langweiligen Eintönigkeit, die durch diese Gleichmacherei entstehen müßte, wird erfolgreich bekämpft durch andere Faktoren, vor allem durch das Trachten nach möglichster Deutlichkeit, nach stärkster Wirkung. Gerade diese längst bekannte Erscheinung drängte sich mir bei Betrachtung unserer Formen ganz besonders auf, und als ein Hauptziel meiner Arbeit möchte ich eben darauf hinweisen, wie auffallend schöpferisch die Suche nach dem adaequatesten und wirkungsvollsten Ausdruck für gewisse Begriffe in einem von der übrigen Welt und deren Kulturzentren lange Zeit abgeschlossenen Gebiete hat wirken können, und welche reichen Schätze eine unter solchen Umständen entstandene, kleine Sprachgemeinschaft der Forschung zur Ergründung liefern kann.

Die sprachlichen und die Lebensverhältnisse der meisten Regionen, die unser verehrter Jubilar seit so vielen Jahren mit väterlichem Eifer und sicherem Auge erforscht, ähneln den unsrigen in vielen Beziehungen. Wie oft mag der hochverdiente Begründer des *Glossaire* an seinem grünen Arbeitstische — ahnend und prüfend — seine Zettel nach ähnlichen Problemen, wie die hier entwickelten, durchmustert haben, die Hunderttausende weißer, roter, gelber, blauer Blättchen, von denen jedes andere eine neue Sprache spricht.

Möge Herrn Professor Gauchat und seinen kundigen und unermüdlichen Mitredaktoren vergönnt sein, die unzähligen Reste einer zum Teil untergegangenen Kultur den künftigen Generationen so vollständig als möglich zu erhalten und zu einem schönen und geklärten Ganzen zusammenfügen zu können.

St. Gallen. *C. Pult.*

Rokoko-Sommerfrische.

Die Reisenden des 18. Jahrhunderts, die von Padua auf dem Wasserweg der Brenta Venedig zustrebten, haben meist diese letzten sechs Fahrstunden, trotz hochgespannter Neugierde und Ungeduld, auf unerwartet angenehme Weise absolviert.

Dies aus verschiedenen Gründen. Einmal war das öffentliche Fahrzeug, dieser Burchiello — dessen Name gar wohl mit *rimorchio* (Schlepper) zusammenhängen mochte, da das Schiff bei Gegenwind oft von Pferden gezogen werden mußte — ein nicht eben unbequemes Vehikel. Der Président de Brosses[1] beschreibt es folgendermaßen: «Das Schiff, das wir bestiegen, heißt Bucentoro. Sie können sich vorstellen, daß es nur ein ganz kleines Kind des wirklichen Bucentoro ist; es war aber das allerhübscheste Kind, das im schönsten Sinne unsern Transportmitteln zu Wasser glich, dabei unendlich viel sauberer, aus einem kleinen Vorraum für die Dienerschaft bestehend, dem sich eine mit venetianischem Brokat ausgeschlagene Kabine anschließt, versehen mit Tisch und zwei mit marokkanischem Leder garnierten, erhöhten Sitzreihen, belichtet durch acht richtige Kreuzstöcke und zwei Glastüren». Eine Ausstattung also, die an die Kabinen unserer Binnensee-Salondampfer erinnert, unter Abzug aller Geschmacksverirrungen natürlich, die moderne Stilmischung, gewürzt mit dem üblichen Plakat- und Aufschriftensegen, mit sich gebracht haben mag[2].

Was nun aber in diesem höchst ansehnlichen Vehikel als weitere Bekömmlichkeit hinzukam, das war die Gesellschaft. Sie wird von Goethe als sittsam gerühmt, «da die Italiäner sich vor einander in Acht nehmen». Als braver Germane nimmt Goethe sich einstweilen vor den Italienern in acht und verplaudert die Fahrzeit mit zwei deutschen Pilgern aus dem Paderbornischen, die hinter der Kabine beim Steuermann einen

[1] *Le Président de Brosses en Italie,* Paris, Didier, 1858.

[2] Dennoch soll der bucintoro eher das Fahrzeug derjenigen gewesen sein, die auf billige Weise reisen wollten. In Goldonis *Figlia Obbediente* sagt Arlechino: «*Me maravegio che signori de quella sorte se degna de andar in barca de Padova*». Im selben Stück (III. 8) ist übrigens der Ruf überliefert, mit welchem die Schiffer die Abfahrt des Bucintoro verkündeten: «*El bucintoro! la va via, la va via, la va via!*» Eine nicht ganz durchsichtige Differenzierung von *burchiello* und *bucintoro* findet sich in der vorangehenden Szene.



bescheidenen Sonderplatz eingenommen. «So unterhalten», heißt es in der *Italiänischen Reise*, «waren wir die schöne Brenta herunter gekommen, manchen herrlichen Garten, manchen herrlichen Palast hinter uns lassend, wohlhabende, belebte Ortschaften an der Küste mit flüchtigem Blick beschauend».

Der Président de Brosses, der etwa ein halbes Jahrhundert zuvor die selbe Strecke befuhr, notiert ebenfalls keinerlei Ungeduld nach dem Ziel, «*d'autant mieux que nous nous étions munis de force vivres, vin de Canarie, etc.*» Wie anders mochte die Verfassung des jungen Goldoni gewesen sein, der, wiederum etwa ein Jahrzehnt früher (1731), in umgekehrter Richtung den Burchiello benützte, um einem fatalen Liebesabenteuer zu entrinnen, das ihn nach der Meinung der Mutter — und nach der inoffiziellen eigenen — ins Verderben gestürzt hätte. «Bildet euch ein», klagt er in der Selbstbiographie (Pasquali, tom. XI), «mit welchem Kummer und mit welcher Pein ich eine Reise unternahm, welche die Verzweiflung mir auferlegte! Die gute Gesellschaft des Burchiello vermochte mich zu zerstreuen, und mein leichtes Temperament fügte sich alsbald in die Umstände».

Außer Fahrzeug und Gesellschaft mußte aber noch etwas diese privilegierte Wegstrecke annehmlich gestalten. Es war, was Goethe nur mit flüchtigem Blick streifte, Goldoni — als selbstverständlich — übergeht, der Président aber mit einigen Federzügen gebührend erwähnt: die Sommersitze der reichen Venetianer längs der Brenta. Er sagt: «Wir wollten zuerst aussteigen, um diese Häuser zu besichtigen; ihre Anzahl hielt uns davor zurück: es wäre eine Sache von mehreren Jahren gewesen». Und er begnügt sich, eine knappe Beschreibung der vom Flusse her geschauten, seit kurzem erst erstandenen Villa des regierenden Dogen Luigi Pisani in Strà zu entwerfen, mit dem Wunder ihres aus dem Wasser emporsteigenden Entrées, das der Kardinal v. Rohan kopiert habe, um es genau gleich in Zabern ausführen zu lassen. Die Villa hat bekanntlich die Staffage zu einer Episode in d'Annunzios venetianischem Roman *Il Fuoco* gegeben. Stelio und Foscarina, die Helden (oder besser Opfer?) der Geschichte, sehen den Park in seiner späteren Zerfallenheit, als Labyrinth. Das Kapitel, vom Autor selber hochgeschätzt, ist ein bei aller Präzision romantisch-schmächtiges Seitenstück zu Zolas *Paradou*. Aber es spiegelt sich trefflich in der Seele der Protagonisten die melancholische Vergessenheit wieder, in die jene Herrlichkeiten des Sei- und Settecento versunken sind.

Heute zerfallen, von der Fóscara zur Barbariga, die meisten jener Villen zwischen Malcontenta, Mira Taglio und Strà, die einst im Sommer die Riviera di Brenta zu einem Paradies umgestalteten. Goldoni hätte,

mit der nötigen Lokalkenntnis gewappnet, uns die Plätze aufzählen und damit eine Bilderserie von eigenartigem Reize liefern können. Doch es sei nicht vergessen, daß der junge Venetianer, als er die erwähnte Flucht aus Amors Ketten ergriff, zugleich den Weg einschlug, der ihn seiner Vokation, dem Theater zuführte. Als angehender Dichter schaute er die Prunkhäuser der ihm wohlbekannten, heimischen Patrizierfamilien. Man weiß aber vorerst nicht, was Dichter sehen, wenn sie ein Objekt betrachten. Jedenfalls sammeln sie keinen Stoff für Reiseführer. Goldoni hat nicht das Momentane, Persönliche festgehalten, und noch weniger das Äußere der Bauten. Etliche zwanzig Jahre später erst erfahren wir, was ihn interessierte, als er nämlich — schon ein erfolgreicher Autor — daran ging, jene fünf Sittenbilder zu entwerfen, die das Problem der Sommerfrische behandeln. So wurde er zum Kollegen der Longhi, Guardi, auch Tiepolo, deren in Öl festgehaltene Szenen aus dem Leben der Zeitgenossen (worunter die Villeggiatura bestens vertreten ist) heute noch Venedigs Paläste und Museen zieren.

In der vierten Komödie *Le Avventure della Villeggiatura* sagt die Zofe Brigida: «Da zerbrechen sich die Dichter den Kopf, um Lustspiele zu schreiben. Kommen sie doch hieher, wenn sie solche schreiben wollen!» Das war keine andre, als Goldonis eigene Erfahrung. Was er an der Brenta, in Salò (wo die Familie Goldoni ein Haus besaß), in Feltre (wo er einmal mit einer zwanzigköpfigen Gesellschaft junger Leute einen Freund auf dessen Landgut überraschte, und dieser, da gerade nicht genug Brot vorhanden war, das wenige disponible so hart rösten ließ, daß davon noch übrig blieb), in Vipacco bei Görz (wo er mit seinem Vater als Gast des Grafen Lanthier[1] bei Jagd, Fischfang, Gartenpartien, Ausritten u. a. m. dessen Sommerfrische teilte und sich mit Kasperl-Darbietungen bedankte), was er an all diesen Orten mitangesehen, nämlich eine heitere, sorglose, manchmal geradezu tolle Vanity Fair, das wurde der Hauptinhalt seiner fünf dramatischen Satiren. «Das unschuldige Vergnügen des Landaufenthaltes ist in unsern Tagen zu einer Leidenschaft, Manie und Verwirrung geworden. Die Sommerfrischler bringen mit sich aufs Land den Prunk und den Lärm der Stadt und haben die Freuden der Bauern und Hirten vergiftet, die an dem Hochmut ihrer Herren das eigene Elend erkennen».

Nach diesen Worten des Dichters wäre das Treiben in der Sommerfrische indessen nur ein importiertes und hätte seine tieferen Wurzeln

[1] Eine Nachkommin des Grafen hat bekanntlich 1786 Goethe in Karlsbad auf die reifen Feigen des Südens aufmerksam gemacht, die er dann in Torbole richtig erstmals antraf.



in der Stadt. Dem entspricht es unbedingt, wenn drei der Goldonischen Stücke, also die Mehrzahl, gar nicht auf dem Landsitze, sondern in der Stadt spielen; so daß für die beiden andern die Villeggiatura fast nur zur Saison-Staffage für ein rein menschliches Spiel wird, dem des Dichters Hauptinteresse gilt. Indessen hat die Villeggiatura doch einiges vor der Stadt voraus, neben der besseren Luft. Sie bietet größere Freiheit. Sie würfelt die Lebenslustigen bunter durcheinander; das Spiel der Intrige wird vielfaltiger. Man ist fern von der Kontrolle der Nachbarn, fern von den Sittenmandaten der Stadt. Und es schießen die Tollheiten und Mißbräuche auf dem fetteren Boden üppiger ins Kraut, nehmen groteskere Formen an.

So wirkt die Villeggiatura als Verlockung: Einladungen, Dîners, gemeinsame Spaziergänge, Konversation (ein Programmpunkt, so wichtig, wie Essen und Trinken), Maskeraden, Spiel. Man spielt *all' ombre*, *alla dama*, *a bazzica*, *a tresette*, *a picchetto*, sogar das kostspielige *faraone*. Ist nicht in *Le Avventure della Villeggiatura* eine Szene, wo an drei Spieltischen verteilt zehn Personen dem Spiele fröhnen, und die elfte, der hinzukommende alte Gastherr Filippo, untröstlich ist, daß er wieder einmal, wie gewöhnlich, keinen Partner findet? Aber er tröste sich: die Inanspruchnahme seiner Leute ist nur eine oberflächliche; auch das Spiel ist nur Spiel. Kaum Eines, das es ernst betriebe: «Nun, meine Herrschaften», hört man rufen, «wird gespielt oder nicht? Warum achten Sie nicht auf Ihr Spiel, Frau Hyazinthe? Sie schauen immer hieher, Frau Hyazinthe!» Und Frau Hyazinthe: «Die Hausherrin muß ihre Augen überall haben.»

So das Spiel. Und die Konversation? Eine Einrichtung, die je nach dem Hause von verschiedenster Qualität ist. Beim Sior Filippo, heißt es, sei sie besser als anderswo. Was will aber der Schmarotzer Ferdinando damit sagen? Etwa, daß vom Nächsten nur das Beste berichtet werde? Das stellt die Dienerschaft launisch in Abrede, die morgens, da die Herrschaften noch schlafen, leichten Sinnes unter sich die Chokolade ausschenkt, welche jene zum Frühstück benötigen.

Es ist in dieser Welt alles moralisch gleich unbeschwert. Die sanktionierte Erscheinung des Hausfreundes (*Cavalier Servente*, *Galante*, *Cicisbeo* — der Reichtum des Vokabulars möge mitsprechen) verunmöglicht zum vornherein jeden tieferen Konflikt. Statt Wurzeln zu treiben, spinnt die Liebe subtile Fäden kreuz und quer, wobei die groteskesten Verwicklungen entstehen. Von den vierzehn Personen der *Avventure* sind zwölf verliebt, am seriösesten die Hyazinthe. Und diese Trägerin des Ethos, die im vorhergehenden Stück, den *Smanie per la Villeggiatura*, sich unterschriftlich einem jungen Manne namens Leonardo anverlobt hat, mehr «um der Untertänigkeit zu entraten, denn aus Ver-

langen nach einem Gatten», diese zarte Jungfrau ist in den *Avventure* hauptsächlich damit beschäftigt, sich der immer dreister werdenden — aber sonst recht amüsanten — Avancen eines Signor Guglielmo zu erwehren, den sie, um neben dem Verlobten noch einen Servente am Gängelband zu haben, mit jenem ins eigne Ferienhaus hat einladen lassen. Fast fürchtet man jetzt aber, daß sie den Nachstellungen Wilhelms erliege, der sie in die strategische Enge eines Bosquets treibt. Da — endlich — lüpft sie die Maske und intoniert an die Adresse des Verfolgers eine Standpredigt, die nach ihrem hochprozentigen Tugendgehalt eines Zeno, Corneille würdig erachtet werden müßte, wenn die szenische Situation auch nur um ein paar Lote gewichtiger wäre.

Ein weiterer Umstand, der die Liebeskonflikte im Hause Filippos — es sei hier nachgeholt, daß er Hyazinthes Vater ist — stereotyp und menschlich uninteressant gestaltet, das ist eine auffallende Realistik, die sich über alles verbreitet, auch ins Seelische dreist hineinregiert und letzten Endes überall den Ausschlag gibt. Diese Mädchen spielen im Gespräch mit ihren Kavalieren ohne jede Rückhaltung auf das runde Sümmchen an, das ihnen als Mitgift in Aussicht steht, ja sie scheuen sich nicht, die Zahlen direkt namhaft zu machen. Es sind, da wir nicht im adeligen, sondern bürgerlichen (*civile* nennt es Goldoni) Milieu uns bewegen, meist ein paar tausend Scudi oder Dukaten. Was so rechtschaffne, nicht unintelligente Leute etwa auf die Seite gebracht haben mögen. Aber wie dieses Gut, das dazu meist fest investiert ist, von zarter Mädchenhand bei erster Gelegenheit in die Wagschale geworfen wird, das ist schon eigenartig. Wir berühren hier keineswegs etwa eine groteske Ressource des Lustspieldichters, sondern vielmehr ein Merkmal der Zeit, für das Goldoni selber mit seinem Tun und Lassen, laut *Mémoires,* das erwünschteste Beispiel liefert. Sagen wir es unumwunden: das Rokoko konnte eben rechnen. Ganz anders, als wir es von Maskerade und Tanzspiel her zu schauen gewohnt sind, neckisch, zimperlich (Menuett) dekadent-ästhetisch, oberflächlich, zeigt es sich in den Realien von einem merkwürdig durchgebildeten Opportunitätssinn. Wir müssen da den Kavaliere hinter den Kulissen sehen, wie er des Morgens bei der Toilette, ohne Perücke, auf dem weißen Rand der Gazzetta, an der er das Rasiermesser abstreift, in drei Kolonnen (Pfund, Schilling und Heller) gewissenhaft seinen Kassasturz vornimmt; die Dame, wie sie in ihrem Boudoir, von der Höhe ihrer Stöckchenschuhe heruntergestiegen, dasteht wie jede andere brave Gänseliesel. Der ganze, gepuderte Aufputz mit hohem Absatz, Reifrock, Perücke, Degen, Maske bildet zusammen nichts anderes als den Kothurn, auf dem, mit größerem Aufwand und beträchtlicheren individuellen Opfern, als dies je nach 1789

geschehen, Leben gespielt wird. Nirgends aber wird das Spielhafte, besser noch das Glückspielhafte dieses Lebens auf einem engeren Raume augenfälliger vorgeführt, als auf dem Boden der Lagunenstadt. Unmöglich hätte der Sohn Carlo Goldoni etwa durch einen Bruch mit dem Vater (à la Molière) oder durch eine problematische Schauspielerheirat das Glück, wenn auch nur vorübergehend, bewußt gefährden können. Als es zu dem eingangs erwähnten Bruch mit der Serenaden-Schönen kommt, versucht der junge Glücksritter, bevor er den Burchiello besteigt, das letzte, was eine gesunde Realpolitik zur Milderung der Katastrophe (für ihn nämlich) offen läßt: er schreibt dem Mädchen einen Brief, des Inhalts, daß, sofern die mehrfach genamsten sechstausend Dukaten Mitgift sichtbar gemacht würden, er mit Freuden der Ihrige bliebe, etc. etc.

Was Wunder, wenn die durch solcherlei Erfahrungen gewitzigte Weiblichkeit kein Hehl macht aus dem Patrimonium, wo es wirklich vorhanden ist? Bedeutet es doch in vielen Fällen ein wirksames Druckmittel, um aus dem vieldeutigen Stadium des Flirts einzulaufen in das eindeutige, das Stadium *par devant notaire.* Denn das Saison-Glückspiel der Villeggiatura soll normalerweise doch damit seinen Ausgang nehmen. Sind die Aussichten in dieser Richtung trübe, hört man bald genug seufzen: *che villeggiatura!* So wird der Realitätssinn hinterher zum Korrektiv der Torheiten dieses Sommerlebens. Hyazinthe, die durch die Abenteuer ihrer Sommerfrische um das Ziel, das sie materiell schon vorher erreicht hatte, nämlich das Verlöbnis, beinahe betrogen wurde, bricht rückschauend in die Worte aus: «Vergessen seien die Streberei, das eitle Gebahren und der Fanatismus meiner hochfahrenden Sommerfrischen!»

Sind von den fünf Sittenbildern[1] die beiden ersten, *I Malcontenti* und *Villeggiatura*, einzeln zu genießen und zu bewerten, so sollen die drei letzteren, *Le Smanie per la Villeggiatura* (deutsch etwa: das Ferienfieber), *Le Avventure della Villeggiatura* und *Il Ritorno della Villeggiatura,* unbedingt als Ganzes genommen werden. Sie bilden ein imposantes Triptychon. Wiewohl sukzessive erschienen und mit Intervall von je einem Jahr 1761, 62 und 63 aufgeführt, sind sie aus einem Guß.

[1] Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß noch andere Komödien Goldonis in der Sommerfrische spielen, wobei aber letztere nicht das Thema, sondern nur Rahmen und Lokalfarbe abgibt. Hieher gehören *La Cameriera Brillante* (mit einer komischen Lobrede des geizigen Pantalone auf die Villeggiatura zweiten Ranges, Mestre, die er bezogen) und die zweite Momolo-Komödie, *Il Prodigo* (*Momolo sulla Brenta*).

Im Vorwort der *Avventure* bemerkt Goldoni, daß die dritte Komödie, deren Titel und Mehreres er indessen noch geheim hält, bereits vollendet sei. Es handeln, mit ganz geringen Ausnahmen, in allen drei Stücken auch dieselben Personen.

Noch eine Äußerlichkeit: Der Leser stutze nicht etwa, wenn Goldoni statt Venedig und die Riviera di Brenta als Schauplatz Livorno und das oberhalb Ardenza gelegene Montenero — heute ein Wallfahrtsörtchen — ansetzt. Wo Realität und Spiel so nahe aufeinander fallen, muß mit Kunstgriffen von der ersteren abgelenkt werden. Waren nicht Racine (*Bajazet*), Lesage (*Diable boiteux*) und andere zum selben genötigt? Überdies paßt die Szenerie der *Avventure* — Großes Zimmer im Erdgeschoß von Filippos Haus; Spieltischchen, Stühle, Kanapee; große offene Türe im Hintergrund, durch die man in den Garten gelangt — so gut an die Ufer der Brenta, wie ins Livornesische. Nur daß der Garten an Stelle des Gewässers getreten, das auf Tiepolos Genrebild *Minuetto* (Palazzo Papadopoli) oder auf alten Vignetten zur *Villeggiatura* unseres Dichters sachgemäß die Szene nach hinten abschließt.

Die Goldonischen Komödien, von denen hier kurz charakterisierend die Rede war, sonderheitlich das Triptychon, gehören nicht zu den Repertoirstücken der Venetianer Truppen. Man hört kaum, daß sie je wieder hervorgeholt werden. Es fehlt ihnen die große Charakterrolle, das pathologische Individualproblem des Titelhelden. Der Schmarotzer Ferdinando, das leicht geniale Phlegma Guglielmo, wie der jugendliche Idiot Tognino stecken noch ganz im Typenhaften. Es sind in ihrer diskreten Schattierung Rollen, wie geschaffen für Comici, die eben frisch von der Handwerks- oder Stegreifkomödie herkommen. Wie sich der Dichter selber einreiht in die Gesellschaft seiner Tage, so finden sich seine Gestalten — auch die Abarten — in ihre Umgebung, und ebenso ordnen sich die Darsteller organisch in die Truppe, der das Spiel anvertraut ist. — Und der Zuhörer, den es nach Psychologie hungert, erstaunt gar sehr, an Stelle der mangelnden Charaktere (Goldoni nennt zwar seine der Wahrheit abgelauschten Typen so) eine Gesellschaftspsychologie vorzufinden, wie er sie wohl kaum je auf einem Theater erlebt hat. Sie erheischt zwar, um zu voller Wirkung zu gelangen, ein geradezu virtuoses Zusammenspiel. Aber einem solchen waren jene Routiniers der Bretter gewachsen, denen Goldoni seine Rollen zudachte. Nur wie im Flachrelief nebeneinander vortretend und wieder verschwindend, fast selbstlos, der Wirkung auch éiner Belanglosigkeit bewußt, gewandt und doch zurückhaltend, drastisch und doch weich — *fatemi la finezza di non gridare,* sagt irgendwo Filippo —: so sehen wir diese alten Mimen an ihrer Arbeit.

Was aber dem groß angelegten Gesellschaftsbilde dieser drei Komödien durch den Mangel stark individueller Akzente abgeht, das gewinnt es als fein abgewogenes, dichterisch geklärtes Kulturbild, das man mit umso größerem Genusse betrachten wird, als eine wachsende Verwandtschaft unseres realgesinnten 20. Jahrhunderts mit jenen fernen Sommerzeiten den Boden des Verständnisses soviel als nur wünschbar vorbereitet.

Winterthur. *Max Fehr.*

Ein Exerzierreglement aus dem 17. Jahrhundert in Waadtländer Mundart.[1]

Im lieblichen Gryon ob Bex spielte mir ein glücklicher Zufall am Neujahrstag 1912 den Patoistext in die Hände, den ich hier zur Erheiterung von Freund L. Gauchat veröffentliche. Er trägt den Titel: *Maniement des armes de Gryon, suivant leurs vieux statuts, en leur propre langage* [ohne Datum].

Der Text steht auf drei Blättern[2], die mir der altbewährte Mitarbeiter unseres *Glossaire des patois de la Suisse romande*, Jules Amiguet, weiland Posthalter in Gryon, zum Abschreiben freundlichst überließ[3]. Bis auf wenige korrigierte Stellen[4] ist die Schrift deutlich. Den Abdruck der Handschrift bringen die Seiten 188—193.

[Die Abhandlung fährt p. 193 weiter.]

---

[1] Bei dieser Arbeit war ich naturgemäß auf die Hilfe anderer angewiesen. In erster Linie bin ich Herrn Dr. E. A. Geßler, vom Landesmuseum in Zürich, zu Dank verpflichtet, der mich am Objekt selbst mit der Bedienung der Muskete vertraut machte und durch seine gründliche Kenntnis der Waffentechnik sowohl in der Altersbestimmung des Textes als in dessen Interpretation wesentlich förderte. Wertvolle Winke verdanke ich ferner den Herren: Dr. E. Mayor vom Historischen Museum und Dr. C. Roth von der Universitätsbibliothek in Basel, Dr. H. G. Wirz und Pochon-Demme in Bern, Capitaine Pelet in Lausanne, sowie dem immer hilfsbereiten Freund J. Jeanjaquet in Neuenburg. — Für die Umschrift des Textes in die heutige Mundart von Gryon waren meine Gewährsleute: Herr Alphonse Ruchet-Mottier in Villars s/Ollon, aus Gryon gebürtig, und Witwe Broyon-Dupertuis in Gryon.

[2] Der Text verteilt sich auf die drei Blätter wie folgt: Blatt I Zeile 1—32, Blatt II Z. 33—62, Blatt III Z. 63—77.

[3] Die Blätter sind heute wieder im Besitz der Familie Burnier-Carrard in Lausanne. Über die Geschichte der Handschrift konnte ich nichts in Erfahrung bringen.

[4] Zeile 8, 23, 28, alle auf Blatt I.



A. Handgriffe.

	Text der Handschrift.	**Französische Übersetzung.**

I. Vorübung.

1	Vos atro lous epetairiés	Vous autres, les mousquetaires,
2	Porta ben voutra petaire	Portez bien votre mousquet,
3	Fede balla voutra cherrire	Faites belle votre «charrière» (colonne de marche),
4	Bota vos in toula de courtil,	Mettez-vous «en planche de jardin»,
5	Adri, adri, adri, adri,	A droite, à droite, à droite, à droite,
6	quatro yadycoz [sic] yadgeoz	quatre fois de suite.
7	Veri vos contre Berou	Tournez-vous contre Béroud,
8	Contre lo greni a Lantaz Clemen\/e[1]	Contre le grenier à la tante Clémence,
9	Contre la pallisada a Monsu lo Chatalan	Contre la palissade à Monsieur le Châtelain,
10	Torna vos commen vos iria.	Tournez-vous comme vous étiez.

II. Feuern.

Das Gewehr ist als geladen gedacht.

11	Prende la petaire ato la man de praz	Prenez le mousquet avec la main droite,
12	Passa la per deso lo bouillet	Passez-la par dessous le bassinet (Pfanne),
13	Lachi cola voutre petaire contre terra	Laissez couler votre mousquet contre terre,
14	Leva la,	Levez-le
15	Et la menachide contre les nioles	et menacez-en les nuages,
16	Lachi la corre sur l'autra man	Laissez-le glisser sur l'autre main
17	En recolen lo pia de praz	En reculant le pied droit,
18	Passa lai	Passez là,
19	Prende la veta d'etope,	Prenez la mèche (Lunte),
20	Soufflia la	Soufflez-la,
21	Bota la sur lo fer bessu	Mettez-la sur le serpentin (Hahn),
22	Mesora vi se va dri deden lo bouillet	Mesurez «voir» si elle entre bien dans le bassinet,
23	Bota lou dou dai[2] dessus lo bouillet	Mettez les deux doigts sur le bassinet,
24	Sofflia oncor on yadgeoz voutra veta d'etope,	Soufflez encore une fois votre mèche,
25	senclienna la teta.	Sans baisser la tête.

---

[1] Über dem Zeichen zwischen *n* und *e* steht ein *f*.

[2] In der Handschrift steht *diri* mit späterer Korrektur *dai* darunter.

	Umschrift in die moderne Mundart von Gryon.	**Die Genfer Handgriffe von 1686.**

I. Vorübung.

1	*Vəz ǫtr^{o}, luz* epetairiés,	Ecoutés le commandement:
2	*pǫrta bẽĩ vutra pętęr,*	Portés bien vos armes.
3	*fẽdə bala vutra* cherrire,	
4	*buta vo ẽ tula dę kwərti,*	
5	*a drãtə, a drãtə, a drãtə, a drãtə,*	A droit:
6	*katrə yadz^{o}.*	quatre fois.
7	*Vəri vo kõtr Bęru,*	A gauche: quatre fois.
8	*kõtr lə gərnã a la tãta Klęmãsə,*	Demi tour à droit Remettés-vous
9	*kõtr la palisada a mõsũ lə Tsa-tęlã,*	Demi tour à gauche
10	*tǫrna vo kəmẽ vəz ira* (auch *irə*).	Remettés-vous.

II. Feuern.

		Glissés le mousquet.
11	*Prẽdə la pętęr avwę la mã* de praz [*ł* Element),	Portés la main droite
12	*pasa la pę dəzǫ lə buδę* (*δ* mit	au fort du mousquet.
13	*laši* (auch *laχi*) *kola vutra pętęr kõtr tęra,*	
14	*lęva la*	Haut le mousquet
15	*e la mənaχi kõtr le ñǫlę,*	
16	*laši la kor(e) sũ l'ǫtra mã*	Joignés la main gauche au mousquet.
17	*ẽ rękwəlẽ lə pya* de praz,	
18	*pasa lã,*	
19	*prẽdə la vęta d'ętǫpa,*	Prenés la mèche,
20	*sǫϑa* (➤ *sœϑa,* auch *sǫχła*) *la,*	Soufflés la
21	*bwəta la sũ(r) lə fã(r) bęsũ,*	Mettés-la sur le serpentin
22	*mwəzəra vã se va drã dədẽ lə buδę,*	Compassés la mesche
23	*bwəta lu du dã dəsũ lə buδę,* [*d'ętǫpa,*	Mettés les deux doigts sur le bassinet
24	*sǫϑa ãko õ yadz^{o} vutra vęta*	Souflés la mesche
25	*sẽ ϑəñi* (üblicher *baši*) *la tęta;*	[sans baisser la tête] (steht in der Erläuterung zu Zeile 24)

Text der Handschrift.	Französische Übersetzung.
26 Uvri lo bouillet	Ouvrez le bassinet,
27 Fede semblan de terié et ne terié pas,	Faites semblant de tirer et ne tirez pas,
28 Perié.[1]	Tirez!
29 Ramena voutra petaire	Ramenez votre mousquet,
30 Torna voutra veta d'etope	Remettez votre mèche
31 inque yo l'ire.	où elle était.

III. Laden.

32 Prende la grenetta de l'epingui	Prenez la poudre dans la poire à poudre (Pulverhorn),
33 Bota la deden lo bouillet	Mettez-la dans le bassinet,
34 Ferma lo bouillet.	Fermez le bassinet.
35 Porta voutra patire	Portez votre mousquet
36 du lo de la rouillana	du côté de l'épée,
37 Prende l'epingui	Prenez la charge (Ladung, Masse),
38 Uvri lo ato le den	Ouvrez-la avec les dents,
39 Bota la granetta in la petire	Mettez la poudre dans le mousquet,
40 Prende la beroula	Prenez la balle,
41 Bourra la aprés	Poussez-la dedans.
42 Trede voutra bourguinna	Tirez votre baguette,
43 Trey yadgeoz	Par trois fois
44 Leva la hauta	élevez-la,
45 Veri la	Retournez-la (mettez le gros bout [en bas)
46 et la fede courta	et faites-la courte (en l'appuyant)
47 Contre la fontannetta	contre «la petite fontaine» (région de l'estomac),
48 Borra la deden la petire	Poussez-la dans le mousquet,
49 Et per trey yadgeoz	Et en tapotant trois fois
50 bergata voutra beroula.	faites descendre votre balle en la [foulant,
51 Trede la bourguinna	Retirez la baguette,
52 Torna la inque yo l'ire	Remettez-la où elle était.
53 Haut la petire	Haut le mousquet,
54 Bouta la petire sur l'epaulaz.	Mettez le mousquet sur l'épaule.

[1] Mit einem *T* über dem *P*. Offenbar ein Schreibfehler.

	Moderne Mundart von Gryon.	**Die Genfer Handgriffe.**
26	*ŭvri lə buδę,*	Ouvrés le bassinet
27	*fę̄də sẽbδã dę təri e nə təri pa,*	En jouë
28	*təri!*	Tirés
29	*Raməna vutra pętęr,*	Retirés vos armes,
		Reprenés la mesche,
30	*tǫrna vutra vęta d'ętǫpa*	Remettés-la
31	*ẽĩtχə yǫ l irə.*	en son lieu.

III. Laden.

		Souflés sur le bassinet,
32	*Prẽdə la granęta dę l'ępẽĩgyä* (➤ *-dyä*),	Prenés le poulverin
33	*buta la dẽ lə buδę,*	Amorcés
34	*fęrma lə buδę.*	Fermés le bassinet,
		Soufflés sur le bassinet
35	*Pǫrta vutra pętęr*	Passés le mousquet
36	*dü lǫ dę la* rouillana,	du côté de l'épée.
37	*prẽdə l'ępẽĩgyä,*	Prenés la charge.
38	*üvri lə avwę lə dẽ,*	Ouvrés-la avec les dents
39	*bwəta la granęta dẽ la pętęr,*	Mettés la poudre dans le canon
40	*prẽdə la* beroula,	
41	*bura la aprę,*	
42	*trẽdə vutra* bourguinna,	Tirés la baguette
43	*trã yadz*^{o}	
44	*lęva la ǫta,*	Haut la baguette
45	*vəri la*	
46	*e la fę̄də kwərta*	Racourcissés-la
47	*kõtr la fõtanęta,*	contre l'estomach
48	*bura la dẽ la pętęr,*	Mettés-la dans le canon
49	*e pęr trã yadz*^{o}	[par trois fois,] (Erläuterung z. Zeile 50.)
50	*bwərgata vutra* beroula,	Bourrés
51	*trę̄də la* bourguinna,	Retirés la baguette.
52	*tǫrna la ẽĩtχə yǫ l irə.*	
53	*ǫ la pętęr,*	
54	*bwəta la pętęr sü l'ępǫla.*	

B. Dienstvorschriften.

Text der Handschrift.

Ordonnance faite aux soldats.

55 Ora, vos autro lous seudars que
56 vos ai ben fé voutrous aferes,
57 vo tiendrai preta voutra taqua
58 peleusa, la granetta de l'épingui,
59 la beroula, lo fer ato que on la
60 fé, la veta d'étope, et tui lous
61 autros afferes, commen la raclia
62 petire et [la] deguinna pata.

Ordonnance faite au dragon.

63 Et te, lo levri, te saré averti de
64 tenir pret ton bas de coir, tes
65 bottes de coir, ton lieton de fer,
66 ton epetairon et tes epetairettes,
67 et les ruettes qu'on botte és
68 talons, afin que quand te feudré
69 alla en ce gros common que lay
70 ya d'avau Ulon, te puisse seuta
71 lous teumons.

Invitation faite aux soldats.

72 Vos atro lous seudars, se vo
73 voli alla fere honneur a Monchoir
74 lo Chatalan, et alla terié devant
75 sa maison, vos ari a beyre se se
76 devene.
77 Bousse, Broyon, flioutta larre.

Französische Übersetzung.

Ordonnance faite aux soldats.

Maintenant, vous autres les soldats, que vous avez bien fait vos maniements, vous tiendrez prêts votre sac à poil, la poudre de «l'épinglier» (pulvérin), la balle, le fer avec lequel on la fabrique (moule à balles), la mèche et tous les autres outils, comme le racle-mousquet et le dégaîne-chiffon.

Ordonnance faite au dragon.

Et toi, le «levrier», tu seras averti de tenir prêts ton bât de cuir, tes bottes de cuir, ta chaîne de fer, ton mousqueton et tes pistolets et les petites roues qu'on met aux talons, afin que tu puisses sauter par dessus les monticules, quand il te faudra aller à ce grand pré communal qu'il y a là-bas du côté d'Ollon.

Invitation faite aux soldats.

Vous autres les soldats, si vous voulez présenter vos hommages à Monsieur le Châtelain en allant tirer devant sa maison, vous aurez peut-être à boire, si tout va bien.

Joue, Broyon, le fifre!

Umschrift in die moderne Mundart von Gryon.

Ordonnance faite aux soldats.

Qra, vəz ọtr° lu sǫ̈dă kə vəz ă bẽĩ fẹ vutruz afẹr, vo tẽĩdră prẹta vutra taka pẹlǫ̈za, la granẹta dẹ l'ẹpẽĩgyă, la beroula, *lə fă awẹ tχe ŏ la fẹ, la vẹta d'ẹtǫpa, e tŵi luz ọtr afẹr, kəmẽ lə raϑapẹtẹr e lə dẹdyēna-pata.*

Ordonnance faite au dragon.

E tẹ, lə lẹvră, tẹ sarẹ avẹrti dẹ təni prẹ tŏ ba dẹ kwăr, tə bǫtẹ dẹ kwăr, tŏ δẹtŏ (*δ* mit *ł*-Element) *dẹ fă, tŏ* epetairon *e tə* epetairettes, *e lə rwẹ* [roues] *k' ŏ bwət' ẹ talŏ, afẽ kə kă tẹ fǫ̈drẹ ala ẽ sẹ grǫ kəmŏ kə lăy a d'avu d'Ŭlŏ tə pwẹsə* (auch *pusə*) *sǫ̈ta lu təmŏ.*

Invitation faite aux soldats.

Vəz ọtr° lu sǫ̈dă, sə və vǫlă fẹr ǫnǫ̈ a mŏsŭ lə Tsatẹlă e ala təri dẹvă sa mẹzŏ, vəz ară a băre sə sə dəvən (auf dem ersten ə betont).

Bwəs, Brǫyŏ, ϑutarə.

* *
*

Der Text verdient unser Interesse sowohl vom militärischen wie vom philologischen Standpunkt aus. Beide Betrachtungsweisen helfen uns, Herkunft und Alter des Textes zu bestimmen.

Sachlich zerfällt der Text in zwei Teile:

1. Die sog. Handgriffe (maniement d'armes), das Feuern und Laden umfassend,
2. Die Dienstordnungen (ordonnances) über die Ausrüstung des Musketiers und des Dragoners und über die Ehrenbezeugung.

Daß die einzelnen Teile organisch zusammengehören, nicht nur sprachlich und technisch, sondern auch literarisch, darüber kann kein Zweifel aufkommen, bekundet sich doch in allen Teilen der fröhliche Humor des echt welschen Verfassers.

Herkunft des Textes. Selten läßt sich ein älterer Patoistext so genau lokalisieren wie der vorliegende. Dafür, daß der Text wirklich aus Gryon ob Bex stammt, wie der Titel besagt, stehen uns geographische und sprachliche Anhaltspunkte zur Verfügung. Einmal wird Zeile 7 des Textes (p. 188) als Richtungspunkt das in Gryon wohl bekannte Gelände von *Béroud* genannt, das von Gryon aus jenseits des Avançon d'Anzeindaz liegt (vgl. die Anm. zu Zeile 7, p. 202). Sodann wird

Zeile 70 als unterhalb des Exerzierplatzes gelegen Ollon erwähnt, früher der bedeutendste Marktflecken im Bezirk Aigle, heute noch ein stattliches Pfarrdorf, hart an den Fuß der Montagnes d'Ollon sich anlehnend, in dessen Nähe sich der große Sammelplatz der Truppen aus dem Waadtländer Alpengebiet befindet (vgl. Anm. zu Zeile 69, p. 206). Ferner steht fest, daß der im letzten Satz des Textes genannte Name *Broyon* von alters her in Gryon besonders häufig ist (Anm. zu Zeile 77, p. 206).

In sprachlicher Beziehung ist die fast durchgehende Übereinstimmung der Formen des Textes mit denen der heutigen Mundart auffallend. Den Nachweis dafür liefert die phonetische Umschrift (p. 189 ff.), zu der man die Bemerkungen p. 198 ff. vergleichen mag.

Vom militär-historischen Standpunkt endlich steht der Annahme soldatischer Übungen in Gryon zur Zeit der Berner Herrschaft nichts entgegen. Obschon Gryon bis 1798 zur Abtei von Saint-Maurice gehörte, machte Bern nicht ohne Widerstand schon im 17. Jahrhundert seine Hoheitsrechte geltend, und wir wissen, daß um 1652 in Gryon 32 Mann ausgehoben wurden, die der 3. Kompagnie des welschen Berner Regiments zugeteilt waren[1].

Alter des Textes. Zur Altersbestimmung dienen uns die Handgriffe. Deren Studium wird uns die Waffenart ermitteln lassen, die sie zur Voraussetzung haben. Sie sind von besonderem philologischem Interesse, da wir für die Schweiz eine stattliche Reihe französischer und deutscher Kommandoserien besitzen (vgl. p. 207 ff.). Sie sind nicht älter als das 17. Jahrhundert und lassen sich vermutlich alle auf das schöne Werk des holländischen Kupferstechers Jacques de Gheyn, *Maniement d'armes*, Amsterdam 1608, zurückführen.

Bei der großen Ähnlichkeit aller dieser Handgriffe hält es schwer, gerade diejenige Fassung anzugeben, die dem Verfasser des Patoistextes in Erinnerung war. Von den französischen Reglementen, welche die Gewehrgabel nicht mehr kennen, kommt entschieden das 1686 in Genf erschienene unserm Text am nächsten. Welch hohen Grad von Übereinstimmung die beiden Exerzitien aufweisen, zeigt der Parallelabdruck auf pag. 189 und 191.

Aus solchen Vergleichen gewinnen wir eine wichtige Handhabe für die Altersbestimmung, die uns weder die Handschrift noch die Sprachform zu bieten vermögen. Es ergibt sich mit Evidenz, daß der Text als Waffe das sog. Luntenschloßgewehr voraussetzt, das in der Schweiz von rund 1450—1700 im Gebrauch war. Obligatorisch allerdings wurde

[1] Steinemann, *Reformen*, p. 83.



die Muskete in der Schweiz erst 1613[1]. Für den Gebrauch der Lunte zeugen die Stellen, wo vom Erfassen, Abblasen und Anpassen der Lunte die Rede ist (Zeile 19, 20, 22, 24). Zu Beginn des 18. Jahrhunderts — 1707 nach Schmidt — trat in der Schweiz an Stelle des Luntengewehrs die Steinschloßflinte (*fusil à silex*), die vereinzelt (Bern, Zürich) schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Anwendung gekommen war[2].

Zum Luntengewehr stimmt das Vorhandensein: einer Pfanne (*bouillet*), die man sich schon mit einem Deckel versehen vorstellen muß, da sie geöffnet und geschlossen wurde, eines Ladstockes (*bourguinna*), mit dem die Kugel in den Lauf gestoßen wurde (die sog. Drangladung), eines Pulverfläschchens (*épinglier*), aus dem das feinere Pulver, das sog. Zündkraut, in die Pfanne geleert wurde, und einer sog. Ladung (ebenfalls *épinglier*) mit grobkörnigem Pulver, die mit den Zähnen geöffnet wurde.

Ein Gerät fehlt, die Gabel (*fourche*, *fourquine*), auf die das früher viel schwerere Luntengewehr zur bessern Zielerfassung aufgelegt wurde. Die Gabel kam in der Schweiz um die Mitte des 17. Jahrhunderts außer Gebrauch. Das zeigt ein Blick in die Reglemente. Die von 1615 und 1634 kennen die Manipulationen nur mit der Gabel, das von 1651 gibt die Kommando mit und ohne Gabel, in den spätern ist die Gabel verschwunden[3]. Unser Text setzt also die Handhabung einer Waffe voraus, wie sie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der Schweiz üblich war. Mit der Einführung des Feuersteinschloßgewehres verschwindet in den spätern Reglementen die Lunte und erscheint zugleich die Papierpatrone.

Ohne allen Zweifel stammt auch der Text aus dieser Zeit, dessen humoristische Einlagen nur so lange zur Geltung kommen konnten, als man mit den Handgriffen des Luntengewehrs noch vertraut war.

Charakter des Textes. Vergleicht man unsern Patoistext mit den französischen oder deutschen Fassungen der Handgriffe, so springt in die Augen, daß es der Verfasser auf eine komische Wirkung abgesehen hat. Welcher Offizier hat je im Ernst kommandiert: Stellt Euch

[1] Vgl. Schmidt, *Waffenkunde*, p. 27, 33; Steinemann, *Reformen*, p. 85; Amiguet, *Milices vaudoises*, p. 154.

[2] Schmidt, *Geschichte der Handfeuerwaffen*, p. 27; vgl. Gohlke, *Geschichte der Feuerwaffen*, p. 83. — Wie mir Dr. E. A. Geßler mitteilt, bezog Zürich 1656 «1000 fusilschloß» aus Frankreich. Ferner war der Zürcher Zuzug nach Genf 1691 zum Teil mit «fusils» bewaffnet (Staatsarchiv Zürich QQ 1).

[3] Vgl. Gohlke, *op. cit.*, p. 83, wonach die Gabel bis 1655 bei den Schweden im Gebrauch blieb.



auf in Gartenbeetordnung! oder: Bedräuet die Wolken mit Eurem Gewehr! Und wer wird einem Dragoner die Weisung geben, er soll Sattel und Sporen bereit halten, damit er auf dem Sammelplatz über die Maulwurfhügel springen könne? Es ist offenkundig, daß wir es mit einem Soldatenscherz zu tun haben.

Dem scherzhaften Charakter des Textes verdanken wir dessen dialektische Form. Alle uns bekannten «Handgriffe», sowohl die französischen wie die deutschen, sind in der Schriftsprache abgefaßt. Im 17. Jahrhundert wurde wohl kaum je bewußt in der Mundart kommandiert. Der Gebrauch des Dialektes in unserm Text deutet, wenn nicht auf eine parodistische, so doch sicher auf eine humoristische Absicht des Verfassers.



Fig. 1. Musketier 1687 (vgl. p. 207).

Besonders auffallend ist in unserm Text die konsequent durchgeführte Vermeidung der sonst üblichen französischen Militärausdrücke.

Die Waffen heißen nicht *mousquet*, *mousqueton*, *pistolet* und *épée*, sondern *petaire*, *epetairon*, *epetairetta* und *rouillana*. Die Bestandteile des Gewehres werden nicht *bassinet*, *chien* und *baguette* genannt, sondern *bouillet*, *fer bessu* und *bourguinna*. Die Schießutensilien endlich tragen nicht die franz. Namen: *mèche*, *poudre*, *poire à poudre*, *charge* und *balle*, sondern heißen: *veta d'etope*, *grenetta*, *épingui* und *beroula*. Auch das Putzzeug findet in *raclia-petire* und *deguinna-pata* zwei echt mundartliche Bezeichnungen.

Die gleiche Tendenz, die militärische Terminologie scherzweise zu vermundartlichen, äußert sich im Gebrauch von Umschreibungen; so nennt der Verfasser die Sporen «die Rädchen, die man an den Fersen befestigt» (Zeile 67) und den Kugelgießer (*moule à balles*) «das Eisen, mit dem man die Kugeln fabriziert» (Zeile 59).

Überall sieht man, wie der Verfasser dem üblichen Ausdruck geflissentlich aus dem Wege geht, wie er im Rahmen militärischer Weisungen seiner frohen Laune freien Lauf läßt. Der Text trägt den

Stempel des Esprit gaulois, dem es Spaß macht, von der Schablone abzuweichen.

Eine gleichartige Darstellung ist mir aus der volkstümlichen Literatur der Welschen nicht bekannt. Daß jedoch Ähnliches vorkam, zeigen einige Spottverse[1], mit denen die Bewohner von Les Ponts im Neuenburger Jura sich über ihre Landsleute im Val de Ruz lustig zu machen pflegten. Dort werde die Marschkolonne, erzählen sie, folgendermaßen kommandiert:

Tšivr ę bǫ̈, gərnadī dü Vǫ d Rǫ̈ — pał, fwẽ, pał, fwẽ,
N pasā pa da stę bǫ̈zę — pał, fwẽ, pał, fwẽ,
Tiri kōtr la kakīr d tše l'ōtš Pīr,
Pardi wę̄y, bǫ̈rnosbę̄y, sǫsi va bẽ.

Chèvres et bœufs, grenadiers du Val de Ruz,
Gauche, droite, gauche, droite, (eig. paille, foin),
Ne passez pas dans ces bouses — gauche, droite etc.
Dirigez-vous contre la «caquière» de chez l'oncle Pierre,
Pardi oui, sacrebleu, ça va bien.

Wohl aber gibt es im schweizerdeutschen Schrifttum derselben Zeit ein eigenartiges Gegenstück zu unserm Text, betitelt *Helvetia in pace,* ein von Studenten verfaßter, vielsprachiger, holperiger Schwank, der 1694 vor den schweizerischen Räten in Luzern aufgeführt wurde[2]. Darin tritt ein Korporal auf, der im Dialekt die Handgriffe kommandiert und dabei ebenfalls konsequent die militärischen Ausdrücke mit mundartlichen, zum Teil ad hoc gebildeten, vertauscht. So werden u. a. genannt: das Gewehr *Schmöckschit,* die Pfanne *Fürloch,* der Ladstecken *Risstengel,* das Pulver *Fürsamme,* die Kugel *Pflumenstein,* etc.[3]

---

[1] Für die Mitteilung dieser Verse bin ich J. Jeanjaquet zu großem Dank verpflichtet, dem sie ein alter Patoisant, Ulisse Tissot in Les Ponts, mit viel Temperament diktiert hatte.

[2] Den Hinweis darauf verdanke ich meinem Freund und Kollegen Albert Bachmann, der mir aus den Schätzen des Idiotikons freundlichst eine Kopie zur Verfügung stellte. Den vollen Titel findet man im Quellenverzeichnis des *Schweiz. Idiotikons,* Band 5.

[3] Wir geben hier eine kurze Textprobe dieses mehr derben als witzigen Elaborates:

Nembt d'Schmöckschitter von der Axle ä weg,
Nembts in de linke Tatze,
Stellets zum linggen Zeehen.
Hänt s'Fürloch use und legit dä Milchdaume druff,
Jedz thuts gar an Boden,
Jedz speüth in d'Händ,
Jedz schnützet d'Nase,
Thut s'Haar hinder d'Ohren,
Und stellet i fi wie Bidermenner. (Seite 13 der Kopie.)

Die Sprache des Textes.

Nach dem Gesagten dürfen wir unsern Text als ein sicheres Sprachdenkmal für den Dialekt der Gegend von Gryon im 17. Jahrhundert betrachten. Ohne mich in dialekthistorische Erörterungen einzulassen, beschränke ich mich hier auf die Feststellung der sprachlichen Merkmale.

Die den Formen beigefügten Zahlen verweisen auf die Zeilen des Textes.

Die Orthographie weicht nicht von der in ältern Patoistexten üblichen ab. Auch hier begegnen wir der Unsitte, den Substantiven mit unbetontem Vokalauslaut gelegentlich ein *z* anzuhängen: *antaz* 8, *epaulaz* 54, *yadgeoz* 6, 24, 43, 49. Verschreibungen sind selten. Sicher scheinen mir nur *voutre* 13 und *patire* 35 für sonstiges *voutra* und *petire*. Falsch zusammen geschrieben ist *senclienna* 25 und fälschlich getrennt *flioutta larre* Z. 77. Die doppelte Schreibung der Wörter *yadzo* 6 und *Clémence* 8 verrät die Verlegenheit des Verfassers den Lauten der Mundart gegenüber.

Lautlehre. Von den Tonvokalen bleiben *a* und *ī* erhalten: *leva* 14, *seuta* 70; *courtil* 4, *uvri* 26, 38. — Die Verbindung -ATU erscheint als *o* in *lo* 36 < LATU; heute sagt Gryon *pra, tsāta* (Part.), während das benachbarte Les Posses und Bex *prọ, tsātọ* aufweisen. — Palatal + *a* ergibt *i: lachi* 13, *menachide* 15, auch *veri* 45, aber *terié* = tirer 27, 74, tirez 27, 28; heute nur *təri*. — Auslautendes *-al* erscheint in *avau* 70. — Das Suffix -ARIU erscheint als *i* in *greni* 8, *levri* 63, *epingui* 32, 37, -ARIA als *-ire* in *cherrire* 3, *petire* 48 und als *-aire* in *petaire* 2 etc. — Unbetontes *-a* im Auslaut ist erhalten: *voutra* 2, *balla* 3, *toula* 4; nach Palatal zu *e* geworden: *petaire* 2, *cherrire* 3.

Freies betontes *ē* ergibt *ey* in *trey* 43, 49, *beyre* 75, *i* in *vi* 22 < VERE, *voli* 73, *ari* 75; *ē* + Pal. zeigen *dri* 22, *adri* 5, neben *dai* 23, vos *ai* 56. Die heutigen Formen haben durchwegs *ä*: *trä, bäre, vä, vọlä, arä; dä, vəz ä; i* ist heute auf das östliche Wallis (Bezirk Siders und Savièse) beschränkt. — Gedecktes *e* (*ē* und *ĕ*) erscheint als *e: bouillet* 12, *granetta* 39, *terra* 13, *teta* 25, *preta* 57; BELLA ergibt *balla* 3.

Freies betontes *ō* ist nur durch *peleusa* 58 (vgl. heute *ǫ̈ra* heure, *dədzǫ̈* jeudi) und durch das allg. südwestschweiz. *dou* 23 vertreten. Gedecktes *o* (*ō* und *ŏ*) schwankt: *o* zeigen *etope* 30, *corre* 16, *deso* 12; *ou* haben *courta* 46, *voutra* 3. — Vortoniges *o* bleibt in *cola* 13, *sofflia* 24 (mit *-ou-* 20), *borra* 48 (mit *-ou-* 41), wird aber zu *ü* in *uvri* 26, 38 und in *Ulon* 70. Ferner werden AL und OL + Kons. im Vorton zu *eu: seuta* 70, *feudré* 68; *seudar* 55, 72; vgl. Gilliéron, *Vionnaz*, 23, 39.

Betontes *ū* wird *ü: bessu* 21, erscheint aber im Vorton als *o: mesora* 22, *en recolen* 17. — *ū* + Nasal gibt *on* in *on* (un) 24, *common* 69.

Der Diphthong *au* ist nur sekundär durch *taula* aus TABULA vertreten: *toula* 4.

Von einzelnen Formen seien erwähnt: *pia* 17, allgemein im Bezirk Aigle und im Wallis, sonst *pi; tui*, ebenso in Ormonts und im Wallis, sonst *ti; coir* 64, 65 heute *kwār; ruettes* 67.

Von konsonantischen Eigentümlichkeiten ist wenig zu berichten. Was in der heutigen Mundart ϑ lautet, ist mit *ffli* in *sofflia* 24, mit *cli* in *clienna* 25, *raclia* 61 geschrieben. Das viermalige *yadgeoz* 6, 24, 43, 49 deutet auf die Aussprache *yadžo*, abweichend vom heutigen *yadzo*. Einzig die Graphie *Clemenfe* läßt mit Sicherheit auf getreue Wiedergabe der Aussprache schließen, vgl. *danfé, tsanfon* Vers 25 des Verlornen Sohnes in Bridel, *Glossaire*, 439.

Formenlehre. Die Feminina zeigen einen Rest der lat. Deklination: Sing. *terra* 13, *veta* 19, Plur. *nioles* 15, *bottes* 65, *epetairettes, ruettes* 67.

Die Artikelformen lauten: Sg. mask. *lo* 8, 12, 21; fem. *la* 9. Pl. mask. *lous* 1, 55, 60, 71, 72; fem. *les* 15, 67, aber *le den* 38. Heute *lə, la; lu, lə,* was die Graphie *le den* als richtig erscheinen läßt. Dazu stimmt *tə* für *tes* (fem.) 64 und 66. Außer in Gryon habe ich im Pl. fem. *lə* notiert in Bex, Plans sur Bex, Morcles, Villars sur Ollon, La Forclaz, Leysin, Corbeyrier. — Mit Präpositionen verbundene Artikel sind *du* 36 und *és* 67.

An Pronominalformen finden sich: *te* = tu 63, 70, = toi 63, = te 68; *se* 75; *vos* 1, 4, 7, 55, 56, *vo* 57, 72; *lo* 38, *la* 12, 14, 20, 59. — *Ton* 64, 65, *tes* (fem.) 64, 66, *voutra* 2, 3, *voutrous* (mask.) 56.

Verbalformen: Präsens Ind. on *botte* 67, se *devene* 76, on *fé* 60, *a* 70; vos *ai* 56, vo *voli* 73. Konj. te *puisse* 70. Imperativ *bousse* 77; *mesora* 22, *leva* 44 etc., *veri* 7, *lachi* 13, 16, *terié* 27; *uvri* 26, 38; *trede* 42, 51, *fede* 3, 27, 46, *prende* 11, 19, 32, 37, *menachide* 15. Imperfekt *ire* 31, 52, vos *iria* 10. Futurum te *saré* 63, *feudré* 68, vo *tiendrai* 57, vos *ari* 75. Infinitiv *seuta* 70 etc., *terié* 74, *tenir* 64, *beyre* 75, *fere* 73. Partizip *recolen* 17; *averti* 63.

Wortschatz. Den heutigen Mundarten der franz. Schweiz sind unbekannt: *beroula* 40, 50, *bourguinna* 42, 51, *deguinna-pata* 62, *fliouttalarre* 77, *petaire* 2 mit seinen Ableitungen *epetairon* 66, *epetairettes* 66, *epetairiés* 1; *raclia-petire* 61, *rouillana* 36.

Die militärische Bedeutung folgender Wörter ist heute unbekannt: *bouillet* 12, *cherrire* 3, *a dri* 5, *epingui* 37, *fer bessu* 21, *fontannetta* 47, *grenetta* 32, *levri* 63, *veta d'etope* 19. In Gryon nicht mehr gebräuchlich sind das Wort *ato*, avec, 11, 38, 59 und die Form *antaz* 8.



Abweichungen in der heutigen Mundart. Ein Vergleich mit den heutigen Dialektformen von Gryon zeigt, wie stark im allgemeinen die Formen des Textes, soweit sie lautlich eindeutig sind, mit den jetzt üblichen übereinstimmen. Von Einzelheiten abgesehen, scheinen mir nur folgende Unterschiede bemerkenswert: 1. die Abschwächung von *lo* zu *lə;* vgl. *vos* zu *və(z)* 55, 56, 72. 2. Die Einheitlichkeit der Entsprechung von lat. betontem *ē* mit oder ohne folgenden Pal.: heute nur *ä* gegenüber älterem *i* und *ai*. 3. die reichlich belegte Diphthongierung von afr. *e, o, ou* zu *wə* nach Labial oder vor *r* und *l: bwəs* 77, *bwət* 67, *bwəta* 23, 39, 54 (vgl. *bouetâ,* Vers 15 des Verlornen Sohnes, Bridel, *Glossaire,* 438), *bwərgata* 50, *mwəzəra* 22 (vgl. *moueri* mourir, *mouesein* musant, Vers 17 bei Bridel); *kwərta* 46, *kwərti* 4, *rękwəlē* 17.

Der Einfluß der Schriftsprache macht sich bemerkbar im Anlaut der Wörter *cherrire* 3 und *Chatalan* 9, 74; ferner in *autro* 55, *-a* 16 neben *atro* 1, in *soufflia* 20 und *bourra* 41 neben Formen mit *o* 24, 48; endlich in *etope* 24, 30, 60 für *etopa* und in *sur* 21 für allgemeines *su*. Auch sind Wort und Graphie *honneur* ohne Zweifel schriftsprachliche Entlehnung.

* *
*

Nachdem nunmehr der Philologe seinen trockenen Spruch getan, möge der wackere Spielmann aus Gryon vortreten, um dem ebenso patoiskundigen wie musikverständigen Jubilaren die ihm gebührende Reverenz zu erweisen und ihm seine ältesten Lieder vorzuspielen. Wohlan denn

Bousse, Broyon, fliouttalarre!

Anmerkungen zum Text.

Die Zahlen verweisen auf die Zeilen des p. 188—193 abgedruckten Patoistextes.

Zeile **1.** Die Form *atro* 1 neben *autro* 55, *autra* 16 ist die alte, franko-prov. Form, die heute noch im ganzen Wallis und sporadisch in den Waadtländer Alpen erhalten ist. Vgl. *asəbẽ* aussi, *Tableaux phonétiques des patois romands,* Kol. 132; *astu* aussitôt, ib. 159; *atã* autant; und Lavallaz, *Patois d'Hérémence,* p. 132.

Bei der Beurteilung von *epetairiés* kommt in Betracht, daß *tirez* und *tirer* in unserem Texte *terié,* nicht wie heute *təri* lautet, wodurch das Partizip *terié* gesichert ist. Demnach kann *epetairiés* eine Ableitung von *petaire* mit -ATUS sein, ähnlich wie in dem frz. Lehnwort *salarié.* Wahrscheinlich aber beruht die Endung auf Analogie nach *grenadier, canonnier,* beide seit dem 15. Jahrh. belegt. — Der *e*-Vorschlag, der auch in *epetairon* und *epetairettes* 66 auftritt, rührt her von *epeta,* éclater, das aus *péter* gebildet ist wie afr. *escrever* aus *crever.*

2. Das Wort für Muskete ist *petaire* (aus PEDITARE + ARIA). Es erscheint 3 mal als *petaire* und 5 mal als *petire.* Das einmalige *patire* 35 ist vermutlich ein Schreibfehler. Zu *petire* stimmt *cherrire.* Die ursprüngliche Form ist *petaire; -ire* zeigt analogischen Einfluß der Entwicklung nach Palatal. Vgl. *Tabl. phon.* chaudière 117, légère 150. — Das Wort, heute ausgestorben, lebt in weitem Umfang weiter in der Ableitung *petẹrü,* altes Gewehr. Weniger verbreitet ist *pẹtẹrula* s. f. Karabiner (Wallis, Champéry).

3. Formal kann *cherrire* nichts anderes sein als *tsärïbirə,* charrue (Gryon), mit dem begrifflich nichts anzufangen ist, oder *tsärärə,* charrière (Gryon), sonst «Landstraße, Weg» (vgl. Pierrehumbert, *Dict. neuch.*). Offenbar ist es mit *charrière* identisch, das aber hier vermutlich im Sinn von «Marschkolonne» gebraucht wird, wenigstens notierte ich bei Herrn Neveu (†) in Leysin: *sə bwəta ẽ tsèrairə,* se mettre en colonnes par files. Zum franz. Anlaut vgl. *Chatalan* 9.

4. Was bedeutet das Kommando: Stellt Euch in Gartenbeetordnung auf? Vielleicht ist damit lediglich das Sichausrichten der vier Mann in der Marschkolonne gemeint. Da aber das nachfolgende Exercitium der Handgriffe eine Aufstellung auf ein, zwei oder drei Glieder voraussetzt, so scheint es mir wahrscheinlich, daß mit dem Gartenbeetkommando — sofern es überhaupt ernst zu nehmen ist — der Übergang aus der Marschkolonne in die Linie zu verstehen ist, der heute auf das Kommando: mit Gruppen links schwenkt (par groupes tournez à gauche) ausgeführt wird. Die dreigliedrige Formation, die am ehesten den Vergleich mit dem Gartenbeet aufkommen läßt, war noch im 18. Jahrh. üblich, siehe z. B. von Mechel, *Soldaten- und Plotonsschule,* Basel 1800.

5. Das 4malige Kommando «Rechtsum» vor Beginn der Handgriffe entspricht einem allgemeinen Brauch (vgl. die Reglemente: Genf 1686 und



1707; Basel 1683, 1728 und 1742). Ohne Zweifel wurden die Drehungen stehenden Fußes vollzogen, das Genfer Reglement von 1707 fügt ausdrücklich bei: *en pirouëttant sur le pied gauche.*

Daß das Mask. *adri,* nicht das dem heutigen *à droite* entsprechende Fem. steht, entspricht dem damaligen Sprachgebrauch. Mehrere Reglemente sagen *à droit* für *à droite.* So z. B. *se retirer à droit ou à gauche* (De la Tour, Genf 1634, p. 19). Ebenso in den Genfer Reglementen von 1686 und 1707. Vgl. Fryklund, *Droite et gauche*, Upsala 1907, p. 19.

7—9. Diese drei Zeilen sind eine komische Einlage, die in keinem gedruckten Reglement ein Äquivalent hat. Drei der vier Himmelsrichtungen werden der Anschaulichkeit halber mit lokalen Richtungspunkten bezeichnet: der Südosten mit *Béroud,* ein bekanntes Weidland gegenüber dem Dorfe Gryon (Siegfriedkarte n° 477), der Südwesten (vermutlich) mit dem Speicher der Tante Clémence und der Nordosten (vermutlich) mit dem Gartenzaun des Châtelain. Heute noch nimmt man gelegentlich Béroud zum Richtungspunkt. So wird bei Schießübungen aus Anlaß der Konfirmation zum Scherz kommandiert: *vəri l tχü kōtr Bęru po peta kōtr Rəzārə,* tournez le cul contre Béroud pour tirer contre les Rosaires, ein sumpfiges Gelände (mit Häusern) oberhalb Les Pars bei Punkt 1254 (Siegfried n° 477).

Der Exerzierplatz lag sicher nicht im meist abschüssigen Gelände des heutigen Dorfes Gryon, von wo Béroud kaum sichtbar ist, sondern die paar Mannen aus der Gegend von Gryon versammelten sich vermutlich auf einem ebenen Platz, beim sog. *Rabou*, der unmittelbar gegenüber Béroud liegt und wo ein altes, herrschaftliches Wohnhaus, das sog. *Chalet de l'Ours,* steht, dessen vom Haus getrenntes Gartenportal die Jahreszahl 1775 trägt. Hier wohnte möglicherweise der *Châtelain* (Friedensrichter). Die Tante Clémence und ihr Speicher werden der historischen Forschung für immer unbekannt bleiben.

11. Die Ausdrücke *la man de praz* und *lo pia de praz* 17 sind unseres Textes größte Crux. Die Bedeutung ist unzweifelhaft die von «rechts», denn die Exerzierbücher sagen an diesen Stellen: 1. *Portez la main droite au fort du mousquet* (Genf 1686, idem *Conteur Vaudois* 1916, n° 1) und: *Mit der rechten Hand faßt euer Musketen* (Basel 1683 und 1728). 2. *Le pied droit en arriere* (Schalch 1677) und *Trett mit dem rechten Fuß zurück* (Basel 1666 und 1728; idem Lavater 1651, p. 82). Mit «Wiesenhand» ist nicht viel anzufangen. Vgl. immerhin die Wendung *mā dę tępa,* rechte Hand (Leysin), das Herr Neveu mit dem Hinweis auf *ǫm dę tępa* «individu bien calé» d. h. einer, der Grundstücke (*tępę*) und damit Reichtum und Ansehen besitzt, erklärte.

Sollte nicht *de praz* für das dem Schreiber nicht mehr geläufige *detra,* afr. *destral* aus DEXTRALIS (Godefroy; Fryklund, *Droite et gauche,* p. 29 und in anderer Bedeutung 101, 107) verschrieben sein? Tatsache ist, daß sich DEXTER bis auf den heutigen Tag im Sinn von «rechts» in der Waadt und im Wallis erhalten hat als *dẹtr* m., *dètra* (Vallée de Joux), *deitra* f.

(Vaulion) und *dẹtro* (Champéry) und zwar in forsttechnischer Verwendung, eine *fūva dẹtra* ist eine schwer spaltbare Rottanne und schwer spaltbar ist sie, weil die Holzfasern von links nach rechts laufen (*Zeitschrift für Forstwesen* 1888, p. 137). Auf den Einwand, DEXTRALE hätte *detrau* ergeben (vgl. *avau* 70), kann man mit der Vermutung antworten, daß vielleicht ein ursprüngliches *detrau* des Originals zunächst in *de prau* und dann erst auf Grund der heutigen Verteilung von *pra* (Gryon) und *prọ* (Les Posses) in *de praz* korrigiert wurde. Nicht ausgeschlossen ist endlich, daß *detrá* eine letzte Spur jenes andern Ergebnisses von $a + l$ (mit oder ohne folgenden Kons.) zu *ā* darstellt, das wir im östlichen Wallis allgemein vorfinden; vgl. *atro* 1 neben *autro* 55.

12. Daß mit *bouillet* hier und an den andern Stellen die Zündpfanne (bassinet) gemeint ist, ergibt sich mit Sicherheit aus dem Satzzusammenhang und wird durch die sonstige Bedeutung des Wortes, «Trog, besonders für Schweine, Wasserreservoir», bestätigt. Schalch 1677 sagt an dieser Stelle: Reprenez au dessous du *bassinet*. Für die andern Stellen siehe die abgedruckten Handgriffe.

15. Vom Bedrohen der Wolken wissen die Handgriffe nichts. Am nächsten kommt dem Patoistext das deutsche Kommando: *Haltet die Muskete in die Höhe wohl vom Leib* (Lavater, *Kriegsbüchlein*, p. 81).

18. *Passa lai* ist ein Kommando, das in den mir bekannten Exercitien keine Entsprechung hat. Ich fasse es auf als Endbewegung des in Zeile 16 genannten Kommandos und würde übersetzen: Bringt die Muskete in die linke Hand.

19. Um die Zündschnur oder Lunte (mèche) zu bezeichnen, war kein Patoiswort zutreffender als das südwestschweiz. *veta* (aus lat. VITTA Binde), womit eine Strähne aus Haar, Hanf, Wolle oder Werg gemeint ist, die mit andern solchen Strähnen zu einem Zopf oder Strick zusammengeflochten wird.

21. Das *fer bessu*, eig. «doppeltes Eisen», ist eine durchaus passende Bezeichnung für den Hahn des alten Luntenschlosses (serpentin), der auf der Abbildung p. 196 deutlich sichtbar ist: es ist der in die Höhe ragende Teil des Gewehres, der in der Mitte zwischen dem Gesicht des Musketiers und seiner linken Hand liegt. Der Hahn dient zum Festhalten der Lunte, deren brennendes Ende auf die Pfanne gerichtet ist.

22. Diese Zeilen geben die franz. Handgriffe wieder mit *compassez la mèche*, während die deutschen Fassungen dem Patoistext viel näher kommen: *Probiert* (*secht*) *ob er recht kombt* (Basel 1683, id. 1728).

25. *Clienna* entspricht dem afr. *cliner*, neigen, und sollte in Gryon *ϑəna* lauten. Das mir angegebene *ϑəñi* beruht auf einer hier nahe liegenden Verwechslung mit *cligner*.

32. Die Deminutivform *granẹta*, auch *grẹnẹta*, ist aus der modernen Mundart gut belegt, nicht aber die Bedeutung «Pulver», die sich hier und in den Zeilen 39, 58 aus dem Sachzusammenhang ergibt. Vgl. frz. *grenaille* Schrot.

Das dreimal vorkommende *epingui* (32, 37, 58), das formal dem frz. *épinglier* «Nadler» entspricht, bezeichnet in der heutigen Mundart, wie im Altfranz., den Nadelbehälter (étui à épingles). Hier wird es im Sinn von Pulverbehälter gebraucht. Da nun zur Bedienung des Luntengewehres zwei Arten Pulver im Gebrauch waren, ein feinkörniges zum Anzünden in der Pfanne (Zündkraut, amorce) und ein grobkörniges im Lauf zur Beförderung der Kugel, brauchte es auch zweierlei Pulverbehälter: 1. das Pulverhorn (poire à poudre) oder Zündkrautflasche (amorçoir, pulvérin), 2. die Pulvermasse oder Ladung (charge). Eine Pulverflasche trägt der Musketier auf p. 196, angehängt an den über die Schulter gehenden Lederriemen. Die «Pulvermassen» waren kleine, längliche Kapseln, aus Holz oder Leder, in denen sich das für einen Schuß abgemessene Quantum Laufpulver befand. Sie wurden an demselben Riemen angehängt getragen oder in der Tasche (Figur 1, p. 196) aufbewahrt. Vgl. Schmidt, *Waffenkunde*, 33; Amiguet, *Milices vaud.* 154; Demmin, *Kriegswaffen*, 971—974.

36. Zur Interpretation von *rouillana*, das die modernen Mundarten nicht kennen, sind wir auf den Satzzusammenhang angewiesen, der uns unmißverständlich auf die Bedeutung «Degen» weist. Die franz. Handgriffe sagen: *Passez le mousquet du côté de l'épée* (Schalch 1677, Genf 1686, etc.); die deutschen: *Auf die Seiten des Degens bringt euer Musketen* (Basel, 1683, id. 1728, etc.). Vermutlich ist *rouillana* eine Ableitung von *rouille*, ursprünglich im Sinn von «altes, verrostetes Stück Eisen», dann verächtlich «vom Rost zerfressener Säbel», deutsch etwa mit «Rostmesser» wiederzugeben. Tatsächlich gibt es ein *rulō* «outil de fer rouillé» (Waadt). Zum Suffix vgl. *tsọudāna* s. f. «chaleur intense» (Odin, *Glossaire de Blonay*). — Ob und wie *rouillana* mit *rolō* s. m. «Knüttel» und *roli* v. «prügeln», zusammenhängt, bleibt zu untersuchen.

38. Da der Musketier keine Hand frei hatte, mußte er die Pulverkapsel mit den Zähnen öffnen.

40. Mit *beroula* (auch 50, 59) kann nur die Kugel gemeint sein. Aus der heutigen Mundart ist mir das Wort nur durch Herrn Neveu in Leysin als *bərula* s. f. «Kugel» bekannt geworden.

42. Wieder weist der Zusammenhang eindeutig darauf hin, daß das heute ausgestorbene *bourguinna* (auch 51) den Ladstock (baguette) bezeichnet. Vermutlich ein Verbalsubstantiv von *burgēna* v. «einen Drehapparat (Spinnrad, Mühle) in Bewegung setzen» (Gryon), eine unverkennbare Ableitung von *burgo* s. m. «Spinnrad»; vgl. *burga* v. und *bwərgata* v. (Leysin), die beide in ähnlichem Sinn gebraucht werden. Das Wort *bourguinna* bezeichnete wohl ursprünglich das Getriebe, in unserm Fall die Hin- und Herbewegung des Ladstockes im Lauf, dann das Werkzeug, mit dem die Bewegung ausgeführt wurde.

47. Diese Zeile ist technisch klar, aber sprachlich dunkel. Die Mündung des Gewehrs kann mit *fontannetta* nicht gemeint sein. Die Handgriffe weisen ohne Ausnahme auf die Vorderseite des menschlichen Körpers. Sie

sagen: Raccourcissez la baguette *contre l'estomac* (was weit herum auch Brust heißen kann) und: Verkürzt den Ladstecken *an der Brust,* oder Setzt ihn *an die Brust* und faßt ihn kurz. Zur weiteren Erhärtung diene die Figur 2. Sie stammt aus der Zürcher *Sammlung der Neujahr-Kupfern,* Blatt vom Jahre 1752. Daraus ist ersichtlich, daß beim sog. Kurzfassen, d. h. beim Heruntergleiten der rechten Hand das dünne Ende des Ladstockes zur Stütze den Körper in der Magengegend berührt. Warum diese Berührungsstelle *fontannetta* genannt wird, bleibt mir rätselhaft. Aber Tatsache ist, daß *fontana* im Sinn von «estomac» (Puitspelu, *Dict. lyonnais*) oder «creux de l'estomac» (Mistral, *Trésor,* s. v. *fountano, -ello)* gebraucht wird. Soll damit etwa das Grübchen bezeichnet werden, in dem der Nabel liegt, wobei *fontannetta* einen kleinen Brunnentrog bedeuten würde? Tatsächlich werden in tridentinischen Mundarten die Ausdrücke für «Loch», *buset, busim,* im Sinn von «Nabel» gebraucht (Zauner, *Körperteile,* p. 165).



Fig. 2. Musketier in der Ausführung des oben stehenden Kommandos begriffen.

49—50. Diese beiden Zeilen werden in der Basler Landmiliz von 1728 deutlicher wiedergegeben mit: *Gebt der Kugeln* [mit dem Ladstecken] *drei Stöss.*

61—62. Mit *raclia-petire* ist ohne Zweifel der Putzstock (lavoir), mit *deguinna-pata* ein Draht oder Haken gemeint, mit dem der Putzlappen aus dem Lauf heraus gefischt wird. Vgl. frz. *tire-bourre* «Flintenkrätzer», Werkzeug zum Herausziehen der Ladung (Sachs-Villatte). — Wenn auch die überwiegende Mehrzahl der Werkzeugnamen vom Typus *tire-bouchon* Maskulina sind, so braucht hier der Text nicht einen Schreibfehler zu enthalten. Denn die Existenz von Fem. ist nicht zu leugnen. So wurde mir in Les Posses *la dedyēna-pata* angegeben und Bridel verzeichnet *trainabosson,* fauvette, als Fem. Vgl. ferner Darmesteter, *Traité de formation,* p. 196.

63. *Levrier* «Windhund» scheint ein gebräuchlicher Übername für den Dragoner gewesen zu sein in Anspielung auf dessen Behendigkeit.

65. *Lieton,* von *łeta* «binden» abgeleitet, heißt allgemein *lien, attache.* Genaueres über den hier gemeinten Gegenstand konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

66. Der Dragoner trug schon damals einen Karabiner und Pistolen (vgl. Schmidt, *Waffenkunde,* 29; Lavater, *Kriegsbüchlein,* 97, wo Pandalierrohr

und Pistolen als zur Ausrüstung eines Reiters gehörig erwähnt werden), die mit zwei Ableitungen von *petaire* bezeichnet worden sind. Der Karabiner heißt heute noch *pẹtẹrula* s. f. im gegenüberliegenden Val d'Illiez (Wallis).

69. Die große Allmend unten bei Ollon, auf die hier angespielt wird, ist ohne Zweifel jenes unter dem Namen *L'Arcossey,* Patois *arkọsā,* bekannte Wiesengelände unten im Rhonetal direkt südlich von Ollon beim Weiler *Villy* (Siegfriedkarte n° 476). Hier wurde jedes Frühjahr die militärische Musterung (revue) abgehalten.

71. Das Waadtländer Wort *tumō* s. m., *tọ̄mō* in Gryon, Chesières, Antagne, bezeichnet eine kleine Erderhöhung in der Größe eines Ameisenhaufens oder eines Maulwurfshügels.

76. Zu *devene* lautet der Inf. *devena.* Das Verbum wird, meist reflexiv, nur in der 3. Person gebraucht im Sinn von «sich erweisen, sich begeben, sich treffen». *La vatsə s'e dẹvənayə tota buna lasəlirə*, die Kuh hat sich als ganz gute Milchkuh erwiesen (Waadt). Meist unpersönlich: *kumē̆ kə sẹ dẹvənẹ*, was auch immer geschehen möge. Die hier gebrauchte Wendung ist weit verbreitet. Ähnlich wie hier sagt man in der Gegend von Gryon: *ẹ vọ̈ prọ̈ wẹri bē̃ sẹ sə dẹvənə*, il guérira assez si tout va bien, wenn es sich gut trifft, man darf aber nicht absolut darauf zählen.

77. Ich fasse *bousse* als Imperativ zu *boussi* klopfen, stoßen; hier im Sinn von blasen. Ähnlich die in Les Posses notierte Wendung *bwəs ta tyẹ̄s,* tape sur ta caisse, als Aufforderung an den Trommler.

Broyon ist offenbar der Name eines Flöten- oder Pfeifenspielers in Gryon. Pfeifer gehörten früher wie Trommler zu jeder Truppe. (Vgl. Lavater, *Kriegsbüchlein* 46, auch 29). Der Name *Broyon* ist für Gryon typisch. Wie mir Kollege E. Muret freundlichst mitteilt, ist die Familie Broyon für Gryon seit 1511 bezeugt. Auch die Broyon in Bex, Lavey und Ormont-Dessus stammen aus Gryon.

Das aus Unkenntnis in zwei Wörtern geschriebene *fliouttalarre* ist ohne Zweifel ein Nomen agentis zu einem nicht mehr belegten *ftutala* «flöten», das dem afr. *fluteler* entspricht.

Literaturangaben.

Allgemeines.

Rud. Schmidt, *Die Handfeuerwaffen,* mit Atlas, Basel 1875; id., *Allgemeine Waffenkunde für Infanterie*, mit Tafeln, Bern 1888. — Jakob Steinemann, *Reformen im bernischen Kriegswesen zwischen 1560 und 1653*, Diss. Bern 1919, mit reichlichen Literaturangaben. Zum Vergleich diene C.-C. Dénéréaz, *La vilhie melice dâo Canton de Vaud,* Lausanne 1886 (id. *Conteur Vaudois* 1886, n° 3—13), wo die waadtländische Miliz um die Mitte des 19. Jahrh. in Patoisversen geschildert wird.

Ferner: A. Demmin, *Die Kriegswaffen*, Leipzig 1893, W. Gohlke, *Geschichte der gesamten Feuerwaffen*, Leipzig 1911 (Sammlung Göschen). Eine Sammlung von prachtvollen Abbildungen bietet das Werk: *Die Armee des Kurfürsten Max Emanuel von Baiern* [Regierungszeit 1679—1726], Verlag Piloty und Lœhle, München (ohne Datum). Ihm ist das Bild des Musketiers p. 196 entnommen.

Exerzierreglemente.

Die reichhaltigste Zusammenstellung älterer schweiz. Reglemente stammt von Alfred Zesiger, der sie unter dem Titel: *Die gedruckten Militärreglemente der eidgen. Orte vor 1798* in *Schweizer Kriegsgeschichte*, Heft 7 (1918), p. 49—58 veröffentlicht hat. Von den dort verzeichneten konnte ich 11 persönlich einsehen. Im ganzen habe ich folgende Reglemente durchmustert und mit unserm Text verglichen:

Die in Klammern gesetzten Nummern verweisen auf Zesiger.

1615 Kriegs-Exercitium, Bern (nº 3), abgedruckt in Steinemann, p. 91—93.

1634 Principes et Fondements de l'Art Militaire. Concernant l'exercice des Armes pratiqué en Hollande, etc. Avec l'explication et demonstration des Evolutions et Factions. Par le sieur Gamaliel De la Tour, de Vevey, Docteur és deux Facultez de Médecine et Favory de Mars. A Geneve, par Philippe Gamonet. MDCXXXIIII. 242 Seiten. De la Tour gibt die Kommando mit eingehenden Erläuterungen, welche die Muskete mit der Gabel zur Voraussetzung haben[1].

1651 Lavater, Kriegsbüchlein, Zürich (nº 5).

1666 Handgriffe für die Musketiere, Basel (nº 7).

1677 Joh. Schalch, Exerzier-Büchlein. (Zentralbibliothek Zürich). Fehlt bei Zesiger.

1683 Handgriffe für Musketiere, Basel (nº 11).

1686 Exercice militaire . . pour le maniement du mousquet, Genève (nº 12). Von mir abgedruckt p. 189 und 191.

1694 Saconay, Recueil de ce qui se pratique dans le Régiment Suisse de Saconay, Ivrée. Enthält die Kommando in franz. und deutscher Sprache. Abgedruckt von Dr. H. G. Wirz in seiner Abhandlung *Kriegserfahrungen und Kriegslehren aus der Zeit Prinz Eugens und Friedrichs des Grossen*, erschienen in der *Vierteljahrsschrift für Kriegswissenschaft*, Jahrg. 4 (1923) und 5 (1924). Im Sonderabzug steht das Reglement p. 54—75. Fehlt bei Zesiger.

1695 Exercice militaire pour les subjets du Païs de Vaud, Berne (nº 14). Freundlichst vermittelt durch Dr. H. G. Wirz.

1702 Handgriffe für Musketiere, Basel (nº 15).

[1] Das Büchlein fehlt bei Zesiger. Das von mir eingesehene Exemplar gehört Herrn Henri Guillard in Bex, der die große Freundlichkeit hatte, es mir für einige Zeit zur Verfügung zu stellen.



1707 Exercice militaire, Genève (nº 19).
1710 Exercitium militare, Berne (nº 23).
1710 Exercice militaire pour l'infanterie du Pais de Vaud, Berne (nº 24).
1728 Handgriff für die Landmiliz, Basel (nº 32).

Weitere Literatur über Handgriffe: Elgger, *Kriegswesen der Eidgenossenschaft*, Luzern 1873, p. 260—262. *Sammlung der Neujahr-Kupfern* (1744—1798), aufgegeben von der militärischen Gesellschaft in Zürich (ohne Datum). Hier wird jeder Handgriff durch eine Abbildung veranschaulicht. S.-R. Boudouin, *Exercice de l'infanterie française*, Paris 1757 (mit Abbildungen).

Wortindex.

Aufgenommen sind hier nur die in dieser Arbeit besprochenen Wörter. *Z.* verweist auf die Zeile des Patoistextes (p. 188—192), *p.* auf die Seite, auf der das Wort behandelt wird.

Basel. *E. Tappolet.*

Birkicht und Vokalmetathese im Rätischen.[1]

Der treffliche Casimir Platzer, der als einer der letzten romanischen Nachzügler im Samnaun nun auch schon längst zu den Vätern versammelt ist, lachte laut auf, als ich, die Siegfriedkarte in der Hand, ihn nach dem *Mot nair* bei Inner-Samnaun fragte. Und ich mußte ihm sachlich recht geben: weder ein schwarzer Hügel noch überhaupt ein Hügel ist dort zu sehen. Der Name lautete im einstigen Romanischen vielmehr *Wutñaida*, wofür Schriften des 19. Jahrhunderts, auf halbem Wege zur Volksetymologie stehen bleibend, etwa *Mut naira* sagen. Doch haben selbst die deutschen heutigen Samnauner bei unbeeinflußter Aussprache das *d* bewahrt: *Mutnaida*. Also ein Kollektivum von der Art wie engad. *Agnaida* «Erlengebüsch», *Larschaida* «Lärchenwald», *Tulaida* «Föhrenwald». Das Stammwort kann nur *baduñ* «Birke» sein, wobei lautlich alles in bester Ordnung ist. Anlautendes *w* aus *b* ist samnaunische Regel sogar im absoluten Anlaut: *wun di* «guten Tag», *wap noss* = Anfang des Vaterunsers. *d* wurde vor anderen Konsonanten stimmlos wie in *i tvainta* «es geschieht», *klertlin* «Mondschein». Als unsynkopierte Vorstufe ist anzusetzen **Wudañaida* mit Umstellung von *a—u* vor dem Tone zu *u—a*, wofür das Samnaunische mehrfache Belege bietet[2]: *lugarar* «arbeiten» von *lagur* = *lavur; tšugranar* «mit Zieger bestreuen» von *tšagrun*, engad. *tšigrun; tšurβanâ* «rußig, schmutzig» von *tšarβun* «Kohle» (*β* Mittellaut zwischen *w* und *b*); *rušanar* «rechnen», Imper. *rašúna* (*rašun' ora* «rechne aus») von *RATIONARE; zur altertümlichen Bedeutung vgl. ital. *libro delle ragioni*, got. *rap̄jō* «Rechnung».

Diese Vokalmetathese ist bereits bekannt aus dem Surselvischen, wo sie ebenfalls Ablaut-artig auftritt in Verben wie *scurvanar* «schwärzen»: *scarvúna*, von *carvun; ruschanar* «reden»: *raschúna; sluvanar: slavun* «Ofenwischer»; *burschanar: barschun* «Bürste»; *suvanar: savun* «Seife»

[1] Zur Transkription: *w* = bilabialem *v; ñ, ł* = mouilliertem *n, l.* Im allgemeinen behalte ich die landesübliche Schreibweise bei, so auch das *a* für den unbetonten reduzierten Vokal, der genauer mit *ə* oder *α* bezeichnet würde. — Bei erschlossenen Formen auf *-u* spare ich den Stern.

[2] Das Material aus dem samnaunischen Wortschatz entstammt großenteils Aufnahmen, die ich s. Z. gemeinsam mit Dr. Fl. Melcher, dem so früh seiner Lebensaufgabe entrissenen ersten Redaktor des rätischen Idiotikons, machte. Gerade die Existenz dieser Metathese stellte zuerst er fest, worauf wir sie zusammen weiter verfolgten.



und zahlreichen anderen, s. Huonder, *Vokalismus von Disentis* 110, 114, 119 f., weitere Beispiele bei Cahannes, *Grammatica Romontscha* 61 ff. Dazu isolierte Fälle wie *tschugagliun* «Schnittlauch» zu *tschaguola* CEPULLA, Ortsname *Ils Burganets* Tavetsch zu *bargun* «Heustadel». In manchen Fällen wurde der Vokal der zweiten Silbe später synkopiert: *Bugnei* = **Bud(a)gnei*, **Badugnei* (s. u.); *luvrar*, nach Maßgabe von samnaun. *lugarar*, aus *lavurar* über **luvarar*, nicht über **lavrar* entstanden; ebenso *pustretsch* «Hirtenlohn» wohl aus **pustaretsch* = **pasturetsch; Mundaun* wohl aus *MANUTANE, Obliquus zu *MANUTA «Übernachteplatz des Viehs», zu *manér* «übernachten».

Die Erscheinung reicht auch durch ganz Mittelbünden, bis dort, wo engadinischer oder bergellischer Einfluß ihr entgegentritt. Das läßt sich an einigen Beispielen wie *suvanar*, *tšugranar*, *tχurvanô* u. ä. leicht verfolgen, zu denen Ortsnamen kommen wie *Curvanéras* Obervaz, Tiefenkasten, Mühlen = «Kohlenplatz», *Purmaléra* Savognin von *parmula* «Pfläumchen», *Murmaréra* = Marmorera Marmels, *Rugaldegna* (neben *Raguldegna*) Patz-Schams = Demin. von *RIG- oder REGULATA (REGULARE + RIGA «Reihe»), *Plong Schumanett* Andeer = Demin. von *Schamun* SIMONE, *Ursaregls* Val d'Emet falls = *ARSURIC' LA «Brändli».

Auch im verdeutschten Gebiet lassen sich die Spuren verfolgen, obgleich hier allerdings in der Regel das *u* infolge Abschwächung in *a* unkenntlich wurde. Mit *u* z. B. das *Trumesaschger*-Tobel im Schalfigg, rom. **Val Trumasasca* von *tramosa* «Mühltrichter»[1]; *Busserein* bei Schiers, Campell *Pussereinum*, 1224 *Puzeren*, 1451 *Busserenen*, wohl von *PRESURENA, eng. *prasüra* etc.

Da die Metathese also das Gebiet des Vorder- und Hinterrheins umfaßt und im äußersten Osten Graubündens das Samnaun hinzutritt, wird man nicht zögern, auch das dazwischenliegende Engadin als einstmals zugehörig anzusehen. Hier kommt uns das Birkicht mit isolierten Formen zu Hilfe. In Remüs finden wir den Flurnamen *Budignai*, mit jungem *iñ* aus *añ* wie in surselv. *murmignar* zu *marmogna* = **marmagna* u. dgl. Eine Flur in Zernez heißt *Bugnaidas*, offenbar aus **Budañaidas* über **Budñaidas* zu erklären, vgl. zur Synkope samn. *Wutñaida*, zur Assimilation des Dentals untereng. *ñü* = *tñü* samn. *tanî* «gehabt» aus TENUTU. In der synkopierten Form wird die ungehemmte Entwicklung vorliegen, d. h. die unsynkopierte Form in *Budignai*, *Badigneu* etc. wird nach *badugn* wiederhergestellt sein, wie auch das *a* statt *u* in *Badigneu*.

---

[1] Bei Molinis, d. h. «Mühlen», gelegen, wie die *Val Trimosa* bei Mulins, d. h. Trinsermühle, liegt.

Im Surselvischen stellt sich zu *Bugnaidas* auch der tavetschische Weiler *Bugnei* bei Sedrun. Die scheinbar auf PINETU weisende Urkundform *Paneyen* 1555 (Derichsweiler, *Jahrb. d. schwz. Alpenklubs* 52, 48) ist völlig deutsch, im *p* für *b*, im *a* für *u*, im *n* für *ñ* und in der Endung *-en*. Aus dem verdeutschten Gebiet mag etwa *Budanuscha* in St. Peter-Schalfigg hieher gehören, mit jenem Suffix, das in der *z*-Form in *Vaduz* erscheint (*Vad-* = AB[I]ET- oder AB[I]ETET-?). Chur zeigt in der Urkundenform *Bedengu* XIV. Jh. im ersten Vokal ähnliche Ausgleichung wie *Badigneu*[1], in Luzein-Prättigau kann jetziges *Padinia* auf *Budiñeu* zurückgehen, mit deutschem *a* wie *Paneyen*.

Einige Worte über die Gestalt der Endung mögen hier am Platze sein. Die normale surselv. Entwicklung von -ETU ist *-eu* oder (besonders nach Palatal) *-iu*, z. B. *Tuleu, Ruvreu, Pigniu* = TAEDULETU, ROBURETU, PINETU. In Mittelbünden von Scharans und Thusis aufwärts erscheint hiefür meist *-ia* (*Tulia* etc.), wie in den Participien *durmia, vendia* = surselv. *durmiu, vendiu* aus -ITU, -UTU. Vom verdeutschten Gebiet gehört Chur noch zu *-eu*: *Daleu* = *Tuleu*, Felsberg *Ganeu* = *CANNETU, während im Schalfigg, weiter unten im Rheintal und im Prättigau wieder *-ia* die Oberhand gewinnt: Peist *Pania*, Molinis *Gania*, Jenins *Ortegia* von URTICA, Seewis *Parstolia*, Fanas *Kania*, Luzein *Padinia*, Liechtenstein *Spania* = SPINETU. Im Montafun und Inner-Walgau dann wieder *-eu:* Montafun *Taleu, Daleu, Ganeu, Schambreu*, Inner-W. *Daleus* (Plural auch im Obwald. häufig). Hievon sticht völlig ab das *-ei, -ai* z. B. in tavetschisch *Bugnei*, *Nurschei* (von URTICA), Tamins *Sgai* = **tšukkai* «Stockwald» (vgl. *Schuccai* im Münstertal, *Falschgeiden* = *val šukkaida* in Staben-Vinschgau), Schams *Spei* = **tšeppai* *CIPPETU[2], *Lanzanei* = *l'Anzanei* von *anzauna* «Gentiane»; Seewis *Ganey*, Vasön oberhalb Pfäfers *Zanai* (unweit des *Zanuz*-Tobels); im vorarlberg. Walsertale *Genei*, *Scharnei*-Wald (von ACERNU?), auch noch im Stanzertal *Falnei* in Grins = *Falneu* in Vandans (VAL ALNEETU?

Die beiden Formen *-eu* und *-ei, -ai* schließen sich nicht etwa am gleichen Orte aus wie *-eu* und *-ia,* sondern *-ei, -ai* erscheint direkt neben *-eu* bezw. *-ia:* Tamins *Sgai* neben *Rascheu*, Schams *Spei* neben *Pignía*, Seewis *Ganey* neben *Parstolia*, Vandans-Montafun *Grey* (wohl = CARETU für CARECTU, wie ueng. *Laraida* = *LARETA für LARECTA)

[1] Auch Formen mit *i* in der ersten Silbe kommen vor: *Bidengiu, Bidiniu* XIV. Jh. (s. u.).

[2] Von den verschiedenen *Spina(s)* kann auch ein Teil aus *Tschappina* synkopiert sein.

neben *Ganeu*, *Taleu* etc. Dadurch wird sehr unwahrscheinlich, daß *-ei*, *-ai* auf dem Obliquus -ETU beruhen sollte. Für tavetsch.-med. *Urschei* versucht Huonder a. O. 53 zwei Erklärungsmöglichkeiten, trotz deren er selbst die Endung rätselhaft nennt. Die zweite, ihm eher gangbar erscheinende, aus einer spezifischen Tavetsch-Medelser Entwicklung von -ETU — die übrigens auch bei ACETU ein tavetsch.-med. **aschei* erfordern würde, während das Wort doch tatsächlich dort wie im übrigen Obwald. *ischiu* lautet — wird durch die *ei-*, *ai*-Formen der anderen Gebiete widerlegt, wo -ETU regelrecht zu *-eu*, *-ia* wird. Wenn die Surselva wirklich nur *-eu* kennt, liegt hier eine spätere Verallgemeinerung vor.

Man wird daher in *-ei*, *-ai* wohl ein lateinisches *i* zu sehen haben, d. h. entweder einen lokalen Genitiv oder einen mask. Nom. Plur. = -ETI. Wir finden im Birkichtnamen auch im Puschlav *Bidignei* neben *Bidigneu* (für ein und dieselbe Örtlichkeit). Hier wird die *i*-Form natürlich in ital. Weise als Plural empfunden. Im Rheinisch-Rätischen jedoch liegt die Sache etwas anders, da auf diesem Gebiet nur bei den Participien auf -ATU, -ITU, -UTU *i*-Plurale vorhanden sind (*purtai*, *vegnî*, *vendî*) und das Auftreten lokaler Genitive bei den *a*-Stämmen (*Tarasp* = *TERRAE-ASPRAE, *Ladir* = -TURAE, 830 *Leitura*) auch bei -ETU einem lokalen Sing. -ETI Rückhalt gibt. Immerhin könnte die particip-ähnliche Gestalt von -ETU auch flexivisch eine gleichartige Behandlung, d. h. also *i*-Plural, zur Folge gehabt haben. Sachlich besteht solchem Plural gegenüber kein Bedenken, angesichts der überaus häufigen «partitiven» Flurnamen-Plurale wie *Crestas*, *Davo-Baselgias* etc., wo nur eine *cresta*, *baselgia* vorhanden ist.

Mit der unterengad. Normalform *-ai* in *Tulai*, *Pignai*, *Budignai* etc. läßt sich das rheinische *-ei*, *-ai* nicht etwa direkt vergleichen, da ueng. *-ai* sich zu oeng. *-ait* in *Tulait*, *Pignait* etc. verhält wie ueng. *aschai* ACETU zu oeng. *aschait* und wie ueng. *sai*, *parai*, *stâ*, *vardâ* aus SITE, PARETE, AESTATE, VERITATE zu oeng. *sait*, *parait*, *stēd*, *vardēt*. Höchstens könnte man im ueng. und tirol. *-ai* ein Zusammenfließen beider Formen, -ETU und -ETI, vermuten. Es würde jedoch zu weit führen, hier auf diese verwickelten Fragen näher einzutreten.

Wir haben bisher nur mit der *n*-Form des Wortes für «Birke» zu tun gehabt, die im Romanischen des ganzen bündnerischen Rhein- und Inngebietes alleinherrschend ist. Gleich südlich der Wasserscheide beginnt nun schon im Münstertal das Gebiet der *l*-Form *badu(o)gl*[1]. Wir

[1] Neben der mouillierten Form scheint auch im Münstertal die anderwärts bevorzugte unmouillierte Form (Meyer-Lübke, *REW.* 1069 gegenüber



wollen auch hier die Birkicht-Namen Hand in Hand mit der Vokalmetathese weiter verfolgen, wobei wir diejenigen deutsch-tirol. Belege, in denen *u* zu *a* oder *e* (eigentlich *ə*) wurde, die also nur das *l* gegenüber *n* bezeugen, ungetrennt lassen von denen, die auch die Vokalmetathese bezeugen. Mit *u* gleichwertig ist *o*, das namentlich italianisierende Quellen bevorzugen[1].

Es findet sich: in Santa Maria *Budalais* = **Badullai-s;* in Taufers mit Synkope *Budleid, Budley* etc. XV, jetzt *Wutlai, Mutlai* (*w* und *m* nebeneinander wie im Samnaun); in Nauders *a Botdoleid* 1416 (geschrieben *abotdodoleid*); in Matsch *campus Bodleid* (*Budlei*) 1454, KM. *Obetlei* mit angewachsener Präposition *a*[2]; in Glurns *Patlei*-Wald 1640; in Eyrs *Padleit* 1360; in Naturns *Pudleit* XV (auch *Pundeleite* 1376, s. u.), jetzt *Padleid, Batleid;* in Tisens südlich Meran *Pudeleite* 1331; Kaltern bei Bozen *Pudeleide, Pudleit* 1288, *Bodoledo* 1223, *a Bodole* (*-ê*) 1324, jetzt *Badleit, Wadleit;* Kastelruth südlich der Ausmündung des Grödnertales *Pudlied*[3]*;* Mittewald Eisacktal *Pudelit* XIII (mehrfach), *Pudleit* XIV XV, *Pundleut* 1592, jetzt *Pundleid;* Felturns südlich Brixen *Punleid.* Das unorganische *n* in *Pundeleite* 1376, *Pundleid* etc. wird aus einer Zeit stammen, wo vortoniges *n* in deutscher Aussprache ausfiel wie in *Patigl* (Völs bei Kastelruth) = PONTICULU, wodurch Unsicherheit und Anlehnung an *ponte* entstand (vgl. *Suntawa* Nauders = *sutt aua* «Unterwasser»).

Zu BETULLETU, -A tritt noch BETULLINU, -ENU, -A in *Pudelin* 1266, *Pudelein* 1294, 1301, *Pudlein* 1324, *Pud(e)lein* 1311, 1366, 1396 in Tisens und in Mos im Passeiertal (Unterforcher, *Rät. Ortsn. aus Pflanzen-*

1070) zu stehen: *la baduolla* Fögl d'Engiadina 1864, *Budalais* Santa Maria (s. u.).

[1] Die Urkundformen stammen meist aus Unterforchers Programmen und Schnellers *Beiträgen zur Ortsnamenkunde Tirols* I—III, die modernen aus den sog. Katastralmappen (KM.). Römische Zahlen bezeichnen das Jahrhundert. Formen ohne römische oder arabische Zahl sind modern.

[2] In der Nähe die Flur «Birken».

[3] Das *i(e)* erscheint am selben Ort auch in *Panied* = PINETU, *Tschapied* = CIPPETU, *Puntschied* aus PICEETU mit eingeschobenem *n* oder von PIN-ACEU. PIN-UCEU, *Plattied* von PLATTA. Daneben aber steht ebenda das sonstige *-eid* und *-ei, ai* des Vinschgaus und Eisacktales, z. B. in *Pitscheid* (das vielleicht im Gegensatz zu *Puntschied* aus dem fem. Collectiv PICEETA abzuleiten ist) und in *Malai, Parnai* etc. Wenn letztere mit grödn. *Utišai, Pətšai, Pinai* (Gartner, *Gredner Ma.* 94) gleichzusetzen sind, könnten sie wegen des Unterschiedes zu *-id* (und *-eid*) vielleicht als *i*-Plurale oder Lokale aufzufassen sein (vgl. oben über *Bugnei, Sgai* etc.).

namen, Ztschr. des Ferd. 1892, 377; Schneller I, 54; Tarneller, *Arch. f. östr. Gesch.* 100, 223 und 101, 440), wenn diese Namen nicht mit Gamillscheg, *Festschrift z. 19. Neuphilologentag,* Berlin 1924, S.-A. 16 aus *ponte de ligno* zu erklären sind (in der *Patlein,* Tarneller 101, 440, mit Fem.-Artikel spricht wohl eher für BETULLENA).

Eine synkopierte Form *be(d)łēt-* mit Assimilation des Dentals entsprechend derjenigen in *Bugnaidas, Bugnei,* jedoch mit anderer Vokalisierung, scheint vorzuliegen in Enneberg *Byleit, Byleid* um 1300, jetzt *Willeit,* ladin. *Biëi* Schneller III, 67.

Diesen Belegen zufolge erstreckte sich die *l*-Form durch das gesamte einst romanische Etsch- und Eisack-Gebiet, was bestätigt wird durch die zentralladin. Formen *bedoi* u. ä. für «Birke» (Trento, Val di Non *bedol*; dazu viele Ortsnamen *Bedol, Bedole* etc.).

Nun frägt sich ob, wie in Ostbünden, so auch im Tirol die Wasserscheide als Grenzlinie zwischen der *l*- und *n*-Form anzusehen sei. Tatsächlich finden wir gleich nördlich des Brenners die *n*-Formen *Pudeneit* 1313 in Ellbögen nördlich Matrei, *Padneid, Padneidt* 1582, 1643 in Urbaren von Imst (Schneller I, 54). Ein anderes *Pudneit* 1288 stammt nach Schneller a. O. aus dem südlich des Brenners liegenden Teil des Wipptales, was, wenn es stimmt, leicht aus bloß lokal bedingtem Übergreifen über die Wasserscheide zu erklären wäre, wie wir umgekehrt Nauders noch mit dem Vinschgau gehen sahen. Im Stanzertal stoßen wir auf das Dorf *Pettneu,* um 1370 *Pudniu* (mehrfach in Goswins Chronik von Marienberg), 1386 und 1482 *Pudnew,* 1392 *Budnau,* 1412 und 1478 *Budnew*, XVI *Padnew*, *Bathneu,* in «älteren Schriften» *Bodenui, Pedenui*, jetzt *Pattnui* gesprochen (Schneller I, 53). Alles, einschließlich der Vokalmetathese, stimmt aufs beste zu *Budañeu* = BETULNEETU. Die Formen auf *-eu* verfolgten wir oben bis ins Vorarlberg, und auch das Lechgebiet liefert noch *Ferneu* (*Ferneu*-Wald) Gemeinde Bach, wohl von *farnus* = FRAXINUS. In der modernen Form *Pattnui* ist *-eu* oder *-iu* durch *-ui* ersetzt wie in *nui* «neu» etc. bei Schatz, *Mundart v. Imst* 65 u. Jedoch erklärt Gamillscheg a. O. 6 und *Litbl. f. germ. u. rom. Ph.* 1924, 250 *Pettneu* aus PONTE NOVU, wobei NOVU, **növu* (eng. *nöf*) über *nöu* zu *neu, nui* geworden wäre. Die Entwicklung *novu*, **nöu* scheint aber vielmehr über **nöü* zu *nei* weitergegangen zu sein, denn in dem benachbarten Orte Flirsch kommt der Flurname *Tablanei* vor, der kaum anders als mit Schneller I, 57 aus TABULATU NOVU erklärbar ist (surselv. *Clavanief*, eng. *Tablanöf*). Der Diphthong von roman. *nöu* - NOVU machte offenbar in dieser Gegend die Entwicklung von deutschem

umgelautetem *iu* mit (vgl. *naī*, *nāine* aus mhd. *niuniu* «neun» Schatz a. O.), während roman. *-ẹu*, *-iu* sich dem nicht umgelauteten *iu* anschloß, das *u* also nicht in *ü* wandelte[1]. So wohl auch in der Flur *Lengerui* in Pettneu (*l'* ALNEARI-ETU?). *Falnei* in dem nahen Grins mag in der Endung zu *Bugnei*, *Sgai* etc. gehören (VALLE ALNEETI?).

So ergibt sich eine Anzahl Anhaltspunkte für die Annahme, daß die *n*-Zone sich nördlich der Wasserscheide von der Surselva bis ins Unterinntal erstreckte. Aus dem Vorarlberg steht mir bisher kein befriedigender Beleg für die *n*-Form BETULNEETU zur Verfügung. Statt dessen aber finden sich Spuren, die auf die *l*-Form im Grundwort deuten: *Fadulles* in Lorüns = *baduglias*, wohl auch *Vatlären*-Wald in Satteins = BETULLARIA (Zweifelhafteres lasse ich weg). Das *v* (*f*) für *b* ist nicht sonderlich auffallend, im engen Zusammenhang mit dem Artikel *la*. Suffix -ARIU, -ARIA konkurriert bei Bäumen mit -ETU, -ETA und ist das vitalere von beiden, besonders in Italien und Frankreich. Es scheint gegen das konservative Bergland auch im Rheingebiet vorzurücken, wo *Favêra*-Pfäfers (FAGU + ARIA) und der *Fadêra*-Stein (ABIETARIA) über Malans wie Vorposten dastehen. Auch *Patschêr* = PICEARIU bei Fläsch gegenüber sonstigem PICEETU, *Gutneruel* in Maienfeld, wohl aus **guauld-añêr* (ALNEARIU) + Demin. -IOLU[2], *Vadratzen* in Fraxern, wohl aus ABIETARIACEA mögen erwähnt sein. Die *l*-Form im Grundwort und in der jüngern Ableitung -ARIA neben der wohl auch für Vorarlberg zu vermutenden *n*-Form in der -ETU-Ableitung deutet darauf, daß *beduñ(a)* in dieser Gegend eine ältere Unterschicht war, über die sich später das hier wohl von Westen her vordringende *beduła* lagerte. Da lautliche oder sachliche Gründe für diese Verdrängung kaum zu finden sind[3], mag die *l*-Form einfach diejenige der überlegenen Kultur sein.

Einen völlig analogen Vorgang finden wir auch südlich der Alpen. Hier gehört noch zur *n*-Zone des Grundwortes das Bergell (*avdoñ*), Puschlav (*bedöñ*) und Bormio (Bormio-Semogo-Livigno *bedöñ*)[4], wozu die Ortsn. *Bidiñeu* Puschlav, *Buñé* Bergell-Soglio treten. Sonst wurde im Lombardischen auch der alpinen Zone die *n*-Form durch die *l*-Formen

[1] Vgl. die noch heute bei deutschredenden Romanschen des Rheingebietes oberhalb Chur übliche Aussprache *nẹu*, *Hẹu* für deutsches *neu*, *Heu* (d. h. *nöü*, *Höü*).

[2] Oder *G*- aus *w* = *b* (BETULNEARIA)?

[3] Sachlich könnte man allenfalls hinweisen auf *carrus*, *carpentum*, *carruca*, *essedum*, *rēda* etc., d. h. gallische Wagnerei, später auch fränkisch? (Das Holz der Birke wird hauptsächlich im Wagenbau verwendet).

[4] Nicht *beduñ* Salvioni, *Bollettino Stor. Svizz. It.* XIX. 145 Anm. (wohl nach Monti 376). Mit meinen Aufnahmen stimmt Longa, *Voc. Bormino* 29, 280.



*BETULL(E)A, *BETULA, *BETELLEA verdrängt[1], hat sich jedoch hie und da in Ortsnamen zu halten vermocht (wobei zu beachten ist, daß die dentallosen Formen im Gegensatz zum Rätischen durch intervokalen Schwund des Dentals, nicht durch Vokalsynkope mit folgender Konsonantenassimilation entstanden sind: *Bidogno* Tesserete-Tessin und Gallivaggio-Val S. Giacomo, *Bigogno* Agra südl. Lugano (*g* aus *d* über *δ*, *v*), *Biogno* bei *Bedigliora* Tessin (*n*- und *l*-Form direkt nebeneinander), *Biogno* Breganzona bei Lugano, *Bogno* bei Tesserete und bei Varese, *Biogna* und *Vogogna* im Val d'Ossola, *Bogogno* bei Borgomanero, *Vogna* bei Varallo-Sesia[2]. Vgl. Salvioni, *Boll. Svizz. It.* XX, 35. Man beachte die Häufigkeit von *i* in diesen Formen, die in Übereinstimmung mit ital. *bidollo, Bituledo* XII aus Val di Sole, portug. *vidoeiro*, galiz. *bid(u)o* etc. auf altes *i* zu weisen scheinen (s. Meyer-Lübke, *REW.* 1068, Wartburg, *Franz. etym. Wtb.* 346 f.); wozu zu bemerken ist, daß rät. *baduñ* ebensogut auf BIT- wie auf BET- zurückgehen kann.

Über die Herkunft der *n*-Form scheint keine Klarheit zu bestehen. Gegen Unterforcher, der *Litbl.* XII, 309 die nächstliegende Grundform BETULNEU aufstellte, wandte sich Salvioni, *Boll. Sv. It.* XIX, 145 Anm., indem er unter Hinweis auf zentralladin. *bedoi* die *n*-Form durch Suffixtausch erklären wollte[3]. Welches waren aber die Vorbilder, nach denen ein solcher romanischer Suffixtausch hätte zustande kommen können? Die einsilbigen kurzleibigen *añ*, *piñ* = ALNEU, PINEU können doch unmöglich genügen (auch ist *piñ* neben *pin* nicht allgemein westrätisch). Die geographische Verteilung und der Zustand bei den Ortsnamen scheint vielmehr die *n*-Form als eine der vielen Altertümlichkeiten zu erweisen, die sich im rätischen Bergland zu halten vermochten. Die Ansetzung eines schon lateinischen BETULNEU, -A ist, obgleich die Form bei Vitruv und Varro, Cato, Columella etc. nicht vorkommt, ohne Bedenken. Sie wird wohl dem cisalpin-gallischen Provinziallatein angehört haben, wie überhaupt der Name des Baumes gallischer Herkunft ist (ausführlich hierüber Wartburg a. O. 346 f.) und der Baum selbst den Römern als *arbor gallica* galt. Der Weg von *betula* (*betulla*) zu *betulnea* ist nicht weit nach dem Vorbild von *pōpulus: pōpulneus*. Viel auffallender ist ja die Bildung *ficulnea* «Feigenbaum». Die Ableitung

[1] S. das Material bei Gualzata, *Di alcuni nomi locali del Bellinzonese e Locarnese* 19—21 (Biblioteca dell' «Arch. Roman.», serie II, vol. 8, Genève 1924), Penzig, *Flora populare italiana* I, 69 f. und Meyer-Lübke, *REW.*

[2] Im Ossolanischen und abwärts bis Pallanza-Borgomanero sind auffallend viel Namen auf *-ogno* wie *Albogno, Buttogno, Cossogno* etc. (z. T. Wucherung des Suffixes von BETULNEU, FICULNEA aus? s. u.

[3] Gualzata a. O. 21 setzt eine mir unklare Grundform *betoneu* an.

von Demin. *ficula* statt von *ficus*, die auch Th. im Thesaurus für wahrscheinlich ansieht, steht in der Luft und findet in den roman. Sprachen keine Stütze. *ficulnea* dürfte eine Bildung der Po-Ebene nach *betulnea*, *populnea*[1] sein, in denen das *l* dem Grundwort angehörte, ja das Verhältnis zu *ficus* erklärt sich am leichtesten nach dem Vorbild *betulnea*: gallolat. **bettiu*, **bet(t)u* oder ä. Das Wort kommt namentlich in der Itala und Vulgata und bei dem h. Ambrosius und Augustinus vor. Letzterer könnte es in Mailand von seinem Bekehrer, dem h. Ambrosius, empfangen haben, der wohl recht eindringlich vom neutestamentlichen Feigenbaum zu ihm gesprochen haben mag.

Nachdem einmal neben *betulnea* und *populnea* ein *ficulnea* geschaffen war, konnte dieses «Baumsuffix» sich leicht weiter ausdehnen. So ist wohl zweifellos rom. *Famugn* (d. h. Felsberg bei Chur) auf **fagulnea*, Lokalis **Fagulneae* «Buchwald» zurückzuführen. Die alten Formen mit *o* wie *Fagonio* um 830, *Favonii* XII, *Fagonium* bei Campell, *Topogr.* 31 fügen sich sehr gut zu -ULNEU, das in engad. *vdögn(a)*, *Sandögna* (= *summa vdögna* Campell, *Topogr.* 151) sogar mit *ö* erscheint.

Zur Vokalmetathese zurückkehrend, wollen wir uns nach weiteren Belegen umsehen für die beim «Birkicht» wahrscheinlich gewordene Erstreckung dieser Erscheinung durch das Rätische des Etsch- und Eisackgebietes. Da ist in erster Linie das Grödnerische zu erwähnen, wo schon Schuchardt, *Ueber einige Fälle bedingten Lautwandels im Churwälschen* 30 *rusnèda* mit surselv. *ruschanar* verglich. Er erwähnt noch *musnura* = *MANSIONURA (aus Schneller, *Rom. Volksmundarten* III, 241, fehlt bei Gartner), wozu sich aus Gartner (*Ladinische Wörter*, 1923) hinzufügen lassen: *burdalę́* «wälzen» 3. Sg. *bardola*, *purdanę́*, *purdanantsa* neben und für *pardunẹ́ -nantsa*, *rundení* «widerhallen» aus *rudení* = **redunir* RETONARE. Von Ortsnamen des verdeutschten Gebietes können etwa *Purgametsch* (v. Ettmayer, *Ladinisch-Lombardisches*, *Roman. Forsch.* XIII, 528) = *bargunatš*, *Mussenair* Kastelruth = MANSIONARIU sein.

Die Beispiele sind nicht zahlreich, doch dürften sie zusammen mit den Birkicht-Namen genügen. Es handelt sich hier offenbar um eine jener rätischen Besonderheiten, die West- und Zentralladinisch im Gegensatz zum Lombardisch-Venezianischen verbinden. Sie ist den Spuren beizufügen, denen Gamillscheg neuerdings in einer sorgfältigen Unter-

[1] *Pogno* in der p. 216 Anm. 2 erwähnten *-ogno*-Gegend könnte = **Povogno* POPULNEU sein (dazu auch *Pognano* am Comersee etc.?)

suchung über die roman. Ortsnamen des Untervinschgaus (*Festschr. zum 19. Neuphilologentag* 1924) nachgegangen ist.

Für die Erklärung des Lautwandels liegt dem ersten Eindruck nach am nächsten die Annahme eines direkten Umspringens der Vokale, jedenfalls stellt sich für das Sprachempfinden die Sache so dar. Doch hat sich die Beliebtheit der Vokalfolge *u — a ′* für *a — u ′* kaum direkt entwickelt, sondern müßte durch Nachahmung von Vorbildern etwa von der Art wie surselv. *tšunkanár: el tšankúna, kułanár: el kałúna* erklärt werden, wo der velare Vokal der ersten Silbe ursprünglich ist. Solche Beispiele sind jedoch etwas spärlich vorhanden.

Betrachten wir das Material, namentlich im Surselvischen näher, so bemerken wir, daß mit dem Vokal der ersten Silbe meistens labiale oder velare Konsonanten in Berührung stehen. Man könnte also die Entwicklungsreihe *savunar — savanar — suvanar* ansetzen und die Wörter, in denen die labialvelare Umgebung fehlt, wie *ruschanar*, aus analogischer Beeinflussung durch die anderen erklären.

Allein auch diese Auffassung kann nicht befriedigen, wenn wir die gleichlaufende Entwicklung bei vortonigem *a — i ′* ins Aug fassen. In der Surselva ist diese allerdings nur noch schwach vertreten: *misarar* zu *masira* «Maß», *digarar* zu *daghira*, wahrscheinlich *misarocla* zu *masir-*, *masair-* mit Huonder a. O. 111, dessen Zweifel durch das Samnaunische beseitigt werden (s. u.); mit später Synkope wie in *digrar* (Nebenform zu *digarar*) *sigretscha* zu *sagir* = SECURE «Beil»; in Ortsnamen etwa *Pillavarda* in Obersaxen falls = *pali viarda* (älter **vearda*) «sumpfiger Weidboden»[1], *Misanenga* wohl = **Massining-*, zu den im frühen Mittelalter häufigen Namen auf *-iningos*, *-as* (in Tellos Testament *Helarinengo*, in Wartmanns St. Galler Urkunden *Ortinengos*, *Bassiningas, Guttiningo* etc. IX). Daß die Methathese bei *a — i* einst ebenso verbreitet war wie bei *a — u*, jedoch noch mehr als dieses zurückgebildet wurde, wird wahrscheinlich durch das Samnaunische. Wir haben da neben *misarar* noch *midarar* «reifen» zu *madir* MATURU, *tšimanada* engad. *chaminada, lidamér* «Misthaufe» zu *ladim*, engad. *ladüm, aldüm; lißanér* eng. *lavinér* «Lawinenzug» (*Liwenéras* in Nauders), *rivatschóla* von *ravitscha* «Kraut», *miłanér* «Müller», von *mułin* (*məłin*?); in Ortsnamen: *Piladetta* bei Gstalden = *Palidetta* bei Scharans «kleiner Sumpf»; *Simañun* (*Ts-*) = eng. *Samignun*, *Samagnun* «Samnaun», nebst *Tsimañékler* «Samnauner». Aus Gröden wüßte ich nur etwa anzuführen *pisaruəl* «Gängelwagen» falls von PASSARIU (über *passair-*, *passir-*, vgl. oben *misarokla*).

[1] Vgl. Huonders Bemerkungen p. 51 über *palidutša* = PALUDE DULCE.

Da die Metathese bei *a — i* von der bei *a — u* nicht zu trennen ist, so müßte, soll labial-velare Einwirkung bei *a — u* die Ursache sein, bei *a — i* palatale Umgebung des ersten Vokales eine entscheidende Rolle spielen. Hievon kann aber, wie die Beispiele zeigen, keine Rede sein. Gegen ein direktes Umspringen von *a — i* zu *i — a* lassen sich hier Formen mit zwei *i* anführen: *Bilidetta* im Prättigau (Saas) = Samnaun. *Piladetta*, Scharans *Palidetta; Lifinar*, *-är* mehrfach im Montafun, *Livinatscha* in Wolkenstein (Gröden), *Livinè* in Livinallongo. Diese Formen im Verein mit oberhalbst. *misirar* von *masira, silidar* von *salid* «Gruß» (vgl. Schuchardt a. O. 32 Anm.) machen es für *a — i*, infolgedessen auch für *a — u* wahrscheinlich, daß zunächst der Vokal der ersten Silbe an den der Mittelsilbe angeglichen und dann erst der Vokal der Mittelsilbe zu «*a*» (d. h. *ə*) abgeschwächt wurde. Also *lavinér* über *livinér* zu *livanér*, *savunár* über **suvunár* zu *suvanár*. Die Stufe *u—u* liegt in Birkichtnamen vor in Urkundformen wie *Bodoleide* = **Budulaida*. Auch obw. *buntganár*, *bintgúna* ist zu beachten: das *b* war in *bintgun* ohne verdunkelnden Einfluß, also brauchte es zur Assimilation des *i* an das *u* ein Weiterrücken des Accents auf die zweitfolgende Silbe, d. h. *bintgunár* ging über **buntgunár* zu *buntganar*.

Die Systemwirkung der auf der zweiten Silbe betonten Formen hat z. T. schon früh zu «korrekterer» Vokalisierung der anapästisch betonten geführt. Im Engadin ging dieser Prozeß bis zu völliger Beseitigung dieses «Ablautes», während merkwürdigerweise gerade das engadinische, allerdings sehr abgelegene Anhängsel Samnaun die allertreueste Bewahrung der Metathese aufweist.

Die Ausgleichung führte teilweise zu einer gewissen Unsicherheit, durch die sich vereinzelte «verkehrte» Fälle wie obw. *masirabel,* für *miserabel, maridur* neben *mirader* «Maurer», untereng. *Spanitschaida* (um 1370 *Spinatscheid*) in Remüs erklären.

Schwierig zu erfassen ist das Chronologische. Fälle wie *Ursareigls*, *Mundaun* falls = *ARSURIC'LA, *MANUTANE (oben p. 210), sind nicht etwa beweisend für das Bestehen der Metathese schon in jener frühen Zeit, als *ū* zu *ü*, *i* wurde, denn dieser Wandel trat bei ungestörter Entwicklung nur in der Tonsilbe ein. Obw. *sturnidar* «niesen» aus STERNUTARE wird eine Vorstufe **sturnudar* gehabt haben, sodaß in *sturnidar* das *i* von *sturnid*, in *sturnid* das *u* statt *a* (*ə*) von *sturnidar* herstammt. Jedenfalls zeigen die angeführten urkundlichen Birkichtformen, daß im rätischen Etsch-Eisackgebiet schon im XIII. und XIV. Jahrh. die zweite Stufe, *Budañeida*, erreicht war, woneben **Buduñeida* wohl z. T. weiterbestand. Damit stimmt, daß der Name des Lugnetzertales im Churer Reichsurbar vom Jahr 830/31 noch *Legunitia* (auch *Leunicia*,

Leunizze) heißt, im Jahr 1261 italianisierend *Logoneza* (Karl Meyer, *Blenio und Leventina* p. 45*), 1298 *Lugenitz*, 1322 *Lugenitza* etc., woraus wohl über *Luvunez(i)a*, *Luvan-* das heutige rom. *Lumnezia* entstand.

Von unserer Metathese getrennt zu halten ist die einfache Vokalassimilation direkt vor dem Ton (Huonder a. O. 100 ff.), auch ennebergisch in *bodoi* (Schneller, *Volksmundarten* 39) und lombard. in *bogolia* «Birke» (Salvioni, *Boll.* XIX, 145, aus Pallanza). Hingegen mutet puschlav. *Bidiñeu* wie ein Ausläufer von Formen wie *Livinar*, *Bilidetta* an, mit Ausdehnung der Assimilation auf Fälle mit jungem *i*, und hieher könnte auch die *Vidameida* bei *Vättis* gehören, falls = **Vidaneida* aus **Vidineida*, **Bidiñeida*, *Baduñaida*.

Über die sachliche Seite des Birkicht-Themas ist zu sagen, daß natürlich nicht für jeden Birkichtnamen die «Realprobe» verlangt werden kann. Die Birke ist in Rätien dem allgemeinen Zuge zur Ausbreitung der Nadelhölzer auf Kosten der Laubhölzer (namentlich seit dem 15. Jahrhundert, s. Hoops, *Waldbäume und Kulturpflanzen* 251 f.) in ganz anderem Maße unterlegen als etwa ihr nächster Geselle, die Erle. Ihre vielseitige Brauchbarkeit beschleunigte offenbar das Verhängnis. So wird für sehr viele Birkichtnamen nur die Bedingung zu erfüllen sein, daß der Annahme eines einstigen Birkenbestandes nichts entgegenstehe. Fehlt also oft die sachliche Evidenz, so ist dafür die sprachliche infolge der charakteristischen Erscheinung des Wortes *Budañeu*, *-aida* etc. um so stärker. Verwischter allerdings sind im verdeutschten Gebiet diejenigen Spuren, die auf synkopierte Formen wie *Buñei* zurückgehen, da die deutschen Formen wie *Paneyen*, *Pania* etc. Zweifel zwischen BETULNEETU und PINETU bestehen lassen. Bei *Pany* im Prättigau hat uns Campell, *Topogr.* 332 die für PINETU entscheidende Form roman. *Pingeu* bewahrt.

Sie werden, verehrter Herr Professor, in den vorstehenden Ausführungen einen Hobelspan aus der Werkstatt des *Rätischen Namenbuches* erkannt und an nur zu vielen Merkmalen festgestellt haben, wie ungenügend der Vorrat an Rohmaterial, an Birken- und allem möglichen andern Holz, zur Zeit noch ist. Um so lebhafter wird beim Verfasser das Gefühl der Bewunderung für die gediegene Fülle, die in den ersten Lieferungen ihres Lebenswerkes, des *Glossaire de la Suisse Romande*, zu Tage tritt, und um so lebhafter der Wunsch zu Ihrem Ehrentage, daß Ihnen für die Förderung dieses Werkes eine recht ausgedehnte Zukunft beschieden sei.

Fürstenau (Graubünden). *Robert v. Planta.*



Beiträge zur französischen Lexikographie.

1) nfrz. **par exemple.**

«A Tarascon, toutes les phrases commencent par *et autrement*, et finissent par *au moins*», heißt es im «Tartarin de Tarascon», und im «Tartarin sur les Alpes» wird von der Sprache des Helden gesagt: «Ce mot [*au moins*] revenait dans toutes ses phrases avec quelques autres vocables parasites: *hé*, *qué*, *té*, *zou*, *vé*, *vaï*, *allons*, *et autrement*, *différemment*, qui soulignaient encore son accent méridional.»

Was Daudet hier mit scherzhafter Übertreibung vom Idiom der Südfranzosen behauptet, gilt in geringerem Maße auch von der weniger emphatischen Sprache des Nordens, überhaupt von jeder affektisch gefärbten Rede, ohne daß man deswegen gleich von «vocables parasites» sprechen darf. Über solche «locutions affectives» — wie man vielleicht besser mit Bally (*Traité de stylistique* I, 274) sagen könnte — hat vor Jahren (1896) Adolf Tobler in einem seiner *Vermischten Beiträge* (III, 151) gehandelt im Anschluß an die «Französischen Flickwörter» von S. Hosch, wobei er wiederum[1] die Notwendigkeit betonte, «über das bloße Sammeln des Auffälligen hinausgehend jedem einzelnen dieser Wörter für sich auf den Leib zu rücken und seine Verwendungen aus seiner ersten Bedeutung abzuleiten», was bisher weder Lexikographen noch Grammatiker irgendwie ernsthaft versucht hätten. Tobler selber besprach darauf kurz einige Fälle solcher Bedeutungsentwicklung (*là*, *peut-être*, *déjà*), und wie er schon früher (1892) gewissen eigentümlichen Verwendungen von *donc* eine meisterhafte Spezialabhandlung gewidmet hatte (*V. B.* II[2], 166), so gab ihm (1904) die heutige Vieldeutigkeit von *par exemple* Anlaß zu einer besondern Untersuchung (*V. B.* IV, 91), der eine weitere über *tant pis* folgte (ib. IV, 101).

Es ist an dieser Stelle nicht nötig, von den Vorzügen der einzigartigen Methode Toblers zu reden, die ebensowenig erlernbar ist wie der Stil eines großen Schriftstellers: «La méthode, comme le style, est de l'homme même», möchte man Buffon ergänzen. Je tiefer man selber im Laufe jahrelanger, aufmerksamer Lektüre in die Sprache eindringt, je mehr man sich auch um ihre wissenschaftliche Erkenntnis bemüht und dabei auf Dinge achten lernt, an denen man in jungen Jahren ahnungslos vorübergegangen war, desto mehr muß man die fast hell-

[1] cf. *V. B.* II[2], 166.

seherische Schärfe seiner Analysen bewundern, desto lieber auch kehrt man immer wieder zu diesen Kabinettstücken philologischer Akribie zurück, um jedesmal bereichert zu werden und zugleich jene Dosis wissenschaftlicher Skepsis zu erneuern, die in unserer konstruktionsfrohen Zeit notwendiger ist denn je. Imponierend ist neben allem andern die Fülle des geduldig gesammelten Tatsachenmaterials, ohne das Tobler es nie gewagt hätte, «geniale» Hypothesen bloß um ihrer bestechenden Originalität willen hinauszusenden. Mit hastigen Synthesen zu glänzen war nicht seine Art. Natürlich hatte auch Toblers Belesenheit ihre Grenzen, und es läßt sich annehmen, daß einzelne seiner Erklärungen durch neues, beweiskräftigeres Material verbessert oder gar widerlegt werden könnten — ein Fall, der bisher allerdings selten genug eingetreten ist. Denn wer Toblers Positionen niederkämpfen will, muß mit schwerem Geschütz aufrücken; eine flotte Husarenattacke reicht nicht aus.

Wenn nun auch die Methode Toblers unnachahmlich ist, so sollte man doch wenigstens von ihm lernen — namentlich das eine, «daß es eine wissenschaftliche Kenntnis der Sprache, die nicht eine historische wäre, nicht gibt» (*V. B.* II², p. IV). Dies (und anderes) scheint W. Ricken nicht bedacht zu haben, als er unlängst[1] den Versuch unternahm, *par exemple* in seinen mannigfaltigen Gebrauchsweisen auf zwei Urbedeutungen: «ausnahmsweise» (ausnehmend) und «beispielsweise» zurückzuführen, während Tobler einzig von dem sichern «beispielsweise» ausgegangen war. Ricken nimmt an, daß *exemplum* nicht nur bedeutete «ein aus einer Menge gleichartiger Dinge Ausgewähltes, an welchem die ihnen gemeinschaftlichen Eigenschaften anschaulich werden» (Georges), sondern auch, seiner Ableitung von *eximere* «herausnehmen, ausnehmen» entsprechend, «Ausnahme» — wofür selbst der Schatten eines Beweises fehlt. Von der Grundbedeutung «herausnehmen» als einer vox media ausgehend hätte die lateinische Sprache theoretisch gewiß ebenso leicht wie die deutsche zu «Ausnahme» gelangen können (vgl. *excipere, exceptio*); in Wirklichkeit aber heißt *exemplum* nur «Beispiel» — auch im Leben der Sprache wird das Mögliche eben nicht immer wirklich! — und für «Ausnahme» sagte der Lateiner *exceptio*. Mit der Zeit mußte sich übrigens das Gefühl für die ursprüngliche Bedeutung von *exemplum* völlig verlieren, nachdem *eximere* untergegangen war. Ricken bemüht sich nicht einmal, seinen Einfall durch irgendwelche selber beigebrachten Belege zu stützen: er begnügt sich damit, einzelne Beispiele Toblers, die sich dafür besonders eignen, mit «ausnahmsweise» zu übersetzen. Eine Bedeutungsveränderung anzunehmen und zu

[1] *Germ.-Rom. Monatsschrift* X (1922), 357—60.

erforschen ist bei solchem Verfahren allerdings nicht mehr nötig, während das Großartige an Toblers Methode gerade der aufs feinste geschärfte Sinn für die Entwicklung ist. Ricken mag *V. B.* II², 168 nachlesen, wie Tobler bei Anlaß von *donc* über solche Denkmethoden urteilt, und die Worte beherzigen, die ebendort stehen: «Wohl mögen die zwei Wörter[1] zu teilweise gleichartiger Verwendung gekommen sein, jedenfalls sind sie es von ganz verschiedenartigen Ausgangspunkten aus». Und es ist gerade die Aufgabe der Wissenschaft, diese Wege schrittweise zu verfolgen, so wie der Fährtensucher behutsam einer halbverwischten Spur nachgeht.

Eines nur scheint mir berechtigt in Rickens Abhandlung: sein Zweifel an der Erklärung, die Tobler (p. 95) für ein typisches Beispiel aus Bazin gegeben hat. Ich muß gestehen: Zwischen der Grundbedeutung und dem sekundären Typus *b)* Toblers klafft eine zu große Lücke, und gerade jenes Beispiel ist wenig geeignet, den schroffen Übergang' begreiflich zu machen. Schon lange konnte ich mich der Vermutung nicht erwehren, daß hier von Tobler zwei Etappen der Entwicklung zusammengerückt worden sind, die logisch und chronologisch durch eine Reihe anderer getrennt sein sollten.

Tobler belegt aus der modernen Sprache drei bemerkenswerte Gebrauchsweisen von *par exemple* und versucht allemal den Zusammenhang mit der Grundbedeutung herzustellen:

a) *Voilà qui est fort, par exemple!*

b) *Pourquoi te lèves-tu, petite?—Pour rentrer, tante Michelonne!—Non, par exemple! tu n'as rien raconté!* (Bazin, Terre qui meurt 314).

Tobler erklärt (p. 95): «Von heimgehen Dürfen, Lassen, woran du «zum Beispiel» denken magst, kann vorderhand keine Rede sein».

c) *Une bonne grand'mère d'au moins 70 ans. Encore jolie, par exemple, et encore fraîche* (Loti, Pêcheur d'Islande 23).

Auch hier deutet Tobler (p. 96) den Ausdruck elliptisch: «si par exemple vous croyez tout savoir» oder «si par exemple vous tenez à être bien informé, il faut vous dire ...».

Die nicht seltenen Fälle (d), wo *par exemple* isoliert begegnet, lassen sich nach Tobler (p. 99) ohne sonderliche Schwierigkeit unter diese drei Hauptfälle einreihen.

Wie ungemein häufig *par exemple* heute in solchen sekundären Funktionen begegnet, mögen folgende Beispiele zeigen, die ich absichtlich alle einem einzigen kleinen Dreiakter von Zamacoïs (Le Gigolo, 1905) entnehme:

[1] In unserm Falle also *par exemple* und *ausnahmsweise.*



Par exemple celle-là est bonne! (15). — *Oh! par exemple, vous vous trompez, Jacques!* (45). — *Il ne me fait pas peur!* (Es ist von einem möglichen Rivalen die Rede) . . . *La seule chose que j'exige formellement, par exemple, c'est qu'aucun de ces petits jeunes gens privilégiés . . . ne franchira plus cette porte . . .* (87). — *J'ai la chance que déjà des hommes spirituels et riches . . . s'intéressent à moi, et je vais devenir sérieuse . . . Par exemple* (allerdings), *je compte que ton père va m'envoyer tout de suite les 800 francs qu'il m'a proposés pour que je rompe avec toi . . .* (95). — *Hé bien, ça y est! Nous avons réussi. Jacques est sauvé! — Toi, par exemple, tu as écopé!* (96). — *Ça, par exemple, ça ne m'étonnerait pas!* (99). — *Ça, par exemple, je demande à le voir pour le croire* (126). — *Pauvre femme! Si elle s'était tuée pourtant? — Oh! non! mais elle a dû souffrir par exemple! Oh ça, elle a dû souffrir!* (128).

Über das Alter dieser durch ihre Mannigfaltigkeit gewiß auffallenden Verwendungen spricht sich Tobler eher zurückhaltend aus (p. 100): «Die hier allein betrachteten neufrz. Verwendungen dürften erst ziemlich spät üblich geworden und in die Literatursprache nicht eher eingedrungen sein, als seit die Neigung stärker geworden ist, die Redeweise des täglichen Lebens auch in der Literatur uneingeschränkt zur Geltung kommen zu lassen». Doch geht aus andern Äußerungen Toblers (*V. B.* II², 166) wohl unzweifelhaft hervor, daß er hier anspielt auf «die heutigen Realisten und Naturalisten». Und ebenso aus seinen zahlreichen Beispielen, die alle dem Zeitraum 1840—1904 entstammen. Desgleichen bringen die früheren Sammlungen von Robert und Hosch zumeist Belege aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.[1]

Es ist nun nicht eben wahrscheinlich, daß so starke Bedeutungsdivergenzen, wie sie zwischen den verschiedenen Gebrauchsweisen von *par exemple* zu Tage treten, mit einem Male und in dieser Massenhaftigkeit in der Schriftsprache auftauchen konnten, wenn nicht eine längere Periode mündlicher Gewöhnung an neue, allmählig aufgekommene Verwendungen des Ausdrucks vorausgegangen wäre, die in der gleichzeitigen Literatursprache wenigstens vereinzelte Spuren hinterlassen haben dürfte; schwerlich aber lassen sich solche Bedeutungsverschiebungen überzeugend erklären mit Beispielen, die innerhalb einer so kurzen Zeitspanne liegen.

---

[1] Roberts ältester Beleg steht bei Scribe, Mariage de raison (1826). — Auch Storm gibt in seinen Franz. Sprechübungen (Höhere Stufe (1900), p. 89 n. 1) einige moderne Beispiele und einen — allerdings unbefriedigenden — Erklärungsversuch, den Tobler nicht gekannt zu haben scheint.

Der Zufall der Lektüre erlaubt es mir, unser *par exemple* mindestens hundert Jahre früher nachzuweisen als Tobler: nicht die Realisten haben es aus der vulgären Umgangssprache ihrer Tage in die Literatur eingeführt — wie man bisher annehmen mußte — vielmehr scheint es im galanten Zeitalter Watteaus und Marivaux' in der eleganten Welt der Hauptstadt aufgekommen zu sein. Es ist gewiß kein Zufall, daß es mir fast nur bei Autoren begegnete, die entweder aus Paris gebürtig sind und bis zu ihrem Tode dort blieben (Marivaux, Collé, Fagan, Crébillon fils), oder doch den größten Teil ihres Lebens dort verbrachten (wie Choderlos de Laclos), während es in den Komödien von Lesage noch nicht vorkommt, desgleichen nicht bei Destouches und, soviel ich sehe, auch nicht bei Chamfort, Diderot und Rousseau, sämtlich Provinzlern. Allerdings auch nicht in den Hauptwerken von Sedaine und Beaumarchais, beides Parisern; bei Voltaire entsinne ich mich nicht, es je gelesen zu haben. Bezeichnend ist auch, daß im Théâtre des Boulevards (1756) mit seinen von Naturalismen strotzenden zwei Dutzend Parades kein einziges Beispiel sich findet — obwohl die Gelegenheit dazu sich hundertfach geboten hätte — und ebensowenig in den Scènes poissardes, die Grand-Carteret in seinen «Galanteries 18e siècle» abdruckt.

Im Folgenden soll nun der Versuch gemacht werden, auf Grund vor allem der ältesten mir bekannten Belege die Bedeutungsentwicklung von *par exemple* mit schärferer Erfassung der Übergänge teilweise neu darzustellen — wobei nicht vergessen werden darf, daß auch mit noch größerem und älterem Material die Überlieferung lückenhaft genug bleibt. Der Philologe sitzt nicht, wie der Erforscher lebender Mundarten, an den Sprachquellen; für die Vergangenheit muß er dem geschriebenen Worte vertrauen, das wie ein fernes Echo lebendiger Rede herüberklingt[1]: «Litteratur ist das Fragment der Fragmente; das wenigste dessen, was geschah und gesprochen worden, ward geschrieben; vom Geschriebenen ist das wenigste übrig geblieben» — diese Maxime Gœthes ist auch für uns eine eindringliche Mahnung zur Resignation.

I.

a) *Par exemple* wird einem Urteil hinzugefügt, «um damit zu sagen, daß unter den eben vorliegenden Umständen solche Aussage mit ganz besonders gutem Rechte getan werden dürfe» (Tobler 93); es verleiht der Aussage Nachdruck.

---

[1] Man lese die beherzigenswerten Äußerungen Brugmanns, *Verschiedenheiten der Satzgestaltung* 5 (Leipzig 1918).



Vous ne trouverez que cela partout, Marquis. — Hors chez vous. Quelle différence, par exemple! (Marivaux, Legs [1736], sc. 10)[1]. — *Voilà qui est admirable, cela, par exemple!* (Fagan, Originaux [1737], sc. 6). — *Cela est dur, par exemple!* (Crébillon fils, La nuit et le moment [1755]). — *Cela est encore obligeant, par exemple!* (ib.). — *Oh! cela est trop fort, par exemple, voilà qui est trop fort!* (Collé, Théâtre de société [1777] I, 67). — *Tout est barricadé. Eh bien! voilà, par exemple, une plaisanterie d'un très bon goût!* (ib. II, 121). — *Oh! Cela est trop plaisant! Voilà une femme que j'estime, par exemple! Voilà une femme qui a des mœurs, celle-là!* (Id., Le galant escroc, sc. 11). — *Oh! par exemple, c'est bien mal ça* (Laclos, Liaisons dangereuses [1782], Lettre 97). — *Par exemple, n'est-ce pas encore bien étonnant que Maman ne m'en dise rien du tout?* (ib., Lettre 29). — Ein hübsches Beispiel für bekräftigend wiederholtes *par exemple* steht bei A. Dumas (Histoire de mes bêtes 133): Ein Feinschmecker behauptet in einer Gesellschaft: *Un homme seul peut manger un dîner de 500 francs. — On se récria: Impossible, dirent deux ou trois voix . . . — Eh bien, je dis qu'un gourmet . . . peut manger un dîner de 500 francs. — Vous, par exemple? — Moi, par exemple.* (Ja gewiß, ich).

Beispiele aus neuer Zeit zu geben ist nicht nötig nach den Sammlungen Roberts und Toblers.

Dieses *par exemple* konkurriert u. a. mit dem ältern *parbleu* (morbleu, par le sangbleu, palsambleu, par le sang, etc.), und es ist leicht möglich, daß es sein Aufkommen dem Bedürfnis der feineren Gesellschaft verdankt, das immer noch als etwas derb empfundene *parbleu* u. ä. (von der Akademie erst 1878 anerkannt!) zu vermeiden. Und war erst einmal das Gefühl dafür vorhanden, in *par exemple* ein willkommenes Ersatzwort zu haben, so ließe sich von da aus auch sein Eindringen in negative Sätze ohne weiteres begreifen, wo man sonst kaum ohne Annahme einer Ellipse auskommt. So gut *par exemple* stehen könnte in Fällen wie:

Elle est, parbleu, charmante! (Lesage, Turcaret). — *Il en était fier, parbleu!* (Maupassant) —, wäre umgekehrt *parbleu* möglich in einer unwilligen Entgegnung wie der folgenden: *Pour moi, il faut que je parte, ou que la tête me tourne. — Je ne t'arrêtais pas pour cette réponse-là, par exemple* (Marivaux, Jeu de l'amour et du hasard II, sc. 9). Wenn wir auch gerade für dies Beispiel nachher eine andere Erklärung versuchen werden, so könnte doch die Auffassung: *par exemple* =

[1] vgl. ib., sc. 18: *C'est une chose affreuse! Il n'y a point d'exemple de cela.*

parbleu dazu beigetragen haben, den gewählteren der beiden Ausdrücke rascher seiner ursprünglichen Bedeutung zu entfremden und zu einer konventionellen «locution affective» herabsinken zu lassen, in der ein Zusammenhang mit jener manchmal nur schwer zu erkennen ist. Immerhin habe ich im 18. Jahrhundert nie *non, par exemple!* für das häufige *non, parbleu!* gefunden.

Dem gleichen Zwecke wie das bekräftigende *par exemple* dient u. a. eine heute nicht eben seltene und an sich durchaus klare Konstruktion, die nur darum noch mit Beispielen besonders auch aus der ältern Zeit belegt sei, weil man nach Ebeling (*Probleme der rom. Syntax* 123; cf. auch Spitzer, *Aufsätze* 136 n. und Meyer-Lübke, *Syntax*, p. X) annehmen könnte, sie finde sich bloß im modernen Vulgärfrz. und in Dialekten:

Pour un impertinent, et très impertinent, j'ai dit qu'il en était un, et j'ai raison «was ... betrifft» (Marivaux, Fausses Confidences III, sc. 6). — *Pour heureux, je le suis* (Fagan, Originaux, sc. 15). — *Pour un homme agité, c'est un homme agité* (Dumas fils, Francillon 106). — *Pour un endroit propre, c'est un endroit propre. Vrai de vrai!* (A. France, Crainquebille II). — *Alors, tu crois que ça ira? — Oh! pour aller, ça ira* (Zamacoïs, Gigolo 47). — *Pour un avancement rapide, c'est un avancement rapide* (Colette, Mitsou 10). — *V'là mon homme! Pour un homme, c'en est un!* (Auzias-Turenne, Roi du Klondike 45). — *Pour être une bonne fille et même une honnête fille, cette Irma était la meilleure et la plus honnête fille du monde* (Humour, 3 avril 1925). — Mit pleonastischem *en effet*: *Pour une communication importante, c'était en effet une communication importante* (Les Trois, Initiation de Reine Dermine 207). Bemerkenswerte Variationen: *Si c'est Suzanne, d'où vient le trouble où je vous vois? — Du trouble pour ma camériste? — Pour votre camériste, je ne sais; mais pour du trouble, assurément* (Beaumarchais, Figaro II, sc. 11). — ... *quant à être un homme d'action, il était un idéologue, c'est-à-dire tout l'opposé* (Brion, La Boniche 160). Diese Ausdrucksweise ist also allgemein und steht sogar in französischen Phraseologien: *Pour une surprise, c'est une surprise* (Depras, Le français de tous les jours 185). Sie begegnet auch elliptisch: *Eh bien, voilà une surprise! — Ah oui! ... pour une surprise ...* (Labiche, La Grammaire, sc. 8).

b) Das gefühlsbetonte *par exemple*, das zuerst gewöhnlich — und auch heute noch gelegentlich — der Aussage folgt (s. oben), hat die Tendenz, an den Anfang des Satzes zu treten, wie aus den letzten Beispielen unter a) und Toblers Zitaten (p. 93/94) zu ersehen ist; einige andere aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts:

Par exemple! voilà qui est bien singulier! (Scribe, Diplomate I, sc. 8). — *Ah! Voilà, par exemple, une idée!* (V. Hugo, Ruy Blas V,



sc. 2). — *Ah! par exemple! voilà qui est bizarre!* (Gavarni, Paris le soir). — *Maman! maman! ce Monsieur du Luxembourg ... il n'a pas salué! Ah, par exemple, en voilà un malhonnête!* (Id., Les enfants terribles). — *Ah! par exemple, voilà qui est un peu fort!* (Dumas, Hist. de mes bêtes 80 und 256). Bemerkenswert ist im ersten und dritten dieser Sätze die Interpunktion: Das Ausrufungszeichen trennt *par exemple* vom Satze, zu dem es gehört. Von hier ist nur noch ein Schritt bis zu

c) Die «dominante affective» (Überraschung, Bewunderung, Entrüstung) kann schließlich die Idee, die eigentlich zum Ausdruck kommen sollte, ganz zurückdrängen: «Die Hauptsache bleibt dann eben unausgesprochen» (wie Tobler p. 99 sagt) — ein Musterbeispiel für die «action destructive du mouvement émotif, qui tend toujours à s'exprimer en un seul coup» (Bally, l. c. 274). In dieser Ellipse verliert *par exemple* völlig seine Grundbedeutung und erstarrt zu einem bloßen «symbole expressif». Dafür spielen Tonfall und Mimik eine umso stärkere Rolle, was gelegentlich (lange nicht immer!) in der geschriebenen Rede angedeutet wird. Tobler gibt (p. 99) ein gutes Beispiel hiefür aus Cherbuliez:

Vous n'êtes pas le mari que je lui aurais choisi. — Il recula de trois pas: Ah, par exemple! «Daß der mit den ersten Worten Angeredete, was er hat hören müssen, zu den völlig unbegreiflichen Dingen rechnet, spricht er nicht aus, gibt er nur durch ein Zurückfahren zu erkennen.» Ähnlich:

Mais vous avez l'air de croire que je suis encore un homme politique: or, ce soir même, en quittant ma maison, j'enverrai ma démission de député. — De Thornes, qui s'était assis devant sa table de travail, l'ébranla d'un grand coup de poing: Par exemple! s'écria-t-il. Michel répéta doucement: Oui, ce soir même. — Alors vous êtes encore plus fou que je ne croyais! (Rod, Vie privée de Michel Teissier [Mod.-Bibl.] 112) — wo nachträglich doch noch ausgesprochen wird, was Ausruf und Gebärde schon zu verstehen gaben. Ebenso, doch ohne Andeutung der Mimik:

(Armand, der Perrichon das Leben gerettet hat:) *Il a été jusqu'à me reprocher de l'avoir sauvé ... J'ai cru qu'il allait m'offrir cent francs de récompense!* (Henriette:) *Cent francs! Par exemple!* (A.:) *Il dit que c'est le prix!* (H.:) *Mais c'est horrible! c'est de l'ingratitude!* (Labiche, Perrichon IV, sc. 7).

Hosch (l. c. II, 14) behauptet, das selbständige *par exemple* werde stets nur in verneinendem Sinne gebraucht, um entweder Ungläubigkeit oder schroffe Ablehnung auszudrücken. Diese Ansicht — der übrigens

zwei seiner eigenen Beispiele widersprechen — stammt wohl aus Littré: «sorte d'exclamation familière qui exprime l'étonnement, la surprise, avec une idée de négation», eine zu enge Formulierung, die auch in den Dict. Gén. übergegangen ist: «exclamation ironique, pour infirmer ce dont il s'agit (Moi! Consentir à cela! Par exemple!)». Desgleichen nennt Depras in seiner oben erwähnten reichhaltigen Phraseologie (ca. 1920) an erster Stelle bei den Formules négatives: *Ah! non, par exemple!* Die affirmative Funktion dagegen ist auch bei ihm nicht registriert.[1] Gründe für diese auffällige Einseitigkeit werden nachher zu suchen sein; die Definitionen der beiden französischen Lexikographen hat Tobler ebenfalls schon (p. 91) als ungenügend bezeichnet[2]. Er selber gibt nur wenige Beispiele (p. 99), u. a.: *Celle-là, par exemple!* (na, so was!), womit ein Faktum oder ein Ausspruch als besonders charakteristisch eingereiht wird unter die unerwarteten, unbegreiflichen, unsinnigen. In seiner Verkürzung besagt das Sätzchen genau so viel wie: *Ah! par exemple, elle est forte, celle-là!* (Mirbeau, Gens de Théâtre 199). — *Par exemple, celle-là est bonne!* (Gigolo 15). — *Ah! bien, celle-là, elle est forte!* (Feydeau, Puce à l'oreille 197) — und die gleichfalls elliptischen: *Ah! par exemple celle-là . . .!* (ib. 259). — *Ah! bien, par exemple!* (ib. 197). — *Ça, par exemple!* (Sée, Bras blancs), alles Kurzsätze, die sich aus jenen erklären als «ellipse par tendance au moindre effort» (Bally, l. c. 280; cf. auch II, 217: *Vous ici! non! Ah! celle-là, par exemple, elle est trop forte = Je suis stupéfait de vous trouver ici* — und (ib. 190): *Vous croyez que je me laisserai insulter comme ça! Par exemple!*, wo man nicht etwa einfach mit «Nein, ganz und gar nicht!» übersetzen oder vielleicht Ellipse (= *Non! par exemple!*) annehmen dürfte; mit *par exemple* wird vielmehr die Meinung des andern als ein auffälliges Beispiel oberflächlichen Denkens hingestellt: «Wenn Sie glauben, ich lasse mich beschimpfen, so täuschen Sie sich gewaltig!» — Aus solchen gewiß oft falsch analysierten Fällen erklärt sich wohl zum Teil die vorhin zurückgewiesene Auffassung der Lexikographen, zum andern Teil aber auch aus der größern Häufigkeit des «negativen» *par exemple*). Eine Ellipse (des charakteristischen Adjektivs) liegt eigentlich schon vor in Fällen wie: *Mais quelle idée, par exemple, de demander une suspension!* (Brieux, Robe rouge 149). — *Ah, mon Dieu! Voilà une nouvelle, par exemple! — En voilà des idées, par exemple!* (beide bei Robert 227 — übrigens jeden Tag zu hören und zu lesen). Beidemal

[1] Dagegen bei Krüger, *Franz. Synonymik* 958 und 967.

[2] Es überrascht, daß auch noch Haas (*Frz. Syntax* 31) *par exemple* nur als Widerspruchspartikel kennt.

ist (wie oben) noch stärkere Verkürzung möglich, sodaß der vorletzte Satz zu *Ah! par exemple!* und der letzte zu bloßem *par exemple!* («unerhört!») zusammenschrumpfen. Desgleichen könnte in dem Zitat aus Gavarni (oben p. 228): *Ce Monsieur du Luxembourg . . . il n'a pas salué! . . . Ah, par exemple!* (*en voilà un malhonnête!*) der von mir eingeklammerte Nachsatz unterdrückt werden, ohne daß darum der Sinn des Ganzen von einem Franzosen weniger leicht erfaßt würde.

Der Fall c) repräsentiert die letzte Etappe in der Entwicklung des Typus I; sie wäre ohne a) — und wohl auch ohne b) — kaum denkbar: das sei betont im Gegensatz zu modernen Theorien, die das unlogische Moment im Sprachleben dominieren lassen. Es ist darum nicht verwunderlich, daß aus dem 18. Jahrhdt. nur ganz vereinzelte Belege beizubringen sind.

(Lisette:) . . . *j'ai cru que vos sentiments ressembleraient à ceux de tout le monde. M. votre père me demande si vous êtes bien aise qu'il vous marie, si vous en avez quelque joie. Moi, je lui réponds que oui; cela va tout de suite; et il n'y a peut-être que vous de fille au monde pour qui ce «oui»-là ne soit pas vrai. Le «non» n'est pas naturel.* (Silvia:) *Le «non» n'est pas naturel? Quelle sotte naïveté! Le mariage aurait donc de grands charmes pour vous?* (Lisette:) *Eh bien! c'est encore «oui», par exemple* (Marivaux, Jeu de l'amour et du hasard I, sc. 1). Die Zofe hat schon das erste Mal gesagt, daß sie auf eine solche Frage selbstverständlich (*cela va tout de suite*) mit «ja» antworte, und drückt auf die ähnliche Frage ihrer Herrin mit *par exemple* ihr Erstaunen darüber aus, daß sie überhaupt noch fragen könne (= *en voilà une question, par exemple!*). — (Frosine:) *J'étais, en dernier lieu, chez la veuve d'un vieux seigneur étranger, aimable de caractère et d'esprit.* (Le Marquis:) *Eh! pourquoi l'as-tu quittée, cette veuve, par exemple?* (Fagan, Originaux, sc. 8). — (Cécile Volanges möchte gern den Liebesbrief des Chevalier Danceny beantworten:) *Je sais bien que ça ne se doit pas, et pourtant il me le demande; et, si je ne réponds pas, je suis sûre qu'il va encore être triste* . . . Nach langem Schwanken kommt sie zum Schluß: *Cependant, si j'allais faire quelque chose qui ne fût pas bien, peut-être que M. Danceny lui-même n'aurait plus bonne idée de moi! Oh! ça, par exemple, j'aime encore mieux qu'il soit triste* . . . (Liaisons dang., Lettre 16) «das wäre schrecklich!» (das Komma der Ausg. Garnier sollte durch ein Ausrufungszeichen und einige Punkte ersetzt werden). — *Ah! mon cher ami! nous serons sauvés! . . . Je prédis à vous et à votre ours le sort le plus brillant! . . . Par exemple, si celui-là ne devient le favori du pacha!* (Scribe, L'ours et le pacha, sc. 6). «Das müßte mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn

der nicht . . .» (frei: «fürwahr, wenn . . .»). — (Schahabazam:) . . . *si je n'ai pas de gavotte, je fais trancher la tête aux deux danseurs, ainsi qu'à vous, messieurs.* (Marécot:) *C'est qu'il est homme à le faire . . . Et quel parti prendre?* (Lagingeole:) *Par exemple, si je sais comment me tirer de là, moi et le pauvre Tristapatte* (ib., sc. 13). «Ein Wunder, wenn . . .» — *Il s'est consolé; c'est ce qui arrive toujours . . . — Tu crois? — Par exemple!* (Id., Mariage de raison). «Und ob! Das will ich meinen!» — *Eh bien, vous enverrez chercher de mes nouvelles tous les jours, et le jour où le volume sera fini, je le remettrai à votre domestique. — Ah! par exemple, je viendrai moi-même* (A. Dumas, Hist. de mes bêtes 161). «Was denken Sie! (= en voilà une idée, par exemple!) Ein solches Geschenk werde ich doch selber abholen; es wäre unhöflich, einen Diener vorbeizuschicken» (= Ah! par exemple! voilà qui serait malhonnête). — (Der sparsame Chameroy möchte wissen, was ein Salonameublement kostet. —) *Eh bien, entre vingt-cinq et soixante mille francs!* — (Ch., éclatant:) *Ah! par exemple!* (Labiche, Cigale, sc. 6). — (Caboussat teilt seiner Tochter mit, daß der Sohn seines Freundes sie heiraten möchte:) *Ce n'est pas un mauvais sujet . . . mais il est chauve, myope, petit, commun . . . avec un gros ventre . . .* (Blanche:) *Mais, papa . . .* (Cab.:) *Ce n'est pas pour t'influencer . . car tu es parfaitement libre . . De plus, il lui manque trois dents . . par devant.* (Bl.:) *Oh! par exemple!* «schrecklich!» (Id., Grammaire, sc. 16). — (Caboussat schreibt:) *Arpajonais . . . je donne ma démission . .* (Blanche:) *Par exemple!* (Elle prend le papier et le déchire — ib., sc. 18) — wo man zwar auch wieder mit «nein! (das gibt es nicht!)» übersetzen könnte, ohne aber damit diese neue Widerspruchspartikel zutreffend gedeutet zu haben (= quelle idée, par exemple!). — (Perrichon:) *Nous repartons demain pour la Mer de Glace.* (Henriette, étonnée:) *Hein?* (Mme P.:) *Ah! par exemple! nous en arrivons! pourquoi y retourner?* (Id., Perrichon IV, sc. 9). — Auch ironisch: (Daniel, der glaubt, seinen Rivalen Armand ausgestochen zu haben, gibt ihm gönnerhaft einen guten Rat:) *Vous aimez trop à rendre service . . . c'est une passion malheureuse!* (Armand, der des Sieges sicher ist, lachend:) *Ah! par exemple!* «wirklich?» (ib., sc. 8). — *Tu n'es pas de ceux qui disent que j'ai un tempérament. — On dit cela de toi? — Tout le monde . . . — Par exemple! . . .* (Cl. Vautel, Folies bourgeoises 14). —

Einige Beispiele aus jüngster Zeit: *Il voulut l'embrasser; elle le gifla. — Ça, par exemple! fit-il* (Margueritte, Garçonne 86). — (Als Maindron für die Académie française kandidierte, machte er u. a. auch Barboux eine Anstandsvisite. Der berühmte Anwalt, der ihn weder dem Namen noch seinen Werken nach kannte, ließ ihn wie einen wildfremden

Klienten die längste Zeit warten.) *Quand Maindron fut enfin introduit, il s'assit en face de Me Barboux et ne dit pas un mot. Il était pâle de rage. — Pourrais-je savoir, monsieur, se décida à lui demander l'avocat, ce qui vous amène à mon cabinet? — Ah! par exemple! s'écria Maindron, furieux, si vous ne savez pas pourquoi je suis ici, je n'ai plus qu'à prendre la porte!* . . . (Opinion, 5 sept. 1924). — *Quels sont les premiers résultats? demanda le parlementaire. — Quels résultats? objecta l'auditoire étonné. — Mais ceux de Berlin, par exemple.* (ib., 4 avril 1925: «die Resultate der Abstimmung über die Wahl des Reichspräsidenten, selbstverständlich — wie kann man nur fragen! Ist das ein Beispiel einer gedankenlosen Frage!»). — *J'imagine qu'être pieuse consiste principalement à suivre avec conscience les prescriptions de l'Eglise. — Et à faire maigre le vendredi? — Par exemple.* (Estaunié, Appel de la route 34). Die Interpunktion der beiden letzten Beispiele zeigt zugleich, daß der Ausruf schon viel von seiner Intensität verloren hat und als Partikel im Sinne von «naturellement» verwendet werden kann.

Aus all diesen Belegstellen dürfte zur Genüge hervorgegangen sein, daß die bisher untersuchten Verwendungen von *par exemple* (und auch das gleich noch näher zu prüfende *non! par exemple!*) auf eine Grundbedeutung, das bekräftigende *par exemple!*, zurückgehen, wobei im Fall c) — durch massenhaften Gebrauch schließlich verkürzte — Sätze zu Grunde liegen wie: (*voilà qui est singulier,*) *par exemple!* — (*Quelle idée,*) *par exemple!* — (*Quelle question,*) *par exemple! — Par exemple!* (*elle est forte, celle-là!*). Fragendes *par exemple?* (für dessen Bedeutungsübertragung im Italienischen wenigstens Ansätze vorhanden sind, cf. Spitzer, *Ital. Umgangssprache* 66) hat kaum mitgewirkt: (Hélène:) . . . *je ne peux pas empêcher cela!* (Henri:) *Tu l'aurais empêché si tu l'avais voulu.* (Hélène:) *Je me demande comment, par exemple!* (Géraldy, Aimer I, sc. 8.).

Konkurrenzformeln sind heute zahlreicher als je. Sie sind z. T. zusammengestellt bei Depras, l. c. (p. 179: Formules affirmatives — p. 185: Formules exprimant l'indignation); *par exemple* fehlt beidemal. Bemerkenswert ist das dort ebenfalls fehlende *pour cela, oui!*, das man auch bei Ebeling (*Probleme* 123) vermißt. Ebeling scheint nur vulgärfrz. *pour ça non* aus Maupassant zu kennen. Dabei ist der Ausdruck schon alt und sowenig bloß «vulgär», daß ihn schon im 17. Jahrhdt. der König von Frankreich in den Mund zu nehmen geruhte: *Le roi me dit: «Racine a bien de l'esprit». Je lui dis: «Sire, il en a beaucoup; mais en vérité ces jeunes personnes en ont beaucoup aussi; elles entrent dans le sujet comme si elles n'avaient jamais fait autre chose». Il me dit: »Ah!*

pour cela, il est vrai». (Mme de Sévigné, 21 févr. 1689). — *Oh! pour cela, oui, lui dis-je.* (Marivaux, Paysan parvenu 176). — *Oh! pour cela, il est vrai que . . .* (Crébillon fils, Le hasard du coin du feu). — Natürlich auch negativ: *Eh! eh! . . . ma petite cousine qui nous écoute! — Oh! pour ça, non* (Mariage de Figaro IV, sc. 14). — *Vous donnerez de quoi boire. — Oh, pour cela non, ne vous y attendez pas* (Caylus, Histoire de Guillaume cocher) — also schon mehr als 120 Jahre vor Maupassant, der im «Petit fût» fast wörtlich gleich eine alte Bäuerin sagen läßt: *Pour ça non. N'y comptez point* (cf. ib.: *Vous accepterez toujours bien un p'tit verre? — Ah! pour ça, oui. Je ne dis pas non*).

II.

a) *Par exemple* steht nun aber nicht nur zur Bekräftigung einer positiven Aussage, sondern «sehr häufig auch in Fällen, wo unverkennbar eine nachdrückliche Verneinung ausgesprochen werden soll. Bisweilen kann es dann den Anschein haben, als sei der Sachverhalt im Grunde genau derselbe wie der eben betrachtete, nur daß eben hier gewisse Verhältnisse, gewisses Vorliegendes dem Sprechenden besonders geeignet erscheine, als «Beispiel» hier für ein negatives statt für ein positives Urteil zu dienen. Wenn man sagt *Voilà qui est beau, par exemple!*, warum sollte man nicht auch sagen können **Voilà qui n'est pas beau, par exemple!*? Es ist aber sicher, daß in sehr zahlreichen Fällen eine derartige Auffassung völlig ausgeschlossen ist, und es wird wohl auch nicht ein Zufall sein, daß ich nicht ein einziges Beispiel von dem zu geben vermag, was in der Theorie so naheliegend scheinen kann». (Tobler, p. 94). Hier also klafft eine Lücke, und um *non, par exemple!* erklären zu können, sah sich Tobler anscheinend genötigt, eine starke «Verdichtung und Verkümmerung von Gedanken» anzunehmen. Gewiß liebt es die affektische Rede nicht, negativ auszudrücken, was positiv formuliert wirkungsvoller klingt (vgl. oben den Typus: Pour un endroit propre, c'est un endroit propre!); doch fehlen Beispiele hiefür auch nicht gänzlich, wenn ich recht sehe:

(Thérèse:) *Monsieur Thibaud? Il est bian laid, ma mère!* (Mme Dutour:) *Mais v'là ce qui n'est point, par exempe*[1], *et cela est si vrai que j'ons le dessein d'en faire votre époux* (Collé, Th. de société II, 80) «er ist aber durchaus nicht häßlich» — wenigstens ist diese Auffassung nicht «völlig ausgeschlossen» wie sonst in fast allen andern Fällen, wenn auch gerne zugegeben sei, daß die Deutung (*Quelle idée,*) *par exemple!* «wie kann man so etwas sagen!» auch zulässig wäre. Ähnlich: (Cécile

[1] populäre Aussprache, cf. ib. *nobe* = *noble.*

Volanges schreibt ihrer Freundin Sophie, sie hege große Sympathie für Frau von Merteuil, obwohl sie eigentlich eifersüchtig sein sollte auf die Witwe, weil die Herren diese hübscher finden als sie selber:) *Cela ne me fâche pas beaucoup, parce qu'elle m'aime bien, et puis elle assure que le chevalier D.* (des Mädchens Geliebter) *me trouve plus jolie qu'elle. C'est bien honnête à elle de me l'avoir dit! elle a même l'air d'en être bien aise. Par exemple, je ne conçois pas ça! C'est qu'elle m'aime tant! et lui!* (Liaisons dang., Lettre 14). — (Für den aufgeregten Herrn Chameroy ist es eine Erholung, Mietzinsquittungen zu schreiben:) *C'est étonnant comme cela me calme!* (Mme Chameroy:) *Par exemple, voilà une chose que je ne comprends pas*... (Labiche, Cigale, sc. 1). — (Nini:) *Si, maintenant que tout est rompu avec son fils, il allait se rebiffer?* (Antonin:) *Ça, par exemple, ça ne m'étonnerait pas! Et vous, Dupont?* (Gigolo II, sc. 15) — wo zur Not auch erklärt werden könnte: «Das wäre ein starkes Stück, würde mich aber nicht wundern».

b) Man ersieht aus diesen wenigen und nicht durchaus eindeutigen Beispielen, wie wohlbegründet Toblers Reserve war; der Übergang ergibt sich nicht glatt wie bei Typus I. Damit ist allerdings nicht gemeint, daß seine — gewiß nicht nur mir recht gesucht vorkommende — Erklärung anzunehmen sei; vielmehr dürfte aus dem bisher beiläufig (p. 229 und 231) Bemerkten hervorgehen, daß für mich hier gar kein neuer Typus vorliegt, sondern einfach ein Spezialfall von I c). Man darf nur nicht *non! par exemple!* gleich an bekräftigendes *par exemple!* als sein Gegenteil anschließen wollen: jenes ist nachweisbar — aus Toblers Sammlungen geht das eben nicht hervor — die jüngste dieser Ausdrucksformen und erst nach dem «verneinenden» *par exemple!* zur Verstärkung des Gedankens aufgekommen[1]. Das Kürzere ist diesmal also das Primäre: Wir haben ursprünglich einerseits die blosse Negation *non*, anderseits den verwunderten, auch abwehrenden Ausruf *par exemple!* (I c), und viel später erst die Verbindung der beiden selbständigen Sätzchen, die schließlich zur einfachen Negationspartikel erstarrte, nachdem sie anfänglich, im Anschluß an Entscheidungsfragen, sowohl ablehnende Antwort als auch Mißbilligung einer überflüssig oder töricht scheinenden Frage enthalten hatte. Zeigen wir vorerst, wie das sekundäre, elliptische *par exemple!* (I c) negativen Sinn annehmen konnte.

(Dorante will voller Verzweiflung fortgehen, da Silvia seine Liebesbeteuerungen unwillig ablehnt. — Silvia:) *Adieu; tu prends le bon parti* . . . *Mais, à propos de tes adieux, il reste encore une chose à savoir. Vous partez, m'as-tu dit* . . . *Cela est-il sérieux?* (Dorante:)

[1] weder Littré noch der Dict. général verzeichnen *non! par exemple!*

Pour moi, il faut que je parte, ou que la tête me tourne. (Silvia, die über seinen Herrn etwas zu erfahren wünschte, enttäuscht und unwillig:) *Je ne t'arrêtais pas pour cette réponse-là, par exemple* (Marivaux, Jeu de l'amour et du h. II, sc. 9). «Ist das eine Antwort! Um das zu hören, habe ich dich wahrlich nicht zurückgehalten» (= Quelle réponse, par exemple! ce n'est pas pour celle-là que je te retenais; vgl. Lemaître, Député Leveau II, sc. 5: *Ah! ah! ah! je ne m'attendais pas à celle-là, par exemple!*). — *Est-ce que tu refuses par hasard de l'épouser?* — *Moi? par exemple!* (Dumas, Halifax) = Quelle idée, par exemple! «Wie können Sie nur fragen! Natürlich nicht!» — *Moi, je connais tous les auteurs, ils me donnent des billets, moi je les donne à d'autres ... pure obligeance. — Vous les vendez. — Par exemple! ... moi les vendre? Ah! jamais* (Baumgarten, La France qui rit 384). Hier sehen wir gut den Übergang des erstaunt protestierenden *par exemple!* «wie kann man nur so etwas vermuten!» zur bloßen Verstärkung der Negation: *Ah! jamais de la vie! par exemple!* (wie heute gewöhnlich gesagt würde). — *Est-ce que vous allez vouloir atténuer le mérite de son action? — Par exemple!* (Labiche, Perrichon II, sc. 5). «Was denken Sie? alles andere! = Ganz und gar nicht!» — *On dirait qu'il est fâche contre vous ... — Lui? Par exemple!* (Id., Capitaine Tic III, sc. 2). — Ironisch: *Tom Tildenn, un rêveur! Ah! ah! par exemple!* (Auzias-Turenne, Roi du Klondike 14). «Ist das einmal ein Einfall! = aber nein!» — *N'y allez pas sans moi, au moins! — Ah! par exemple!* (Dumas, Chasse au chastre). «Welche Idee! = Natürlich nicht!» — Littré gibt folgende Beispiele aus der Alltagssprache: *Vous avez l'air furieux? — Moi, par exemple! pas le moins du monde.* (Die eigentliche Antwort folgt erst auf den erstaunten Ausruf, der allein schon genügen würde, den ablehnenden Standpunkt des Angeredeten zu kennzeichnen, wie aus den eben zitierten Stellen ersichtlich ist; vgl. auch (oben p. 230) das Beispiel aus Gavarni). — *Restez-vous à Paris? — Certainement. — Retournez-vous à Senlis? — Par exemple!*

Hieher ließen sich, wie gesagt, auch einige der unter a) soeben besprochenen Fälle rechnen, sowie jene Belege, die früher (bei I c) hervorgehoben wurden, ferner (ib. 231) der Satz aus Dumas: *Ah! par exemple, je viendrai moi-même* «aber nein, was denken Sie!» — Besonders deutlich ist der Übergang des bekräftigenden zum abwehrenden und damit verneinenden *par exemple* im Beispiel aus den Liaisons dang. (oben p. 230): *Oh! ça, par exemple ...*, wo ohne weiteres *non* dafür eintreten könnte. — In seltenen Fällen wirkt es, mit einer Verneinung verbunden, warnend: *Vous aurez une heure pour rester dessus, pas plusse, par exemple!* (Maupassant, L'épave) «es wäre ein Beispiel von

Leichtsinn, länger zu bleiben». Endlich ist hier Toblers einziges Beispiel (p. 99) anzuschließen: *Vous ne regrettez pas? — Par exemple!* — wo ihm «der Zusammenhang nicht für die an sich auch zulässige Auffassung zu sprechen scheint, wonach die Antwort bloß das Staunen über die Frage zum Ausdruck brächte». Nach all dem bisher Gesagten dürfte gerade diese Auffassung die einzig plausible sein, womit natürlich Toblers Übersetzung («fällt mir nicht ein! wie sollte ich?») nicht angefochten wird.

c) In dieser Beleuchtung gewinnen nun auch die von Tobler (p. 95 f.) unter b) zusammengestellten Beispiele einen andern Sinn. Sie enthalten zumeist *non, par exemple!* (Die fünf letzten — p. 96 Mitte — gehören m. E. nicht dorthin und werden später in anderem Zusammenhang erklärt werden). *Pourquoi te lèves-tu, petite? Pour rentrer, tante Michelonne! — Non, par exemple! tu n'as rien raconté!* «aber nein, wie kannst du daran denken! du mußt doch zuerst erzählen!» Toblers Deutung (s. oben p. 223) scheint mir schon darum unannehmbar, weil es sich doch nicht um eine bloße Vermutung der Tante handeln kann: das Kind hat ja deutlich gesagt, es denke ans Heimgehen. — Gleiches gilt von den übrigen Belegen, aus denen nur einer noch herausgegriffen sei.

(Graf Martin-Bellème ist Finanzminister geworden; die Freunde gratulieren der Gräfin.) *Paul Vence lui demanda si elle allait s'installer dans les appartements du ministère. Elle se récria: Ah! non, par exemple!* (A. France, Lys rouge 376). «Ach nein! was denken Sie auch!» Vergleichen wir damit ein oben (p. 228) zitiertes Beispiel Toblers: *Vous n'êtes pas le mari que je lui aurais choisi. Il recula de trois pas. Ah! par exemple!* . . ., so sehen wir, daß beidemal ein unerwarteter, unbegreiflicher Einfall eines andern durch elliptisches *par exemple!* mißbilligt wird. Nur tritt in dem Passus aus dem Lys rouge die Negation hinzu, weil eine Frage zu beantworten ist. (Daß dieses *non* übrigens nicht einmal nötig wäre, hat man unter b) gesehen). Und beidemal ist vom Erzähler die begleitende Mimik angedeutet: ein Zurückfahren, eine Abwehrbewegung, bei A. France vielleicht auch nur der Tonfall.

Nach den Sammlungen von Robert, Hosch und Tobler dürften wenige neue Beispiele genügen für diesen jüngsten Typus.

Trudon proposa d'aller faire un tour aux Champs-Elysées. — Oh non, merci, par exemple (Céard, Une belle journée 269). — *Faut encore que je choisisse la marchandise . . . Quinze sous, jamais de la vie, par exemple, voulez-vous douze sous?* (A. France, Crainquebille (Pièce) 13). — *Et on t'enverra avec elle. — Ah! ça non, par exemple . . .* (Porto-Riche, Amoureuse I, sc. 3), wo unser Ausdruck pleonastisch steht. —

Reverras-tu B.? — Non. Jamais, par exemple (Maupassant, La Confidence).[1]

Das heute viel schwächere *Ah! non!* besagt im Grunde dasselbe wie *Non! par exemple!*[2] und kreuzt sich darum nicht selten mit ihm, sodaß ein gesteigertes *Ah! non! par exemple!* entsteht: *Et où que j'ai couché, alors? — En bas, avec M. Carhaix. — Ah! Non, par exemple!* (Brion, Boniche 153). — Ebenso das vorhin genannte *Ah! ça non, par exemple!*

Schließlich darf hier zum Vergleich auch auf schweiz. *he nei!* hingewiesen werden, das genau wie *non! par exemple!* neben der eigentlichen Negation eine Äußerung des Staunens oder Unwillens über eine überflüssig scheinende Frage oder Bemerkung enthält, und dem ein positives *he jo!* ebenso entspricht wie diesem ein *oui! par exemple!* (cf. *Idiotikon* II, 850).

Hier ist auch der Ort, einer weitern Konkurrenzpartikel von *par exemple* Erwähnung zu tun, eines eigentümlichen Gebrauchs von *donc*, den Tobler (*V. B.* II², 172) besprochen hat; eine Sammlung von Beispielen steht übrigens schon bei Robert (*Questions de grammaire* 1886, p. 223); einige andere, vor allem auch ältere:

C'est-il la grande écoute qui a filé? — Oui donc! (Jullien, La Mer III, sc. 7). — *Il ne l'a pas attrapée, il l'a volée. — A qui? — A Alfred, donc!* (Dumas, Hist. de mes bêtes 175). — *En quoi était le sucrier? demanda Michel. — En porcelaine, répondit madame Vatrin, en porcelaine, donc!* (ib. 45). — *Le chien y est allé pour son compte! — Où? — A la chasse donc!* (ib. 244). — *Et . . et . . la gifle! — Quelle gifle? — Comment! quelle gifle! Mais la gifle immense et sonore que tu devais me faire l'honneur de lui camper à plat sur la figure, donc!* (Lavedan, Baignoire 9, p. 165). — *Qu'est-ce que je dois faire? — Hein? pour? — Pour pincer mon mari donc!* (Feydeau, Puce à l'oreille 23).

«Man erkennt leicht», bemerkt Tobler, «daß es sich hier überall um Antworten handelt, die mit einer gewissen Ungeduld gegeben werden, und

---

[1] Nebenbei bemerkt: Im Italienischen ließe sich diese Antwort wiedergeben mit *Mai, mai, poverino!* cf. Petrocchi: *Se è furbo? poerini!* «Ob er ein Spitzbube sei? Und ob! Wie kann man nur fragen!» Eigentlich: «Ihr Ärmsten, wie dauert ihr mich, daß ihr überhaupt fragen könnt!», heute zur konventionellen Formel verblaßt. Spitzer hätte in seiner *Ital. Umgangssprache* (p. 17) dieses *poverino* erwähnen sollen.

[2] wie ja auch *Ah!* allein gelegentlich soviel wie *par exemple!* ausdrücken kann: *Il n'est pas beau votre fiancé, lui ai-je dit quand elle me montra son portrait. — Ah! me répondit-elle. Un «ah» où il y avait de l'ironie, de l'étonnement et de l'indifférence* (Les Trois, Initiation de Reine Dermine 215).



daß dem Mitredenden angedeutet werden soll, er hätte sich selbst sagen können, was man ihm zu sagen genötigt sei». Er denkt sich als volle Form des mit *donc* angedeuteteten Gedankens *dis-je donc:* «da, wie es scheint, es besonderer Auskunft bedarf, so sage ich denn..» Etwas abweichend möchte ich — gestützt auf Belege aus dem 18. Jahrhdt., wo dieses sekundäre *donc* in Bestimmungsfragen auftritt — in all diesen Fällen eine verkümmerte Gegenfrage sehen: (Faut-il donc le dire?), auf die dann erst die gewünschte Antwort folgte: *A quoi cela peut-il servir?* — (A quoi donc? Mais à se défendre! >) *A se défendre donc!* — Höflicher als mit diesem unwirschen *donc!* klingt allerdings eine Antwort, die als selbstverständlich bezeichnet werden soll, in Formulierungen wie: *Et mademoiselle Henriette, comment va-t-elle?* — *Très bien, merci; elle est mariée.* — *Ah!... Une émotion l'étreignit; il ajouta: Et... avec qui?* — *Mais avec le jeune homme qui nous accompagnait, vous savez bien* (Maupassant, Une partie de campagne).

III.

a) Statt einen Widerspruch schroff negativ oder bloß ironisch zu äußern, kann man — sachlicher und höflicher zugleich — für seine abweichende Auffassung mit *par exemple* Tatsachen und Gründe gewissermaßen als Gegenbeispiele einführen, die geeignet scheinen, jene erste Behauptung zu widerlegen oder in ihrer zu weit gehenden allgemeinen Formulierung einzuschränken — wobei nicht immer noch besonders ausgesprochen wird, daß man des andern Meinung für übertrieben halte, sondern *par exemple* direkt, ohne Übergang, den Gegensatz betonen kann und so, infolge einer Ellipse, gleichbedeutend wird mit *mais* oder *pourtant*. Dieses adversative *par exemple* ist ebenso alt wie das die Aussage ursprünglich verstärkende (I/II):

(Silvia möchte ihre Zofe Lisette überzeugen, daß man den Männern durchaus nicht auf ein angenehmes Äußeres und verbindliche Umgangsformen hin trauen dürfe; in Gesellschaft nähmen sie gern eine Maske vor und zeigten ihr wahres Gesicht erst zu Hause. So sei Ergaste z. B. der typische Gassenlächler-Haushechler, und der anscheinend so sympathische Léandre finde daheim kein gutes Wort, keinen freundlichen Blick für seine Frau: Ist dieser eiskalte Egoist nicht ein recht kurzweiliger Ehemann? — Lisette:) *Je gèle au récit que vous m'en faites. Mais Tersandre, par exemple?* (Marivaux, Jeu de l'amour et du h. I, sc. 1). «Aber (alle Ehemänner sind doch nicht so,) z. B. Tersandre?» Lisette protestiert gegen die ihr ungerechtfertigt scheinende Verallgemeinerung des Urteils ihrer Herrin, indem sie ein drittes Beispiel eines Ehegatten zitiert, natürlich nicht aus der Serie Ergaste-Léandre, sondern aus einer andern Kategorie, als Gegenbeispiel (wie das — später oft fehlende

— *mais* noch deutlich zeigt). — (Die als Zofe verkleidete Silvia verbietet dem angeblichen Lakaien Dorante, ihr weitere Liebeserklärungen zu machen und droht, andernfalls fortzugehen. D. verspricht brav zu sein und nur noch von seinem Herrn zu reden, worauf S. ermutigend sagt:) *Ton attachement pour lui m'en donne bonne opinion: il faut qu'il ait du mérite, puisque tu le sers.* (Diese unbedachten Worte machen D. wieder kühner; statt zu antworten, richtet er die Frage an sie:) *Tu me permettras peut-être bien de te remercier de ce que tu me dis là, par exemple* (ib., sc. 7). «Etwas wirst du mir hoffentlich gestatten, nämlich (z. B.) dir zu danken für das indirekte Kompliment, das du mir da machst?» = «du wirst mir hoffentlich doch gestatten ...»[1] — Carmontelle, ein Freund von Collé, läßt in seiner «Sortie de la Comédie-Française» Mme de Vermont zu einem Bekannten sagen: *Les hommes ont toujours l'air sot, quand ils suivent leurs filles* («wenn sie ihren Dirnen nachsteigen». — Le Chevalier:) *Vous ne pouvez pas dire cela du baron, par exemple.* «Diese Behauptung gilt (nicht für alle Männer,) z. B. nicht für den Baron» — vgl. das erste der Beispiele aus Marivaux (während keine Ellipse vorliegt und *par exemple* dem Typus I a) zuzurechnen ist in folgendem Passus aus seinem Legs (sc. 10): (La Comtesse:) .. *presque toutes les femmes sont de même. Vous ne trouverez que cela partout.* (Le Marquis:) *Hors chez vous. Quelle différence, par exemple!*)[2] —

Gelegentlich läßt sich der Übergang zur adversativen Bedeutung aber auch direkt aus dem klar formulierten Zusammenhang heraus (ohne Annahme einer Ellipse) begreifen:

(Mme Argante ist nicht zufrieden mit dem Intendanten ihrer Tochter Araminte; sie ist überzeugt, daß er nicht für sie paßt:)... *nous le voyons tous, il n'y a que vous qui n'y prenez pas garde.* (Araminte:) *Qu'est-ce donc que vous voyez, et que je ne vois point? Je manque de pénétration; j'avoue que je m'y perds! Je ne vois pas le sujet de me défaire d'un homme qui m'est donné de bonne main, qui est un homme de quelque chose, qui me sert bien ..: voilà ce qui n'échappe pas à ma pénétration, par exemple* (Marivaux, Fausses Confidences II, sc. 11). Die Behauptung, sie sehe nichts, wird zurückgewiesen, indem sie mehrere Tatsachen zugunsten des Angegriffenen als Gegenargumente aufzählt. — In dem Einakter von Collé, Le galant escroc (sc. 10) hat der Graf die Unverfrorenheit, dem neugierigen und ahnungslosen Bankier Gasparin vor dessen Frau die Reize seiner Geliebten zu schildern, die

[1] Hier begegnet *peut-être* schon in einer Verwendung, die Tobler (*V. B.* III, 156) behandelt, aber erst fürs 19. Jahrhdt. belegt hat.

[2] s. oben p. 226.



keine andere ist als Mme G. selber: *D'abord, c'est peut-être une des femmes de Paris des plus souhaitables.* (Gasp.:) *Bon, bon, d'abord* (montrant Mme G.), *sans être belle, Madame G. a cela, par exemple.* (Le Comte:) *c'est un teint! des yeux! . . . les plus beaux bras! la plus belle main!* (G. findet immer noch, das habe seine Frau auch, und bittet den Grafen, trotz der Proteste seiner Frau weiterzufahren. — Le Comte:) *Eh bien! pour ne pas déplaire à Madame, je finirai, en disant que c'est une femme vive, enjouée, et, pourtant, tendre à l'excès, quand il faut l'être!* (G., à Mme G.:) *Oh! voilà, Madame, par exemple, ce qui vous manque, à vous!* «das dagegen (z. B.) fehlt dir» (im Gegensatz zu den vorher genannten Reizen). — In den dramatisierten «Mystères de Paris» von E. Sue rechnet die Näherin Rigolette ihrem Freunde Rodolphe vor, was sie monatlich verdiene: 45 Franken! *Là-dessus j'ai 12 francs de loyer et 23 francs de nourriture! . . .* (Rod.:) *23 francs de nourriture! . . .* (Rig.:) *Mon Dieu, oui, tout autant! Avouez que pour une mauviette comme moi . . . c'est énorme! . . . Par exemple, je ne me refuse rien.* (Rod.:) *Voyez-vous la petite gourmande!* (Rig.:) *Ah! mais aussi là dedans je compte la nourriture de mes oiseaux . . .* «Nicht wahr, Sie finden das schrecklich viel für einen Spatz wie ich? . . . Ich versage mir aber auch nichts . . . und dann ist das Futter für meine Vögel auch inbegriffen». (Dieses Beispiel könnte auch zu Fall b) gezogen werden, zu dem es gut überleitet).

b) Der Sprechende kann gleicherweise aber auch ein eigenes, manchmal vorschnell zu allgemein formuliertes Urteil einschränken, indem er mit *par exemple* «zwar, allerdings» nachträglich eine Korrektur anbringt und damit hie und da auch einem möglichen Einwand zuvorkommt. Für diesen heute häufigen Fall fehlen mir sichere Belege in größerer Zahl aus der ältern Zeit. Vielleicht kann als einziger hier eingereiht werden:

(Valmont ist fast am Ziel; Frau von Tourvel verteidigt sich nur noch schwach. Triumphierend schreibt er der Vertrauten seines höllischen Planes:) *Tous les frais sont faits; il ne reste plus qu'à jouir . . . et quand même elle s'occuperait au contraire d'un nouveau projet de défense, ne savons-nous pas bien ce que deviennent tous ces projets-là? Je vous le demande: cela peut-il aller plus loin que notre prochaine entrevue? Je m'attends bien, par exemple, qu'il y aura quelques façons pour l'accorder: mais bon! le premier pas franchi, ces prudes austères savent-elles s'arrêter?* (Liaisons dang., Lettre 99) «ich sehe allerdings voraus, daß sie sich noch ein wenig zieren und sträuben wird» (die Behauptung «il ne reste plus qu'à jouir» darf nur mit dieser Reserve ver-

standen werden: auf gewisse letzte — und leicht zu überwindende — Widerstände macht er sich natürlich gefaßt, z. B. daß sie sich etwas sträuben wird).

Durchaus klar sind dagegen folgende Stellen aus der neueren Literatur, in denen übrigens — wie bei a) — fast immer eine Ellipse anzunehmen ist:

(In dem bemerkenswerten Dienstbotenroman von Brion, Chez les autres (1924) bittet Suzanne den Erzähler, einen Kammerdiener, ihr Gesellschaft zu leisten, während sie das Zimmer des gnädigen Fräuleins macht.) *Ce qui me frappa, en y entrant, ce fut un invraisemblable désordre ... — Vous voyez, le fouillis? dit Suzanne. Et c'est tous les jours la même chose ... Un petit cochon n'y retrouverait pas sa mère ... Vrai! Comme flème et sans-souci, je n'ai jamais vu la pareille de mademoiselle ... Seulement, par exemple, elle n'est pas embêtante ... Ça, il n'y a rien à dire ... Elle n'est pas constamment sur votre dos ... Ce n'est pas comme madame ...* (p. 112). Nach der allgemeinen, ungünstigen Feststellung: «Das Fräulein ist bequem, nachlässig, ja unordentlich wie eine Schlampe» — wird, um nicht ein falsches Bild von der Tochter des Hauses in der Vorstellung des andern Dienstboten entstehen zu lassen, eine vom Standpunkt der Zofe sehr wichtige Ergänzung zum Gesamteindruck angeschlossen: «Diese Gleichgültigkeit, die einer Kammerjungfer viel zu schaffen macht, hat auch ihr Gutes, z. B. ist das Fräulein nicht so unbequem und aufsässig wie ihre Mutter». Hier drückt *seulement* deutlich eine — nicht besonders formulierte — Einschränkung aus, und ebenso deutlich hat *par exemple* noch seinen ursprünglichen Sinn; aber durch die Nachbarschaft jenes einen Gegensatz einführenden *seulement* bekommt es eine ihm ursprünglich fremde adversative Tendenz (ein Fall von Irradiation, um den von Bréal geprägten und, wie es scheint, heute in Vergessenheit geratenen Terminus wieder einmal anzuwenden). So auch im dritten der oben (p. 224) aufgezählten Beispiele aus Le Gigolo (p. 87). — Ähnlich: *Nous avions ici un ours blanc. — Un ours, dites-vous?.. j'ai justement ce qu'il vous faut. — Comment, il serait possible? ... vous auriez mon pareil? ... — Oh, exactement semblable! ... excepté, par exemple, qu'il est noir; mais en fait de talents, la couleur n'y fait rien ...* (Scribe, L'ours et le pacha, sc. 6) «er ist ganz gleich, d. h. mit einigen belanglosen Unterschieden: z. B. ist er schwarz statt weiß» (= mit der Ausnahme allerdings daß er schwarz ist). .. — *Le voilà général ... très maigre, toujours très maigre, mais de grands cheveux par exemple* (La vie de l'Empereur, racontée par Alcide Tousez). — *La mère a une méchante robe de soie noire, fripée, un bout de dentelle sur la tête ... Le père, lui, par exemple,*

s'est payé une belle toque à l'artiste, une veste en velours pour impressionner le bourgeois (A. Daudet, Le photographe) «der Vater dagegen hat sich (allerlei) geleistet, z. B. . . .» Der Kontrast wird durch *lui* unterstrichen und nachher mit Beispielen begründet. Wie sehr aber heute auch für den gebildeten Franzosen das ursprüngliche Verhältnis sich verschoben hat, beweist der von einem Licencié ès lettres verfaßte Kommentar einer deutschen Schulausgabe (Velhagen), wo gesagt wird: *par exemple:* tournure vive et un peu ironique, pour: «quant au père . .» — In Sandeaus M[lle] de la Seiglière (I, sc. 4) preist Hélène im Gespräch mit dem Vater die treue Anhänglichkeit ihres alten Pächters, der während der Revolution dessen Güter rettete und sie später seinem Herrn mit den Worten übergab: *M. le marquis, vous êtes chez vous.* (Le Marquis:) *Eh bien! est-ce qu'en effet je n'étais pas chez moi?* (H.:) *La république avait confisqué tous vos biens.* (Le M.:) *Jamais je ne lui en ai reconnu le droit.* (H.:) *Cependant* . . (Le M.:) *Ah! par exemple, il m'a rendu le tout en bon état, je me plais à le reconnaître.* «Ich weiß schon, was du dagegen einwenden willst: z. B. . . .» — *Sois sur tes gardes! De la gravité sans hauteur, un sourire plein de pensées; regarde bien, écoute beaucoup, parle peu! Oh! des compliments, par exemple, tant que tu voudras, et des citations* . . (Pailleron, Monde où l'on s'ennuie I, sc. 2), wo das abwehrende *oh!* allein einen ganzen Gedankenkomplex andeutet: «Ganz stumm brauchst du natürlich nicht zu sein, etwas darfst du schon sagen, z. B. Komplimente so viel du willst» — gewissermaßen die *parle peu!* rektifizierende Antwort auf eine unausgesprochene, aus einem Blick, einer Geberde herauszulesende Frage: «Ja was darf ich denn überhaupt noch sagen?» — Hieher rechne ich nun auch eine Stelle aus Feuillet, die Tobler (p. 100) anders auffaßt: *voyez . . . c'est un vrai mouton* (die Proserpine, ein unter Umständen sehr wildes Pferd). *Ah! par exemple, s'il la touche!* (Tobler: «notabene, sie geht durch, wenn man sie im geringsten mit Sporen oder Peitsche anrührt»). *Ah!* hat m. E. aber die gleiche Funktion wie vorhin *Oh!*: es gibt der Affektregung Ausdruck, die eine von der eben ausgesprochenen völlig abweichende Vorstellung begleitet: «das lammfromme Pferd kann allerdings auch ganz wild werden, z. B. wenn . . .» Und wie im primitiven Sprachleben begnügt sich der Sprechende mit dem Ausdruck des Gefühls. (Dagegen gelangt der volle Gedanke zum Ausdruck z. B. in dem bei Tobler p. 97 ganz unten wiedergegebenen Passus aus der Revue bleue: *A cinq ans, je tremblais comme une feuille* (vor dem Auftreten), *au point que maman était obligée de rester près de moi dans la coulisse . . . Ah, par exemple, quand une fois j'étais devant le public, c'était une tout autre petite fille* . ., *je ne pensais plus qu'à mon personnage*).

Der Gegensatz wird auch ohne *seulement, mais, cependant* u. ä. noch deutlich genug hervorgehoben durch den Wechsel der Konstruktion in Fällen, wo auf affirmative Sätze ein negativer mit *par exemple* folgt oder umgekehrt:

L'armée de Versailles allait devenir une armée réellement très belle, très solide et très dévouée; pas très bien habillée, par exemple.. (Du Barail, Souvenirs III, 272): «très belle» könnte zu falschen Schlüssen (z. B. in Bezug auf Uniformierung) führen und erfährt die nötige Einschränkung. — *Un jeune homme ... peu recommandable, tu m'entends?... Très bien de sa personne, par exemple!* (Colette, Chéri [Livre de demain] 57). — Nicht selten findet man ausgesprochen, daß es sich um einen Vorbehalt handelt: *Décidément, je suis très forte! Elle venait à peine de formuler cette expression qu'elle fronça les sourcils et la compléta: Mais pas lui, par exemple!* (Rod, Seconde vie de M. Teissier 209), wo überdies auf die begleitende Mimik aufmerksam gemacht wird. — *Je m'empresse, par exemple, d'ajouter que, si je partage l'opinion fondamentale de l'auteur prussien sur le tempérament de Guillaume II..., la pitié dont le livre en question est tout debordant me paraît simplement inadmissible* (M. Muret, R. de Paris 1921, p. 744). — Ein drittes Beispiel bei Tobler (p. 97): *par exemple, il faut se hâter de le dire ...* Noch klarer ist die Einschränkung formuliert an einer zweiten Stelle des eben zitierten Romans von Brion (Chez les autres 103): *Nous autres, domestiques, qui avons le ménage à faire, nous classons tout naturellement les choses en celles où la saleté se voit et celles où elle ne se voit pas. En principe, les couleurs claires sont préférables aux sombres. Ainsi, un marbre blanc n'a jamais besoin d'être essuyé. Un noir réclame constamment le coup de plumeau ... Je ne parle, bien entendu, que de ce qui se trouve dans le rayon visuel. Le dessus des meubles, par exemple, du moins quand ils sont assez hauts, comme les armoires et les buffets, ne nécessite aucun nettoyage.* Der *par exemple* enthaltende Satz gibt nicht etwa ein Beispiel für die vorausgehende Behauptung: «ich spreche wohlverstanden nur von dem, was im Gesichtsfelde liegt» — solcher sind vorher verschiedene genannt worden — sondern für den ihr zu entnehmenden Gedanken: «alles andere, nicht Sichtbare, z. B. ...» — Ebenso: *A droite, vers le Champ-de-Mars, des velléités commerciales étaient attestées par deux ou trois boutiques ..., de même qu'à gauche s'accolaient ... une bibine et le gros numéro où la* Fille Elisa *avait été pensionnaire. Ce que F. ne retrouvait pas, par exemple, après M. de Goncourt, c'étaient le brocanteur d'effets militaires et le bazar tenu par un invalide. Mais il n'y avait pas jusqu'à la physionomie même du quartier qui ne se fût modifiée.* (Descaves, Sous-Offs [Modern-

Bibl.] 116). «Die Annahme, daß alles noch gleich gewesen wäre wie zur Zeit der Fille Elisa, bloß weil das Haus mit der großen Nummer noch da stand (cf. Kap. 23 des Romans), wäre irrig: es fehlten z. B. . . = dagegen fand er nicht mehr die von Goncourt beschriebenen zwei Läden vor.» — (Mme Haggan denkt an den ersten Besuch bei ihrem Liebhaber zurück: was hatte sie damals empfunden?) *Vrai, elle ne le savait plus! Elle l'avait oublié! . . . Oh! par exemple, elle n'avait pas oublié les autres, ce chapelet de rendez-vous . . .* (Maupassant, Le rendez-vous). «Was sie dagegen nicht vergessen hatte . . .» Durch die Wiederholung des Verbums wird der Kontrast stärker. So auch: *Ah! c'est bien ce que vous faites là! — Est-ce vraiment bien? Voilà ce dont je ne suis pas sûr; ce dont je suis sûr, par exemple, c'est que je n'aurais pas la force de faire autrement* (Meilhac et Halévy, Froufrou II, sc. 4).

c) Durch Mechanisierung des Gebrauchs kann schließlich *par exemple* ganz unvermittelt den Gegensatz einführen und damit völlig gleichbedeutend werden mit *cependant, néanmoins, par contre, il est vrai que . . , tout de même*[1], etc. Wer die allmählige Bedeutungsdifferenzierung von *par exemple* nicht kennt, muß stutzig werden beim Lesen von Sätzen wie: *Mme Bayard n'avait pas changé depuis 1903. Par exemple, elle était mieux vêtue! Et que de bijoux!* (Vautel, Annales Noël 1919, p. 573)[2]. — *J'ai examiné ton mobilier . . . c'est gentil . . . Par exemple, tu as trop de commodes* (Labiche, Les petits oiseaux II, sc. 8). — *J'ai vu les principaux électeurs . . . ça bouillonne. — Ah! . . ça bouillonne . . . pour moi? — Tout à fait . . . Par exemple, il y a le père Madou qui vous en veut* (Id., La Grammaire, sc. 3)[3]. — *Les pierres précieuses abondent dans ce fumier! par exemple, ce sont des gemmes maudites* «allerdings . . .» (Augustin-Thierry, Trois amuseurs d'autrefois

---

[1] dessen adversative Verwendung allerdings von den Puristen heftig, wenn auch grundlos und nutzlos bekämpft wird, cf. Albalat, Comment il ne faut pas écrire 218; Soirées du Grammaire-Club 108; A. Hermant, Xavier 194; P. Souday im Temps v. 25. Okt. 1923, und für *tout de même* = *néanmoins* A. Gide, ibid. — Vgl. schweiz. *glich: I tue's glich* = *Je le ferai tout de même*).

[2] Zur Erklärung vgl.: *Je ne suis pas une méchante fille . . . c'est même d'avoir été trop confiante que j'ai toujours pâti . . . Mais on ne se change pas . . .*

Ce qui changeait, par exemple, c'était l'enveloppe . . . (Descaves, Sous-Offs 128).

[3] Der Gedankensprung wird beidemal wenigstens noch durch die Interpunktion angedeutet.

158). — *Rien à faire. On attend des ordres . . . Par exemple, comme on n'a pas besoin d'ordres pour mourir, les hommes tombent par centaines* (A. Daudet, Partie de billard). Blutige Ironie! «Die Truppen warten auf Befehle und müssen inzwischen untätig bleiben. Das heißt, etwas dürfen sie schon tun auch ohne Befehle: sich abschlachten lassen!» (In der oben genannten Schulausgabe erklärt der französische Kommentator: «*par exemple:* exclamatif. Cela revient ici à dire: «mais» — «en tous les cas» — «il est une chose bien certaine...» Daß hier nicht die exklamative Funktion (oben Typus I c) vorliegt, ist wohl klar; damit ist natürlich die Möglichkeit eines solchen Übergangs in anderm Zusammenhang nicht geleugnet: *Vous êtes à Rosbraz, Mademoiselle? — Pas pour longtemps, par exemple! Je repars demain* (A. Salmon, Mœurs de la famille Poivre 43). «Ja, aber nur vorübergehend, natürlich!» Die Frage wird in einem langweiligen Badeort gestellt an eine «petite femme égarée là»). — *On ne pouvait dire ni qu'elle fût jolie, ni qu'elle fût laide . . . Ses traits, quoique peu harmonieux, n'étaient point vulgaires; elle avait l'œil vif, les lèvres rouges et charnues . . . dont les dents les plus irrégulières n'arrivaient point à rompre la séduction puissante; par exemple, un menton exquis* (Boylesve, Leçon d'amour dans un parc (Mod.-Bibl.) 38). — *Rodin faisait le buste de Victor Hugo . . . Il était encore très discuté, principalement par les gens qui n'y entendent rien. Les visiteurs faisaient leur cour à Hugo en dépréciant ce buste admirable . . . Le Vieux, perdu dans son rêve héroïque et libidineux . . . n'approuvait ni ne désapprouvait. Il mangeait par exemple, de ses cent vingt-huit dents intactes, avec une gloutonnerie tranquille . . . Puis il s'occupait de ses petits-enfants* (L. Daudet, Fantômes et vivants 7). «Der Olympier kümmerte sich nicht darum; er ließ die andern schwatzen. (Er selber tat inzwischen alles andere, wichtigere,) z. B. aß er für vier» (= dagegen . .). — (Ein eben einberufener Dr. jur. macht physiognomische Studien an seinen neuen Kameraden.) *Je devine même la profession. Voilà un bouif. Ce type était larbin. Celui-là, dont les yeux fuient, on se demande, par exemple, à quoi il passait le temps* (Jolinon, Valet de gloire 9). — (Claudine hat ein Diner gegeben und unterhält sich nach dem Weggang der Gäste mit ihrem Freund, dem Grafen:) *J'espère qu'on ne s'est pas trop ennuyé. Par exemple, je suis éreintée, je n'en peux plus* (Donnay, Amants (Mod.-Th.) 27). «Ich dagegen . .» (hier fehlt sogar das den Gegensatz zu *on* betonende *moi*, vgl. oben (p. 241) das Beispiel aus Daudet, Le photographe). — *Rapporte du pain surtout, du pain. — Voilà tout ce que j'ai pu trouver . . . Il ne reste plus que du filet froid et des cerises déguisées . . . Et puis il y a des truffes . . . Par exemple, il n'y a pas*

de pain (ib. 36). — *Je lui écrirai...; seulement, vous, ne lui dites rien... Il faut me jurer que vous ne lui direz rien. — Je vous le jure. — Par exemple, je vous demanderai d'être là quand elle recevra cette lettre, pour bien lui dire dans quelles dispositions vous m'avez trouvé...* (ib., 50; vgl. die ähnliche Situation im Beispiel aus Pailleron oben p. 242). — (Wenn Tartarin in den Klub ging, bewaffnete er sich bis an die Zähne; in jeder Hand schwang er ein Mordinstrument, und alle Taschen hatte er vollgestopft damit:) *Par exemple, jamais de flèche empoisonnée; ce sont des armes trop déloyales!* (Tart. de T. I, chap. 5). «Alle möglichen Waffen nahm er mit, wohlverstanden keine unfairen wie z. B....». Es protestiert hier der Erzähler gegen eine seinem Helden ungünstige Auffassung, die sich der Leser etwa bilden könnte, und gibt mit *par exemple* ein Gegenbeispiel. — Hieher gehören auch die oben (p. 224) aus Le Gigolo 87, 95, 96 herausgeschriebenen Stellen, ferner Maupassant, Mont-Oriol (Conard) 25, etc.

Die adversative Bedeutung dieses *par exemple* hat zur Folge, daß man es auch in der Erzählung (nicht nur im dramatischen Dialog) gern an den Anfang stellt — wie gerade das letzte Beispiel zeigt — wobei dann meist ein Absatz gemacht wird, um den Kontrast besser hervorzuheben:[1]

(Tartarin möchte, daß seine Karawane echt orientalisch aussehe: «Ainsi, par exemple, si nous pouvions avoir un chameau... — Tant que vous en voudrez». Auf dem arabischen Markt kann man alles finden, was das Herz begehrt, alles, und sogar Unerwünschtes:) *Puis des scorpions, des chiens, des corbeaux! et des mouches!... des mouches...*

Par exemple, les chameaux manquaient. (ib. III, chap. 4). — *Je pensai tout de suite: C'est ma mère!.. mais je me gardai bien de laisser rien voir. Je voulais la regarder venir.*

Par exemple, je pris de mon côté mes renseignements (Maupassant, Un parricide). «Ich wollte sie machen lassen. (Allerdings blieb ich nicht völlig untätig, wie man vielleicht nach dem Gesagten annehmen könnte:) ich zog z. B. meinerseits Erkundigungen ein». — *M. Jaboin... ne parvint jamais à tuer le moindre gibier.*

Par exemple, il lui arriva de blesser des gardes, et maints invités, parfois, hélas! de façon mortelle (Tr. Bernard, L'heureux chasseur) «er hat nie ein Wild erlegt. Getroffen, ja sogar getötet hat er zwar hie und da, aber leider Menschen». — *Surcouf est bon pour ses équipages et sait leur parler; il paye largement, est généreux sur les prises, et avec lui elles sont toujours nombreuses.*

Par exemple, il est impitoyable sur la discipline (Opinion, 18 juillet 1925, p. 22). — *Paris ne me valait rien... Mais là-bas, quel pays*

[1] ein Beispiel schon p. 244 n. 2.

de cocagne! Et quels vins! ... Par exemple, je ne vous dirai pas qu'on les vend bon marché!... (Curnonsky, Les facéties de M. Radinois 122). — Ebenso A. Hermant, Souvenirs du Vicomte de Courpière (Mod.-Bibl.) 80; Brion, La Boniche 219; Tartarin sur les Alpes 6, etc.

Hieher ist nun auch der Typus c) Toblers (p. 96) zu rechnen: *Une bonne grand' mère d'au moins 70 ans. Encore jolie, par exemple, et encore fraîche.* Toblers Erklärung ist oben (S. 223) wiedergegeben; da ihm, nach seinen Belegen zu schließen, Beispiele fehlten für die Übergangsstufen, die soeben nachgewiesen wurden, und er anscheinend also nur das abrupte *par exemple,* die letzte Etappe, kannte, mochte ihm jene Deutung näher liegen, die m. E. nur in wenigen Fällen plausibel ist. Auch hier wird mit *par exemple* ein Gegenbeispiel eingeführt, um den ersten, zu unrichtigen Folgerungen verleitenden Eindruck «ein altes Weib» zu modifizieren — wobei (wie auch Tobler annehmen muß) ein Zwischenglied in der Gedankenentwicklung übersprungen wird, das in andern Beispielen zum Ausdruck gelangt oder wenigstens angedeutet wird, sei es auch nur durch eine Interjektion, z. B. *ah!*[1] das hier sehr gut passen würde: «(Die Annahme, sie sei, wie gewöhnlich Frauen in diesem Alter, völlig verwelkt und reizlos gewesen, trifft nicht zu,) sie war z. B. noch hübsch und frisch».

Wer dieser Auffassung beistimmt, wird einige der letzten Belege von Toblers Typus b) hier einreihen, und wohl auch das vorletzte seines Typus a) aus der Revue bleue (p. 94). Im übrigen läßt sich — wie gezeigt wurde — nicht jedesmal mit absoluter Bestimmtheit sagen, welcher der unter I—III behandelten, vielfach nuancierten Fälle vorliegt. Der Abstufungen und Kreuzungen mögen noch mehr vorhanden sein als in meinen gewiß nicht spärlichen Belegstellen dargetan wurde[2]; immerhin glaube ich unter den so mannigfachen Gebrauchsweisen keine irgendwie belangreiche übersehen zu haben. —

Weitere Entwicklungsmöglichkeiten von *par exemple* sind kaum denkbar. Fast zur konventionellen Formel erstarrt, wird es über kurz oder lang vor neuen, gefühlsbetonteren Ausdrücken zurücktreten. Schon sehen wir das bekräftigende *tu parles!* aufkommen: *Je ne suis qu'une faible femme! — Tu parles!* (P. Véber, M. Mésian, sc. 6). — *Tu parles! si j'ose m'exprimer ainsi* (P. Mille, Temps, 12 avril 1923). — *Tu parles si je suis fière!* (Sem, Ronde de nuit 181), daneben *pour voir: Elle n'a que son Lucien dans l'œil! ... Moi, mon fiancé, ça ne me gêne*

[1] cf. oben S. 242.

[2] Auch das adversative *par exemple* findet sich schon pleonastisch: *Par exemple, il faudra tout de même revenir me voir bientôt* (Zamacoïs, Arriviste 32).



pas, pour voir! (V. Margueritte, La Garçonne 39), ferner *je te* (*vous*) *crois!*: *Vous l'aimiez beaucoup? — Oh! je vous crois!* (Rosny, Marthe Baraquin [Select-Coll.] 56). — *Est-ce compris? — Je vous crois que c'est compris!* (ib., 54). — *Et dimanche, tu es sortie aussi? — J'te crois!* (Brion, Boniche 93), ironisch *un peu: Vous en êtes sûre? — Un peu* (Maurey, Le pharmacien 39), um nur einige der aussichtsreichsten Konkurrenten des unter I besprochenen *par exemple* zu nennen. —

Wenn es meinen Ausführungen gelungen sein sollte, auf Grund größeren und namentlich älteren Materials und infolgedessen neu erkannter Zusammenhänge über Toblers Erklärung hinauszugelangen, so ist es doch in erster Linie das Verdienst des Altmeisters selber, ohne dessen geistige Anregung dieser Versuch schwerlich unternommen worden wäre, sowie dasjenige seiner direkten und indirekten Schüler — und selber wieder Meister —, die sich durch Wort und Beispiel bemüht haben, in seinem Sinne auf die jüngere Generation der Schweizer Romanisten einzuwirken und so in Toblers Heimatlande die Tradition der alten romanischen Philologie, wie Tobler sie verstand (*V. B.* III, 160) nicht ganz aussterben zu lassen: Heinrich Morfs, des Unvergeßlichen, und unseres Jubilars Louis Gauchat, der diesen Beitrag als ein kleines Zeichen großer Dankbarkeit und Verehrung entgegennehmen möge.

---

2) mfrz. pouir.

In seinen *Nouveaux Essais de Philologie française* (1904, p. 322) bespricht A. Thomas ein nur von Cotgrave (1611) und nach ihm noch von Oudin (1642) registriertes Verbum *pouir*[1] «Platz haben» und leitet es her von POTIRI, das lautlich paßt und vielleicht auch semasiologisch sich in der von ihm angedeuteten Richtung entwickelt haben könnte. Auffällig ist dabei nur — was Thomas nicht sagt — die völlige Isoliertheit des Wortes innerhalb des Französischen und des Romanischen. Meyer-Lübke, der diese Etymologie in sein Wörterbuch aufgenommen hat, schreibt lakonisch (6701): *potire* «bemächtigen», afr. *pouir* (folgt der Verweis auf Thomas) — ohne der Bedeutungsverschiebung zu gedenken, und mit dem Vermerk afrz., während doch Thomas deutlich gesagt hatte, daß das Wort bei Godefroy fehle[2].

[1] Cotgrave: «POUYR. Tout n'y sçauroit pouyr. *All cannot goe into, all cannot be held or contained in it.* Parisien.» Oudin: «POUIR *capire.* — POUYR, *capire, esser contenuto.*»

[2] Godefroy zitiert zwar aus der *Geste des ducs de Bourgogne* (um 1400) ein einziges Beispiel eines Verbums *pouir,* läßt es aber unerklärt;

Cotgraves Quelle ist unbekannt. Wir wissen nur, daß er in seinem Sammeleifer wahllos junge und alte Wörter aus Literatursprache und Dialekten zusammengerafft hat. Man könnte zuerst versucht sein, an eine jener irrtümlichen Wortableitungen zu denken, die ja nicht nur in der Sprache des naiven Volkes zahlreich begegnen (s. Anm.), seltener auch, zum Scherze, bewußt fabriziert werden (*On ne dit pas: «il est urgent», on dit: «il urge»*, Rostand, Chantecler. — *L'intendant «intendait» mal*, Rachilde, Maison vierge 14. — *Le garçon de restaurant «m'insupportait»*, Rosny, Marthe Baraquin (Select-Coll. 51), sondern gelegentlich sogar ernsthaften Gelehrten in die Feder fließen und dann kaum mehr aus der lexikographischen Tradition auszurotten sind (z. B. *abelisa*, s. Gauchat, *Glossaire* 46). Bei Cotgrave, der sich im Vorwort ausdrücklich dagegen verwahrt, Wörter erfunden zu haben, und für jedes die Belegstelle anzugeben sich anheischig macht, ist die Annahme eines Irrtums wenigstens in unserm Falle deswegen wohl ausgeschlossen, weil er einen ganzen Satz zitiert, eine anscheinend idiomatische Wendung, die der Sprache der Hauptstadt entstammen soll.

Gleich nach Erscheinen der *Nouveaux Essais* habe ich Thomas gegenüber mündlich meine Bedenken gegen die Herleitung aus POTIRI geäußert und ihm eine andere Erklärung vorgeschlagen, die ihm einzuleuchten schien; den gewünschten Artikel für die *Romania* zu schreiben war ich damals nicht in der Lage. Da nun, soviel ich sehe, jene Etymologie niemals angefochten worden ist, sei es erlaubt, meine abweichende Auffassung hier vorzubringen.

Es gilt immer noch, was Diez einmal ausgesprochen hat: «Nicht ohne Not sollte man ein Verbum zu Hülfe rufen, welches nur die franz. Sprache und auch diese nur in einer einzigen Form besitzen würde» (*Gramm.* II[8], 249 n.). Während die Gleichung *pouir* = POTIRI völlig in der Luft hängt, läßt sich das Wort wenigstens innerhalb des Französischen fester verankern, sofern man es mit *POTERE zusammenstellt und darin

---

Thomas bemerkt dazu: «J'ignore le sens exact du mot dans ce passage, mais ce *pouir* n'a probablement rien à faire avec celui qui nous occupe.» Die Stelle lautet: *Des lances pour pouir et de haces autant.* Dieses *pouir* ist wohl verschrieben oder falsch gelesen für *ponir* = *pognir* «stechen» (PUNGERE), das ebensogut aus dem sekundären Perf. *poignis* (cf. *poignissent* Auberi 110, 15) analog entstehen konnte wie nfr. *poigner* aus den Mehrzahlformen des Präsens, dem Part. Praes. und dem Imperfekt (cf. Tobler, *V. B.* III[2], 148), und wie umgekehrt das sowohl afrz. wie nfrz. nachzuweisende Perf. *poindis* aus dem alten Inf. *poindre*. In der Tat erwähnen noch Lexikographen aus dem Anfang des 17. Jahrhdts. *poigniray* neben *poindrai* und ein P. P. *poigny* (Manz 112); vgl. span./portug. *pungir*, kat. *punyir*.

eine auf gewisse Dialekte beschränkte Nebenform von afrz. *pooir* sieht, entsprechend den alten Doppelformen *seoir/seïr, veoir/veïr, cheoir/cheïr*, die im Pikardischen häufig waren — von wo aus die zweite auch in die Literatursprache eindrang[1], und die in den nördlichen Mundarten bis heute weiter leben, wie ein Blick auf die entsprechenden Karten des Atlas linguistique zeigt. Allerdings ist im Altfrz. *poïr* viel seltener als die genannten Infinitive auf *-ir*. Burguy (II, 45) weist es dem Nordosten der Picardie zu; Kirsch (*Zur Gesch. des kons. Stammauslauts* 58) belegt es[2] aus dem wohl in Orléans verfaßten *Livre de jostice et de plet* (um 1260), begeht aber den Irrtum, das *podir* der Eide (so ist zu lesen, nicht Eulalia!) hieher zu rechnen, während es sich lediglich um eine graphische Eigentümlichkeit des sog. Merowingerlateins handelt (so gut wie in *sauir, dift, cist* des gleichen Denkmals), was nachgerade in jedem Elementarbuch des Altfranzösischen steht[3], scheints aber doch von Zeit zu Zeit wieder gesagt werden muß[4]. Weniger sicher ist burg. *poïr* (cf. Görlich, *Frz. Studien* VII, 61). Dagegen hätte Kirsch mit mehr Fug auf *podist* des Jonasfragments verweisen können (Förster-Koschwitz, *Altfrz. Übungsbuch*², 56), das den ältesten Beleg bietet für die *i*-Abwandlung der Perfektformen von *pooir* im Wallonischen und Pikardischen, aus denen dann ein Inf. auf *-ir* neu gebildet werden konnte, sogut wie *cheïr* neben *cheoir* (cf. Meyer-Lübke, *ZFSL* 45, p. 489 f.), *peïr* (Wistasse 32) neben *poire* (PEDERE), während *veïr* und *seïr* sich (wie Meyer-Lübke ibid. wahrscheinlich macht) rein phonetisch erklären lassen. Es läge ferner, *poïr* neben *pooir* analogisch zu deuten aus dem Nebeneinander solcher Doppelformen im Infinitiv anderer Verba (vgl. außer den eben genannten noch *manoir/manir, tenir/tenoir*, und dazu Risop, *Studien* 13 n.). Da nun diese sekundären Infinitive auch in der Ile-de-France nachzuweisen sind (*veïr* Pèlerinage Ch. 442, durch die Assonanz gesichert; *cheïr* ibid. 31; *veïr: beneïr* Rustebuef (ed. Kreßner 241, v. 861), so ist *poïr* neben *pooir* ebenfalls denkbar in Paris, obwohl ich es z. Z. noch nicht belegen kann. Im Normannischen findet es sich als Subst. (*pouir* Godefroy X, 364). Nach dem Atlas linguistique (K. 1081) scheint es in keinem Dialekte weiter zu leben: *puvi* (Manche) ist analog nach selber sekundärem *vuli* gebildet (wie schon Herzog, *ZRPh.* 24, p. 95

---

[1] cf. Nyrop II, 60. [2] was ich nicht nachprüfen konnte.

[3] cf. z. B. Voretzsch, *Altfrz. Litt.* 32; s. ferner Grundriß I², 461; Morf, *Auswahl aus Gregor v. Tours*, p. V n., und die Zusammenstellung der ältern Theorien bei Risop, *Studien* 52.

[4] s. zuletzt Terracher, *Bull. Soc. ling.* 24, p. 329 n.

bemerkte), ebenso *puvir*, *puli* (Creuse) nach *vujir, vuli;* völlig isoliert ist *pwire* (Hautes-Alpes)[1].

Begrifflich macht *pouvoir* = «Platz haben» gar keine Schwierigkeiten (vgl. deutsch «hineinkönnen» und dazu Paul, *Wörterbuch* s. v. *können*). Es ist schon längst in dieser Bedeutung aus dem Altfrz. nachgewiesen von Tobler (*G. G. A.* 1877, p. 1610 = *V. B.* V, 422), der auch die hierauf bezügliche Diss. von Weber (1879) angeregt hat:

Sa lance fu si longe, ne pot en l'abitacle (Aiol 91). — *Et estoit la uile si plaine Que moities pas n'en pooit En la uile* (Chev. as II espees 12153). Aus Froissart erwähnt Scheler in seinem Glossar u. a.: *En chascun estage pooient vingt arbalestriers.* — Weitere Beispiele findet man bei Godefroy X, 364 (das dort zitierte Sprichwort auch bei Le Roux de Lincy II, 180: *Deux gros ne puent en un sac*)[2]. Hieher

---

[1] Das Paradigma «vouloir et pouvoir sont deux choses» war allerdings auch nicht geeignet, eine alte, isolierte Form hervorzulocken, besonders wenn diese auf den Sinn unseres *pouir* «Platz haben» festgelegt war.

[2] cf. ähnlich *pooir avant* «vorwärtskommen» (Roland 2520, Wilh. v. England 792 P), auch fig.: *non poroiz ni arier ni avant* (Entree d'Espagne 197) «weder aus noch ein wissen». — Auch transitiv begegnet m. E. *pöoir* im Sinne: «Macht haben über, überwältigen»: *Dont ne puet haut non aconsivre Li avers, car estre ne puet, Puis c'avarisce le sens puet* (B. de Condé p. 51, v. 162), eine Lesart, die Scheler verwirft, um mit andern Hss. zu schreiben: *av. le sourpuet* «le maîtrise». Nun ist aber dieses auch sonst zu belegende *sorpooir* kaum denkbar ohne älteres transitives *pooir* (vgl. schweiz. *mögen/übermögen* im gleichen Sinn *Idiot.* IV, 108 f., zum Hochd. *übermögen* Paul, *Wörterbuch*), das ich — im Gegensatz zu Suchier — auch zu erkennen glaube Aucassin 14,5: *Et li premiers qui vos verroit ne qui vous porroit, il vos prenderoit lués et vos meteroit a son lit si vos asoignenteroit* «der erste, der dich sähe und dich überwältigen könnte». Suchiers Auffassung «daß natürlich hinter *porroit* die den im Hauptsatz stehenden transitiven Verben entsprechenden Infinitive *prendre et metre ... et asoignenter* zu ergänzen sind, von denen nun wieder *vous* als Objekt abhängt» ist wohl nur dann möglich, wenn man in *vous* einen Kopistenfehler (gedankenlose Wiederholung des ersten *vous*) sehen wollte. Vor Jahren schon hat Weber (*DLZ* 1881, c. 1546) *porroit* als transitives Verbum mit voller Verbalkraft gedeutet unter Berufung auf lat. *posse:* Inachiam ter nocte potes (Horaz, Epoden XII, 15; cf. Martial, XI, 97, 1: Una nocte quater possum — von den Latinisten nach alter Tradition als Ellipse erklärt, während es weiter nichts als eine volkstümlich prägnante Ausdrucksweise ist). Doch paßt der derberotische Sinn weder in den Zusammenhang noch zum Stil der bei aller Natürlichkeit so gar nicht naturalistischen Dichtung.

rechne ich auch: *Et ou poroit il tante lerme Comme plourer li couvenroit? Nus en soi ne les compenroit!* (Beaumanoir II, 220: «wo hätten so viel Tränen Platz?» während Suchier im Gl. falsch übersetzt: «avoir puissance, être capable»). Gar nicht verstanden hat den Ausdruck Gelzer an einer Stelle des von ihm herausgegebenen Yderromans (v. 6455): *Qu'ele est venue et tel gent maine Qu'il porront en la vile a paine.*

Das Nebeneinander von Doppelformen begünstigt die begriffliche Differenzierung (cf. faillir/falloir, courre/courir und das oben genannte norm. Subst. pouir), und so wäre leicht möglich, daß in der Pariser Vulgärsprache des 15./16. Jahrhdts. neben dem allgemeinen *pooir* sich *pouir* noch einige Zeit in der vorliegenden Spezialbedeutung erhalten hätte, bevor es endgültig jenem weichen mußte[1]. Zur Formel erstarrt findet es sich noch in Cotgraves «tout n'y sçauroit pouyr». Bei Rabelais steht im 5. Buche (Kap. 16 der Ausg. Marty-Laveaux, t. III, 63): ... *et apperceusmes ... qu'ils deschiquetoient leur peau, pour y faire bouffer la graisse ... Et disoient ce ne faire pour gloire et ostentation, mais autrement ne pouuoient en leur peau* (Die Ausg. Barré, die dem Druck vom Jahre 1564 folgt, hat dafür p. 518: ... *ne pouvoir en leur peau*).

Die andern Lexikographen des 17. Jahrhunderts kennen nur noch *pouvoir* in diesem Sinne. Furetière und die beiden Ausgaben des Wörterbuchs der Akademie von 1694 und 1718 bezeichnen es als familiär (Ac.: «*Il y peut huit personnes* ..., il y a place pour huit personnes, il y peut tenir huit personnes.»), und schon Vaugelas (1647) verwirft es als «bas», obwohl es sogar am Hofe gehört werden könne («encore qu'on le die en parlant, on ne l'écrit point dans le beau style»), während Dupleix (1651) es verteidigt. Später (1674) erwähnt es noch Alcide de Saint-Maurice in seinen Remarques («On dit: il peut huit personnes dans ce carrosse»); aber schon M. Buffet (Nouvelles Observations 1668) verlangt dafür «il peut tenir»[2]. Littré (*pouvoir* 7) gibt noch als Beispiel: «*Cette salle est grande, il y peut cent personnes,* il y a place pour ...» und zitiert eine spätere Ausgabe von Vaugelas; im Supplément dagegen bemerkt er tadelnd: «Par un gallicisme singulier, mais reçu, on dit: *il peut tant de personnes à cette table, il peut tant de linge en cette armoire.* Mais c'est une faute de dire: *tant de personnes peuvent à cette table*, etc. Cette faute ou, si l'on veut, ce provincialisme se rencontre souvent dans la bouche des Normands.»

---

[1] vgl. im Italienischen das Zurücktreten des gleichbedeutenden *capere* vor *capire*.

[2] cf. Brunot IV[1], 274.

Der Dict. Général bringt nur das Beispiel aus Vaugelas und erklärt es als veraltet und — irrtümlich — als Ellipse. Weber schreibt (l. c., p. 21): «Sachs bezeichnet diesen Gebrauch als veraltet noch schweizerisch, hat aber zu sagen unterlassen, mit welchem Rechte er das tut». Allerdings ist weder bei Wissler *Das schweizerische Volksfranzösisch* (1909) noch bei Pierrehumbert, *Dict. hist. du parler neuchâtelois et suisse romand* (1925) etwas hierüber zu lesen, aber im bekannten westschweizerischen Antibarbarus von Plud'hun (*Parlons français!*), der 1888 herauskam, steht p. 59: «Ne pas dire: *Ce tonneau peut cent litres*—Dire: .. *tient*, *contient*...» Und daß diesem «vaudoisisme» mundartliche Rede zu Grunde liegt, beweist u. a. das *Glossaire du patois de Blonay* (p. 444). Das große *Glossaire* unseres Jubilars wird dereinst auch hierüber erschöpfende Auskunft geben und in diesem prägnanten *pouvoir* sicherlich weder einen waadtländischen Provinzialismus, noch überhaupt einen Gallizismus, und ebensowenig eine Ellipse sehen wollen[1].

[1] Der dritte der angemeldeten Beiträge (afrz. *avois*) mußte wegen Mangel an Raum wegbleiben.

Basel. *Albert Barth.*

Le Spiritualisme de Baudelaire.

> «Il y a dans tout homme, à toute heure deux postulations simultanées, l'une vers Dieu, l'autre vers Satan: l'invocation à Dieu, ou *spiritualité*, est un désir de monter en grade; celle de Satan, ou *animalité*, est une joie de descendre».
>
> (Baudelaire, *Mon cœur mis à nu.*)

Sur la signification dernière de la poésie de Baudelaire les critiques sont encore bien loin de s'entendre.

Voici l'avis de M. Gonzague de Reynold[1]:

«Baudelaire ... s'est nettement posé le problème religieux, il lui a donné la solution catholique (p. 120) ... non seulement la conscience est demeurée en lui catholique, mais catholiques sont encore sa tournure d'esprit et sa sensibilité; de ce point de vue, les *Fleurs du mal* sont un livre essentiellement catholique dont le titre pourrait être les «Fleurs du Péché» (p. 117). Seulement ces péchés, il ne faut pas les prendre au pied de la lettre. Les vilaines choses que Baudelaire raconte, il ne fait que les rêver. «Il ne faut pas oublier que cette descente au fond des enfers est la vision d'une nuit. Le poète a rêvé sa damnation comme il rêvera son Paradis» (p. 179). Rien ne nous empêche dès lors de mettre Baudelaire à côté des plus grands génies religieux. «Comme Pascal, Baudelaire fait son «calcul en faveur de Dieu»: «Rien n'existe sans but. Donc mon existence a un but. Quel but? Je l'ignore. Ce n'est donc pas moi qui l'ai marqué. C'est donc un plus savant que moi. Il faut donc prier ce quelqu'un de m'éclairer. C'est le parti le plus sage.» C'est l'argumentation même de Pascal, et voilà le problème religieux posé, — non point par le raisonnement, mais par le sentiment intime qu'éveille la souffrance, — et résolu» (p. 125).

«Le nom de Dante ... jaillit spontanément de la plume, lorsqu'on cherche aux *Fleurs du mal* des origines, des sources». (p. 211) «Nous voyons dans les *Fleurs du mal* la «Divine Comédie» de l'homme moderne» (p. 144). «Les *Fleurs du mal* évoquent une cathédrale» (p. 197).

Et voilà le contre-avis de M. Pierre Flottes[2]:

«Non, l'œuvre de Baudelaire n'est pas, à nos yeux, une cathédrale» (p. 223). «Baudelaire ne fut positivement catholique que dans la mesure,

---

[1] *Charles Baudelaire.* Paris, Crès, 1920.

[2] *Baudelaire, L'Homme et le Poète.* Paris, Perrin, 1922.



très faible, où le catholicisme se confondait avec le dandysme pour entretenir en lui le culte du rare et du mystérieux. Le reste n'est qu'une spécieuse fantaisie de critiques très postérieurs qui, pris par le charme poétique de Baudelaire au sein de leur ferveur religieuse, s'efforcent, par une légende rétrospective, de retrouver leur propre foi dans ce Parisien léger et triste, fils d'un siècle incroyant.

L'œuvre de Baudelaire est plus nettement athée que sa vie ne le fut» (p. 67).

«Que Baudelaire feigne de croire à la grandeur du prêtre, ou qu'il dise Dieu tyran et Jésus pauvre sire, ce ne sont là que les fantaisies diverses d'un artiste incroyant, sans fureur comme sans respect, qui symbolise volontiers en Satan les sens qui le tourmentent, et en Dieu, tantôt la sottise cruelle, tantôt le beau consolateur, n'ayant gardé de sa formation catholique qu'un penchant à exprimer en langue religieuse ses émotions profanes» (p. 71).

«La Beauté qu'il adore n'est pas métaphysique . . . elle est *jouissance* et *puissance*« (p. 79).

«En définitive l'Idéal de Baudelaire, c'est l'infini dans la sensualité, exprimé par une forme d'art savamment intellectualisée» (p. 84).

Voilà donc chez deux critiques d'une valeur et d'une compétence peu communes des jugements tout à fait contradictoires. Le cas est d'autant plus désolant que les ouvrages en question abondent par ailleurs de fines remarques et d'analyses admirablement réussies. On serait porté à croire que la Science des Lettres perd son assurance aussitôt qu'elle entre dans le domaine des vérités spirituelles, et que, malgré toutes les finesses de sa méthode, là où il s'agit des dernières réalités, elle tombe dans l'arbitraire, dans le subjectif. Et de là à lui défendre de passer à ce domaine supérieur, il n'y a qu'un pas.

Avant d'imposer à la critique littéraire une limitation si humiliante, il faudrait cependant se demander si tout ce désaccord ne repose pas sur un malentendu, s'il n'est pas causé par le vague qui flotte autour de certaines formules. Quand on parle de religiosité, de catholicisme, de métaphysique, est-on sûr de parler d'une chose bien définie? Ne vaudrait-il pas mieux ramener tous ces termes à la notion plus humaine et moins théologique de *tendances spirituelles*, entendant par là toutes ces aspirations qui au-delà du domaine purement sensuel et émotif cherchent une Réalité suprême, une Harmonie totale, une «Rédemption» parfaite. La vie sous l'éclairage de ces tendances spirituelles apparaît comme une lutte entre les puissances du Bien et du Mal; la notion de valeur se mêle à toutes choses, elle donne une signification spéciale à des contrastes purements sensuels comme ceux d'obscurité et lumière, d'en-bas et en-haut, d'agitation et repos.

Ces tendances spirituelles prennent chez chaque individu une forme et une extension particulières. Il y a des hommes chez qui la forme positive prédomine: le sens de l'harmonie, la foi héroïque et triomphante; chez d'autres c'est la forme négative: le sentiment de la déchéance, l'effroi du gouffre, le vertige du mal. Les tendances spirituelles peuvent être plus ou moins apparentes, mais là-même où elles sont refoulées, elles dénotent leur présence par les perturbations pathologiques qu'elles occasionnent.

Voilà donc ce qu'il faut définir nettement, quand on parle des tendances spirituelles d'un auteur, d'une poésie.

Et puisque la critique esthétique ne doit s'intéresser qu'aux seuls faits intuitifs qui se traduisent par des faits expressifs, il faudrait montrer de quelle manière l'inspiration spirituelle se manifeste dans le domaine de la forme poétique.

Aussitôt que la question se pose en termes précis, nous voyons en quoi l'argumentation des auteurs cités est défectueuse. M. de Reynold se base sur des témoignages trop conscients, trop voulus du poète. Il cite trop souvent le «Journal intime» et la «Correspondance», là où il devrait utiliser surtout les traits qui se sont incarnés dans l'œuvre poétique. Au lieu de s'en tenir aux témoignages issus d'une profonde expérience et d'un long mûrissement, il se contente de la monnaie courante des notations passagères. De là viennent les rapports évidents et faciles qu'il découvre entre les formules conventionnelles qui désignent les faits spirituels et les témoignages du poète.

M. Flottes pèche d'une autre façon. Il s'en tient plus directement à la vraie substance poétique, mais il n'en extrait pas tout le suc. Il définit admirablement les faits rentrant dans le domaine sensuel et émotif, mais il nie catégoriquement la présence d'un élément spirituel.

Si donc nous entreprenons dans cette présente étude de mettre en lumière l'inspiration spirituelle de la poésie de Baudelaire, il faudra que d'un côté nous évitions les formules trop vagues et générales, que nous cherchions à étreindre aussi intimement que possible cet élément spirituel; de l'autre côté il nous incombera d'en montrer les attaches dans les détails les plus concrets de la forme poétique.

Analysons pour commencer une des poésies les plus émouvantes des «*Fleurs du mal*»:

Harmonie du soir.

Voici venir les temps où vibrant sur sa tige
Chaque fleur s'évapore ainsi qu'un encensoir;
Les sons et les parfums tournent dans l'air du soir,
— Valse mélancolique et langoureux vertige! —

Chaque fleur s'évapore ainsi qu'un encensoir,
Le violon frémit comme un cœur qu'on afflige;
Valse mélancolique et langoureux vertige!
Le ciel est triste et beau comme un grand reposoir.

Le violon frémit comme un cœur qu'on afflige,
Un cœur tendre, qui hait le néant vaste et noir!
Le ciel est triste et beau comme un grand reposoir,
Le soleil s'est noyé dans son sang qui se fige.

Un cœur tendre, qui hait le néant vaste et noir,
Du passé lumineux recueille tout vestige!
Le soleil s'est noyé dans son sang qui se fige . . .
Ton souvenir en moi luit comme un ostensoir!

Cette poésie ne semble être autre chose qu'une évocation de la mélancolie au soir — telle que tant de cœurs sensibles l'ont ressentie et tant de poètes chantée. Mais nous sentons tout de suite qu'il y a chez Baudelaire une résonnance particulière. Déjà les trois premières strophes nous font passer successivement à travers les trois plans de la réalité: *le monde extérieur*, *le cœur humain*, *le règne de l'esprit.*

La première strophe nous place dans le domaine des *sensations* — sensations qui nous assaillent avec cette intensité qu'elles ont parfois le soir après l'énervement de la journée. Nous voyons les fleurs vibrer, nous sentons les parfums obsédants qui s'en dégagent. Ils semblent tourner dans l'air du soir comme des formes visibles. Et des sons vagues se mêlent aux odeurs. Ce tournoiement des sons et des parfums nous apparaît comme une valse; — entraînés dans le mouvement, nous sommes pris de vertige. Baudelaire a été l'un des premiers à réaliser dans la poésie ces impressions de griserie confuse où les sphères de sensations («les sons et les parfums») viennent se mélanger.

Déjà, aux pures sensations viennent se mêler aussi les premiers remous de l'*émotion* (valse *mélancolique* et *langoureux* vertige). Avec la seconde strophe nous entrons tout à fait dans cette couche plus profonde. L'impression de tristesse s'accentue . . . le violon frémit comme



un cœur qu'on afflige ... et le monde extérieur apparaît dans la teinte de nos sentiments: le ciel est *triste* et beau ...

Dans la troisième strophe une couche plus profonde encore s'ouvre devant nous: le règne de l'*intuition*. «Un cœur tendre qui hait le *néant vaste et noir*». Nous allons vers la nuit. Mais ce n'est pas une nuit ordinaire, une nuit de sommeil, après laquelle nous rentrons dans la lumière d'un nouveau jour. C'est une nuit plus définitive, une nuit sans réveil, que précède un immense drame apocalyptique: Le soleil s'est noyé dans son sang qui se fige. Et c'est dans ce moment d'angoisse, avant de s'enfoncer dans l'ombre, que l'homme se retourne. Il regarde une dernière fois vers la lumière: Du passé lumineux recueille tout vestige! Que la nuit vienne maintenant, il emporte avec lui, comme une dernière lueur d'espoir, comme un gage suprême de rédemption, l'image d'une femme qu'il a aimée: Ton souvenir en moi luit comme un ostensoir.

Les profondes résonnances de ce chant du crépuscule ne deviennent sensibles qu'à celui qui se laisse prendre par les suggestions de la forme. Déjà le bercement monotone des alexandrins réguliers nous plonge comme dans un état de torpeur. Cette impression est puissamment renforcée par l'alternance des rimes sombres et claires: -oir -ige. Et dans l'intérieur du vers l'insistante répétition des mêmes sons contribue à maintenir cette atmosphère de hantise:

*V*oici *v*enir les temps où *v*ibrant ... s'é*v*apore ... *v*alse ... *v*ertige ... *v*iolon ... *v*aste ... *v*estige — le *s*oleil *s*'est noyé dans *s*on *s*ang qui *s*e fige. N'y a-t-il pas, dans ces sifflements, quelque chose d'effrayant qui s'ajoute à l'impression d'angoisse que nous fait l'image évoquée? Certains de ces vers sont comme de petites symphonies: Valse mélancolique et langoureux vertige. Nous avons déjà dit que ces deux termes sont intérieurement liés par un rapport de cause à effet. Ce même passage du mouvement extérieur à la sensation intérieure, nous le retrouvons dans une strophe du «Flacon» qui condense les quatre strophes de l'«Harmonie» en quatre vers merveilleusement efficaces:

> Voilà le souvenir enivrant qui voltige
> Dans l'air troublé; les yeux se ferment; le vertige
> Saisit l'âme vaincue et la pousse à deux mains
> Vers un gouffre obscurci de miasmes humains.

Mais le seul vers: Valse mélancolique ... contient déjà toute la poésie — le vertige évoquant déjà à lui seul l'abîme. Et il faut voir combien, là, dans cette merveilleuse petite phrase, l'effet musical seconde puissamment l'effet d'évocation! Chaque terme par la place qu'il occupe dans le vers et par sa sonorité éveille un écho dans l'autre hémistiche:



*V*alse mé*lan*colique et *lan*goureux vertige.

Et nous n'avons pas encore nommé le moyen expressif dont se dégage la plus grande suggestion: ce retour obsédant des mêmes vers. Des quatre vers dont chaque strophe se compose, deux se répètent dans la strophe suivante. Les vers connus sont mêlés aux vers nouveaux. C'est comme si l'on tournait sur place, mais chaque vers qui revient ayant une résonnance plus grave, on a le sentiment de lentement s'enfoncer en profondeur.

Cette impression de vertige qui résultait de l'image et de la pensée évoquée par la signification des vers est donc rendue plus aigue par leur sonorité. L'âme travaillée en même temps par la vision du crépuscule et par la musicalité obsédante de la poésie, par le rythme insistant de ces phrases répétées, se sent prise irrésistiblement dans ce mouvement en profondeur — nous sommes entraînés plus loin que nous ne pensions aller. Ce n'est pas une mélancolique et douce impression du soir que la poésie de Baudelaire nous communique, mais une intuition effrayante. Nous sentons que derrière l'évènement naturel quelque chose de définitif se passe: ce n'est pas une journée qui finit, c'est une époque, l'humanité entière entre dans l'ombre, dans un gouffre éternel dont jamais elle ne ressortira. Seul dans le passé il y a de la lumière. Cette lumière, c'est le salut, l'amour qui s'offre en holocauste: Ton souvenir en moi luit comme un ostensoir.

Tous les termes rappelant la journée qui s'achève sont pris dans le domaine religieux: ainsi qu'un encensoir ... comme un grand reposoir ... Il y a là comme une intuition de ce qui fut la force des temps passés: l'amour — le sacrifice — l'adoration ...

Et c'est parce que nous avons perdu ces derniers vestiges de lumière que nous entrons dans le néant vaste et noir.

Libre à nous de penser qu'en ce déclin tragique d'une journée Baudelaire préfigure l'époque qu'il sent obscurément devant lui — ce grand siècle de décadence qui s'achemine vers l'horrible mêlée de la guerre mondiale — et vers quelle autre catastrophe encore? — Nous sommes justifiés par ce vers énigmatique et solennel — beaucoup trop large pour annoncer un coucher de soleil quelconque:

Voici venir les temps ...

Et nous sommes encore justifiés par ce regard en arrière, provoqué par l'effroi de la vision prophétique:

Du passé lumineux recueille toute vestige ...

Comment pourrait-on parler ainsi, s'il ne s'agissait que d'une simple journée? «Il y a des moments de l'existence, dit Baudelaire dans ses



«Fusées», où le temps et l'étendue sont plus profonds, et le sentiment de l'existence immensément augmenté.»

Nous comprenons maintenant ce que voulait dire le poète, lorsque, dans une des ébauches de préface pour les «*Fleurs du Mal*», il appelle son œuvre: «*ce produit discordant de la muse des derniers jours*».

Et nous sommes à même de définir provisoirement le spiritualisme de Baudelaire.

Des sensations troubles qui prédominent dans l'«*Harmonie du soir*» — odeurs qui grisent, sons vagues, visions crépusculaires et hallucinantes, vertige — nous passons à travers une tristesse, une angoisse exaspérées à un domaine où toutes les dimensions deviennent immenses, mystérieuses, où tout se transpose en valeurs métaphysiques, en termes de malédiction ou de rédemption, un monde où nous voyons, dans une mêlée monstrueuse, apocalyptique, entre les puissances des ténèbres et de la lumière se balancer le sort de l'humanité entière. *Dans le trouble de ses sens et de son âme le poète entrevoit sa propre déchéance et à travers sa déchéance personnelle il a l'intuition d'une décadence universelle.*

* * *

Un coup d'œil sur la composition des «*Fleurs du Mal*» nous montrera que cette formule, déduite d'une seule poésie, nous donne la clef de l'œuvre entière.

Les «*Fleurs du Mal*»,[1] dans l'édition de 1861, la deuxième, celle que le poète a lui-même encore publiée avant sa mort, se composent des cycles suivants: Spleen et Idéal, Tableaux parisiens, Le Vin, Fleurs du Mal, Révolte, La Mort. En remettant à leur place les six pièces que le tribunal avait retranchées de la première édition, nous arrivons au nombre de 88 pièces pour «Spleen et Idéal» et de 44 pour les autres cycles.

Le bloc principal c'est donc le premier cycle. C'est là que se joue la tragédie intime du poète, cette lutte gigantesque entre le Spleen et l'Idéal. Une ligne descendante se dessine nettement à travers les pièces qui composent ce cycle. Dans la première partie qui va à peu près jusqu'à la poésie intitulée «*L'Idéal*», quelques reflets de lumière, quelques élans vers la sérénité paraissent encore. Le Poète est décrit comme

---

[1] Voir encore: Benedetto, L. F., *L'architecture des «Fleurs du Mal»*. *Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur*, Band 39 (1912), p. 18—70.

un être supérieur, mythique qui fatalement doit entrer en lutte avec son milieu, avec la basse réalité. Mais les puissances des ténèbres sont plus fortes, l'Idéal ne peut être maintenu dans sa pureté et le poète ne réussit à sauver sa dignité qu'en se faisant le porte-voix de l'humanité déchue:

> Car c'est vraiment, Seigneur, le meilleur témoignage
> Que nous puissions donner de notre dignité
> Que cet ardent sanglot qui roule d'âge en âge
> Et vient mourir au bord de votre éternité.

La deuxième partie de ce premier cycle, la partie centrale, pourrait être intitulée: Le Poète et la Femme. C'est sur le terrain de l'amour que se livrent les batailles décisives. L'amour purement sensuel pour la «Vénus noire» (les pièces comprises entre: «*La Géante*» et «*Je te donne ces vers* ...») est contrebalancé par l'amour rédempteur de la «Vénus blanche» (de «*Semper eadem*» au «*Flacon*»). Les deux tendances s'entremêlent de plus en plus et se dégradent. («*Le poison*» — «*Les chats*».) La puissance des ténèbres est plus forte. L'amour pour la madone est empoisonné par l'amour pervers. («*A celle qui est trop gaie*») La vraie nature de la passion apparaît dans toute son horreur[1].

Puis vient la dernière partie («*Les Hiboux*» — «*L'Horloge*»). Ici la puissance du mal règne sans obstacle. «La foi dans l'art et dans l'amour est éteinte ... le poète sent l'attrait de l'oubli: du vin et de la tombe ... Le dégoût de soi-même et des choses ... se change en haine, en désespoir, en amour furieux du néant.» (Benedetto l. c. p. 58).

Dans les cycles qui forment la seconde partie du recueil le cadre s'élargit, le poète passe du personnel à l'universel, la confession devient vision apocalyptique. Le parallélisme entre les deux parties est frappant.

Les «*Tableaux parisiens*» reprennent les thèmes de la première partie du cycle «Spleen et Idéal». Nous comprenons mieux la déchéance du poète en apprenant à connaître le milieu et l'époque dans lesquels il est condamné à vivre. Le *milieu* c'est la grande ville moderne, Paris, ce monstrueux réservoir où d'innombrables vies humaines viennent s'accumuler, se confondre, s'exaspérer, s'anéantir. Les hommes qui vivent dans ce milieu ne connaissent la nature qu'à travers leurs hallucinations

[1] Toutes ces divisions ne sont que fort approximatives. Il s'agit toujours d'une question de dosage. Tous les éléments sont mêlés dès le commencement. On peut cependant distinguer un certain rythme à travers les différentes pièces qui composent ce cycle. A vrai dire, les poésies ne sont pas interchangeables.



(«*Rêve parisien*»), ils ne se connaissent plus même entre eux («*A une passante*».)[1]. L'*époque* c'est celle du crépuscule, de l'automne, de la vieillesse, de la fin des temps. C'est le déclin d'une civilisation. Les hommes traînent derrière eux tout le poids du passé, devant eux s'ouvre le néant.

Le cycle intitulé «*Fleurs du Mal*» fait pendant aux trois cycles de la passion de «*Spleen et Idéal*». La première poésie donne le ton à toute la série: «*La Destruction*». La passion ne se montre plus que sous les formes les plus exaspérées: le sadisme, l'amour lesbien, la prostitution.

Les derniers cycles: «*La Révolte*», «*Le Vin*», «*La Mort*» répondent au cycle du Spleen. Dans la IIe édition, le cycle du «*Vin*», pour des raisons de condensation dramatique, a été placé après les «*Tableaux parisiens*». Il forme là avec le cycle précédent un massif central qui se prolonge dans la prose du «*Spleen de Paris*» et des «*Paradis artificiels*.»

La dernière poésie des «*Fleurs du Mal*»: «*Le Voyage*» résume tout le recueil. Dans un raccourci éblouissant, vertigineux, le poète nous fait voir la vie dans toute sa longueur — de l'enfance à la mort —; dans toute son étendue — tous les pays de la terre y sont évoqués —; dans toute sa profondeur — toutes les espérances et déceptions humaines défilent devant nos yeux. Le tout aboutit au cri final:

> O mort, vieux capitaine, il est temps! levons l'ancre!
> Ce pays nous ennuie, ô mort! Appareillons!
> Si le ciel et la mer sont noirs comme de l'encre,
> Nos cœurs que tu connais sont remplis de rayons!
>
> Verse-nous ton poison pour qu'il nous réconforte!
> Nous voulons, tant ce feu nous brûle le cerveau,
> Plonger au fond du gouffre, Enfer ou Ciel, qu'importe?
> Au fond de l'Inconnu pour trouver du *nouveau*.

Nous sentons ici le côté positif du spiritualisme de Baudelaire. Ce n'est pas par impuissance que le poète n'accepte pas la destinée humaine, mais *c'est parce que cette destinée humaine n'est pas à la mesure de ses immenses besoins spirituels*. Il parle au nom de tous ceux qui sont dévorés de la soif de l'infini, de tous ceux dont les cœurs sont remplis de rayons, dont le cerveau est brûlé par un feu: Ce pays nous ennuie, ô mort! Appareillons! ...

Mais ce passage nous révèle aussi le côté négatif du spiritualisme baudelairien. Pourquoi Baudelaire n'est-il pas arrivé comme Dante *a disbramarsi la decenne sete?* C'est qu'il ne sait où aller ...

---

[1] Voir l'essai d'A. Thibaudet sur Baudelaire dans *Intérieurs*, Paris, Plon-Nourrit, 1924.



Singulière fortune où le but se déplace,
Et, n'étant nulle part, peut être n'importe où! (Le Voyage II.)

Cet Idéal qu'il cherche, il ne sait comment le définir. Le seul pauvre mot qu'il trouve et sur lequel lugubrement finissent les «*Fleurs du Mal*» c'est:

du *nouveau!*

Ce n'est donc pas sur la ligne ascendante qu'il faut chercher l'originalité de Baudelaire, c'est sur la ligne descendante.

* * *

Ce qu'un coup d'œil sur la disposition des «*Fleurs du Mal*» nous a montré, une analyse plus minutieuse des moyens expressifs de Baudelaire le confirmera.

Il ne nous est malheureusement pas possible dans l'espace limité de cet article de faire cette enquête avec le détail voulu. C'est pourquoi nous laissons de côté toute l'étude de la sensibilité proprement dite de Baudelaire, pour ne nous en tenir qu'aux manifestations de l'*instinct dynamique* du poète. Pour saisir dès l'abord le caractère essentiel de ce moyen d'expression, prenons deux poésies où cet instinct dynamique se montre sous ses formes opposées.

La Beauté.

Je suis belle, ô mortels! comme un rêve de pierre,
Et mon sein, où chacun s'est meurtri tour à tour,
Est fait pour inspirer au poète un amour
Eternel et muet ainsi que la matière.

Je trône dans l'azur comme un sphinx incompris;
J'unis un cœur de neige à la blancheur des cygnes;
Je hais le mouvement qui déplace les lignes,
Et jamais je ne pleure et jamais je ne ris . . .

Les Bijoux.

La très chère était nue, et, connaissant mon cœur,
Elle n'avait gardé que ses bijoux sonores,
Dont le riche attirail lui donnait l'air vainqueur
Qu'ont dans leurs jours heureux les esclaves des Maures.

Quand il jette en dansant son bruit vif et moqueur,
Ce monde rayonnant de métal et de pierre
Me ravit en extase, et j'aime à la fureur
Les choses où le son se mêle à la lumière.

Elle était donc couchée, et se laissait aimer,
Et du haut du divan elle souriait d'aise
A mon amour profond et doux comme la mer
Qui vers elle montait comme vers sa falaise . . .

Et son bras et sa jambe, et sa cuisse et ses reins,
Polis comme de l'huile, onduleux comme un cygne,
Passaient devant mes yeux clairvoyants et sereins;
Et son ventre et ses seins, ces grappes de ma vigne,

S'avançaient, plus câlins que les Anges du mal,
Pour troubler le repos où mon âme était mise,
Et pour la déranger du rocher de cristal
Où, calme et solitaire, elle s'était assise . . .

— Et la lampe s'étant résignée à mourir,
Comme le foyer seul illuminait la chambre,
Chaque fois qu'il poussait un flamboyant soupir,
Il inondait de sang cette peau couleur d'ambre.

On sent combien ces visions appartiennent à des mondes différents. L'un est baigné d'une lumière éternellement pure et sereine, l'autre est éclairé par des flambées intermittentes comme par des bouffées de passions. L'obscurcissement de la fin pourrait bien être l'image d'un sombre orgasme. Si nous avions pu étudier en détail la sensibilité de Baudelaire, nous aurions pu montrer combien chez lui le monde des sensations basses et troublées (ouïe, odorat, goût, toucher; — «correspondances» = j'aime à la fureur les choses où le son se mêle à la lumière) qui s'oppose à la vision claire et sereine de la beauté idéale est mieux représenté. Mais ce qui nous importe ici, c'est de montrer comment l'élément dynamique — ce concomitant de l'élan vital, fluide subtil qui nourrit le rythme intérieur d'une poésie — est étroitement associé à la sensation. Le monde de la vision claire est aussi le monde des mouvements calmes et de l'immobilité:

Je hais le mouvement qui déplace les lignes,
Et jamais je ne pleure et jamais je ne ris.

Dans les régions basses, par contre, tout est mouvement, trouble, tempête:

Quand il jette en dansant son bruit vif . . . mon amour profond et doux comme la mer — qui vers elle montait comme vers sa falaise . . . et ses bras et sa jambe, et sa cuisse et ses reins — onduleux — passaient devant mes yeux — s'avançaient — pour troubler le repos où mon âme était mise . . .

Non seulement ce sentiment dynamique est intimement lié á l'émotion, comme les exemples cités le montrent, mais — ce qui pour nous est le point essentiel — il est chargé de significations spirituelles:

Le monde de la vision claire et des mouvements calmes appartient à la sphère de l'Idéal: Je suis belle, ô mortels ... Je trône dans l'azur ... cœur de neige ... blancheur de cygne etc.

Le monde de la sensation trouble et des mouvements houleux appartient aux sphères basses: esclaves des Maures ... tigre dompté ... la candeur unie à la lubricité ... les anges du mal ... teint fauve ... fard ... mourir ... flamboyant soupir ... inondait de sang ...

A l'*inaccessible azur* s'oppose ainsi l'*attirance du gouffre* («*L'aube spirituelle*»).

Et il est facile de constater que les mouvements calmes et les états d'âme apaisés sont plutôt clairsemés dans la poésie de Baudelaire (voir outre «*La Beauté*»: «*Elévation*»).

Dans la représentation de mouvements houleux et d'états d'âme troubles — en revanche — notre poète fait preuve d'une virtuosité sans égale. Citons quelques exemples:

La mer est ton miroir, tu contemples ton âme,
Dans le déroulement infini de sa lame. (L'Homme et la Mer.)

Dans l'ondulation de ce corps musculeux ... (Le Masque.)

L'amoureux pantelant incliné sur sa belle
A l'air d'un moribond caressant son tombeau (Hymne à la beauté.)

O toison, moutonnant jusque sur l'encolure ...
Fortes tresses, soyez la houle qui m'enlève ... (La chevelure.)

Ainsi je voudrais ...
Vers les trésors de ta personne
Comme un lâche ramper sans bruit. (A celle qui est trop gaie.)

Suivant un rythme doux, et paresseux, et lent ... (Le beau navire.)

Sur le dos satiné des molles avalanches,
Mourante, elle se livre aux longues pâmoisons ... (Tristesses de la lune.)

J'escalade le dos des flots amoncelés (La Musique.)

Je te hais, Océan! tes bonds et tes tumultes,
Mon esprit les retrouve en lui ... (Obsession.)

Vainement ma raison voulait prendre la barre.
La tempête en jouant déroutait ses efforts
Et mon âme dansait, dansait, vieille gabarre
Sans mâts, sur une mer monstrueuse et sans bords. (Les sept vieillards.)

Une femme passa, d'une main fastueuse
Soulevant, balançant le feston et l'ourlet . . . (A une passante.)

. . . l'essaim des mauvais anges
Nageant dans les plis des rideaux. (Une martyre.)

Nous imitons, horreur! la toupie et la boule
Dans leur valse et leurs bonds; même dans nos sommeils
La curiosité nous tourmente et nous roule,
Comme un ange cruel qui fouette les soleils. (Le Voyage.)

Flagellés par un vent qui ne vient pas du ciel,
Bouillonnent pêle-mêle avec un bruit d'orage . . .

Je frissonne de peur quand tu me dis «mon ange!»
Et cependant je sens ma bouche aller vers toi . . . (Delphine et Hippolyte.)

Dans tous ces exemples, ce même mouvement rampant, houleux, que Baudelaire représente avec une telle richesse d'images et de rythmes, symbolise l'exaspération du désir, de la volupté. Or, on peut observer ici l'effet d'une loi psychique connue sous le nom de «polarité»: pendant que le désir se manifeste sous la forme de ce mouvement sinueux, l'objet du désir se fige en une sorte d'immobilité hiératique. Nous touchons ici à la racine de ce sentiment idéal de sérénité dont nous avons déjà parlé. Le mouvement ne se communique pas à l'objet désiré, il n'y a pas — comme dans le véritable amour — pénétration, mais opposition: plus l'amant se tord et se consume dans son désir, plus la femme se fait insensible et rigide.

Cette opposition intime entre la mobilité de la passion et l'immobilité de l'objet convoité revient souvent sous l'image de la vague déferlant contre le rocher. Mais les exemples les plus frappants sont ceux où, au contraste dynamique, se superpose un contraste de valeur: l'idée d'abjection se mêlant au mouvement des lignes courbes, l'idée d'adoration à la rigidité de l'objet convoité, la volupté se concrétise sous la forme d'un reptile, la femme sous la forme d'une idole froide, métallique, inaccessible:

Je m'avance à l'attaque et je grimpe aux assauts
Comme après un cadavre un chœur de vermisseaux
Et je chéris, ô bête implacable et cruelle!
Jusqu'à cette froideur par où tu m'es plus belle!
(Je t'adore à l'égal . . .)

Dans un des sonnets qui suivent cette dernière poésie le phénomène cité est décrit d'une façon encore plus caractéristique; les mouvements voluptueux se communiquent aux vêtements et aux membres de la femme, mais son âme reste insensible:

Avec ses vêtements ondoyants et nacrés,
Même quand elle marche on croirait qu'elle danse,
Comme ces longs serpents que les jongleurs sacrés
Au bout de leurs bâtons agitent en cadence.

Comme le sable morne et l'azur des déserts,
Insensibles tous deux à l'humaine souffrance,
Comme les longs réseaux de la houle des mers,
Elle se développe avec indifférence.

Ses yeux polis sont faits de minéraux charmants,
Et dans cette nature étrange et symbolique
Où l'ange inviolé se mêle au sphinx antique,

Où tout n'est qu'or, acier, lumière et diamants,
Resplendit à jamais, comme un astre inutile,
La froide majesté de la femme stérile.

La même image revient dans «*Le Serpent qui danse*»:

A te voir marcher en cadence,
Belle d'abandon,
On dirait un serpent qui danse
Au bout d'un bâton; —
Tes yeux où rien ne se révèle
De doux ni d'amer,
Sont deux bijoux froids où se mêle
L'or avec le fer.

On peut retrouver partout cette antithèse de l'amour inassouvi: d'un côté la froideur d'idole aux miroitements métalliques de l'être convoité, de l'autre ce désir trouble s'avançant comme un reptile. (Voir, pour l'un: «*Une nuit*», «*Le chat*», «*Je te donne ces vers*» ..., «*Le Chat II*», «*Les Chats*», «*Une martyre*»; pour l'autre: «*Une charogne*», «*L'Irréparable*», «*Le revenant*», «*Le mort joyeux*», «*Spleen*»: J'ai plus de souvenirs ..., «*Une martyre*», «*Les métamorphoses du vampire*», «*La voix*».

Dans une des poésies les plus effrayantes et en même temps des plus plastiques: «*A une madone*» tous ces motifs — raidissement hiératique de l'amante, ondulation houleuse de la passion, mélange des sphères sensuelles et spirituelles, ivresse des parfums — se donnent la main pour former une danse satanique, le tout commençant par une représentation symbolique de l'introversion et aboutissant à travers l'exaspération des sens et des passions à l'assaut haletant des rythmes dans lesquels l'orgasme sadique s'accomplit.

A une Madone.

Ex-voto dans le goût espagnol.

Je veux bâtir pour toi, Madone, ma maîtresse,
Un autel souterrain au fond de ma détresse,
Et creuser dans le coin le plus noir de mon cœur,
Loin du désir mondain et du regard moqueur,
Une niche, d'azur et d'or tout émaillée,
Où tu te dresseras, Statue émerveillée.
Avec mes Vers polis, treillis d'un pur métal
Savamment constellé de rimes de cristal,
Je ferai pour ta tête une énorme Couronne;
Et dans ma Jalousie, ô mortelle Madone,
Je saurai te tailler un Manteau, de façon
Barbare, roide et lourd, et doublé de soupçon,
Qui, comme une guérite, enfermera tes charmes;
Non de Perles brodé, mais de toutes mes Larmes!
Ta Robe, ce sera mon Désir, frémissant,
Onduleux, mon Désir qui monte et qui descend,
Aux pointes se balance, aux vallons se repose,
Et revêt d'un baiser tout ton corps blanc et rose.
Je te ferai de mon Respect de beaux Souliers
De satin, par tes pieds divins humiliés,
Qui, les emprisonnant dans une molle étreinte,
Comme un moule fidèle en garderont l'empreinte.
Si je ne puis, malgré tout mon art diligent,
Pour Marchepied tailler une Lune d'argent,
Je mettrai le Serpent qui me mord les entrailles
Sous tes talons, afin que tu foules et railles,
Reine victorieuse et féconde en rachats,
Ce monstre tout gonflé de haine et de crachats.
Tu verras mes Pensers, rangés comme les Cierges
Devant l'autel fleuri de la Reine des Vierges,
Etoilant de reflets le plafond peint en bleu,
Te regarder toujours avec des yeux de feu;
Et comme tout en moi te chérit et t'admire,
Tout se fera Benjoin, Encens, Oliban, Myrrhe,
Et sans cesse vers toi, sommet blanc et neigeux,
En Vapeurs montera mon Esprit orageux.

Enfin, pour compléter ton rôle de Marie,
Et pour mêler l'amour avec la barbarie,
Volupté noire! des sept Péchés capitaux,
Bourreau plein de remords, je ferai sept Couteaux



Bien affilés, et, comme un jongleur insensible,
Prenant le plus profond de ton amour pour cible,
Je les planterai tous dans ton Cœur pantelant,
Dans ton Cœur sanglotant, dans ton Cœur ruisselant.

* * *

Nous n'avons fait qu'effleurer l'étude du dynamisme de Baudelaire. Nous n'en avons pas même nommé les manifestations les plus importantes, par exemple: celles du dynamisme épuisé, avant-coureur de la mort (voir tout le cycle du Spleen !), celles du mouvement ascendant et descendant (voir l'«*Harmonie du soir*», voir surtout le merveilleux «*Jet d'eau*», voir toutes les poésies où intervient la notion du «gouffre»), — nous n'avons pas montré toutes les ressources qu'en sait tirer le poète et le penseur (il y aurait tout un chapitre à écrire sur les rapports entre la notion baudelairienne du temps et son dynamisme). Nous n'avons pas profité de l'occasion de montrer par la comparaison la valeur toute particulière que prennent certains symboles chez Baudelaire. (Comparez le «cygne» de Baudelaire avec celui de Mallarmé, son «serpent» avec «l'hydre» de Valéry). Enfin nous avons négligé l'autre occasion très tentante de montrer l'importance générale de certaines lois que Baudelaire nous a révélées, par ex. celle de l'opposition entre l'objet aimé et la passion.

Mais ce que nous avons dit suffit pour notre démonstration. Nous n'avons qu'à tirer nos conclusions:

Nous donnerons d'abord raison à M. de Reynold contre M. Flottes. Baudelaire est un métaphysicien exaspéré. Ce subtil parfum qui fait le charme le plus pénétrant des «*Fleurs du Mal*» provient de ce spiritualisme pour qui la réalité apparaît sous la forme d'une lutte éternelle entre les ténèbres et la lumière.

Mais nous donnerons aussi raison à Flottes contre M. de Reynold. Cette ligne d'orientation, allant des basses sphères vers les domaines supérieurs et sur laquelle se marquent les victoires et les défaites de la grande bataille: Baudelaire l'a parcourue dans le mauvais sens. Il ne nous est pas permis de renverser l'ordre que le poète a donné à son recueil. Il commence par l'Idéal et passe à travers les tempêtes de la passion, du crime, de la révolte au royaume du spleen et de la mort.

On peut en quelque sorte apparenter Baudelaire au Dante de l'Inferno, au Pascal frissonnant sur le bord de l'abîme, mais au moment où Dante et Pascal se mettent en route pour les mondes supérieurs, au moment où ils sortent de l'ombre *a riveder le stelle,* Baudelaire reste en arrière; seuls quelques reflets venus d'en-haut éclairent faiblement l'obscurité de ce pays d'effroi où il demeure.

Là aussi réside sa grandeur. Baudelaire a été un de ces grands voyants comme Kierkegaard, Dostoiewski, Nietzsche, qui, à travers la douleur et la déchéance de leur propre vie, ont vu la maladie de leur époque et l'ont analysée avec une sincérité désespérée. De tous ces prophètes de la décadence, Baudelaire a été le plus trouble, le plus ténébreux. C'est lui aussi qui a le plus profondément remué en nous notre dégoût de nous-mêmes et notre soif de délivrance.

Zürich. *Théophile Spœrri.*

Vom Ursprung des spanischen Epos.[1]

Gaston Paris durfte im Jahre 1865[2], gestützt auf das Zeugnis Dozys und Ferdinand Wolfs[3] behaupten: «L'Espagne n'a pas eu d'épopée.» Damit wollte er sagen, daß die Spanier im Unterschied von den Franzosen keine Epenzyklen oder auch nur einen einzigen Epenzyklus besäßen. Die Existenz des Cidpoems war ihm selbstverständlich bekannt, denn diese Dichtung wurde erstmals im Jahre 1779 von Tomás Antonio Sánchez gedruckt. Dabei mag gleichzeitig erwähnt werden, daß einheitliche Tätigkeit der europäischen Philologie einen ersichtlichen Zusammenhang in der Zeit der Epenpublikationen bewirkt hat. Im Jahre 1759 hat Bodmer in Zürich ein erstes Fragment des Nibelungenliedes herausgegeben, 20 Jahre vor dem Cidbuch, während die Editio princeps der *Chanson de Roland* erst 1837 der Öffentlichkeit übergeben wurde.

Neun Jahre nach der erwähnten Äußerung von Gaston Paris gelang es der Forschertätigkeit des Katalanen Milá y Fontanals[4], die Existenz von ganzen Epenzyklen auch in Spanien nachzuweisen. Seither hat sich das Material beträchtlich gemehrt. Menéndez Pidal[5], beauftragt, den handschriftlichen Chronikenschatz der Biblioteca Real zu inventarisieren, nahm wissenschaftliche Einsicht in die vorhandenen Urkunden und stellte fest, daß gewisse Texte, wie die *Primera Crónica General* und deren Weiterführungen, wie die *Tercera Crónica General,* die *Crónica de 1344* und die *Crónica de veinte Reyes*, aus verschiedenen Elementen kombiniert seien. Die einen Passagen erwiesen sich als berichterstattender Chronikstil üblicher Form. Andere künden den Inhalt versunkener Helden-

---

[1] Probevorlesung vor der Phil. Fakultät der Universität Zürich.

[2] G. Paris, *Histoire poétique de Charlemagne,* Paris 1865, p. 203.

[3] R. Dozy, *Recherches sur l'histoire politique et littéraire de l'Espagne,* Leyde 1849, p. 649. F. Wolf, *Studien zur Geschichte der span. und port. Nationalliteratur,* Berlin 1859, p. 408.

[4] M. Milá y Fontanals, *De la poesía heroico-popular castellana,* Barcelona 1874.

[5] *Catálogo de la Real Biblioteca.* — Crónicas generales de España descritas por R. Menéndez Pidal, con láminas hechas sobre fotografías del Conde de Bernar. — Madrid 1898.



lieder in poetischer Prosa, aus der die alten epischen Verse der Cantares noch deutlich durchbrechen. Alle Feststellungen dieser Art, mit einer einzigen Ausnahme[1], gehen zurück auf Menéndez Pidal, Spaniens größten Kenner mittelalterlicher Poesie. Ihm ist es meisterhaft gelungen, manche dieser epischen Blumen des alten Kastiliens aus den Herbarien dieser Königschroniken zu neuem Blühen zu wecken[2]. — Ich bemerke aber ausdrücklich, daß diese beiden Kategorien, die nur auf die Überlieferungsart sich beziehen, innerhalb unseres Problems keine Bedeutung haben können.

Heute ergibt ergibt sich uns auf Grund dieser Überlieferungen folgendes Epenmaterial:

1) Der abgesonderte karolingische Zyklus:
   a) *Mainete* (Charlemagne; der Name ist ein aus Frankreich entlehntes Derivat von *magnus*)
   b) *Bernardo del Carpio*
   c) *Roncesvalles.*

In der weitern Aufzählung richte ich mich nach der vermutlichen Aufeinanderfolge der Entstehung.

2) Das *Poema de Fernan Gonzalez,* dem Kastilien im 10. Jahrhundert seine Selbständigkeit gegenüber dem Königreich León verdankte.
3) Die *Estoria de los siete Infantes de Lara* und der *Romanz del Infant Garcia.* In ihnen hat die ferne Erinnerung an uralten Familienzwist poetische Verewigung gefunden.
4) Die Cidlieder, nämlich
   a) *Rodrigo*
   b) *Cerco de Zamora*
   c) *Cantar de Mio Cid.*

Das sind die neun wichtigsten der heute bekannten Lieder. Dabei übergingen wir einige kleinere Fragmente[3]. Alles in allem besitzen wir deren etwa ein Dutzend. Davon sind uns nur drei Denkmale in direkter, jüngerer Niederschrift erhalten: das *Cantar de Mio Cid*, der *Rodrigo* und ein Fragment von 100 Versen aus *Roncesvalles.* Das *Poema de*

---

[1] *Cantar de Gesta de Don Sancho II de Castilla,* ed. J. Puyol, Madrid 1912.

[2] Vgl. insbesondere seine Ausgaben von *La Leyenda de los Infantes de Lara,* Madrid 1896; *La Leyenda del abad don Juan de Montemayor* (Gesellschaft f. roman. Literatur, Bd. 2), Dresden 1903.

[3] Vgl. dazu R. Menéndez Pidal, *Relatos Poéticos en las Cronicas medievales, Rev. Fil. Esp.* X (1923), p. 329—372.

Fernan Gonzalez besitzen wir nur in einer späteren Bearbeitung (1250 bis 1271), in der einreimigen Alexandrinervierzeile mit fester Silbenzahl, der *cuaderna via* des *mesters de clerezia.* Die gesamte erhaltene Versmasse dürfte auch nach oberflächlicher Schätzung die Zahl 10000 beträchtlich übersteigen. Das Cidcantar allein zählt gegen 4000 Verse. Sprachliche und graphische Indizien erlauben eine späteste Entstehung, resp. Niederschrift im 14. Jahrhundert. Die früheste Entstehungsmöglichkeit ist begrenzt durch den materiellen Inhalt der besungenen historischen Gegenstände. — Es ist natürlich, sich zu fragen, ob wir noch weitern Zuschuß durch Epenfunde erwarten dürfen. Die Möglichkeit ist von vornherein zuzugeben. Hat man doch erst ganz kürzlich, im Jahre 1917, in Pamplona eine ansehnliche Handschrift entdeckt, die von Menéndez Pidal als das vorhin erwähnte Fragment eines Rolandsepos entziffert wurde[1]. Immerhin dürfte nun der Großteil der Epenstoffe den Schatzkammern altspanischen Epengutes abgerungen worden sein, sodaß wir auf die Zahl der 80 französischen *Chansons de geste* kaum kommen werden. Es hat also heute den Anschein, daß die spanische Epik nicht die materielle Fülle der französischen erreichte. Ein naheliegender Grund dieses Unterschiedes dürfte zu suchen sein in dem geographisch engern Gebiete und dem historisch engern Rahmen, aus dem die kastilischen Heldengesänge flossen.

Hier erhebt sich freilich auch die Frage, ob wir den reichen spanischen Romanzenschatz irgendwie als verändertes, altes Epengut für die Beantwortung der uns beschäftigenden Frage in Anspruch nehmen dürfen. In der uns vorliegenden Form sind die erhaltenen spanischen Romanzen[2] in der Zeit vom 14.—16. Jahrhundert niedergeschrieben. Nach einer nicht unwidersprochenen, aber doch mehrheitlich angenommenen Hypothese stellen sie sich dar als aus einem größern epischen Zusammenhang gelöste Bruchstücke, sodaß wir also ebensoviele ursprüngliche Epen wie erhaltene Romanzenzyklen annehmen dürfen. Es ergibt sich übrigens, daß die Romanzenstoffe sich inhaltlich durchaus in die erhaltene Epenwelt eingliedern, resp. dieselbe erweitern. Aber die Hauptfrage, wie nun die in den Romanzen vorliegenden «verwitterten, 'zersungenen' Epen» ausgesehen haben, ist mit den vorliegenden Hilfs-

[1] R. Menéndez Pidal, *Revista de Filología Española* IV (1917), 105.

[2] In unserer Betrachtung handelt es sich lediglich um die *romances viejos,* die von Menéndez y Pelayo folgendermaßen gruppiert worden sind: (Romances históricos) a) El rey don Rodrigo y la pérdida de España b) Bernardo del Carpio, c) El conde Fernán González y sus sucesores, d) Los Infantes de Lara, e) El Cid, f) Romances históricos varios, g) El rey don Pedro, h) Romances fronterizos.

mitteln vorläufig nicht zu lösen. Die naheliegende Frage z. B., ob der auffallend amouröse Charakter der Romanzen schon den in ihnen repräsentierten ursprünglichen Epen zukam, ist nicht zu entscheiden. Hier, wo wir im Zusammenhang mit der «Ursprungsfrage» unbedingt die Originalform der Epen brauchen, können wir unmöglich den verführerischen Winken der Romanzen nachfolgen[1].

Soweit es sich um Epen spanischen Gehaltes handelt, bilden ihre historische Grundlage Ereignisse des 10. und 11. Jahrhunderts, die Wiederaufrichtung der christlichen Königreiche im Norden Spaniens und die darauffolgende Reconquista. Reconquista nennt man denjenigen Abschnitt der spanischen Geschichte, in welchem die Spanier das gesamte, in sieben Jahren verlorene Land ihres ehemaligen Reiches allmählich wieder zurückeroberten. Die Araber hatten Spanien in den sieben Jahren 711 bis 718 vom Guadalete bis nach Asturien hinauf in einem Ansturm erobert. Die Spanier brauchten für die Wiedergewinnung ihres Landes fast acht Jahrhunderte, nämlich von 718—1492. Das Instrument der Reconquista war nicht ein einzelner spanischer Staat, der langsam durch Zurücktreibung der Mauren die Halbinsel eingenommen hätte, sondern dies Instrument bestand in einer Mehrzahl von Reconquistastaaten, die alle zusammen eine äußerst komplizierte Geschichte aufweisen. Auf das Wesentliche reduziert, ergaben sich aber doch nur drei Staaten, die den Ruhm der Reconquista für sich beanspruchen dürfen:

1. Das aus einer asturischen Grafschaft allmählich sich entwickelnde Königreich León-Kastilien.

2. Das aus einer leonesischen Grafschaft sich entwickelnde Königreich Portugal.

3. Das aus einer pyrenäischen Grafschaft sich entwickelnde Königreich Aragon.

Die vorhandenen Epen beziehen sich zum größten Teile auf die politischen Geschicke des ersterwähnten Königreichs León-Kastilien. Da-

[1] Vgl. dazu M. Milá y Fontanals, *op. cit.;* Menéndez y Pelayo, *Tratado de los romances viejos,* Antología de poetas líricos castellanos, XI y XII. — R. Menéndez Pidal: *El Romancero Español,* New York 1910; *L'Epopée castillane à travers la littérature espagnole,* Paris 1910; *Poesía popular y Romancero,* in *Rev. Filol. Esp.* III (1916), 233; *Sobre geografía folklórica,* in *RFE.* VII (1920), 229. — R. Foulché-Delbosc, *Ensayo sobre los Orígenes del Romancero.* Preludio, trad. del francés por Lucas de Torre. Madrid 1914; Pio Rajna, *Osservazioni e dubbi concernenti la storia delle romance spagnuole,* in *Romanic Review* VI (1915), 1; J. Cejador, *El Cantar de Mio Cid y la Epopeya Castellana,* in *Revue Hispanique* XLIX (1920), 1—310 (vgl. dazu *RFE.* VIII (1921), p. 65—76).

mit ist alles unstreitbar Feststellbare erschöpft. Es fehlt insbesondere in allen erhaltenen Fragmenten jede Selbstangabe eines Dichters. Während in der *Chanson de Roland* noch entfernte Möglichkeit an der Autorschaft von Turoldus[1] besteht, so steht außer Zweifel, daß Per Abbat nur ein klösterlicher Abschreiber des Cidcantars[2] war. Im ferneren müssen wir feststellen, daß keine einzige Nachricht biographischer Natur über irgend einen Epenverfasser der betreffenden Stücke erhalten und keine begründete Hoffnung vorhanden ist, daß je eine solche Notiz gefunden wird. An dieser Stelle muß die Philologie aus eigener Kraft das Dunkel lüften, das über einer Kunstgattung liegt, deren Entstehung um fast ein Jahrtausend zurückreicht.

Eine einheitliche Gesamtlösung für den Ursprung aller erwähnten Cantares zu suchen, wäre unbegründete methodische Willkür. Wir müssen von vornherein die Möglichkeit eines komplexen Vorganges zulassen. Wir stellen zuerst fest, daß die Analyse der Metrik auf ein weiter nicht ableitbares Phänomen führt, das den gesamten Umkreis der spanischen Epik beherrscht. Die vergleichenden Darlegungen Menéndez Pidals, der sich auf die Annahme Milá y Fontanals von einem unregelmäßigen Versbau stützt[3], haben gezeigt, daß die in Betracht kommende assonierende Langzeile keinem Isosyllabismus unterworfen ist. Der Vers des kastilischen Nationalepos scheint von Anfang an ametrisch gewesen zu sein und hat sich zu strophenlosen Tiraden zusammengefügt; die archaischen Dokumente weisen ein Schwanken zwischen 10 und 20 Silben auf, eine Anarchie, die durch die Assonanz am Zeilenende und die Zäsur in der Versmitte etwas gemildert wird. Das Cantar de Mio Cid und das um fast 100 Jahre jüngere Roncesvallesfragment weisen übereinstimmend das siebensilbige Hemistichium, d. h. den Alexandriner als beliebtestes Versmaß auf. In der Reihenfolge der Beliebtheit folgt sodann der doppelte Achtsilbler und der Hendekasyllabus. Alle diese metrischen Eigentümlichkeiten tragen zur Abklärung des Ursprungs der spanischen Epen höchstens insofern bei, als sie uns auf andere Methoden der Nachforschung verweisen.

Überblicken wir sodann die gesamte in den *Cantares* steckende Materie, so scheidet sie sich sogleich in zwei Teile: in einen außernationalen, d. h. den karolingischen und in einen nationalen, aus der kastilischen Geschichte. Wir betrachten zunächst den karolingischen

[1] P. Boissonnade, *Du Nouveau sur la Chanson de Roland,* Paris 1923, p. 423 ff.

[2] R. Menéndez Pidal, *Cantar de Mio Cid* I, 13, Madrid 1908.

[3] R. Menéndez Pidal, *op. cit.*, p. 76 ff.; P. Henríquez Ureña, *La Versificación irregular en la poesía castellana,* Madrid 1920, p. 10 ff.

Kreis. Es ergibt sich von vornherein, daß der Stoff keine rein spanische Schöpfung sein kann, so wenig als dies im entsprechenden Fall bei den niederländischen, deutschen, skandinavischen und italienischen Dichtungen der Fall ist. Ebensowenig ist aber Spanien bei dieser Epenkategorie völlig unbeteiligt. Nur handelt es sich nicht um ein originales Verhalten, sondern um etwas, das man als irgendwie exotische Literatur bezeichnen könnte, wobei der Exotismus jedesmal anders gefärbt erscheint. Wir müssen bei den drei in Betracht kommenden Fragmenten ebensoviele verschiedene Entstehungsmotive unterscheiden, welche selbst eine oberflächliche Analyse ergibt: *Roncesvalles* ist eine Imitation des Rolandsliedes. *Bernardo del Carpio* zeigt den Versuch, eine wirksame nationale Kontrastfigur zu dem landesfremden Roland zu schaffen. Der *Mainete* ist eine fabulose Ausschmückung der Jugendgeschichte eines renommierten christlichen, aber landesfremden Potentaten.

Haben wir wissenschaftliche Anhaltspunkte, welche uns an eine frühe, relativ verbreitete Kenntnis französischer Dinge in Spanien glauben lassen? Solche Anhaltspunkte besitzen wir. Auf der großen Pilgerstraße von Bordeaux nach Santiago de Compostela [1], dem mittelalterlich internationalen Heiligtum, zog die *Materia di Francia* mit den französischen Wallfahrern und Kriegern nach Spanien mit. An Beweisen für die ausgesprochene Behauptung fehlt es nicht. Leider können die sprachlichen Merkmale nicht verwendet werden. Es ist zwar eine Tatsache, daß die spanischen Dialekte in der Gegend der erwähnten Pilgerstraße erheblichen französischen Lehnwörtereinschlag aufwiesen. Dieselbe Erscheinung zeigte sich aber auch weiter südwärts, abseits der erwähnten Pilgerstraße. Die Ursache davon sind die kastilisch-französischen klösterlichen Beziehungen, insbesondere das Zuwandern französischer Cluniazenser zu klösterlicher Reinigung und Vertiefung. Diese Benediktiner von Cluny kommen aber nach ihrer ganzen Ordensrichtung als literarische Propagatoren wenig in Betracht.

Von ganz anderer Bedeutung ist der französische Einschlag in der spanischen Architektur im Gebiete der Pilgerstraße, wogegen abseits derselben dieser französische Einschlag viel seltener oder doch später auftritt: Solche Übereinstimmungen, besonders mit der Architektur von Südfrankreich, finden sich z. B. an der Kirche von San Martin de Frómista (w. Burgos), an der unter Alfonso VI (1072—1109) wieder aufgebauten Basilika von Santiago de Compostela und der Colegiata von San Isidro in León. [2]

---

[1] J. Bédier, *Les Légendes Epiques* III, p. 124 ff., Paris 1912.

[2] E. Mâle, *L'Art religieux du XIIe siècle en France*, Paris 1922 p. 303—313.

Die eigentlichen Argumente aber sind die in Spanien lateinisch, von französischen und spanischen Autoren verfaßten Chroniken des Pseudo-Turpin und des Mönchs von Silos[1]. Beide interkalieren nämlich rein französische Berichte. Also bekam Spanien Mitte 12. Jahrhundert literarische Geschenke aus Frankreich. Die erwähnten Cantares des Karlskreises sind nichts anderes als die entlehnten poetischen Gegenstücke zu diesen Prosachroniken. Es ist mit Nachdruck hervorzuheben, daß die hier parallel betrachteten Ereignisse, wie Rezeption französischer Elemente im spanischen Baustil, Rezeption französischer Epenstoffe in spanischen Chroniken und Entstehung spanisch-karolingischer Lieder, in der Tat ins 11.—14. Jahrhundert fallen und, worauf großes Gewicht zu legen ist, keinen zeitlich frühern Ansatz ertragen. Damit verlassen wir diese karolingische Liedergruppe.

Es bleiben nun als schwierigeres Problem die kastilischen Epenzyklen, d. h. um die poetisch wertvollsten hervorzuheben, die Lieder vom *Cid* und die *Infantes de Lara.*

Diese zunächst stofflich einheitlich erscheinende Gruppe scheidet sich in zwei Unterabteilungen, sofern wir nämlich den historischen Gehalt, die Poetik und die Psychologie als Maßstäbe der Vergleichung einführen. Der Cid hat im 11., die Infantes haben im 10. Jahrhundert gelebt. Der Cid weist sprachlich eine relative Weichheit und improvisatorische Keckheit auf, welche den rauheren und körnigeren Infantes fremd ist, und entsprechend ist die Gefühlsatmosphäre im Cid menschlich, kultiviert gegenüber den relativ archaisch empfundenen Infantes. Es finden sich in den Infantes Szenen von einer urweltlichen Barbarei, von einem blutrünstigen Realismus, welche die poetische Haltung des Cidliedes sofort sprengen würden. Wenn wir uns eines Ausdrucks der klassischen Poetik Deutschlands bedienen dürfen, so sind darnach die Infantes naiv, der Cid sentimental zu nennen. Wir kommen also zum Schluß, daß wir es bei der kastilischen Epik nicht schlechthin mit einem einzigen Typus, sondern mit deren zwei zu tun haben, die wir vorsichtigerweise von nun an scheiden wollen. Wir halten uns in der natürlichen Verfolgung unseres Fadens an den jüngeren von den beiden Typen und versuchen, denselben in den bisher angenommenen und wahrscheinlich gemachten französischen Zusammenhang hineinzustellen. Wir stellen folgende Frage: Kann der Cidzyklus aus derselben französisieren-

[1] R. Menéndez Pidal, *Les Origines de l'Epopée castillane*, p. 11.; vgl. ferner R. Mend. Pidal, *El Rey Rodrigo en la Literatura,* Madrid 1925, p. 37; *Poesia Juglaresca y Juglares*, Madrid 1924, p. 315.



den, d. h. die Chansons de geste imitierenden Atmosphäre hervorgegangen sein wie der spanische Karlszyklus? Wir müssen die Ähnlichkeit, ja geradezu die Entsprechung beider Zyklen in bezug auf gewisse Einzelheiten der poetischen Haltung zugeben. Es liegt eine rührende Verehrung der *Castilla la Gentil* im Cid vor, die als einwandfreie Parallele zur *douce France* des französischen Rolandsliedes erscheint. Es liegen im Cidepos gewisse Ergriffenheiten in bezug auf Verwandte und Landschaften vor, die wir zuweilen im altfranzösischen Text gelesen zu haben glauben. Aber das historische Erlebnis, die Konzeption des Helden, die familiengeschichtliche Verherrlichung seines Lebenskreises, die geradezu stupende Intimität mit geschichtlicher und geographischer Umwelt, erforderten unbedingt eine Entstehung des Cidcantars aus dem Boden und den Menschen, von denen es handelt und auf dem es sich abspielt. Das kastilische Epos ist im engsten Sinne kastilisches Nationallied. Der Geist, den seine Schöpfungen atmen, ist volkstümlich. Das französische Epos aber, aus dem Geiste der adeligen Kriegerkaste geboren, war eine aristokratische und eine klösterliche Poesie. Niemals würde ein ausschließlich in der literarischen Atmosphäre der Chansons de geste sich bewegender Dichter das derb frohe, sieghaften Weltsinn kündende Naturprodukt zu stande gebracht haben, welches der Cid ist.

Es gibt bei diesem Punkte unserer Untersuchung zunächst nur eine Erklärungsart, welche alle angeführten autochthonen und sagen wir exotischen Eigenschaften des Cidzyklus deutet. Das ist die genuine Entstehung aus dem unmittelbaren kastilisch epischen Kreise heraus, mit leicht einwirkendem französischem, poetischem Zauber, so wie er Nordspanien zu durchwehen begann, gerade in dem halben Jahrhundert der Entstehung des Cidpoems, nämlich in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Denn der unbekannte Verfasser des Cidcantars ist nach allen Anzeichen ein Angehöriger der auf Cid unmittelbar folgenden ersten, allenfalls zweiten Generation. Eben damals, also gegen 1150, setzt der französische Einfluß ein. Nehmen wir das in dieser Weise Vermutete für einen Augenblick als sicher an und betrachten wir von diesem Standpunkt aus die *Infantes*. Welche Stellung müssen wir ihnen anweisen? Hier weist auch nicht das leiseste Detail, nicht die geringste psychologische, metrische, ästhetische Entsprechung auf einen noch so fernen Zusammenhang mit der Welt der *Chansons de geste* hin. Hier liegt der rudimentär klotzige, ursprüngliche, reine, von keinem fremden Hauch berührte altkastilische Epenbau vor. Das und nur das ist voll und ganz originale kastilische Epik. Hier kann aus geschichtlichen Gründen von einem französischen Einschlag keine Rede sein und in Tat und Wahrheit fühlen wir uns aus innern Gründen danach zu suchen auch gar nicht veranlaßt.

Es wäre nun das ganze Problem von einer völlig andern Seite noch aufzurollen, wie dies auch 1915 vom Madrider Orientalisten Julián Ribera in seiner Akademierede[1] geschehen ist. Wenn wir nämlich mit Frankreich nicht weiter kommen, so läßt sich denken, daß wir an die maurische Poesie anknüpfen könnten. Damit dies aber möglich wäre, müßte in der arabischen Poesie sich irgendwo ein Epos finden. Dies ist aber im außerspanischen Arabien nie der Fall, wohl aber im maurischen Andalusien. Hier besitzen wir in der Tat epische Stoffe aus dem 8. und 9. Jahrhundert. So berichtet Maqqarî von den verlorenen Liedern *Algazals* und des *Temam ben Alcama*, daß sie die großen Maurenkriege gegen das wurmstichige Westgotenreich erzählt hätten[2]. Die von volkstümlicher Poetik durchwobene Chronik des Benalcutía[3] gibt Andeutungen von romanhaft abenteuerlichen Ritterfahrten des *Abenmerudn* und des *Omar ben Hafsun* und erzählt im Liede von *Izrac de Guadalajara* von musulmanischer Vasallentreue, in oft dialogisierter, von sprunghafter Erfindung strotzender Form. Alle diese Erzählungen zeugen von heroischem, maurisch-patriotischem Gehalt. Es ergibt sich deshalb die verführerische Möglichkeit, von hier aus das ganze Problem der spanischen Epik abzurollen. Folgende Indizien würden eine solche Annahme stützen:

Es steht zunächst fest, daß das hochzivilisierte maurische Andalusien morgenländische Weisheit an das Abendland vermittelt hat, insbesondere in Form von astronomischen, mathematischen, medizinischen, philosophischen und apologetischen Traktaten. Übrigens ist die Möglichkeit auch eines literarischen Einflusses der musulmanischen Welt spanischer Lokalisierung auf das christlich-romanische Gebiet in einem unerhörten Falle ins Auge gefaßt worden, nämlich in bezug auf die «Divina Commedia». M. Asín Palacios[4] hat auf eschatologische Übereinstimmungen zwischen arabischen Mystikern und Dante hingewiesen, wodurch sich eine ganz neue Perspektive ergibt.

Es ist überhaupt zu berücksichtigen, daß der maurische Einfluß ins christliche Spanien sich jeweilen nicht nur dann findet, wenn die Christen den Mauren ein Stück Erde abgerungen haben, sondern andalusische Zivilisation und Sprache dringt außerdem selbsttätig über die

[1] J. Ribera y Tarragó, *Discurso de entrada en la R. Academia de la Historia*, Madrid 1916.

[2] Almaqqarî, ed. Leyde, I, 178; vgl. ferner J. Ribera, *op. cit.*, p. 15—16.

[3] R. Mend. Pidal, *El Rey Rodrigo en la Literatura*, p. 25.

[4] M. Asín Palacios, *La Escatologia Musulmana en la «Divina Commedia»*, Madrid 1919.

jeweiligen politischen Grenzen von Süd nach Norden vor. Wir finden in der Architektur Leóns (Sakralbauten von Zamora und Salamanca und auch anderswo) mudejarische Einflüsse[1], die nicht aus der Zeit stammen, da León noch maurisch war, sondern die sich erst einstellten geraume Zeit nach der Wiedereroberung des betreffenden Platzes.

Das entsprechende Phänomen können wir auf dem Gebiete der Sprache beobachten. Das Leonesische und Galizische enthalten Arabismen im Wortschatz, die sich nicht nur von einer mozarabischen Ortsbevölkerung herleiten lassen, die da lebte im Moment der Wiedereroberung der betreffenden Gegend, sondern diese nordspanischen Arabismen stammen aus einer Zeit, da Kastilien längst christlich war. Mit andern Worten, diese Arabismen sind nicht Residuen, «Reliktwörter», sondern Eindringlinge.

Was verhindert uns also, in Analogie zu diesen unerhörten Einwirkungen den schlichten, einfachen Fall anzunehmen, daß aus der festgestellten, maurisch-andalusischen Epik entscheidende Anregung übergegangen wäre auf die christlich-kastilische? Nehmen wir an, es verhalte sich so. Wo müßte dann der mozarabische Einschlag am stärksten sein? Doch sicher bei den ältesten kastilischen Epen, die zeitlich ungefähr auf die jüngsten maurischen folgen, d. h. auf die *Infantes de Lara*. Nun kann man sich nichts Entfernteres denken, als die bereits feudalistisch raffiniert anmutenden und vom Zauber einer orientalischen Zivilisation durchwobenen andalusischen Epenmaterien und die ungelenken, urwüchsig-plastischen *Infantes de Lara*. Rein äußerlich haben die *Infantes* und maurische Epik nichts miteinander zu tun. Die kastilische Metrik, ein weiter nicht reduzierbarer, sprachlicher Zyklopenbau hat mit dem psalmodierenden, pseudo-liturgischen Sängerstil der arabischen Chroniken nichts zu schaffen. Eine formale Einwirkung fällt also außer Betracht. Die stoffliche erscheint nach dem Gesagten auch ausgeschlossen, und so bleibt tatsächlich kein sichtbares Band, was das eine mit dem andern Produkt verbunden hätte. Eine episch-literarische Anregung der Mauren auf christlich spanischem Gebiete stellt sich also trotz der erwiesenen sprachlichen, architekturalen und wissenschaftlichen Einwirkungen als eine Hypothese dar, zu deren Annahme wir vorläufig keine Veranlassung haben.

Kehren wir zum Ausgangspunkt unserer Digression zurück. Wir sahen uns genötigt, jeden französischen Einfluß auf die *Infantes* abzulehnen, aus historischen und ästhetischen Gründen. Wir erwogen

[1] M. Gomez Moreno, *Iglesias Mozárabes*. Arte español de los siglos IX a XI, Madrid 1923.



darauf die Möglichkeit eines maurischen Einflusses auf die *Infantes* und kamen zu einem gleich negativen Resultate. Die *Leyenda de los Infantes* als älteste kastilische Epik erweist sich uns notwendigerweise als ein originales Produkt der kastilisch epischen Inspiration. Wir glauben bei einer solchen Hypothese den Zusammenhang für die maurisch-kastilische Epik zugleich zu besitzen. Es wäre durchaus möglich, daß die Infantes nur das älteste erhaltene Fragment christlich-spanischer Epik, nicht aber das ältest existierende gewesen sind. Es ist durchaus möglich, daß dieses ehrwürdige Gedicht bereits die relativ fortgeschrittene Stufe einer ältern epischen Tradition darstellt, die sich merkwürdigerweise in denjenigen Teilen Spaniens rudimentär erhalten hat, die den Mauren am längsten verblieben sind, d. h. die andalusisch-spanische Epik wäre dann nichts anderes als eine maurische Verkleidung ursprünglich westgotischer Poesie. Andeutungen in dieser Hinsicht sind vorhanden, denn die andalusischen Epen sind maurisch-christlich, arabisch-westgotische Mischungen. Mindestens gilt das unwiderruflich vom Inhalt und von der Form dann, wenn wir sie als abgeschliffene, germanische Metrik betrachten, die in ihrer sprachlichen Gestaltung im übrigen Arabisch tatsächlich kein Analogon findet, denn eine auch nur entfernte Annäherung an Koranstruktur oder etwas Entsprechendes kommt nicht in Betracht. Freilich wollen wir zugeben, daß diese Herleitung der andalusisch-kastilischen Epik so lange bedenklich in der Luft hängt, als man die Existenz einer westgotisch-spanischen Epik nicht bedeutend wahrscheinlicher gemacht hat, als dies bis heute gelungen ist.

Das wäre alles, was ich an hypothetischen Hauptgesichtspunkten über die Entstehung der *Cantares* vorzubringen habe. Es erscheint zunächst alles Gesagte unbefriedigend. Ich will zum Schluß versuchen, zu zeigen, daß die dargelegten Ideen im Gegenteil eine geradezu bezaubernde Theorie der spanischen Epenentstehung enthalten.

Zu welchen Annahmen fühlten wir uns gedrängt? Wir fanden ein weiter nicht ableitbares, episches Produkt in den *Infantes* aus dem 10. Jahrhundert. Das ist die Stufe der reinen Originalität mit allen Härten und Eckigkeiten, aber auch der Großartigkeit, welche einem solchen Erzeugnis unter obwaltenden Umständen zukommen mußte. Die zweite Stufe, mit dem Cidepos stellte sich uns dar als eine im wesentlichen auf dem Stile der *Infantes* aufbauende Fortführung original kastilischer Epik, immerhin mit einer leichten, verfeinernden, mildernden, poetisierenden Beeinflussung durch das bereits zivilisiertere Frankreich resp. dessen chansons de geste. Die dritte Stufe der Epen in kastilischer Sprache erwies sich als französischer Import oder französische Imitation oder schwächliche Reaktion auf Import und Imitation. Was bedeutet

das? Das bedeutet das Abklingen jener großen kastilischen Epik, deren gewaltige Frühzeit wir in den *Infantes* verehren und deren unübertroffenen Höhepunkt wir im *Cid* vergöttern dürfen.

Die Frage nach dem Ursprung und der Entstehung des spanischen Epos hat uns zwar nicht eine eindeutige archivarisch-dokumentarische Beantwortung liefern können, aber sie führte uns zwangsläufig den Weg, auf welchem die literarische Interpretation nur gewinnen kann. Es ist an diesem Beispiel wiederum mit Genugtuung festzustellen, daß die historisch-genetische Methode, selbst wo sie auf ihrem eigensten Gebiet nicht zu letzter Schlüssigkeit führt, ästhetisch keineswegs verächtlich ist. Die spanische Nation und Europa haben dieselbe Entscheidung getroffen, zu welcher uns unsere Betrachtung führte. Kein Epenstoff lebte in einem so reichen Romanzenzyklus weiter wie der Stoff von *Mio Cid* und kein spanischer Romanzenstoff erlebte in und außer Spanien eine so unerhörte poetische Verherrlichung wie der des *Ruy Diaz* von *Bivar*. Die Linguistik als Erklärerin und Hüterin des Wortes, die Literaturgeschichte als die Kunst der Interpretation und die europäische Geistesgeschichte als wertende Instanz haben sich im Problem des *Cid* die Hand gereicht.

Zürich. *Arnald Steiger.*

Liebe und Tod in Leopardis Gedichten.

«Was wir Tiefe am Menschen nennen ist sein Verhältnis zum Tode. Der Tod ist's, der unseren menschlichen Horizont ins Unendliche erweitert, er hat die tiefsten Gesänge und Dichtungen inspiriert, er hebt den Menschen hinaus über sich selbst, er hat den Glauben an Göttliches in die Welt gebracht» [1]. Diese Worte sprechen heute nicht mehr eine bloß analytisch-methodische Wahrheit aus, sondern es sind Bekenntnisworte, fließend aus dem großen Glück einer wiedergefundenen Lebensfülle. Nicht eine stoische Haltung zum Leben, wie sie in Montaignes Lebensregel: «Der Tod sei unser häufigster Gedanke, damit wir uns an ihn gewöhnen» Ausdruck findet, kann es mehr sein, die im Tod Erfüllung und Erlösung erkennt. Nur ein Lebensgefühl, das im Leben wieder auf das Geheimnis gestoßen ist, dem dieses Gegenwart geworden, kann zu einer solch lebenssteigernden Todesauffassung durchdringen. Ihm ist der Tod nicht mehr eine außer dem Leben stehende, lebensfeindliche Macht, sondern er ist zum Wesen des Lebens selbst geworden. Das heißt nichts anderes, als daß Liebe und Tod nicht zu trennende, sich in Eins ergänzende Mächte sind. Das Erleben der Zweieinheit dieser Mächte hat es ermöglicht, daß wir um die Lebensinhalte von Gestalten bereichert wurden, die bisher trotz aller Einzelverehrung als unverstandene Rätselgestalten abseits vom Lebenswege standen. Die neue Heiligung des Lebensgeheimnisses, die neuerworbene Fähigkeit des Schweigens, begnadete unser Auge und ließ unsern Blick die verlorenen Lebensgründe wieder finden. Nur diese dem Tod opfernde Weltliebe konnte die uns so lange verwirrenden Widersprüche eines Friedrich Nietzsche entwirren und die ergreifende, heilige Gestalt des Gottahnenden finden. Nur sie hatte die Kraft, in die verkrampfte Seele eines Kleist einzudringen und in ihrer zermalmenden Einsamkeit das erlösende Leiden zu erleben. Nur sie hat die große Güte, vor dem ausgestoßenen Baudelaire in dankbarer Verehrung stille zu werden.

Solches Erleben führt uns zu Leopardi. Schon früh hat die todumwitterte Gestalt mit ihrer Unruhe den Leser fest umklammert und ihn gezwungen, ihr durch erlösende Antwort die Ruhe zu geben. In der Not der drängenden Fragen griff man zu seinen Tagebuchnotizen, hoffend, mit den knapp formulierten Gedanken beruhigendes Licht in das Halb-

[1] Richard Müller-Freienfels, *Philosophie der Individualität*, Leipzig 1923, p. 251.



dunkel seiner Gedichte zu bringen. Aber die Unruhe ist nur größer geworden. Die scharf geschnittenen Gedanken zerschnitten das feine Gewebe der lyrischen Stimmung. — Es ist das Verdienst Karl Voßlers, den Irrtum dieser Einstellung endgültig widerlegt und den Dichter Leopardi als dessen wesenhafte Gestalt aufgedeckt zu haben. In seinem Buch gelangt Voßler zu dem Urteil, daß Leopardis Lyrik sich selbst genügt: «Alles was Leopardi außerhalb seiner Lyrik an Prosa und Versen geschrieben hat, seine Philosophie, seine Satire, seine Tagebücher und Briefe sind ihr gegenüber nichts als tastende Bemühungen, mit diesem Schicksal sich auseinanderzusetzen und irgendwie mit ihm fertig zu werden, als sei es ein fremdes, vielleicht doch nicht das seinige, als hätte er die bittere, feindliche, schwere, unfaßliche dunkle Macht nicht ganz schon aufgenommen in das sanfte klare Lied seiner Seele. Was bei den sogenannten Frommen oder Gottesfürchtigen das Gebet ist, das war für diesen sogenannten Ungläubigen seine Lyrik»[1]. Karl Voßler ist so dem einsamen Leopardi zum Wegbereiter geworden; aber was er uns noch nicht geben konnte, das ist das Bild des Dichters. Es scheint uns, daß seine Gedicht-Analysen noch zu sehr am einzelnen Gebilde haften, so daß sich daraus kein einheitlicher Eindruck ablösen kann. — Die folgenden Ausführungen möchten versuchen, Leopardis Gestalt zu umreißen, wie sie sich uns heute darzustellen scheint, und von der in Voßlers Betrachtung einzelne Züge durchschimmern: Leopardi ein Bruder Baudelaires, eine offenbarende Gestalt der Dekadenz.

Im lyrischen Werk Leopardis gibt es ein Gedicht, das sich durch die Eigenart seines Tons von den übrigen auffallend stark abhebt. Es ist dies *Il Pensiero dominante.* Die Eigenart seines Tons besteht in einem Gemisch von einem fast herausfordernden Gebieterton und einer verhaltenen Glücksstimmung, immer bereit, in erlösende Begeisterung auszubrechen. Gleich der Anfang des Gedichtes bricht mit einem Ungestüm über uns her, daß wir ahnend innehalten:

Dolcissimo, possente
Dominator di mia profonda mente;
Terribile, ma caro
Dono del ciel; consorte
Ai lugubri miei giorni,
Pensier che innanzi a me si spesso torni.

Wie mühsam ist hier der Durchbruch der Steigerung zurückgehalten; die eben doch so bereit ist, über jeden Vers hinauszuschwingen, so daß

[1] Karl Voßler, *Leopardi,* München 1923, p. 396.

das Ganze von den leise verhallenden Tönen eingehüllt und in Geheimniszustand erhoben wird. Das Offenbarende, das, was es zum Bekenntnis erhebt, ist die seelische Tiefe des Tons, die uns mitschwingen läßt und verkündet, was alle echte Dichtung kündet: das Ewige. — Das Ewige ist unsagbar. Aber das Erlebnis, welches die Grundhaltung des Dichters zum Ewigen bestimmt, findet seine Umschreibung in einer durchgehenden Gebärde. Die Wahrheit aber dieser einzigen Gebärde offenbart sich in ihrem Getragensein von jenem nicht weiter definierbaren Lebenston. Der Kritiker hat diese Gebärde zu finden, — für deren Echtheit er keinen andern Beweis hat, als das Bewußtsein seiner Lebendigkeit — um dann zu versuchen, aus ihr das Bild ihres Trägers zu schauen.

Weil die Stimmung der persönlichen Gebärde eingebettet ist in das Absolute, wissen wir, auch ohne daß es in einem Wort direkt ausgesprochen ist, daß der mächtige, beherrschende Gedanke die Liebe ist, d. h. das Gegenwartsgefühl eben jenes Absoluten, das sich uns im Leben als das Göttliche erweist. Wie erlebt nun Leopardi das Göttliche, die beglückende befreiende Weltliebe? — Die Liebe ist ihm eine himmlische Freude. Wie der müde Pilger das Auge sehnsuchtsvoll nach dem grünen Feld lenkt, das in der Ferne wie ein Paradiesesgarten zwischen den nackten Felsen des erstarrten Apennins hervorleuchtet, so kehrt er immer wieder aus dem Gerede der gesellschaftlichen Welt zu ihr zurück, um seine Sinne zu erneuern, um sich seine Lebenserschlossenheit zu erhalten. Sie befreit ihn von der Todesangst, die ihn immer wieder niederdrücken will, und gibt ihm solche Kraft, daß er das rätselhaft schreckliche Antlitz des Todes nicht mehr fürchtet. Mit einem besiegenden Lächeln kann er all seinen Drohungen begegnen. Aber dieses Lächeln hat nicht die Seligkeit von Beatrices Engelsantlitz.

Wenn wir aufmerksam die Züge des Dichters betrachten, dann will dieses Lächeln zu einer schmerzumspielten Geste erstarren. Wir schauen in das trotzige, höhnende Gesicht eines schwerverwundeten Kriegers, der sich noch einmal von seiner alten Kraft durchglüht fühlt. Das gibt ihm Freude, aber das Wissen um den baldigen Tod gießt Trotz und Schmerz hinein:

Maggior mi sento. A scherno
Ho gli umani giudizi; e il vario volgo
A' bei pensieri infesto,
E degno tuo disprezzator, calpesto.

Wo ist hier etwas von jenem großen Glück zu spüren, das der Besitz der Liebe, das Gegenwartsgefühl des Ewigen dem Menschen gibt? Das ist nicht die Größe, die wir durch sie erhalten; denn ihr Geschenk gibt die Kraft eines umfassenden menschlichen Verstehens, eine große

Heilkraft, die Erlösung bringt. Dieses «maggior mi sento» verrät die Haltung der Abwehr. Nicht um das Gefühl der Gegenwärtigkeit handelt es sich hier, sondern um die Erinnerung daran. Das Glück besteht darin, daß die Erinnerung wieder einmal mit solcher Gewalt über Leopardi hereinbricht, daß er wieder auf ihren Durchbruch hoffen kann. Die Erinnerung an das große, verlorene Glück läßt ihn aber die Öde, die grenzenlose Langweile seines Lebens mit solchem Schmerz erleben, daß er sich aufbäumt und versucht, die Erinnerung mit Gewalt festzuhalten. In seiner Verzweiflung höhnt er das Menschengeschlecht, steigert er dessen Gemeinheit, um es mit umso größerer Gewalt zermalmen zu können. Aber unter der gewaltsamen Aufbäumung bricht er erschöpft zusammen. Auch diesmal gelingt es ihm nicht, zum Leben durchzubrechen. Die ersehnte Gewißheit senkt sich nicht in seine wunde Seele. Doch eine Beruhigung bleibt ihm: die gedankliche Nötigung. Sein Denken ist durch die Erinnerung wieder auf einen richtunggebenden Gedanken konzentriert worden, nämlich auf den Begriff des Ewigen. Wohl vermag die Erinnerung nicht, das verlorene Lebensgefühl zurückzugewinnen, aber sie belebt doch sein Denken wieder. Ist es nicht die Liebe, die allein das Leben ermöglicht, die sogar das Leben schöner erscheinen läßt als den Tod? Auf diese Fragen kann er wieder einmal ein tröstendes Ja sagen.

Leopardi hätte die Erinnerung in solcher Kraft nicht zurückgefunden, wenn er nicht einer Gestalt begegnet wäre, deren Schönheit die Harmonie des Ewigen durchleuchtete. Dieses Frauenbild trägt seinen Gedanken, es wurde zum erfrischenden Nährquell seines Denkens; deshalb das Gefühl tiefer Dankbarkeit in den letzten Versen des Gedichtes. Aber das Besondere ist hier, daß der Liebesgedanke und das Bild der Frau auseinandergehalten werden:

Quanto più torno
A riveder colei
Della qual teco ragionando io vivo,
Cresce quel gran diletto,
Cresce quel gran delirio, ond'io respiro.

Das Persönliche der Gestalt ist belanglos, sie ist nicht freies Leben, sondern Bild, Erinnerung. Leopardi besitzt nicht mehr die Lebendigkeit, die ermöglicht, das Individuelle eines Menschen zu erfassen. Um diese Besonderheit in ihrer ganzen Eigenart deutlich zu machen, sei hier ein Vergleich mit Dante und mit Wagners Tristan und Isolde eingeschoben.— Als Dante Beatrice begegnet, da ist sofort sein ganzes Wesen in eine Schwingung versetzt, die ihn in eine höhere Einheit eingehen läßt. Durch sie fühlt er sich, wenn auch zunächst nur dumpf, erst eigentlich ins

Leben geboren, sie weitet seine Seele zum erfüllenden Ewigen. Schon hier erlebt er, was er später in der Divina Commedia aussagt:

Così la mente mia, tutta sospesa,
Mirava fissa, immobile ed attenta,
E sempre di mirar faceasi accesa.
A quella luce cotal si diventa,
Che volgersi da lei per altro aspetto,
È impossibil che mai si consenta.
(Paradiso 33, Verse 97—102)

Dante durchdringt die Gestalt, Beatrices Persönlichkeit wird nicht geopfert. Durch sein ganzes Werk ist sie gegenwärtig, gerade sie ist es, welche sein Schauen schafft. Weil Beatrices Gestalt Dante in ihrer Einmaligkeit erhalten bleibt, dringt er zum Göttlichen durch. So kann ihm der Tod keine Gegenmacht mehr bedeuten, die Liebe hat ihn völlig in sich aufgenommen.

In «Tristan und Isolde» wird die Liebe aufgelöst in den Tod. Der Liebestod ist jedoch nicht Erfüllung, aber Ahnung des erfüllenden Versinkens im Tod zu neuer Geburt. Es ist Nietzsches Zeit: gesteigerte Leidenschaft zur Lösung der irdischen Fesseln, um aus dem Urgrund in neuer Gestalt aufzutauchen. Der Tod bedeutet hier eine vorläufige Befreiung; er wird auf sich genommen nicht aus Verzweiflung, sondern als begeistertes Opfer aus Erlösungsahnung. Die geahnte Herrlichkeit läßt die letzten Fesseln zerbrechen. Liebe ist hier Leidenschaft aus Sehnsucht:

In des Weltatems
Wehendem All —
Ertrinken,
Versinken —
Unbewußt —
Höchste Lust!

Es ist die Wollust des Zerrissenwerdens, durchschauert von der gewaltigen Rätselhaftigkeit des Geahnten, durchschimmert von dem tastenden Gefühl erlösender Wiedergeburt.

Leopardi hat dieses Pathos nicht mehr, er ist einsamer geworden. Er ist fast ganz aus dem Lebenszusammenhang herausgerissen. Die Nahrung seines Lebens ist das Denken über seine Leere. Daß er diese aber so grausam hart durchdenken muß, zeigt, daß noch die Ahnung eines Andern vorhanden ist; denn ohne Fülle ist keine Leere denkbar. Diese Leerheit wird durchbrochen in jenen Augenblicken, wo eine Frauengestalt, ein Bild, diese Ahnung der verlorenen Harmonie wieder bewußt werden, d. h. als Erinnerung vor seiner Seele aufsteigen läßt. — Leopardi ist ein Erblindeter. Es gibt Tage, an denen ein Lichtstrahl in das erloschene Auge dringt und die Erinnerung an früher geschaute

herrliche Bilder vor die Seele zaubert. Und es gibt Tage, graue, voll unendlichen Schmerzes, an denen kleine, sofort erlöschende Lichtfunken in seine Augen fallen. Aufleuchten - Verlöschen! ein rasend machender Sprühregen. Und dann kommen Tage völliger Dunkelheit. Die Resignation bemächtigt sich der dumpfen Gefühle und schmiedet sich die beruhigende Theorie vom stummen Schicksal. — Es ist das Schicksal des jugendlosen Menschen, eines zum ewigen Tasten Verurteilten.

Zwischen Aufleuchten und Erlöschen der Erinnerung fließt Leopardis Leben und seine Dichtung, bereichert mit Farben und Stimmungen, die uns die Nachthälfte des Tages, von der Abend- bis zur Morgendämmerung gibt. Die Helligkeit der aufgestiegenen Sonne fehlt. Aber welch tiefes Glück erfüllt den Dichter, wenn seine Seele wieder einmal zur Dämmerung erwacht, und die Erinnerung an die Unendlichkeit, die Ahnung eines Absoluten ihn durchdringt und weitet zur Berührung mit dem Ewigen. Da löst sich die kalte Maske der mitleidlosen Natur, ihre erloschenen Augen füllen sich mit Seele, durch deren Blick er der Betastung wieder fähig wird:

..... E come il vento
Odo stormir tra queste piante, io quello
Infinito silenzio a questa voce
Vo comparando: e mi sovvien l'eterno,
E le morte stagioni, e la presente
E viva, e il suon di lei. Così tra questa
Immensità s'annega il pensier mio:
E il naufragar m'è dolce in questo mare.[1]

Eine Melodie klingt ihm wieder durch die Welt, in deren Rhythmus er sich seiner Fesseln entledigen kann, mitschwingend mit dem verloren geglaubten Leben. Die schrecklichen, todumwitterten Tage seines Daseins, die vor ihm liegen wie eine drohende Sphinx, erhellen sich und gehen auf in eine belebte Gegenwart. Die lebendige Gewißheit des ihn durchbrechenden Lebens betäubt die Verneinungen des Verstandes. Aber dieser erlösende Rhythmus überwältigt Leopardi nicht, es ist nur ein leises, äußerst schwaches Anklingen, das die Trauer des Verlustes nicht auslöschen kann. Das Ganze ist noch immer mehr Wunsch, als Erfüllung; aber schon das Wiederwünschenkönnen bedeutet ihm Erlösung. Vergleichen wir solche Verse mit Gedichten von Eichendorff oder Hölderlin, dann wird ihre Eigenart besonders deutlich. Bei Eichendorff und Hölderlin haben wir einen völlig erlösenden Rhythmus, reine Musik; bei Leopardi eine in Schwingung geratene Betrachtung, mehr

[1] *L'infinito.*

Aussage als Gesang. In Leopardis Idyllen ist gerade die leise klingende Trauer die Gewähr seiner lyrischen Schwingung. Wie Gebete, d. h. wie Gnadenmomente wirken diese leise klingenden Verse auf uns. Schon war in ihm der Schmerz, der allein ihn noch das Leben ertragen ließ, erstorben. Das müde Herz hörte auf zu seufzen, und mit dem Schmerz seiner Seele war auch alles Leben um ihn abgestorben: Der Vogelsang, der den hellen Morgen begrüßt, die untergehende Sonne, der zarte Gesang der Nachtigall, die zärtlichen Blicke, die schöne weiße Hand eines liebenden Menschen, all dies war für ihn in leblose Erstarrung versunken. Die Ruhe des Todes legte sich über sein Antlitz. Seine Nähe ist es, die ihm die Heiterkeit der Erlösungshoffnung gibt. Aber diese Ruhe ist nicht die Ruhe der Erfüllung, des erfüllenden Sterbens; es ist die Ruhe des Ersterbens, des alles endigenden Auslöschens, die Stille des toten Todes. Wie horcht er plötzlich beglückt, hoffend auf, als sich seiner Seele wieder eine leise Erregung bemächtigt:

Chi dalla grave, immemore
Quiete or mi ridesta?
Che virtù nova à questa,
Questa che sento in me?
Moti soavi, immagini,
Palpiti, error beato,
Per sempre a voi negato
Questo mio cor non è?

Wie erstaunt er ob dieser Lebensregung. Woher kommt sie? doch nicht von der Natur, auch nicht von Menschen, denn herzlos sind auch sie; in den glänzenden Augen leuchtet ja keine Liebe, im schönen weißen Busen brennt ja kein tiefes Gefühl. Alles ist ja Maske, Verwesung. Aber trotz diesem Wissen seines Verstandes fühlt er in sich das Erwachen der alten «Wahngebilde»: «Pur sento in me rivivere Gli inganni aperti e noti». Das Herz ist doch wahrer; wenn dieses wieder schlägt, dann kann er sein unglückliches Leben nicht mehr verwünschen, dann muß er es dankbar annehmen.

Weil Leopardis Seele wieder leise schwingen kann im Rhythmus des sich im Leben offenbarenden Ewigen, erwacht in ihm das Gefühl der Liebe, das in seinen schönsten Gedichten *A Silvia* und den *Ricordanze* seinen reinsten Ausdruck gefunden hat. Denn was ist das Mitschwingen im Lebensrhythmus anderes, als von der Liebe ergriffen sein? Im Lebensrhythmus mitschwingen heißt durch die Liebe eines Menschen in die große Weltliebe aufgenommen sein. Jetzt wird in ihm das Idealbild wieder wach, durch das er einst in das Leben einzugehen hoffte. Unter Idealbild ist hier das Gefühl der geistigen Form

zu verstehen, in der sich einem das Leben zu erschließen verspricht. Leopardis Schicksal war, das lebende erlösende Bild, d. h. für ihn die geliebte Frau, nicht zu finden; mit andern Worten: daß für ihn die Ahnung das Höchste bedeutet. Wohl ist er Frauen begegnet, die etwas von seinem Idealbild in ihren Zügen trugen, und diese Begegnungen sind ihm die glücklichsten Augenblicke, denn dann fühlt er sich am lebensvollsten. Was er jetzt wieder erleben darf, ist die Erinnerung an solche Begegnungen aus der Jugendzeit, also ein Erinnern an Stunden seines Hoffens. Das Idealbild, das in seiner erstarrten Seele fast erloschen war, wird wieder lebendig in auftauchenden Gestalten der Erinnerung. Daß die leiseste Erinnerung an ein Unerfülltes, eine Hoffnung, ihm solches Glück geben kann, zeigt, wie tief er gelitten hat. Die Frage, die er an Silvia richtet, ist das beglückende Staunen, mit dem er sein eigenes Erwachen in erlösende Worte ausspricht:

Silvia, rimembri ancora
Quel tempo della tua vita mortale
Quando beltà splendea
Negli occhi tuoi ridenti e fuggitivi,
E tu, lieta, e pensosa, il limitare
Di gioventù salivi?

Doch dieses Erwachen zur Erinnerung ist fast zu stark, so daß das Wissen um sein Schicksal die Klagen wieder von seinen Lippen reißt: «Agli anni miei anche negaro i fati la giovinezza». Doch noch einmal soll die Klage verstummen, noch einmal soll die heilende Hand der Gnade sich auf seine wunde Seele legen. Das Bild seiner Jugend, der väterliche Garten mit den glitzernden Sternen darüber, all seine Knabengefühle, seine ganze Lebensbereitschaft tauchen in seine Erinnerung und öffnen für kurzes Wiederschauen die dunkle Hülle seiner Einsamkeit.

In den *Ricordanze*, die Karl Voßler mit Recht als Leopardis vollendetstes und reichstes Gedicht bezeichnet, taucht der Dichter am tiefsten in seine Lebensmöglichkeit zurück. Auch er hat einmal sein Auge schweifen lassen über die rätselschwangere Fläche des weiten Meeres, begierig, in seine Geheimnisse einzutauchen. Und wenn in der Ferne die schicksalhaften Bergzüge in den zartblauen Himmel hinaufragten, in beglückend schmerzlicher Ergebenheit verharrend, da glitt auch ihm der Blick der Seele leise bittend an den stummen Hängen hinauf in den seligen Äther, in banger Frage zitternd, hoffend auf das Glück der verborgenen Paradiesesinsel. Auch ihm war die Natur einmal das Versprechen einer religiösen Gewißheit gewesen, das Ahnen eines erlösenden Todes. Aber dann war sie in ihm erstorben und zu einer beklemmenden leblosen Macht geworden, die fürchterliche Last

der Einsamkeit auf ihn wälzend. Dies ist das Besondere in diesem Gedicht: die Erinnerung an das Gefühl seiner Lebensbereitschaft und die Erinnerung an seine Einsamkeit, beides sich fortwährend durchdringend, so daß in der unsäglichen Trauer wie ein Echo der Erlösung aufklingt. Es ist dies das einzige Gedicht, das etwas von der Ruhe birgt, die dem in sein Schicksal Ergebenen verliehen ist. Trauer und nicht Empörung ist der Grundton des Gedichtes. Leopardi ist sich selbst in die Ferne gerückt, so befähigt, das Bild seines Lebens in deutlichen Umrissen zu zeichnen. Hier weiß er, daß sein Stolz, seine höhnende Menschenverachtung nicht den andern zur Last gelegt werden kann, sondern daß der Grund dafür in seiner eigenen erstarrten Seele liegt.

Der Gedanke an den Tod, den Erlöscher, steigert die Fähigkeit des Erinnerns. Das Wort Jugend drängt sich immer häufiger auf seine Lippen. Aber war nicht schon seine Jugend ein quälendes Todesgrübeln? Hat er nicht damals schon sein Leben vernichten wollen? Ja. Aber trotzdem, trotz all dieser Qual, gibt es für ihn eine Jugenderinnerung:

> Chi rimembrar vi può senza sospiri,
> O primo entrar di giovinezza, o giorni
> Vezzosi, inenarrabili, allor quando
> Al rapito mortal primieramente
> Sorridon le donzelle[1].

Wieder taucht das Bild eines Mädchens, das Versprechen seines Idealbildes, in seiner Erinnernng auf: Nerina, sein verlorenes Leben.

Langsam verklingt die leise Melodie in seiner Seele, das entsetzliche Gefühl des Lebendigtoten schleicht wieder über ihn hin und in krampfhafter Erregung will er das Schreckliche von sich stoßen:

> Che fai tu, luna, in ciel? dimmi che fai,
> Silenziosa luna?[2]

Das Ersterben der Natur, das Erlöschen der geliebten Nacht in einen erstickenden hohlen Raum, kündet sich ihm wieder an. Kalte Angst ergreift ihn vor der drohenden Einsamkeit. Die Gnadenstunde ist vorüber, die Schwingungen seiner Seele verklingen, leere Öde senkt sich in sein Herz. Die Natur erstarrt ihm wieder zur beunruhigenden Sphinx. Dieses furchtbare Ersterben der Seele kommt in dieser Gedichtreihe, von den *Ricordanze* über den *Pensiero dominante* zur *Ginestra*, am erschütterndsten zum Ausdruck, weil wir hier das Erlöschen selber, nicht nur das Erloschensein mitempfinden können. Und dieses Erlöschen ist am deutlichsten als ein Beziehungsverlust der Natur gegenüber bemerkbar. Von Naturerleben kann nur in den reichsten Idyllen, vor allem

[1] *Ricordanze.* [2] *Canto notturno.*

in den «Ricordanze», gesprochen werden. Wenn wir hier aber von Naturerleben sprechen, ist daran zu erinnern, daß es bei Leopardi kein unmittelbares Erleben der Natur gibt, ein Aufbrechen in sie, wie z. B. bei Goethe. Leopardis Naturerleben geschieht durch das Medium der Erinnerung, ja durch eine gebrochene Erinnerung, denn schon das Jugenderlebnis war keine Unmittelbarkeit. Die Erinnerung ist hier so geschwächt, daß das Gefühl der Sehnsucht kaum mehr erwacht. Ein Hinweis auf Eichendorff mag die Eigenart der leopardischen Erinnerung verdeutlichen. Auch bei Eichendorff ist das Naturerleben kein unmittelbares, auch ihm ist sie Erinnerung:

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande
Als flöge sie nach Haus[1].

Aber hier ist sie noch so frisch, so gegenwärtig, daß er darin sehnsuchtsglücklich schwelgen kann. Bei Leopardi ist es vielmehr ein Erinnern an die Lebensmöglichkeit der Jugend, nie das gegenwärtige Naturgefühl. Immer dann, wenn er der Jugenderinnerung wieder fähig ist, ist ein Gefühl des einmal möglich gewesenen Zusammenhanges merkbar.

Im *Canto notturno* droht die Erinnerung eines Zusammenhanges zu zerreißen, die Gereiztheit der daraus entspringenden Unruhe mischt sich unter die fast verklungene Elegie. Noch ist eine leise Hoffnung da, denn noch kann er dem Mond sein Leid klagen. Aber die Heftigkeit seiner Klage deutet auf nahe Empörung. Je mehr das Gefühl erlischt, um so mehr schaudert der Verstand vor dem sich ausbreitenden Nichts, das ihm zuletzt den Schrei des Wahnsinns abzwingt. Welch gräßliche Beklemmung lauert doch im Bild seines Lebens: ein verkrüppelter Greis, in Lumpen gehüllt, unter einer fürchterlichen Last, der Einsamkeit, zusammenbrechend, der sich keuchend durch den kalten Sturmwind schleppt, und zuletzt erschöpft und wund vor dem grausenerregenden Abgrund steht, in dessen unsichtbarem Grund er das alles endende Vergessen sucht. Hier lauert schon die Verzweiflung der toten Seele. Glücklich scheint die Herde, denn nicht empfindet diese das Gefühl des Lebensekels. «E gran parte dell' anno senza noia consumi in quello stato».

Hier ist ausgesprochen, was sämtliche Gedichte erfüllt: die «noia», der «ennui», die entsetzliche Seelenöde. Es ist dies das Grunderlebnis der Dekadenz. Baudelaires Werk ist ihr erschütterndstes Bild. Er, der mehr Erinnerungen hat, als wenn er tausend Jahre alt wäre, hat diese Qual am tiefsten erlebt:

---

[1] *Mondnacht.*

Rien n'égale en longueur les boiteuses journées,
Quand sous les lourds flocons des neigeuses années
L'ennui, fruit de la morne incuriosité,
Prend les proportions de l'immortalité[1].

Aus Baudelaires und Leopardis Versen wissen wir, daß dies das Erlebnis des einsamsten Menschen ist, desjenigen, der aus dem Leben herausgeschleudert wurde, und dessen mächtiger Verstand vor dem tot gewordenen Leben, vor dem sinnlosen Nichts in das Dunkel des Wahnsinns stürzt:

Ecco svaniro a un punto,
E figurato è il mondo in breve carta;
Ecco tutto è simile, e discoprendo,
Solo il nulla s'accresce. A noi ti vieta
Il vero appena è giunto,
O caro immaginar; da te s'apparta
Nostra mente in eterno, allo stupendo
Poter tuo primo ne sottraggon gli anni;
E il conforto perì de' nostri affanni.

Ahi dal dolor comincia e nasce
L'italo canto. E pur men grava e morde
Il mal che n'addolora
Del tedio che n'affoga. Oh te beato,
A cui fu vita il pianto. A voi le fasce
Cinse il fastidio; a noi presso la culla
Immoto siede, e su la tomba, il nulla[2].

Nicht ihre Melodie, sondern ihre Melodielosigkeit läßt uns diese Verse nicht mehr vergessen. Nur Verlust größter Lebensfülle kann solche Verzweiflung gebären, und nur wer einst in seliger Fülle gelebt hat, kann solcher Verzweiflung fähig sein.

Dem tödlichen Verlust folgt die Apathie. Die aufgebrochene Öde verdeckt das Überfließen des haltberaubten Verstandes. Deshalb konnte Leopardi die leichtfließenden Verse des Gedichtes *Amore e morte* niederschreiben: «Fratelli, a un tempo stesso, amore e morte ingenerò la sorte». Nicht um ein Wissen um den Zusammenhang von Liebe und Tod handelt es sich, sondern um eine literarische Frucht, die sich aus den angesammelten Gefühlsformeln ablöste. Weil er die Liebesfülle verloren hat, weil die Lebensöde ihm die Qualen des Wahnsinns erzeugt, steigt aus dieser Liebesleere der Todeswunsch auf. Liebe und Tod bedeuten keine Erfüllung, sondern sind nur aus der Ahnung ihrer Fülle angerufen:

---

[1] *Spleen* LXXVI. [2] *Ad Angelo Mai.*

Quando novellamente
Nasce nel cor profondo
Un amoroso affetto,
Languido e stanco insiem con esso in petto
Un desiderio di morir si sente;
Come, non so: ma tale
D'amor vero e possente è il primo effetto.

Solche Verse sind nicht Unmittelbarkeit, kein Wissen um Liebe und Tod, sondern ein Konstruieren mit seiner Seelenöde, in der immer die Ahnung des Höheren leise mitklingt. Diese Ahnung gibt ihm die Möglichkeit, das Todesgefühl logisch aus dem Liebesgefühl herauswachsen zu lassen, und zwar als etwas Positives, Erfüllendes. Aber es ist Analyse, und kein Erleben der Seele. Aus einem «forse», oder einem «come non so, ma tale d'amor vero e possente è il primo effetto», kommt keine Überzeugung. Auch die Schilderung des Liebestodes des einfachen Bauernmädchens ist nur die Verarbeitung einer im italienischen Gesellschaftsleben bekannten Tatsache. Leopardi hat nicht mehr die seelische Spannung besessen, die ihm die Sehnsucht des Liebestodes hätte als Erlösung geben können. Gerade die straffe, herbere Form dieser Schilderung zeigt, daß er diesen Mangel immer wieder schmerzlich empfand. Es ist wieder die Anspannung, das Aufraffen, das Sehnen nach solcher Spannung. Die «gentilezza del morir» ist für ihn ein Wunsch, kein Wissen. So endet das Gedicht auch nicht in der Erlösung des Liebestodes, sondern in einer empörenden Geste. Der Ausgestoßene wird sich seiner Einsamkeit wieder bewußt. Der aus der Betäubung wieder Erwachende sagt zum Tod:

Me certo troverai, qual si sia l'ora
Che tu le penne al mio pregar dispieghi,
Erto la fronte, armato,
E renitente al fato,
La man che flagellando si colora
Nel mio sangue innocente
Non ricolmar di lode,
Non benedir, com' usa
Per antica viltà l'umana gente.

Leopardi stirbt in der Empörung gegen sein Lebensschicksal, d. h. der Tod geht nicht in sein Lebensgefühl ein.

Auch hier bringt ihm das Erwachen die öde Einsamkeit. Entsetzen legt sich auf seine Seele, die Empörung will sich seiner bemächtigen, denn er kann sein Leiden nicht verstehen, weil er sich unschuldig fühlt. Mit scharfen Gedanken sucht der Verstand das müde Herz aufzupeitschen.

Aber es gelingt ihm nicht mehr. Das Gefühl der Ohnmacht verhindert die Auflehnung. Der grausame Schmerz von «A se stesso» wird dadurch hervorgerufen, daß die geschleuderten Waffen des Verstandes ins Leere fallen, daß sie nicht mehr von der Leidenschaft getragen werden. Schon füllt sich sein Herz mit Resignation. Es ist eine Ergebung aus Müdigkeit, aus Ohnmacht, nicht aus befreiender Zustimmung. Wäre er von einem klaren Schuldgefühl durchdrungen gewesen, dann hätte er vielleicht sein Leiden als Vorbereitung, als Weg der Erlösung begreifen können. Aber im Gegensatz zu Baudelaire, der sich einer großen Schuld bewußt ist, kommt dieses Wort bei Leopardi nicht vor. Es sei denn, daß sich ein dumpfes Schuldgefühl in der oft höhnischen Verstandesauflehnung ausdrückt, daß also die Leidenschaft der Empörung auch hier eine Schuld erweist. — Die Schärfe der Aussprache überwindet aber zugleich wieder ihre Aussage: «Amaro e noia la vita, altro mai nulla, e fango è il mondo». Hier wird durch das Nichts die Fülle sichtbar.

Es wird hier auch deutlich, daß es falsch ist, wenn Leopardi mit Buddha verglichen wird, indem man darauf hinweist, daß Leopardi wie Buddha das Leiden des menschlichen Daseins verkünde und wie dieser im Nichts die einzige Befreiung erblicke[1]. Für Leopardi ist der Tod das Letzte, für Buddha gibt es eine Überwindung des Todes. Leopardis Sehnsucht nach dem Nichts kommt aus einem Daseinsüberdruß, aus einem Ekel am Leben. Bei Buddha haben wir ein Sehnen nach der Fülle des Nirwana, das nicht mit Leopardis «nulla» zu verwechseln ist. Dieser Unterschied zeigt sich ja deutlich im Eindruck der Lektüre. Bei Buddha erleben wir die Fülle als gegenwärtig, bei Leopardi empfinden wir das Verlorensein des Ewigen, wir erleben die Fülle als Abwesenheit, nicht als Gegenwart. Leopardi sagt: «Uns gab das Schicksal nichts als das Sterben. Verachte dich, die Natur, die verborgene Macht, die zum Unheil aller wirkt, und die unermeßliche Öde des Daseins». Buddha sagt: «Was nicht das Ewige ist, das ist nicht wert, daß man in ihm Behagen finde, nicht wert, daß man es begrüße, nicht wert, daß man sich ihm zuwende».

Weil aber ein solcher Lebenssinn sinnlos ist, muß Leopardi ein Gedicht wie *Aspasia* schreiben. Denn Sinnlosigkeit treibt zur Empörung, zur Rache, zur Selbstquälung. All dies findet sich in diesem Gedicht. *Aspasia* ist, wie Karl Voßler es sagt, eine Rache, und zwar keine gesellschaftliche, sondern Rache an seinem Schicksal. Es ist ein Höhnen

---

[1] Vgl. Giuseppe de Lorenzo, *Shakespeare e il dolore del mondo,* Bologna 1922; *Leopardi e Schopenhauer*, Napoli 1923.

der Götter aus eigener Schwäche. Nicht die Frau ist schuld, wenn er in ihrer Gestalt nicht mehr das Göttliche erleben kann, sondern seine eigene Leere. Wenn er nun das Weib verhöhnt und es als minderwertig verlacht, dann ist diese Haltung nichts anderes, als eine Selbstpeinigung. Wir glauben ihm nicht, wenn er das Ersterben der Natur, des Menschen, als eine Freude zu erleben vorgibt. «Cadde l'incanto, e spezzato con esso, a terra sparso il giogo: onde m'allegro». Dies ist die Leidenschaftlichkeit eines Ohnmächtigen. Es ist also nicht richtig, wenn man wie De Lorenzo aus diesem Gedicht folgern will, Leopardi habe die Frau als ein dem Manne nicht ebenbürtiges Geschöpf betrachtet. *Il pensiero dominante* und die andern Gedichte haben zur Genüge erwiesen, daß sich Leopardi die Harmonie des Ewigen nur in weiblicher Gestalt zurückrufen konnte. Von Verachtung der Frau kann bei ihm keine Rede sein. Aber er war dazu verurteilt, die geliebte Frau nicht finden zu können. Warum, das ist uns Geheimnis.

Für Leopardi ist der Tod eine beklemmende Frage geblieben, dies zeigen die vier letzten Gedichte, *Sopra un basso rilievo antico sepolcrale, Sopra il ritratto di una bella donna, Il tramonto della luna* und *La ginestra* am deutlichsten, weil hier jegliches Hoffen erloschen ist. Daß z. B. die junge schöne Frau sterben mußte, das kann vielleicht dem Verstand als Glück erscheinen, aber die Seele erschaudert dabei. Was ihr heut als ein Bild des Göttlichen erscheint, ist ihr im Tod eine Fratze des Chaos. So unsicher, so unruhig ist Leopardis Lebensende, daß er sogar in der Ginsterblume die Haltung des heroischen Menschen erblicken kann. Er möchte so wie diese Blume den Tod erwarten können; nicht in bittender Unterwerfung, aber auch nicht in höhnender Gebärde. Daß er nicht in Ergebung sterben kann, ist seine Qual und sein Trost; denn im Fluchen und Flehen ist das Weinen der leidenden, lebenden Seele. Das stumme Erlöschen wäre das Sterben des schon Erstorbenen. Auch aus diesem Gedicht wird deutlich, daß Leopardi von seiner Unruhe, seiner Qual nicht erlöst wurde. Das Vermächtnis dieser Gedichte ist nicht ein Aufleuchten der Liebe[1], sondern eine Klage. Wenn Leopardi in der *Ginestra* von der Verbrüderung der Menschen redet, dann ist dies noch lange kein überzeugender Aufruf zur Menschenliebe, sondern höchstens ein schüchterner Wunsch, wenn nicht eine literarische Formel.

Aber umso mehr leuchtet aus der Unruhe dieses zerrissenen Menschen das Ewige. Leopardis Schmerz, sein Nichts, ist keine philosophische Erkenntnis, die uns die Wahrheit des ewigen Leidens verkündet, sondern

---

[1] Giacomo Leopardi, *I Canti*, ed. da M. Scherillo, Milano 1924, p. 502.

dieses Nichts offenbart gerade das Absolute, das Leben als Erlösung. Sein Schrei ist uns Gewähr seiner Gottesnähe. Für Leopardi gelten auch Baudelaires Verse:

> Car c'est vraiment, Seigneur, le meilleur témoignage
> Que nous puissions donner de notre dignité,
> Que cet ardent sanglot qui roule d'âge en âge
> Et vient mourir au bord de votre éternité.[1]

[1] *Les Phares.*

Herisau. *Karl Weller.*

Zum schriftitalienischen Wortschatz in seinem Verhältnis zum Toscanischen und zur Wortgeographie der Toscana.

(Mit vier Karten)

Als mein Freund Jaberg und ich an die Durchführung des Sprach- und Sachatlanten Italiens und der Südschweiz herantraten, appellierten wir, nachdem Herr Dr. Ulrico Hoepli als erster uns seine tatkräftige Unterstützung geliehen hatte, an die Mitwirkung unseres verehrten Lehrers und Kollegen, Prof. Gauchat, dessen sachkundiges Urteil und beredtes Eintreten im Schoße des Kuratoriums der Stiftung für wissenschaftliche Forschung der Universität Zürich die Bereitstellung bedeutender Mittel erreichte, die uns die Schwierigkeiten der ersten Periode überwinden halfen. Und die ganzen sechs Jahre hindurch, da Dr. P. Scheuermeier (und später Dr. G. Rohlfs) in geduldiger mühseliger Arbeit die Ernte auf italienischem-rätischem Boden einheimsten, begleitete der Jubilar unser Werk mit jener warmen inneren Anteilnahme, die bei wissenschaftlicher Forschung ebenso unentbehrlich ist, wie im Unterricht der Mittelschule und der Universität. So vereinen sich denn in diesem Bande die beiden Leiter des Atlanten mit ihrem Explorator Dr. P. Scheuermeier, um Ihnen in Dankbarkeit diese Erstlingsfrüchte darzubringen.

Wir wissen bis heute sehr wenig über die lexikologische Gliederung, wie sie einst innerhalb der Toscana[1] während des Mittelalters bestand

[1] Toscana fasse ich im sprachlichen, nicht im heutigen staatsrechtlichen Sinn auf: die transapenninische Toscana mit dem Zentrum: Rocca San Casciano spricht romagnolisch, in der Val Magra herrschen mehr oder weniger toscanisch infizierte emilianisch-ligurische Mundarten, vgl. dazu G. Bottiglioni, *Rev. de dial. rom.* III, 77—143, 339—401; D. Giannarelli, *Rev. de dial. rom.* V, 261—311 und neuerdings N. Maccarone, *Arch. glott.* XIX, 1—125. Der Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz (*AIS.*) besitzt aus diesen innerhalb der heutigen Provinz Toscana gelegenen, aber nicht «toscanisch» sprechenden Mundarten zwei Aufnahmen: San Benedetto in Alpe (Rocca San Casciano, Punkt 170), dann Pontremoli (P. 214), ferner das hart an der toscanischen Provinzgrenze gelegene Castelnuovo di Magra (P. 215), das eine ligurisch-toscanische Mundart kennt.

und — trümmerhaft — bis heute sich erhalten hat. Wenn das italienische Wörterbuch von Petrocchi als Bezeichnungen für den Frosch: la *rana*, la *ranocchia*, il *ranocchio*, la *granocchia*, il *granocchio* registriert, so möchte der für die Herausbildung der modernen Schriftsprache Italiens sich interessierende Sprachforscher gerne erfahren, ob in der Schule außerhalb der Toscana *rana* oder *ranocchia* als schriftsprachlich («italienisch») gelehrt wird, und wie sich innerhalb der Toscana *rana* und *ranocchia* verteilen. Wie sind die Angaben des Wörterbuchs von Petrocchi zu interpretieren, der folgende Formen verzeichnet: 1. *rana*, 2. a) *ranocchia* «rana», b) *granocchio* «lo stesso e più popolare che rana», 3. a) *granocchia*, b) *granocchio* (popolare) «ranocchio»? Besteht im Gebrauch von *rana* und *(g)ranocchio* ein Unterschied derart, daß das vornehmere Toscanisch das eine, das Vulgärtoscanisch[1] das andere Wort vorzieht? Und welches ist die Verbreitung der sogenannten «forme popolari»: *ranocchia, gr-* innerhalb der Toscana selbst? Wenn *ranocchia*, *granocchia* «volkstümlich» sind, warum hat die Schriftsprache diese toscanischen Ausdrücke nicht einfach rezipiert[2], sondern anscheinend das

[1] Über den Wortschatz der modernen toscan. Mundarten sind wir immer noch sehr ungenügend informiert: namentlich macht sich das Fehlen eines südtoscanischen und aretinischen Wörterbuches sehr fühlbar. Die wichtigsten Quellen, die herangezogen wurden, sind außer Petrocchi, *Dizionario universale della lingua italiana* (unter dem Strich viele toscanische Vulgärausdrücke) die folgenden:

Lucchese: J. Nieri, *Vocabolario lucchese*, Lucca 1902 (cf. Salvioni, *Arch. glott.* XVI, 395—477). — Pieri, *Arch. glott.* XII, 107—134, 161—180; *Z. f. rom. Phil.* XXVIII, 161—191 (Versilia).

Pisano: Pieri, *Arch. glott.* XII, 141—160.
Malagoli, *La letteratura vernacola pisana*, Pisa 1916 (Glossar).

Montalese: Nerucci, *Saggio di uno studio sopra i vernacoli della Toscana*, Milano 1865.

Fiorentino: Fanfani, *Voci e maniere del parlare fiorentino*, Firenze 1870.

Wichtig für die Wortgeographie der Nordtoscana sind die grundlegenden toponomastischen Arbeiten von Pieri: *Toponomastica della Valle del Serchio e della Lima*, *Suppl.* V *dell'Arch. glott.* und *Toponomastica della valle dell'Arno*, Roma 1919.

[2] Auf meine Bitte haben Dr. Mario Gualzata in Bellinzona und Prof. Alfr. Schiaffini in Genua bei Lehrern Umfragen veranstaltet, ob in der Schule *rana* oder *ranocchia* als schriftitalien. Form den mundartsprechenden Schülern gelehrt wird: im Tessin wird nur *rana* als italienisch empfunden; die genuesischen Studenten Schiaffinis brauchen nur *rana*, nicht *ranocchia* oder *ranocchio*, zwei in Genua wirkende Elementarlehrer lehren in der Schule *ranocchio*, aber ob mit Erfolg? — Ein der *Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache* von Kretschmer analoges Werk müßte für

Bedürfnis empfunden, einem dritten Worte den Vorzug zu geben und *rana* zu sanktionieren?

Wer nun etwa die Hoffnung hegt, über die eben skizzierten Fragen aus den toscanischen Regionalwörterbüchern oder Mundartmonographien vertieften Einblick zu erhalten, wird kaum auf die Rechnung kommen. Daß die Angabe Nieris: *ranocchiaio* «paese basso, acquitrinoso, grillaia» den Schluß erlaubt, für das Gebiet von Lucca ein *ranocchia* «Frosch» zu vindizieren, ist wahrscheinlich; aus der Bemerkung Savinis, *Diz. Teramano*, s. *ranucchiare*: «i toscani dicono *ranocchiai* ai Pisani e ai Pratesi» darf aber doch kaum gefolgert werden, daß man in Pisa *ranocchia* sage, denn Pieri, *Arch. glott.* XII, 151, wie Malagoli, *La letteratura vernacola pisana, gloss.* s. v. führen ein *granocchio* an aus stadtpisanischer Dialektliteratur. Endlich scheint *granocchio* dem pistojesischen Montale (nach Nerucci) und dem Contado fiorentino (nach Fanfani) eigen zu sein. Auf Grund der heutigen Kenntnisse, soweit sie in der wissenschaftlichen Literatur mir zugänglich sind, ergäbe sich folgendes Bild: *ranocchio* (oder *-a?*): Lucchese; *granocchio:* Pisa città, Fiorentino, Montalese; alle diese Angaben stammen aber aus dem Nordzipfel der Toscana! Welchen Ausdruck aber die ganze übrige Toscana südlich von Florenz und Pisa für den Begriff «Frosch» verwendet, blieb uns bis heute unbekannt.

Die Aufnahmen, die im Jahre 1924 Dr. P. Scheuermeier für den *AIS.* innerhalb der Toscana an 29 Punkten durchgeführt hat, zeigen uns das Bild, wie es auf der Karte I[1] eingezeichnet ist.

---

die Kenntnis der Verbreitung des schriftsprachlichen Wortschatzes innerhalb der einzelnen Provinzen Italiens außergewöhnliches Interesse bieten. Es wäre z. B. fesselnd zu sehen, ob *rana* nicht in dem Gebiete, das auch mundartlich *rana* braucht, größere Chance hat, durchzudringen als in dem mittel- und süditalienischen Gebiet, wo *ranocchia* (resp. *ranonchia*) in den Dialekten vorherrschen, und wo dank des ähnlichen Ausdruckes in der Mundart das toscan. *ranocchia* eher Aussicht hat, zu siegen.

[1] Die Karten, die beigefügt sind, enthalten sämtliche innerhalb der heutigen Grenzen der Toscana gelegenen Orte mit den (provisorischen) Nummern der Ortschaften, die Dr. Scheuermeier besucht hat (P. 170 ist sprachlich romagnolisch, 217 emilianisch): rings um die Toscana sind die römischen-umbrischen - marchigianischen - romagnolischen - emilianischen - ligurischen Grenzpunkte eingetragen, die die Lagerung der Worttypen außerhalb der Toscana illustrieren. Wegen der Kosten konnte nur eine beschränkte Auswahl von Karten unserem Artikel beigefügt werden. Ich gebe nicht die phonetisch transkribierten Formen, da die Druckerei nicht über die im Atlas verwendeten Zeichen verfügt, sondern durch verschiedenfarbige Striche unter den Ortsnummern die toscan. Typen-formen: 1. *granocchio, granocchia,* 2. *ranocchio, ranocchia,* 3. *rana.*

Die Verteilung der Formen *rana: (g)ranocchio, -a* innerhalb der Toscana ist folgendermaßen zu bestimmen: ***ranocchio*** ist im wesentlichen beschränkt auf das Lucchesische, Pistojesische, Stadt Pisa, die «lingua colta» der Stadt Florenz, einen Teil des florentinischen Contado (P. 220, 228, 235 unserer Karte) und ***ranocchia*** auf das Aretinische; ***granocchio:*** contado di Pisa (P. 221, 223, 222), Florenz (San Frediano) und ein Teil des Contado von Florenz (P. 229, 235); ***granocchia:*** Südtoscana (Siena, Grosseto). Dagegen fehlt in der Toscana völlig: *rana.* Diese auf Grund unserer Atlasaufnahme erzielte Feststellung stimmt sehr schön überein mit der oben aus anderen nordtoscan. Quellen festgestellten Verbreitung von *ranocchio* (Lucca) und *granocchio* (pisan., florent., montalese)[1].

Ferner ergibt sich aus unseren Aufnahmen, daß *granocchio (-a)* stärker «popolare» ist als *ranocchio, -a,* denn *ranocchio* wird von dem aus der florentinischen Vorstadt San Frediano (P. 226) stammenden Gewährsmann ausdrücklich als nicht vulgär-florentinisch abgelehnt, während der der gebildeten Bevölkerungsschicht von Florenz angehörige zweite Gewährsmann des *AIS.* «*granocchio*» als vulgär zu Gunsten von *ranocchio* verwirft[2]. Endlich mag erwähnt werden, daß die Verbreitungszonen von *granocchio* und *ranocchio*, wie sie Dr. Scheuermeier festzustellen Gelegenheit hatte, ihre schöne Bestätigung finden durch die Flurnamen des Arno- und Serchiobeckens:

ranocchio. Prov. di Lucca: *Ranocchiaio* (Cafagio, Querceta), *Ranocchiaja* (Cardoso, Pruna)[3]. — Prov. di Arezzo: (pian dei) *Ranocchi* (Lóscove, Poppi)[4]. — Prov. di Firenze: *ranocchiaja* (*La*) (Impruneta, Galluzzo)[5]; *Ranocchiaja* (San Casciano di Pesa)[5].

---

[1] Montale liegt halbwegs zwischen den von uns aufgenommenen Punkten: 219 (pistojesisch, *ranocchio*) und 226 Florenz (San Frediano, *granocchio*): Montale gehört also (nach Nerucci) zum florentin. *granocchio*-Gebiet, das Schwanken der beiden Formen im Florentin. wird auch durch das Nebeneinanderbestehen von *granocchiaja, ranocchiaja* «Purpurreiher» (Giglioli), *Arch. rom.* VI, 168 bestätigt.

[2] In P. 235 (Stia) gibt das Hauptsujet *ranocchio*, seine Tochter aber *granocchio.* Spricht der Vater oder die Tochter «besser» toscanisch?

[3] cf. unsere Aufnahmen in P. 217, 218: Typus *ranocchio.*

[4] Lóscove liegt etwas südlich von P. 235, wo nach unserem Gewährsmann *ranocchio* lebendig ist.

[5] Die beiden Punkte liegen zwischen Florenz (P. 226, 227), wo in vulgärer Rede *granocchio*, in vornehmer Rede *ranocchio* bezeugt ist, und P. 228, der *ranocchio* kennt.

granocchio. Prov. di Firenze: *Granocchio* (Gattaia, Vicchio [Mugello])[1], *Granocchiaja* (Cambiano, Castelfiorentino)[2].

Man darf also wohl ruhig behaupten, daß sowohl *granocchio* wie *ranocchio* den Norden der Toscana, für den uns die gut fundierten Ortsnamenforschungen Pieris vorliegen, seit alter Zeit beherrschen[3], und daß demnach beide Formen in der für die Entstehung der Schriftsprache entscheidenden Nordtoscana, soweit wir zeitlich zurückgehen können, stets nebeneinander lebten.

Werfen wir nun einen Blick auf das die Toscana umschließende Gebiet, so ist zunächst die genuesische Riviera wie die Emilia ein *rana*-, die Romagna (mit Ausnahme des Ferraresischen) ein *ranocchia*-, die Marche ein *granocchia*- (neben *ranocchia*-), Umbrien ein *granocchia*-, ein Teil des Abruzzesischen, wie das Römische, ein *ranocchia*-Gebiet. Also in großen Zügen: Italien zerfällt in drei Zonen: 1. *rana* deckt Norditalien (also das ganze ital.-ladinische Gebiet Italiens) vom Po bis zu den Alpen[4], den Kanton Tessin und romanisch Graubünden[5]; südlich des Po: die Emilia, die Provinz Ferrara, Südpiemont, Ligurien. 2. *(g)ranocchio, -a* umfaßt Mittelitalien[6], Romagna (mit Ausnahme der Provinz Ferrara), Marche, Abruzzen, Molise, Foggia (der südlichste Vorposten

[1] liegt östlich von P. 229, der *granocchio* bietet.

[2] liegt inmitten des Vierecks, das gebildet wird durch unsere 4 Punkte: 226 (*granocchio*), P. 220, 228 (*ran*-), P. 221 (*gran*-).

[3] Pieri, *Topon. delle valli del Serchio e della Lima,* p. 116 stellt zu *rana* auch einen Bachnamen *Ralla*, der um 776 als *Ranule* auftritt und der zunächst eine Ortsbezeichnung war. Jedenfalls ginge dieser Name, falls er wirklich mit *rana* zusammenhängt, seiner ganzen Bildungsweise nach in die römische Epoche zurück.

[4] Nach Pirona besteht im Friaul neben *rane* auch der Typus *crott* «rana» (zu dessen Herkunft neben Gartner, *Rätorom. Grammatik*, p. 23 auch Schuchardt, *Z. f. rom. Phil.* XXXI, 319, 741 zu vergleichen ist), und dieser Worttypus ist nach unseren Aufnahmen in Tramonti di Sotto, Tricesimo, Udine, Ruda (hier: *rana* [nicht eßbar] neben *krot* [eßbar]) festgestellt.

[5] Zum Typus RANULA in mittelbündnerischen Mundarten, cf. Lutta, *Der Dialekt von Bergün,* p. 232.

[6] cf. Karte I und Wörterbuchformen: bologn. *ranocc*, romagnol. *ranocc;* Marche *(g)ranocchia*, *grenächie* u. s. w. Neumann-Spallart, *Beiheft* XI der *Z. f. rom. Phil.*, p. 25, 33, 67, Arcevia *granòcchia* (Crocioni 15), Teramo *ranucchiə* (plur.); Abruzz. *ranócchie* f. (Finamore); Andria *ranòcchie* (Cotugno), umbr. *ranocchia* «saltamartino (trastullo fanciullesco)» (Trabalza). – Für den «Laubfrosch» führt Malaspina als parmig. *ranǫč* an, und denselben Laubfrosch bezeichnet wohl das für Fiorenzuola bezeugte *ranǫč* «ranocchio» (neben *rāa* «rana») bei Casella, *Studj romanzi* XVII, 26. Unser Explorator

am adriatischen Meere scheint Andria zu sein); Toscana, Umbrien, Nordlatium (südlich von Rom, auf der tyrrhenischen Seite, kennt Arpino noch *rənuọkkjə*, *Arch. glott.* XIII, 305 [1]); 3. *(g)ranonchio, -a* ist charakteristisch [2] für einen großen Teil Südlatiums, einen Teil des Abruzzesischen, sowie der Prov. Foggia; für Campanien, strichweise erscheint dẹr Typus in Calabrien, Sizilien [3].

Einem RANA Oberitaliens steht offenbar ein (G)RANUCULA, -U Mittelitaliens [4], ein (G)RANUNCULA, -U Süditaliens gegenüber.

---

hat für San Secondo (Prov. di Parma) *i rantọ́č* (plur.) [neben *la ranẹ́la*] «Laubfrosch» aufgezeichnet. — Zum zentralital. *ranocchia* cf. auch Merlo, *Fonologia di Sora,* p. 156—157.

[1] Nach den bisherigen Aufnahmen von Dr. Scheuermeier und Dr. Rohlfs für den künftigen *AIS.* verläuft die südliche Grenzlinie von (G)RANUCULA von Osten nach Westen durch die Punkte: Rom, Palombara, Tagliacozzo, Scanno, San Donato, Roccasicura, Trevico, Morrone, Sannio.

[2] Nach den Wörterbüchern: Paliano *ranọnghja, Studj rom.* XVII, 89, Velletri *ranùnkia,* s. (Ortsabkürzung, die ich nicht aufzulösen vermag) *kranùnkio, Studj rom.* V, 80; Castro dei Volsci *(g)ranọnkja, Studj rom.* VII, 254; neapolit. *ranonchia, granunchia, ranogna;* irpin. *ranogna* (neben *rana*), Bari *ranognue* «rana, ranocchia» (Zonno), calabr. *granunchiu* (Cotronei, Scerbo; der letztere führt aber auch *granocchia* an), sizil. *ranunku, lavrunchiu, laurunchiu,* Catania *runkja,* Bronte *ruonkja*; zu den letzteren Formen Salvioni, *Rendic. dell' Ist. lomb.* XL, 1111, *Studj rom.* VI, 54 n., De Gregorio, *Studi glott.* VII, 309, Schneegans, *Sizil. Mundart,* p. 42, Cremona, *Caltagironese* 47. — Nach den Aufnahmen von Dr. Rohlfs ist der Typus RANUNCULA bezeugt für Latium: Serrone, Sonnino, Veroli, Santa Francesca; Campanien: Ottaiano, Formicola, Ausonia, Napoli, Acerno, Teggiano, Omignano, Montefusco, Colle Sannita (= «Laubfrosch»); Nordcalabrien: Saracena, Acri; Südcalabrien: Melissa; fast ganz Sizilien und auf der adriatischen Seite Prov. Foggia: Giovanni Rotondo, Ascoli Satriano; Prov. Bari: Ruvo, Bari.

[3] Lokal begrenzte Typen sind in der Prov. Bari und in der Basilicata belegt: *maravòtula* (cf. auch Tarent *maravuètto* «rana» *Studj rom.* VI, 29), der zu dem weit verbreiteten *ranabot bottarana* «Kaulquappe» gehört, worüber Mussafia, *Beitrag* 93, Lorck, *Altbergam. Sprachdenkm.* 216, *Bulletin du gloss. des pat. de la Suisse rom.* XI, 12 n. zu vergleichen sind. Vereinzelt tritt im *AIS.* auch *rana* (Schulwort?) auf: Spinazzola (Bari), Ripacandida (neben *ranọ́ñəl*ᵃ «Laubfrosch»), Picerno (Potenza), Acquafredda (tyrrhen. Küste), während in Guardia piemontese die von den Westalpen herstammende Bevölkerung *rana* aus der Heimat mitgebracht haben dürfte. Endlich calabr. *vròsaku* (wozu Rohlfs, *Griechen und Romanen in Unteritalien,* p. 15), sowie mehrere dunkle Wörter, auf die ich hier nicht eingehen kann.

[4] Vielleicht würde es einer lautlichen Detailuntersuchung gelingen, festzustellen, ob im Anlaut *gr-* oder *r-* (cf. *grenouille,* aprov. *ranolha*) älter

Da aber in der Nordtoscana zwei lautlich konkurrierende Formen: *ranocchia*, *granocchia* um die Vorherrschaft rivalisieren, griff die den Mundarten übergeordnete Schriftsprache, einer Entscheidung zwischen den beiden Konkurrenten geschickt ausweichend, keck zu dem lateinischen Wort RANA (das zudem in Oberitalien fest eingewurzelt ist), wobei *ranocchio*, *granocchio*[1] als toscanischen Formen ein bescheidenes Plätzchen im Wörterbuch nicht verwehrt wird: die Schriftsprache nimmt gewissermaßen durch die Adoption von RANA die römische Tradition wieder auf und begründet so neuerdings die lexikologische Einheit von Italien, wenn auch Mittel- und Süditalien mit der Ableitung *ranocchio* ebenfalls in der Schriftsprache vertreten sind.

II. Der Name Kirsche erscheint in Italien unter zwei Formen: 1. Mittel-[3] und Süditalien weisen das dem Griech. näherstehende CERASEA auf. 2. Oberitalien, Tessin, wie das rätoromanische Gebiet Friauls, des Trentino und der Schweiz kennen dagegen in Übereinstimmung mit Frankreich CERESEA. Die nördlichsten Punkte der *cerasea*-Zone sind auf Grund der Angaben der Wörterbücher und der dialektologischen Arbeiten folgende: lucch. *ceragia*, Pieri, *Arch. glott.* XII, 113; Massa *cerasa*, *Rev. de dial. rom.* V, 270; altpisan. *ceragia*, *Arch. glott.* XII, 144[4]; Siena *saragia*, *Rev. de dial. rom.* IV, 89 n.[5]; Jesi *cerasa*, Gatti, *Z. f. rom.*

ist: in einem Gebiet, wo, wie in Latium, Umbrien, ferner in einem Teil Süditaliens, GRANU in bestimmten syntaktischen Zusammensetzungen zu RANU wird, konnte natürlich ein GRANUCULA, GRANUNCULA sekundär zu einem RANUCULA, RANUNCULA werden, sodaß also z. T. die *ranocchia*-Formen vielleicht gar nicht überall direkte Fortsetzer von lat. RANUCULA sind.

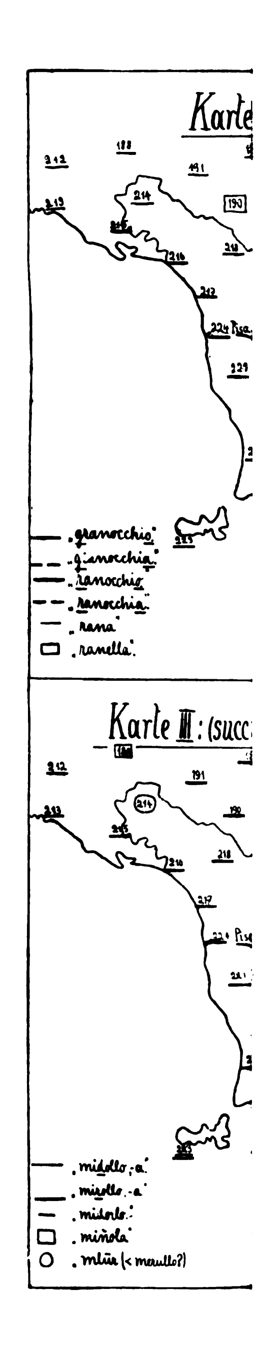
[1] *Ranocchia* war möglicherweise wegen der Bedeutung des Suffixes *-occhio* in inferiorer Stellung gegenüber *rana:* ein *-occhio* in *mazzocchio* gegenüber *mazzo*, ein *pastocchia* gegenüber *pasta*, *batocchio* gegenüber *batacchio*, *capocchio* gegenüber *capo* scheint leicht vergröbernde Nuance aufzuweisen: mir wurde spontan mehrfach von Oberitalienern betont, daß *ranocchia* ein «spregiativo» von *rana* sei.

[2] So hat die Bearbeitung des «Tesoro» (*Arch. rom.* V, 169), die mancherlei senesische Eigentümlichkeiten im Wortschatz aufweist, nicht *granocchia*, sondern *rana*.

[3] Velletri *cerẹsa*, *Studj rom.* V, 35, ist wohl jünger als die daneben bestehende Form *cerasa* (p. 50), die, soviel ich sehe, in ganz Latium die herrschende ist.

[4] nach Pușcariu, *Rum. Jahresbericht* XI, 371, wäre auch für Arezzo *seragia* (im Rumän. Etymol. Wtbuch als *serağa* transkribiert) bezeugt. Woher?

[5] cf. auch Corsica: *chiaragia*, *Arch. glott.* XIV, 141, *Rev. dial. rom.* V, 185.


Karte
Karte III: (succ
granocchio
granocchia
ranocchio
ranocchia
rana
ranella
midollo, -a
miollo, -a
midolo
miñola
mlüa (< merullo?)

Phil. XXXIV, 684, Arcevia *cerasa* (neben *ceréscia*, Crocioni, p. 1). Nach unseren Aufnahmen weist die Toscana drei Typen auf: 1. *cerasea, cerascia:* (Elba, P. 223), lucches. (P. 217, 218), Siena Stadt (P. 231) und Contado (P. 232, 247), Südtoscana (P. 248, 249, 250, 251, 252), cf. beiliegende Karte II. — 2. **celesea, ciliegia:* fiorentino (P. 220, 225, 226, 227, 228, 229), Radda (Chianti) (P. 230), Stadt Arezzo (P. 234), Stia (P. 235) (neben *ceresa*), Pistoja Contado (P. 219), Pisa und Contado[1] (P. 221, 222, 224, 233). — 3. *ceresea . ciriesa:* Arezzo Contado (P. 236, 241, 242), Stia (P. 235, neben *ciliegia*)[2].

Florenz wie das Aretino gravitieren also nach dem nördlichen *ceresea*-Gebiet, Lucca-Siena-Grosseto nach dem südlichen *cerasea*-Gebiet.

Auf Grund der Orts- und Flurnamenforschungen Pieris ergibt sich für die Nordtoscana hinsichtlich der Verteilung von *cerasea*, *celesea*, *ceresea* folgendes Bild:

cerasea: Ceragio, -a, -agiola, -agioli, -agetta, -ageto, -ageta im Flußgebiet des Serchio und der Lima (Lucca)[3], cf. auch den Ortsnamen *črášola* bei Sassalbo (also Prov. Lucca) *Rev. dial. rom.* V, 270; *Ceragiola* (Calci, Pisa); *Seragio* (Puliciano, Arezzo); *Saragio* (Abbadia, Siena), *Saragiolo* (Torrita, Siena).

**celesea: Ciliegiola* (Stignano, halbwegs zwischen Lucca-Pistoja), *-giole* (Porta lucchese, Pistoja); *Ciliegeta* (San Donato, San Gimignano [Siena]).

---

[1] Die *-l*-Form ist immer noch nicht gedeutet: der Hinweis Salvionis, *Rendic. dell' Ist. Lomb.* XXXIX, 507 auf *-l*-Formen, wie sie in Puschlav-Misox (cf. auch Badia [Appennino] *cileja*, aus dem Toscan. entlehnt?), dann auch in Ostfrankreich (cf. *ALF.* c. *cerise*) bezeugt sind, bedeutet natürlich noch keine Erklärung. Die Versuchung läge nahe, die florent. Form als entlehnt aus einem altligurischen *ceresa* zu betrachten: da die Florentiner dessen bewußt waren, daß ihrem *-l-* im Ligurischen ein *-r-* entsprach, so läge in *ciliegia* eine falsche «Hypertoscanisierung» vor. Auch *-ǵ-* < -sj- im Florentinischen scheint auf Entlehnung des Wortes hinzuweisen (cf. *Luigi*, *Parigi* aus der altoberital. Vorstufe: **Luisi*, **Parisi*).

[2] Pisa als toscanische Universitätsstadt ist heute offenbar ein sekundäres Irradiationszentrum der florentinischen Spielart des Vulgärtoscanischen; Lucca dagegen ist gegenüber Florenz stärker widerstandsfähig: vgl. *topo cieco* «Maulwurf», das nur im Lucches. (P. 218), aber in keinem pisanischen Punkt mehr bezeugt ist (cf. unten p. 309 und Karte IV).

[3] Ein *Ceresella* (Crasciana, Bagni di Lucca), ein *Cerigiola* (Campolémisi, Garfagnana), ein *Cirigiola* (Dalli, Garfagnana) scheinen eine Ausnahme innerhalb der *ceragia*-Zone zu bilden, aber cf. Pieri, *Toponom. Serchio e Lima*, p. 226, der § 8 Beispiele von vortonigem $a > e$ bringt, z. B. *Gennariano: Generiano, Ferneta* statt *Farneta* u. a.

ceresea: Siregiolo (Montefatucchio, Arezzo, cf. *siregia* «Kirsche»); Urkundl. Formen: *Ciarisiolo* (1109) Arezzo; *Cerisciolo* (1029) Arezzo. Die Ergebnisse der Ortsnamenforschung in der Nordtoscana decken sich mit denen unserer Aufnahmen für die *cerasea*-Zone (Lucchese), *ciliegia* (Pistoja-Florenz), *ceresea* (Aretino): ein scheinbarer Widerspruch besteht für das Pisanische. Wenn nämlich *REW* n° 1883 auch für Pisa *ceragia* (transkribiert *čeráža*) kennt, so ist zunächst zu bemerken, daß Pieri, *Arch. glott.* XI, 144 ein pisan. *ceragia* nicht als lebendige Form für Pisa beansprucht, sondern *ceragia* aus der Cronaca pisana di un anonimo (14. und 15. Jahrh.) belegt: demnach ist *ceragia* wohl nur altpisanisch[1], nicht aber der jetzt gesprochenen pisan. Mundart[2] eigen, denn Pieri hätte gewiß nicht versäumt, in seiner Studie über die pisanische Mundart die Form *ceragia* als lebend anzuführen und an das kurz vorher erwähnte lucches. *ceragia* (*Arch. glott.* XII, 119) anzuknüpfen. Daß *ciliegia* sich auf Kosten der andern toscan. Konkurrenzformen *ceresea*, *cerasea* ausbreitet, das zeigt deutlich auch die Stadt Arezzo, die inmitten des konservativeren Contado mit *ceresea* die Form *šilyę̌ža* bietet; das zeigt ferner Radda, das, in der Provinz Siena gelegen, bereits die florentin. Form aufweist.

Zusammenfassend ist zu sagen: im Mittelalter (13. Jh.) war wohl *cerasea* am stärksten verbreitet (altpisan., Lucchese, Senese), aber von Norden ist früh *ceresea* eingedrungen und zwar durch die beiden natürlichen Einfallstore: von Ligurien her oder durch das Renotal bei Bologna ist *ceresea* in das pistojes.-florentinische Becken, von der Romagna und den Marche her ins Aretinische und ins Tibertal vorgestoßen, wo *ceresea* über Caprese Michelangelo (P. 236) hinunter bis Gubbio (P. 244) reicht[3]. Die Toscana zeigt also auch hier deutlich ihre Grenzstellung zwischen dem Norden und Süden Italiens, und wiederum hat die Schriftsprache nicht das südital.-mittelital., süd-, nord- und osttoscanische *cerascia*, sondern das nordital. *ceresa* in der ausgeprägten florentin. Form *ciliegia* bevor-

---

[1] Ein *ceragia* als altpisan. Unterlage wird durch den Ortsnamen *Ceragiola* (Calci, Pisa) bestätigt, und einen wohl im Contado pisano gelegenen Ort erwähnt Trauzzi, *Arch. glott.* XVII, 482: (in loco quodam) *cerascio* (a. 1165).

[2] Das Pisanische stand bekanntlich lautlich-morphologisch im Mittelalter dem Lucchesischen sehr nahe; erst die Neuzeit ließ den sprachlichen Einfluß von Florenz dominieren, cf. auch Parodi, *Romania* XXV, 144.

[3] das *ę* von *čerę̌za* ist in Gubbio scharf getrennt von dem *ä* von *päla* < PALA. — Über weitere *cerasea*-Formen in Mittelitalien, cf. zuletzt Merlo, *Fonologia del dial. di Sora*, p. 176 n. 2, 177 n.

zugt. Der florentinische Stempel ist hier dem schriftsprachlichen *ciliegia* deutlich aufgedrückt.

III. Ein ebenso interessantes Problem stellt die Karte des *AIS.* *midollo* dar. In unserem Questionnaire figurieren drei Fragen, die für die Herstellung der Karte *midollo* berücksichtigt werden müssen: einmal «Mark des Baumes»[1], ein zweites Mal «Mark des Knochens» und endlich «Brotkrume». Für den Begriff «Mark» des Baumes konkurrieren in Italien mit *midollo* andere Wörter wie ANIMA, COR, CIBU: für «Brotkrume» liegen ebenfalls Konkurrenzwörter vor, dagegen für das «Knochenmark» erfreut sich das lat. MEDULLA einer fast unumstrittenen Herrschaft. Nun kennt für das lat. MEDULLA Italien zwei phonetische Varianten: *merollo, -a*[2], das nach den Aufnahmen von Dr. Scheuermeier und Dr. Rohlfs folgendes Gebiet deckt: 1. Nord- und Westsizilien (San Fratello[3], Mistretta, Palermo, Baucina, Vita), sowie die Südostecke (San Michele di Ganzaria, Giarratana); 2. ital. Festland a) tyrrhenische Seite: Teil der Basilicata (Picerno, San Chirico), Neapel mit Südcampanien, Latium, Umbrien, größter Teil der Toscana (cf. beilieg. Karte III)[4]. b) adriatische Seite[5]:

[1] besonders des Hollunders (*sambuco*)!

[2] Zur Erklärung dieser Form, die ein lat. *merulla* voraussetzt, cf. Thurneysen, *Indog. Forsch.* XXI, 178 und Bertoni, *Arch. rom.* IV, 376.

[3] Für San Fratello bezeugt auch De Gregorio, *Arch. glott.* VIII, 309, 313: *miruọ́ḍḍa;* dagegen Via, *Studí glott.* II, 128 in seiner Monographie von Nicosia: *mədọḍḍa* (für das nahe Sperlinga hat unser Explorator *muδəḍḍō̆* aufgezeichnet); nach Traina weist Sizilien *miruḍḍa* neben *miduḍḍa* auf.

[4] Nach Zauner, *Rom. Forsch.* XIV, 351 liegt *merolla* vor in Sillano, Perugia, Rom, Neapel, Avellino. Nach Wörterbüchern und Mundartuntersuchungen: Subiaco: *merọlla* (*Studj rom.* V, 282); umbr. *merolla* (neben *mollica*) «midolla» (Trabalza), tosc. *mirollo, -a* (termine di Montale e dei contadini), älter senes. *merollo, merolla, Arch. rom.* V, 149 n. 2, 156, 158, 159, aret. *merollo* (Billi, poesie giocose), pisan. *mirollo* (Malagoli), lucches. *migrolla* (Nieri), *mirolla, Arch. glott.* XVI, 372, 456); dagegen gibt Pieri, *Arch. glott.* XII, 112 *midolla* für Lucca; Versilia *mirọllo, -a, Z. f. rom. Phil.* XXVIII, 169 n., Sillano (emilian. Kolonie) *mərọlla, Arch. glott.* XIII, 332; dazu kommt Corsica: *maruḍḍa*, Bastia *merolla, Arch. glott.* XIV, 176, Gallura *maruḍḍa,* Guarnerio, *Arch. glott.* XIV, 141 und Wagner, *Arch. f. d. Stud. d. n. Sprachen* CXLVI, 110.

[5] Nach den Wörterbüchern und Mundartuntersuchungen: Arcevia *merollo, -a* (Crocioni 7, 22), Jesi *mẹrolla, Z. f. rom. Phil.* XXXIV, 678; metaur. *mroll, mrolla* (Conti); imol. *mrolla* (Tozzoli). bologn. *mrolla* (Gaudenzi 17), mirandol. *ambrolla* (Meschieri); Portomaggiore *ambrọla* «midolla» (Schürr 21), Novellara *marola, Arch. glott.* XVII, 116; moden. *ambrolla*

nördlicher Teil der Marche (Mercatello, Sant' Agata Feltria, Fano [aber nicht Ancona], Monte Marciano, Frontone, Monte Carotto, Esanatoglia), Romagna, Emilia (Modenese, Reggiano, Parmigiano, aber nicht das Piacentino)[1].

2. *midollo* umfaßt: a) Florenz, b) mit Fall des *-d-*: *miola* und sekundären Umgestaltungen das ganze nördlich des Po gelegene Oberitalien und südlich des Po: das Ligurische, das Piemontesische, Piacentinische, Pavesische, dann: c) als *medolla-* u. ä. Formen: Süd- und Ostsizilien, Calabrien (mit Ausnahme von S. Pantaleone bei Reggio), Apulien, Teile der Basilicata, Prov. Bari, Foggia, Abruzzen, südl. Teil der Marche[2].

(Papini); regg. *marolla*, Parma *marǫlla* (Gorra, *Z. f. rom. Phil.* XVI, 377), *marola* (Piagnoli), cf. zur Entwicklung von MEDULLA, Battisti, *Beiheft XXVIII* der *Z. f. rom. Phil.*, Index s. *midollo*, der p. 162 ein *mirollo* aus dem alttoscan. Dittamondo anführt. Biondelli verzeichnet auch ein piac. *marolla*, das aber weder durch unsere Aufnahme, noch durch das Wörterbuch von Foresti (s. *miolla*), noch durch Casella für Firenzuola: *mjola*, *Studj rom.* XVII, 47 bestätigt wird. Wenn in der «toscovenezianischen» Storia di Apollonio di Tiro (ed. Carlo Salvioni, *Gloss.* s. v.) *merollo* erscheint, so dürfen wir jedenfalls nicht etwa daraus schließen, daß *merollo* dem Venezianischen eigen gewesen sei. Also auch hier stimmt das auf Grund meiner Wörterbuchbelege rekonstruierte Gebiet von *merolla* sehr genau mit an Ort und Stelle gemachten Aufnahmen des *AIS.*

[1] Die nördlichsten Vertreter von *mirollo, -a* sind nach den Aufnahmen des *AIS.* für folgende Orte bezeugt: Baura (Ferrara) — Nonantola (Modena) — Poviglio (Reggio) — San Secondo (Parma) — Parma — Val Minozzo (P. 190 Reggio) — Castelnuovo Garfagnana (P. 218 Lucca) — Pisa (P. 224). Der Verlauf der Linie stimmt zu den Angaben, die sich aus andern Quellen ergeben: Portomaggiore — Mirandola — Novellara — Parma — Sillano (emilian. Kolonie in der Toscana) — Lucca — Pisa — Versilia.

[2] Ich gebe hier nicht alle Formen an, die mir vorliegen: bemerken möchte ich nur, daß im südital. Gebiet MEDULLA bestätigt wird für Calabrien (*medudḍa* Cotronei), für Apulien (Francavilla *mitoḍḍa*, tarent. *midoḍḍa*) für Prov. Bari (Molfetta: *medoḍḍe* «midollo» [Scardigno], Bari *mədòḍḍə* [Abbatescianni], Andria *medùḍḍə* [Cotugno], Bitonto *meduḍḍə* «midollo, midolla» [Saracino]), für das Abruzzese (*medolle* [Finamore], auch irpino *meduḍḍo?*). Auffallend wäre *merolla* im sogenannten Sydrac otrantino (Text d. 15. Jahrh., *Arch. glott.* XVI, 43), wodurch eine Form *merolla* für das Altapulische sich ergäbe. Aber über den «apulischen» Charakter dieses Textes äußert sich Ribezzo, *Il dialetto di Francavilla-Fontana,* p. 7 wohl mit Recht sehr vorsichtig: «la lingua del Sydrac otrantino, più che questo e quel dialetto, rappresenta propriamente un organo o volgare letterario, nel quale, se si eccettuino forse alcune note e peculiarità fonetiche del dialetto dello scrittore, quelle da cui lo scritto prende il suo colore

Mit ital. *midolla* stellt sich die Schriftsprache in Gegensatz zum größten Teil der Toscana, der *mirolla* aufweist; *midolla* stimmt aber überein mit dem lat. MEDULLA, das Florenz adoptiert hat, und mit dem transpadanischen Oberitalien - Ligurien - Piemont. Das vulgäre lat. *merulla* hat nicht einmal ganz Italien zu erobern vermocht, und Florenz, wie die peripheren Gebiete Nord- und Süditaliens, haben die hochlateinische Form *medulla* übernommen.

IV. Lat. TALPA bedeutet in den ital. Mundarten wie frz. *taupe* den «Maulwurf», nur in der Toscana, und in einer kleinen Gruppe von am Ostabhang des nordtoscan. Apennin gelegenen romagnol.-emilianischen Orten[1] bezeichnet *topo* sowohl die «Maus» wie teilweise auch die «Ratte». Auffallend, daß dieses toscan. *topo* «Maus»-Gebiet fast rings herum von *topo* «Maulwurf» umschlossen ist: also dürfte wohl auch die Toscana einst ein *topo* «Maulwurf» gekannt haben[2]. Fragen mannigfacher Art stellen sich beim geographisch orientierten Forscher ein: warum hat nur

---

locale, gli stessi dialettismi non provengono dai vernacoli parlati, ma da fonti scritte. Tarent. *miroḍḍa* (Vincentiis, s. *midoḍḍa*) repräsentiert natürlich kein *merulla;* denn lat. intervok. *-d-* geht regelrecht im Tarent. in *-r-* über: *pere* < PEDEM (cf. De Noto, *Fonetica di Taranto,* § 189).

[1] Von Süden nach Norden (ich «toscanisiere» die Worttypen): 169 Brisighella: *topa cieca* «talpa», *top*(*o*) «topo», *topa* «ratto»; 170 San Benedetto in Alpe: *fudga* (< FODICA) «talpa», *top*(*o*) «topo»; 179 Lojano: *la musga* «topo» (< MORSICA), *top*(*o*) «topo», *topa,* «ratto»; 177 Sestola *top*(*o*) *rugon*(*e*) (= topo frugante) «talpa», *top*(*o*) «topo», *tupac*(*cio*) «ratto»; 182 Savigno: *topa* «talpa», *top*(*o*) «topo, ratto»; 190 Villa Minozzo: *topa cieca* «talpa», *top*(*o*) «topo», *topaccion*(*e*), *ratton*(*e*) «ratto» cf. Karte IV.

[2] Es ist wohl nicht ein Zufall, daß für alle von unserem Explorator in der Emilia und Romagna gelegenen und von Bauern bewohnten Orte, sofern sie nicht *FODICA (*fodga*), MORSICA (*musga*) «Maulwurf» aufweisen, ausschließlich die *o*-Form, also *topo* bezeugt ist, während *telpa* — ein leicht dialektisch umgewandeltes schriftital. *talpa* — nur in den Städten (Urbino, Ravenna, Bologna, Piacenza) auftaucht: die Stadt Parma behielt ihr altes *topa,* in Piacenza korrigierte das Sujet spontan *tẹlpa* in *topa.* Nur in der Toscana ist *tarpa* für das Pisano und einen Teil des Lucchese (P. 216, 217, 221, 222, 232), Pistojese (P. 219) und einen Teil des Fiorentino (P. 228), ferner Chiusdino (Siena, P. 232), Seggiano (Grosseto, P. 248) festgestellt, während der Typus *topo cieco* in Castiglione (Lucca P. 218) (cf. auch Versilia, *tọpa cẹca, Z. f. rom. Phil.* XXVIII, 190), im Florentin. (Barberino P. 229), Aretinischen (Stia P. 235, Caprese Michelangelo P. 236, Chiavaretto P. 241, Cortona P. 242), Sinalunga (Siena, P. 247), Pitigliano (Grosseto P. 252) auftritt und sich nach Umbrien-Nordlatium weiter fortsetzt.

die Toscana das Wort *topo* mit der Bedeutung «Maus, Ratte» ausgestattet und auf sein älteres *sorcio*, *sorco* «Maus» verzichtet, das in Latium, Umbrien, Marche, zum Teil in der Romagna, Emilia[1] sich erhalten hat?

Auf welchem Wege entledigten sich die Mundarten der Toscana, sowie die Schriftsprache, der Bedeutungsüberfülle von *topo*, das doch in Florenz — Lucca — Siena einst «Maulwurf» bedeutet haben muß, und das (offenbar unter starkem äußerem Zwang) sekundär die Bezeichnung für die «Maus» abgegeben hat? Wie nun auch die Antwort[2] auf die erste Frage lauten mag, sicher ist, daß ein Teil der toscan. Mundarten die auf die Dauer unerträgliche Doppelbedeutung von *topo* «Maulwurf», «Maus» durch das verdeutlichende *topo cieco* vermieden hat, während die Schriftsprache, einer solch schwerfälligen Bildung wie *topo cieco* ausweichend, mit sicherem Instinkt auf das Lateinische zurückgriff und durch Wiedereinführung von *talpa* «Maulwurf» eine elegante Lösung des Bedeutungskonfliktes von *topo* erreicht hat. *talpa* wie *rana* sind nicht zufällig aus dem römisch-lateinischen Wortreservoir hervorgeholt worden: beide, der «lingua illustre» Roms angehörig, schlichten Konflikte, die in der italienischen Schriftsprache auf die Dauer unerträglich sind: *talpa* sichert die Eindeutigkeit der Bedeutung von *topo*, während *rana* als tertius gaudens dem Streit um die Vorherrschaft zwischen *ranocchia*

[1] Umbrien wie Latium, z. T. auch die Marche unterscheiden *sorce*, *sorcio* «Maus» von *sorca* «Ratte»; die Romagna und die Emilia, soweit sie nicht dem Typus *ponticu* «Maus», *pontica(na)* «Ratte» den Vorzug geben, kennen für die Maus *soricu* (*sorek*). Die letztere Form ist offenbar eine falsche Singular-Rückbildung aus einem *sores* sg. und pl., das auf SORICE und (plur.) SORICES beruhend, sowohl Sg. wie Plural war; nach Vorbild von *medes*:*medic* «medici, medico», *amis*:*amic* «amici, amico» wurde von *sores* plur. der neue Singular *sorek* geschaffen (cf. ähnliche Bildungen bei Salvioni, *Rom.* XXIX, 546). Ebenso dürfte ital. *sorcio* von dem vorwiegend im Plural verwendeten *sorci* zurückgebildet sein.

[2] Die Gründe für die Aufgabe von *sorco* in der Toscana liegen vielleicht in der für das Römische bezeugten Verwendung von *sorca* in der lingua erotica (natura feminae) (cf. Castro dei Volsci, *Studj romanzi* VII, 272 und in Nocera, sowie in Palombara [hier *i soreguni*] durch Dr. Scheuermeier spontan festgestellt). Um dem doppeldeutigen Wort *sorca* auszuweichen, wurde im Toscanischen *topo* «Maulwurf» mit der neuen Bedeutung «Maus» ausgestattet. Allein das alttoscan. **sorca* der «lingua erotica» hat auch dessen Nachfolger *topo* infiziert; cf. lucches. *topa*, *Arch. glott.* XV, 373 (cf. auch abruzz. *tope* (Finamore) und südsard. *topi* (ital. Lehnwort?) «Maus, Klitoris», Wagner, *Beiheft* LVII *der Z. f. rom. Phil.*, p. 60.

und *granocchia* in der florentin. Schriftsprache ein Ende macht. Für *topo* «Maus» bringt indessen die Ausbreitung des schriftsprachl. Wortschatzes über Italien eine neue Schwierigkeit. Wird es dem schriftital. *topo* mit der Bedeutung «Maus», sowie dem schwerfälligen *topo acquaiolo*, *topo tettaiolo* «Ratte» gelingen, sowohl ein mittelital. *sorce* «Maus» (das an schriftital. *sorcio* einen Rückhalt hat), ein mittelital. *sorca* «Ratte»[1], wie ein nordital. *sores*, *sorek*, *rat* «Maus»[2], *raton* «Ratte» aus dem Felde zu schlagen? Wird ein schriftital. *topo* «Ratte, Maus», das, sobald es aus der Toscana heraustritt, auf ein *topo*, *topa* «Maulwurf» stößt, Aussicht haben, durchzudringen und dem *topo* «Maulwurf» von Latium und Umbrien die Bedeutung «Maus, Ratte» sekundär einzuimpfen?

V. Für das Verbum «gehen» zerfällt heute Italien in zwei scharf getrennte Zonen: Süditalien verwendet das Verbum IRE in den meisten endungsbetonten Formen, VADERE in den stammbetonten Formen: *voco*, *vè*, *vè*, *sciami*, *sciati*, *vono* (*vonno*) lautet das Präsens in Tarent, in der Umgebung von Ancona: *vago*, *vai*, *va*, *gimu* (in der Stadt *andamu!*), *gite* (Stadt *andè!*), *vane* (*Z. f. rom. Phil.* XXVIII, 459), in Catanzaro (Calabrien) heißt das Paradigma (nach Scerbo): *vaju*, *vai*, *va*, *jamu*. *jati*, *vanu*, in Cortona bei Arezzo (nach Scheuermeier): *vędo*, *vę*, *va*, *se va*, *vite*, *vanno*, imperf. *vío*. In Oberitalien aber konjugiert man das Präsens in Castellinaldo (Cuneo, Piemont): *voñ*, *vaj*, *va*, *anduma*, *andavi*, *vaŋ* (*Studj rom.* X, 17), in Santo Stino di Livenza (Veneto): *vắgẹ*, *va*, *va*, *ndẹ́ŋ*, *ndé*, *va* (nach Scheuermeier), in Pontremoli (nach Scheuermeier): *vắk*, *vẹ*, *va*, *andəma*, *andẹ́*, *vã*; auf der andern Seite des Apennin treffen wir in Sant'Agata Feltria (nördlich von Urbino): *vag*, *vẹ*, *va*, *andẹm*,

---

[1] *Sorca* «Ratte» scheint schriftsprachl. Geltung in Rom zu haben, da der Römer Vignoli *zǫ́kkəla* als «sorca, topo delle chiaviche» definiert (*Studj rom.* VII, 296). Charakteristisch auch für die Inferiorität des schriftsprachlichen Wortes *topo* mit seiner Doppelbedeutung «Maus, Ratte» ist die Verlegenheitserklärung von Lindström, *Studj rom.* V, 294: *sọreče* «sorcio» *sọreka* «specie di topo» (Ratte!) oder jene von Finamore, der *sorge* als «sorcio», *sóreche* «grosso topo, topo tettaiolo», von d'Ovidio für Campobasso *zọcchəla* als «topaccio» (Ratte?), von Vincentiis, der tarent. *zucculòne* mit «ratto, grosso topo», von Saracino. der bitont. *sorge* «topo, sorcio», *serequèure* schwerfällig mit «grosso topo, ratto, topo delle chiaviche, decumano», von Melillo, der für Volturino *zọkkələ* als «ratto» definiert.

[2] nördlich des Po bis zu den Alpen dominiert östlich der Adda in Oberitalien *sorce*, westlich *rat*.



andet[1], *va*. Dem Nordblock *vado: andiamo*[2] steht also ein Südblock *vado: eamus (imus)* gegenüber: Es kann sich hier in diesem Rahmen nicht darum handeln, die Geschichte der Konjugation von *andare* in Italien aufzurollen, sondern wir begnügen uns mit der Frage: welches ist nun das Verhalten der Toscana[3], wie das der ital. Schriftsprache zum nordital.-süditalien. Gegensatz in der Konjugation von *andare*? Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in alter Zeit die Toscana das südital. Paradigma *vado: gimo* aufwies. aber die Schriftsprache marschiert mit Oberitalien, hat also den Typus *vado: andiamo* adoptiert. Die Toscana selber hat — abgesehen vom Aretinischen, wo das südital. Paradigma *vado: imus* sich merkwürdig gut (im Anschluß an Umbrien?) zu halten vermochte, mit Mühe noch den Infinitiv *ire* und das Partizip

---

[1] Das rätoromanische Paradigma des Friauls wie Grödens und des Engadins stimmt natürlich wieder mit Süditalien: friaul. *voi, vas, va, zin, zeis* (neben *lin, lais*), *van* (Pirona), Gröden: *vẹdə, vẹs, va, žoŋ, žais, va;* Oberengadin: *vegn, vest, vo, giains, giais, vaun.*

[2] Auch in den älteren Sprachdenkmälern Oberitaliens schimmert das Paradigma *vado*: *imus* durch: so kennt nach Salvioni die altpaves. Vita di S. Maria Egiziaca *von, vum* «vado» gegenüber *cè* «andò», *çesse* «andasse», *çir* «andare» (Salvioni, *Dell' antico dialetto pavese*, p. 30, 35); in altgenues. Texten steht *vago, vai, va*, Konjunktiv *vaga, vage, vagam* gegenüber Passato remoto *zei, ze, zesti, zeisti*, Konj. imperf. *zesi, zeissem*, *Arch. glott.* XV, 28, 31, 81. In Oberitalien hat sich, soviel ich sehe, heute der Typus *vado: imus* nur erhalten in Istrien und dem alpin.-lombard. Poschiavo-Bormio und dem halbrätischen Bergell. Für Bormio (Livigno) cf. Longa, p. 347; Poschiavo: Inf. *í*: Präs. *mi văk, tu văs, al vá, nualtri vám, váltri ǵéf, lur i van; ǵém a ka* «andiamo a casa» (Scheuermeier). Mit der Anschauung von G. Rohlfs, *Z. f. rom. Phil.* LXI, 337, daß *andare* in Süditalien nicht alteinheimisch sei, gehe ich durchaus einig.

[3] Auf Grund der Paralleltexte von Zuccagni-Orlandini, Papanti und der Versionen des figliuol prodigo sind die nördlichsten Vorposten, die *ire* (*gire*) bis um 1860 bewahrten: Toscana: Pisa (Zuccagni-Orlandini dreimal *andato*, einmal *ito*), Lucca (Zuccagni-Orlandini dreimal *ito*, bei Papanti (252) aber *andata*), Pietrasanta (Versilia): *ita* (Papanti 252), Firenze: *i* (Infinitiv, Papanti 215), Cortona: *vette* pass. rim., *vire* inf. (Papanti 88, 90); Prov. Ancona: Fabriano, Jesi, Osimo, Senigaglia (Papanti 80, 84, 85), Pesaro: Urbania, Urbino (Papanti 354, 355), vgl. auch die spöttische Bemerkung des Lucchesen Nieri (*Vocabol.*, p. 278) gegenüber seinen Landsleuten, die *ito* zu Gunsten von *andato* ablegen. Diese Grenze wird bestätigt durch die gelegentlichen Angaben von Dialektologen, Wörterbüchern und unsere Aufnahmen: für Pisa durch die pisan. Texte bei Malagoli (*ire, ito*), für das emilian. Gombitelli: *irə*, *Arch. glott.* XIII, 326, für das Montalese durch

ito festgehalten, aber beide Formen dürften wohl kaum auf die Dauer dem schriftital. *andare: andato* widerstehen[1].

VI. Für die «Brotkruste» ist *crosta* < CRUSTA der am stärksten in Italien verbreitete Ausdruck: dagegen haben die florentinischen und senesischen Gewährsleute (in den Punkten 225, 226, 227, 228, 229, 231, 232, 235, 249) nur *corteccia* angegeben, während das Pisan.-lucches.-aret.-pistojes. den allgemein ital. Typus *crosta*[2] vorziehen. Ob nun *crosta* «Brotkrume» in der Toscana ein Invasionswort ist oder nicht, bleibe dahingestellt: auf jeden Fall spiegelt sich der lexikologische Zwiespalt der Nordtoscana in der Schriftsprache wieder, die beiden Ausdrücken, *corteccia*[3] und *crosta*, Gastrecht gewährt. Aber *corteccia* wird außerhalb der Toscana kaum je durchzudringen vermögen: die Schriftsprache dürfte dem allgemeiner italienischen — wenn auch nicht speziell florentinisch-senesischen — Wort *crosta* aller Wahrscheinlichkeit nach zum Siege verhelfen.

Nerucci *ire* (nach ausdrücklicher Angabe nur im Inf. gebraucht), für Urbino durch Conti: *gi*, *argi*, für Arcevia durch Crocioni (*gé-gire*), für Jesi (P. perf.) *gido, giado* (nach *andare*), Imperf. *gera, gero* «andava» (nach *era* gebildet), Gatti, *Z. f. rom. Phil.* XXXIV, 686, 690; für Ancona contado durch Neumann-Spallart, *Z. f. rom. Phil.* XXVIII, 459 (cf. alte Belege: *Beiheft* XI der *Z. f. rom. Phil.*, p. 86) und zum älteren marchigianischen *gire, Arch. rom.* IV, 239. Nach unseren Aufnahmen ist das Partizip *ito* an folgenden nördlichsten Punkten belegt: für Camajore (Lucca, hier auch der Infin. *í* [gebraucht in gewissen Fällen neben *andá*]), Castiglione (Garfagnana), Fauglia (Pisa), Vinci (Firenze), Pruneta (Pistoja), Firenze (San Frediano), Incisa, Stia, Caprese Michelangelo (hier auch der Inf. *ire*), Mercatello (Urbino), Frontone, Fano.

[1] Auch das heute lebende Stadtrömische des Trastevere ist (wohl unter dem Druck der Schriftsprache) im Begriffe, älteres *ire* zu Gunsten von *andare* aufzugeben: das Partizip *ito* vermag sich noch am besten zu behaupten. Man vergesse nicht die Bemerkung des peruginischen Übersetzers der bekannten Boccaccio-Novelle bei Papanti (p. 42): il verbo *gire* presso noi è tanto in uso che credo molti muoiano senza aver mai pronunziato alcuna voce di *andare!*

[2] In Mittelitalien taucht neben *crosta* auch *coccia, cóppəla* auf, das ich hier nicht bespreche.

[3] Außerhalb Italiens finde ich CORTICEA in der Bedeutung «Brotrinde» in span. *corteza* (de pan), astur. *cortez* «Brotrinde» (Ake Munthe, p. 67).

VII. Etwas anders liegt der Fall bei der Bezeichnung der «Kleie»: Petrocchi proklamiert natürlich *crusca*[1] als schriftsprachlich, dagegen sei *semola* — die allgemein vulgär-toscanische Form ist *sembola* — «meno comune di crusca»: unsere Aufnahmen aber zeigen, daß *crusca* zum mindesten heute in der Toscana ein nur winziges Gebiet deckt (Florenz und einige Außenorte; Montespertoli, Barberino, Stia, aber nicht Incisa und Radda), wogegen *sembola* die ganze übrige Toscana deckt und sich nach Süden in Umbrien und Latium fortsetzt. Wird nun in der Sprache der ital. Müllerei das schriftsprachliche *crusca*[2], das in Oberitalien (valses. *crüsca*, paves. *crusca*, mailänd. *crüsca*, bergam. *crösca*, brescian. *crösca*) Stützpunkte findet, oder *semola*, das in Mittel-, z. T. Süditalien und Nordostoberitalien stark verbreitet ist, durchdringen?

VIII. Am merkwürdigsten liegen die Verhältnisse bei der sprachlichen Bezeichnung für das «Patenkind» innerhalb der Toscana. Wenn in Oberitalien das Wort für diesen Begriff meistens ohne Schwierigkeit erhältlich ist, so bekam Dr. Scheuermeier in der Toscana bei seinen bäurischen und kleinstädtischen Gewährsleuten fast die konstant wiederkehrende Antwort: «wir kennen keine besondere Bezeichnung für den Täufling»[3]. Das schriftital. *figlioccio* wurde an einem einzigen Punkt als Ausdruck der jüngeren Generation angegeben; bloß im Südzipfel der Toscana, die dem römischen Einfluß offen steht, taucht in der Provinz Grosseto *comparino*, *comparetto*, *-a*, *comparuccio* auf, das in Mittelitalien verankert ist. Ist der schriftsprachliche Ausdruck *figlioccio* nun wirklich in der Toscana gebildet, oder ist er aus oberital. *fioss* toscanisiert worden, auf Grund der lautlichen Gleichung *bras: braccio?* Auf welches Hindernis stößt aber dieses *figlioccio* (das nach dem Cruscawörterbuch bereits bei Boccaccio belegt ist) in der Toscana, wo es offenbar

[1] Das Wörterbuch der Crusca erklärt s. *crusca*: «In qualche vernacolo dicesi *frusca*»: in der Tat hat unser Explorator *frusca* in Montespertoli (P. 228) festgehalten.

[2] Sprachgeographisch scheint tosc. *crusca* ein versprengter Lombardismus zu sein, denn rings um die Toscana lebt wenigstens heute kein *crusca*, weder in der Emilia-Romagna (Regionaltypus *remol*), noch in Ligurien (Regionaltypus *brenno* [frz. *bran*]).

[3] Unser Explorator stellte die Frage nicht mit Hilfe des ital. Ausdruckes *padrino*, *madrina*, *figlioccio*, *figlioccia*, sondern er erkundigte sich auf sachlichem Wege: come si dice per l'uomo e la donna che sono presenti al battesimo, che tengono il bambino come testimoni? Come si dice il bambino che si è tenuto al battesimo? Se Lei è il padrino, dice del bambino: questo è il mio . . .

in der Volkssprache keine Wurzel faßt? Ist das verschlechternde Suffix *-occio* daran schuld? Oder ist das durch den Geistlichen geschaffene verwandtschaftliche Band zwischen Pate und Patenkind in der Toscana lockerer als in Oberitalien? Auf jeden Fall eröffnen sich aus der aufmerksamen Betrachtung der Karten des *AIS.* eine Reihe neuer Probleme, die zu erfassen und zu deuten eine der schönsten Aufgaben der italienischen Sprachforschung des nächsten Jahrzehnts sein wird.

Die Toscana besaß weder im Mittelalter, noch in der neueren Zeit, ein überragendes Zentrum, das seine Sprache den andern Städten (Pisa, Lucca, Siena, Arezzo) aufzuzwingen vermocht hätte: die relativ zähe Widerstandskraft der früheren Rivalen von Florenz prägt sich deutlich in der keineswegs seltenen lexikologischen Zerrissenheit des Vulgärtoscanischen aus. Die Schöpfer der Schriftsprache, deren Wiege in Florenz stand, gerieten bei der Wahl des literatursprachlichen Ausdrucks stets dann in Verlegenheit, wenn die Nordtoscana in der Bezeichnung der Begriffe auseinanderging. In der Schriftsprache siegte entweder die florentinische Form (*ciliegia, midollo, vado: andiamo*), oder die Gegensätze innerhalb der Toscana wurden durch die Rückkehr zur alma mater, der lingua latina, ausgemerzt (*rana, talpa*), oder endlich der Konflikt ist heute noch nicht erledigt, wird aber unter Mitwirkung von ganz Italien wohl seine endgültige Lösung finden (*mollica: midolla; crosta: corteccia*). Florenz wie Lucca-Pisa sind äußerste nördliche Vorposten des mittelitalienischen Mundartgebietes (Toscana, Umbrien, Latium) gegenüber dem gallo-italischen Oberitalien (das auch Ligurien-Romagna-Emilia umfaßt): *cerasea, merulla, (g)ranocchia* sind auf nordtoscanischem Boden liegen gebliebene erratische Blöcke, die die norditalienische Überschichtung, wie sie sich in dieser toscanischen Grenzmark stark geltend macht, noch heute nicht zugedeckt hat. Florenz, Eingangstor der Toscana, ist nicht nur lautlich[1], sondern auch lexikologisch ein Treffpunkt der im Altertum von Süden und im Mittelalter und in der Neuzeit von Norden her anrückenden Sprachwellen: it. *ciliegia, midolla, rana, vado: andiamo* sind die südlichsten Vorposten Norditaliens, *granocchio, cerascia, mirolla, semola* «Kleie» (auch *arena* «Sand», *fuliggine* «Ruß» u. a.) die nördlichsten Vorposten von mittel- und süditalienischen Wortzonen.

Der *AIS.* führt also den Forscher nicht nur in die reichen Schatzkammern des mundartlichen Wortschatzes Italiens, sondern eröffnet ihm auch ungeahnte Einblicke in die Geschichte der italienischen Literatur- und Reichssprache.

[1] Man denke etwa an die divergierende Entwicklung der intervokalischen stimmlosen Verschlußlaute (lat. -P-, T-, -K- > *-p-, -t-, -k-* oder > *-v-, -d-, -g-*).

In den organischen und künstlerischen Aufbau der ital. Schriftsprache im Einzelnen hineinzusehen, ist uns leider immer noch versagt, weil ein Werk wie Brunots *Histoire de la langue française* für Italien noch aussteht: aber die oben skizzierte Geschichte der italienischen Wörter *rana*, *ciliegia*, *midolla*, *topo*, *andare*, *corteccia*, *crusca*, *figlioccio* läßt uns wenigstens ahnen, welch gewaltige Arbeit den ihrer Aufgabe bewußten Baumeistern der ital. Schriftsprache oblag, um ihr eine fest begründete Hegemonie innerhalb der lebenskräftigen Mundarten der auf ihre Eigenart nicht wenig eifersüchtigen Provinzen Italiens zu sichern. Gewiß, die Toscana ist der reiche Quell, aus dem die italienische Schriftsprache jahrhundertelang reichlich Wasser geschöpft hat: aber der Sprachatlas Italiens wird einmal mit aller Deutlichkeit die Tatsache ins helle Licht rücken, daß Dante, der es ablehnte, die italienische Schriftsprache mit dem Florentinischen zu identifizieren, richtig sah, als er für das volgare illustre seines Landes die Zusammenarbeit der geistig und literarisch hervorragenden Männer aller Regionen Italiens forderte: «Neque sine ratione ipsum vulgare illustre decusamus adiectione secunda, videlicet ut id cardinale vocemus. Nam, sicut totum ostium cardinem sequitur, ut, quo cardo vertitur, versetur et ipsum, seu introrsum seu extrorsum flectatur, sic et universus municipalium vulgarium grex vertitur et revertitur, movetur et pausat, secundum quod istud, quod quidem vere paterfamilias esse videtur» (*De Vulgari Eloquentia* I, c. 18).

Zürich. *J. Jud.*



Im Dienste des Sprach- und Sachatlasses Italiens und der Südschweiz.[1]

Diese Zeilen verfolgen den Zweck, in die Sammelarbeit für den der Vollendung entgegengehenden Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz einige Einblicke zu gewähren. Die Wiedergabe der Seite 8 des Normalquestionnaires in Frage und Antwort soll die Art des Abfragens und einige Probleme des Aufnehmens erläutern. Die Seiten 19—20 und die Photographien mögen unsere Methode der Sachforschung illustrieren.

Der Unterzeichnete, der das Glück gehabt hat, in der Zürcher Schule unter der erfahrenen Leitung von Prof. Gauchat in die Dialektologie und praktische Mundartforschung im Gelände eingeführt zu werden, begann die Aufnahmen an Ort und Stelle im November 1919 und hat sie im Oktober 1925 abgeschlossen. Das Unternehmen wurde von den Prof. Jaberg und Jud während langer Jahre vorbereitet; für die Mundartaufnahmen stellten sie drei Questionnaires zusammen. Die Grundlage bildet das Normalquestionnaire [Q^n], das in 112 Seiten die wichtigsten Wörter und Sachen aus dem Leben des italienischen Bauern enthält; denn es ist auf der Überzeugung aufgebaut, daß das bodenständigste Material bei den alteingebornen Bauern gesucht werden müsse. Das nur in Städten abgefragte reduzierte Questionnaire schaltet alles speziell Landwirtschaftliche aus. Ungefähr nach 20 Normalaufnahmen wird an einem geeigneten Punkte ein erweitertes Questionnaire von 181 Seiten abgefragt; dieses soll zur Ergänzung der Normalaufnahmen für jede wichtige Gegend ein vollständigeres Bild der sprachlichen und besonders der sachlichen Verhältnisse geben. Die Aufnahmen sind in einem möglichst gleichmäßigen Netz über das ganze italienische und rätoromanische Sprachgebiet verteilt und zwar so, daß die Punkte nördlich von Rom

---

[1] Über Anlage, Ziel und Bedeutung dieses Werkes vgl. Jaberg und Jud, *Un Atlante linguistico-etnografico svizzero-italiano.* «Vie d'Italia» (Rivista del Touring Club Italiano), fasc. maggio e novembre 1923. — Dieselben, *A Linguistic and ethnographical Atlas of the Raetian and Italian speech-domain of Switzerland and of Upper and Central Italy.* Romanic Review, vol. 14, (1923), p. 249—264. — Dieselben, *Ein neuer Sprachatlas.* Indogerman. Jahrbuch IX, 1—11. — Dieselben, *Der Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz und die Bezeichnungsgeschichte des Begriffes «anfangen».* Revue de linguistique romane I (1925), 114—145.



je ungefähr 30 km auseinander liegen, während die Maschen südlich Rom etwas weiter sind.

Es ist klar, daß beim **Abfragen** die Gewährsleute möglichst wenig und alle möglichst auf die gleiche Weise beeinflußt werden sollten. Das Ideal wäre, daß alle Antworten gleich auf die schriftitalienische Frage des Questionnaires kämen, die prinzipiell überall genau gleich gestellt wurde. Bodenständige Bauern, besonders älterer Jahrgänge, verstehen aber in Oberitalien die schriftitalienische Frage häufig nicht oder nicht genau genug. So muß man sich mit andern Mitteln behelfen. Alle Wege, auf denen wir zur unverfälschten Form gelangen, sind gut. Am gefährlichsten ist das Vorsagen von Regional- oder Mundarttypen, da durch solches Ausfragen der Gewährsmann viel zu leicht beeinflußt werden kann[1]. Das beste Hilfsmittel ist natürlich immer die direkte Anschauung, wo diese möglich ist. Handelt es sich um konkrete Dinge, die man nicht immer gleich zur Hand hat, wie zum Beispiel Tiere oder Pflanzen, so sind deutliche, farbige Illustrationen oft fast unerläßlich. Die hier folgende Wiedergabe von Seite 8 des Normalquestionnaires soll zeigen, wie der Abfragende, wo es nötig war, mit Gebärden nachhalf, und wie schriftitalienische Ausdrücke, die vielleicht nicht verstanden werden *[guercio, moccio, tartagliare]*, mit Umschreibungen erklärt werden müssen.

Bei der **Aufnahme** kann natürlich in erster Linie die phonetische Transkription Schwierigkeiten machen, vgl. p. 8,14; p. 19,14; p. 20,13. Zu beachten ist bei den angefügten Proben die Lenis der Verschluß- und Reibelaute: 8,5 *nás;* 19,16 *rọ̈š;* 8,3 *üręća;* ferner das stimmlose *r* im Auslaut: 19,6 *laćęr;* 19,13 *bụ̈r*[2]. Von prinzipieller Bedeutung ist die Wiedergabe phonetischer Schwankungen bei Wiederholungen des gleichen Wortes in den Antworten des Gewährsmannes. In diesem Falle haben wir die wiederholte Form mit besonderm Zeichen [*r.* = *ripetuto*] daneben gestellt: 19,4 *la sọ̈vya, r. sọ̈via*[3] oder 8,14 *la žā̆ⁿživa* neben *àw žanžíf*, wo im Plural die leichte Nasalisierung des *a* [handschriftlich kleine, eingeklammerte Tilde] nicht mehr wahrgenommen, hingegen das *n* normal gehört wurde. Wir kon-

[1] Wir haben darum solche Fragen möglichst vermieden.

[2] Aus drucktechnischen Gründen kann hier im Text nicht immer die Transkription des Atlasses wiedergegeben werden; handschriftlich bezeichnen wir mit einem kleinen senkrechten Strich unter dem betr. Lautzeichen bei den Verschluß- und Reibelauten die Lenis, bei den Liquiden und Nasalen die Stimmlosigkeit des Lautes.

[3] *a* = indifferenter Vokal, der sich dem *a*-Laut nähert.



statieren auch große satzphonetische Schwankungen, je nachdem ein Wort langsam oder schnell, allein oder im Zusammenhang ausgesprochen wurde: 8,12 langsam *un dẹnt mārš*, schnell *r. un dẹn mārš;* 19,11 *ul kụ́b du láć, r. kụ́p* und später beim Photographieren *ul kụ́p;* 19,16 *ul rǿš dal bǘr, r. rǿš* (Lenis); 19,13 *ul bụ̈r* (stimmloses *r*) und 20,1 *ul bǘr buyí*; 19,7 *la kū̃ŋka* mit der für die etwas schleppende Sprache der Aufnahme charakteristischen Länge und später beim Aufzählen der photographierten Geräte *la kúŋka;* ferner 20,11 *šprẹsụ̃ria* und bei der Photographie 1209 *šprẹsụ̃ria.* Beachtenswert ist auch der Akzent in Zusammenhängen wie 8,6 *súfye u nās;* 19,15 *búyí l bǘr*, wo er nicht wie normal auf die Infinitivendung fällt; diese Betonung ist sehr weit verbreitet und sehr häufig. Lexikologische Schwankungen zeigen unsere Proben in 8,6 *súfye u nās* neben *fẹ́ žu u nās*; 8,4 das wohl schriftsprachlich beeinflußte *sǫ́rt* neben dem bodenständigen *štǫ́rn*, beide Wörter mit den typischen Pluralumlauten *sụ̈rt, štǘrn*; 19,15 *kǫ́ža l bǘr* neben *búyí l bǘr*. In der Aufnahme heißt der Gewährsmann den Käsbrecher 20,7 *ul fẽrts*, beim Photographieren sagt er dafür *la fẹ̃rtsa.*[1] Endlich ist psychologisch interessant, daß auf die Frage im Singular «il labbro», «il dente molare» mit dem Plural geantwortet wird 8,9 *i bẹ́bi*; 8,13 *i mašlẹ́*, und daß beim Verb wie oft die 3. Person Singular sich vor dem gefragten Infinitiv einstellt: 8,16 *u tafẹ́la* «er stottert», *taflḗ* «stottern»; 20,8 *fá l kažẹ́r* «er macht den Käser», dann erst *fẹ́ l fụrmáć,* «Käse machen, käsen».

In der Ausarbeitung des Questionnaires sind in ausgiebigstem Maße die modernen Forderungen der Sachforschung berücksichtigt worden. Schritt um Schritt führt die Aufnahme den Gewährsmann im Geiste durch Haus und Hof. Alle wichtigen Arbeiten des Bauern in Stall und Hof, Feld und Wald mit den dazu gehörenden Geräten werden besprochen: Korn-, Obst-, Wein-, Öl-Kultur und -Ernte, Hanf- und Flachsbau und -Verarbeitung, Viehzucht. Die beigefügten Seiten 19—20 des Normalquestionnaires zeigen, wie überall, wo sie vorkommt, die Milchwirtschaft abgefragt wurde. Aus Zeitökonomie und andern Gründen muß für die Wahl der Angaben immer wieder das mit gründlichster Sachkenntnis zusammengestellte Questionnaire wegleitend sein; man darf dem Gewährsmann nicht zu sehr die Zügel frei lassen. Das Fragebuch kann aber unmöglich vollständig sein und auch nicht für alle Orte eines so ausgedehnten und so differenzierten Gebietes gleich gut passen. Wo die im Questionnaire gefragten Sachen nicht vorkommen, wird in der Auf-

[1] Vgl. neben dem Schwanken im Geschlecht auch Schwankungen zwischen dem mittleren *e* und dem geschlossenen *ẹ*.



nahme ihre Nichtexistenz mit einem Kreuz angegeben. Wo der Gewährsmann spontane Angaben macht, die nicht im Questionnaire enthalten sind, werden diese auf den zu diesem Zweck reservierten Rand geschrieben. So wurde z. B. in einer andern Aufnahme, nämlich in der von Pontechianale (Val Varaita, Prov. Cuneo, vgl. Phot. 859) auf pag. 19,6 «der Seihtrichter» angegeben, daß man zwar oft schon den modernen Blechtrichter mit Drahtsieb braucht, daß man aber auf alteinheimische Art die Milch siebt, indem man sie durch ein über die Kupfergepse ausgebreitetes Seihtuch schüttet.

Was der Gewährsmann während der Sitzung in der Stube auf die Fragen des Questionnaires antwortet, also hier pag. 19—20 der Aufnahme, kann aber sachlich noch nicht genügen. Es ist unbedingt nötig, daß der Aufnehmende, so oft es ihm die Lage erlaubt, die Sache durch direkte Anschauung kennen lerne. Es sollte seinem forschenden Auge in Haus und Hof nichts entgehen. Seine Beobachtungen soll er möglichst im Bilde festhalten; eines der geeignetsten Mittel dazu ist die Photographie. Ist es ihm nicht möglich, die Sachen selbst an Ort und Stelle oder in ihrer Funktion bei der Arbeit zu photographieren, so soll er sie in möglichst deutlicher und instruktiver Gruppierung zusammenstellen, um im Bild ihre typischen Formen wiederzugeben. Zu jeder Photographie gehört ein Begleitblatt; darin werden unter Angabe aller Namen die Sachen in ihrer Form, ihrem Bau und ihrer Verwendung genau geschildert. Auf diese Weise entdeckt der Suchende immer und überall neue interessante Gegenstände und Arbeitsmethoden, und nur so ist es möglich, über das gezwungenermaßen beschränkte Questionnaire hinaus, in jeder Gegend die charakteristischen Lebens- und Sachformen zu erfassen. Wir bewegen uns also bei der Erforschung der Sachen in konzentrischen Kreisen. Im Mittelpunkt stehen immer die Fragen des Questionnaires. Diese können sich durch die spontanen Mitteilungen des Gewährsmanns (Randbemerkungen) ergänzen. Umfassender ist der Kreis der Photographien und ihrer Begleitblätter, die viel neues Material beisteuern. Unbegrenzt ist endlich das Gebiet, dem beständig die Aufmerksamkeit des Explorators gelten muß.

Als Illustrationsbeispiel zu pag. 19—20 des Normalquestionnaires folgt hier die dazu gehörige Photographie Nr. 1209 mit ihrem Begleitblatt. Hier erfahren wir, über die Feststellungen der Aufnahme hinaus, daß der Käse im Holzreif durch eine schwere Steinplatte, *ul tapiṇ*, gepreßt wird; daß die so herausgepreßte Käsmilch in den davor stehenden Holzeimer, *la sę́ǵa*, rinnt; daß neben dem alten Holzkübelchen auch eine modernere, blecherne *faću̯ria* gebraucht wird. Wir sehen, wie der Seihtrichter in ein besonderes Holzgestell, *kavalę́t par dę́rža*, über die

Blechgepse gestellt wird; wie die hölzerne *bázla* zum Formen der Butterballen aussieht; daß die Käsbrecher ganz verschiedene Formen haben können. Wir lernen nicht nur eine kleine Holzgepse kennen, sondern hören auch, daß in *gapsíñ* das *g-* in vortoniger Silbe nicht palatalisiert wird im Gegensatz zu *ǵępsa.* Endlich machen wir noch Bekanntschaft mit den beiden hübschen Brenten, *kmaǵún,* den Verwandten der alten *kmáǵa,* die in ihrem Anlaut so merkwürdig vom landläufigen *pennaggia* «Stoßbutterfaß» abweicht. Dem aufmerksamen Leser könnte noch auffallen, daß der Käsekessel der Phot. 1209 *pariǫ́l* heißt, während in der Aufnahme 20,4 *ul brũnts* steht. Das beruht auf einem Sachunterschied. In der Aufnahme dachte der Gewährsmann an den sehr großen Kupferkessel in der Sennhütte auf der Alp oben, dessen Form ich hier durch Verweis auf einen ähnlichen Kessel in meiner (hier nicht reproduzierten) 166. Photographie kennzeichne; hingegen auf der hier wiedergegebenen Phot. 1209, zu der nur im Dorf vorhandene Geräte zusammengetragen wurden, sehen wir den kleinern, anders geformten Milchkessel, in dem die Bäuerin zu Hause in ihrer Küche käst.

Die Begleitblätter der Photographien, die immer unabhängig von den Aufnahmeheften in ganz anderem Milieu verfaßt wurden, können auch, wie oben angedeutet wurde, Interesse haben als Kontrolle der phonetischen Transkription der Aufnahme.

Bern. *P. Scheuermeier.*

Questionario normale pag. 8.

1) è guercio[1]
cieco f. pl.[2]
le orecchie, l'orecchio[3]
sordo f. pl.

5) il naso[3]
soffiare il naso 3.[4]
il moccio[5]
la bocca[3]

9) il labbro pl.[3]
la lingua[3]
i denti[3]
un dente marcio

13) il dente molare[3]
la gengiva pl.[3]
fischiare 3.[6]
tartagliare 3.[7]

---

[1] «Come si dice di uno che vede con tutti e due occhi, ma che guarda così?» guardando guercio e indicando coi due indici la stortura dello sguardo.

[2] «Come si chiama uno che non vede proprio niente?»

[3] Toccando quella parte del corpo.

[4] Facendo il gesto.

[5] «Quella porcheria che viene giù dal naso quando si soffia?»

[6] Fischiando.

[7] Tartagliando: «C . . . c . . . come si d . . d . . dice q . . . q . . . quando uno p . . . parla c . . così?»

Q[a] pag. 8. Pkt. 196. Trasquera (Val Divedro, Prov. Novara).

1) u štravárda | le wę́rš
œ́rp, ǫ́rba, œ́rp
y ürę́c, in ürę́ça
sǫ́rt[1], štǫ́rn, sǫ́rda – štǫ́rna, in sü̃rt – štü̃rn
5) u nā́ş
süfye u nā́ş[2], fę́ ǯu u nā́ş
ul marāy
la büra
9) i bę́bi, um bā́bi
la lę́ŋgwa
i dę́nt
esr[3]) un dę́nt mā́rš, ge[4]r. un dę́n mā́rš
13) i mašlę́, um mašlę́
la ǯā̃nǯíva, àw ǯanǯíf
šüwlę́, u šüwla
u tafę́la, taflę́

[1] er ist einäugig.
[2] sie sind taub.
[3] langsam.
[4] schnell.

Es folgt hier jeweilen die Übersetzung der Notizen, die aus Platz- und Zeitökonomie während der Aufnahme stenographiert wurden.

Questionario normale pag. 19.

1) si munge due volte al giorno
la vacca è munta
il latte
il colostro (primo latte dopo il parto)

5) colare il latte
il colatoio
il vaso dove si mette il latte a far la panna

9) la panna
spannare
la spannarola
la zangola (vecchia dritta o rotatoria)

13) il burro
il burro rancido
cuocere il burro
la feccia del burro (residuo del burro strutto)

Q[a] pag. 19. Pkt. 200. **Premia** (Val Antigorio, Prov. Novara).

1) s múnǵ dū vǫ̈́t al dí
la váka l ẹ mű̄sa
u láć
la sǿ̜vya, r. sǿ̜via
5) dẹ́rža l láć
laćẹ́r ...
la kúnka ... [2]
... Formazza, ... la ǧẹ́psa [2]) ... Klūm ...
9) la ǧráša
pragǿ̜ya, r. pra-
ul kúb du láć, r. kúp ... [3])
la kmáǧa ... [4]) la dzáŋgula ... [5]) la rwẹ́la ... [6])
13) ul bū́r
ul bū́r rā̃š
kǫ́ža l bū́r ... búyi l bū́r
ul rǿ̜ž dal bū́r, r. rǿ̜š

---

[1] runder, bauchiger Seihtrichter aus Blech oder Kupfer, dessen Loch man verstopft mit . . . einem Knäuel feiner Wurzelfasern einer besondern Pflanze.

[2] Kupfer oder Blech, rund, gut eine Handbreite hoch, höchstens 60 cm Durchmesser; viele brauchen auch, wie in Formazza, die jetzt eher veraltete Holzgepse.

[3] hölzerner Rahmlöffel. [4] Stoßbutterfaß.

[5] modernes Drehbutterfaß.

[6] Stößel mit runder Holzscheibe unten, im Stoßbutterfaß.

Questionario normale pag. 20.

1) il burro strutto
il siero di burro
«caciare» (far formaggio)
la caldaia

5) il torno (dov'è sospesa la caldaia)
il caglio (il presame)
la «batterella»
il latte caglia

9) il latte cagliato
arnese che serve a
dar la forma al formaggio
salare il formaggio

13) il siero del formaggio,
la scotta etc.
vari formaggi e altri latticini
la cavalla

Q' pag. 20. Pkt. 200. **Premia** (Val Antigorio, Prov. Novara).

1) ul bür buzí
lác da bür
fá l kažér [3], fé l furmác
ul brünts [illegible] (166,1) [illegible] [1]
5) ul türn
ul kwác [illegible] [2]
ul férts [illegible] [3]
l ę kwagǫ́ Perf., Präs. [illegible] [4]
9) la kwagá
[illegible] la bléča, [illegible] la spresüria, [illegible] ul šérc. [5] | la facüria [illegible] [6]
salé l farmác
13) la sgúa čréža [illegible] la maistra, [illegible] la maškárpa, [illegible] funtína [illegible] [7] | la škǫ́ca [illegible] al bléč [8]
la čavála

---

[1] aus Kupfer, in der Sennhütte, groß, Form von Phot. 166,1 oder Glockenform.
[2] aus Kälber- oder Zickleinmagen.
[3] Stock mit Holznägeln zum Rühren der geronnenen Milch, Käsbrecher.
[4] Präsens ist nicht erhältlich (trotz Abfragen).
[5] man hält mit Händen und Zähnen das Kästuch . . . und nimmt damit den Käse heraus, legt ihn auf das Tropfbrett . . . in einen Holzreif . . .
[6] der Holzkübel mit Löchern zum Käseformen ist heute veraltet.
[7] Käsmilch; dieser fügt man alte Säure bei . . .; so gibts Zieger . . .; es bleibt die Ziegermilch.
[8] den Zieger hängt man zum Trocknen auf in Tüchern . . .
[9] hiesiger Fettkäse, ähnlich wie Emmentaler.

Begleitblatt zu Phot. 1209.

(1209)

Premia, 4. IX. 23. 3 h. Blende 12. 1/5 min

Molkereigeräte: (v. l.[1])

la špresúria + šérč [illegible][2] la séga, [illegible][3] ul tapún; la faćúria [illegible] sadalĩn da múnga; la kúnka [illegible][5] ul kúp, la fórma dul bűr; gapsĩn [illegible][6] kmaǵún 1 tóla. — d lẽn [illegible] kmáǵunét [illegible][7] ul pariǿl du láć; [illegible][8] 2 férts [sg. la fértsa], la kmáǵa dul bűr [illegible][9] la bázla; kúnka + kavalét par dérža; [illegible] ul laćér, [illegible][10] ul klüm.

---

[1] von links [2] auf dem Stühlchen; davor Holzeimer . . .

[3] auf der Bank: aufgestellt: runde Steinplatte, mit welcher der Käse im Reif beschwert wird.

[4] durchlöchertes Kübelchen aus Holz und rechts daneben aus Blech, letzteres angelehnt an den blechernen Melkeimer . . .

[5] blecherne Milchschüssel; davor liegt der breite, hölzerne Rahmlöffel . . .

[6] kleine Holzgepse. Am Boden von rechts:

[7] blecherne und hölzerne Brente zum Milchtragen.

[8] daran gelehnt.

[9] Stoßbutterfaß; davor Holzteller zum Formen von Butterballen.

[10] darauf der blecherne Seihtrichter . . ., der verstopft wird mit dem davor am Boden liegenden Büschel Wurzelfasern . . .



Phot. 1209. Premia (Novara): Molkereigeräte.



Phot. 859. Pontechianale (Cuneo): Molkereigeräte.

Documents relatifs à Jeanne d'Arc et à son époque.

> **La royne Blanche comme ung lys,**
> **Qui chantoit à voix de sereine;**
> **Berthe au grand pied, Bietris, Allys,**
> ***Et Jehanne, la bonne Lorraine,***
> ***Qu' Anglois bruslèrent à Rouen;***
> **Où sont-ilz, Vierge souveraine? ...**
> **Mais où sont les neiges d'antan?**
>
> **Envoi.**
>
> **Maistre, n'enquerez de sepmaine**
> **Où elles sont, ne de cest an,**
> **Que ce refrain ne vous remaine:**
> ***Mais où sont les neiges d'antan?***
>
> **Villon.**

Le souvenir de Jeanne d'Arc est plus vivant que jamais. Le monument d'admiration et de gratitude que les siècles n'ont cessé d'élever à la mémoire de la Pucelle dans le domaine de l'érudition, des arts et du culte est si imposant et si riche que même le savant spécialiste a dû renoncer à vouloir l'embrasser dans son ensemble. Jeanne a été la grande figure du XVe siècle. En son pays elle est devenue, par le concours de circonstances à jamais mémorables, l'incarnation du patriotisme héroïque, la libératrice de son peuple; au sein de l'Eglise qui jadis la livra au bras séculier, l'image merveilleuse de la foi triomphante, et, par la flamme purificatrice du martyre, la Sainte; en dehors et au-dessus de la sphère confessionnelle enfin, nous l'avons vue, de nos jours, dans une œuvre d'art de grande portée, le drame de Shaw, comme le symbole vivant de la vérité, de la vérité toujours renaissante, toujours méconnue et persécutée. Il n'était donc pas trop téméraire de dire, comme l'a fait un de ses historiens, que son trépas n'a été que le baptême d'une éternelle jeunesse.

Au vaste édifice, auquel nous venons de faire allusion, nous apportons ici notre pierre, en publiant quelques pièces historiques relatives à Jeanne d'Arc. Elles appartiennent toutes à un seul et même recueil manuscrit, le n° 205 de la collection de feu Jacques Bongars (1554—1612) de la bibliothèque municipale de Berne. Quoique inédites la plupart, ces pièces ne sont pas neuves en elles-mêmes, étant connues depuis fort longtemps par des copies analogues de l'époque et imprimées depuis à plusieurs reprises. Celles qui ont été mises au jour en 1838 par A. Jubinal nous semblaient mériter une édition nouvelle, corrigée et revue sur le manuscrit. Le premier de ces documents, le *ditié de Christine de Pisan,* accompagné de variantes



et suivi de notes, paraît ici pour la première fois sous une forme critique, établie sur la base de trois manuscrits, dont deux étaient peu connus, pour ainsi dire ignorés. Le texte, les graphies et la ponctuation des autres pièces sont conformes aux originaux, sauf les abréviations qui ont été résoutes. La première partie de l'édition, le poème de Christine, est due à M. Ch. de Roche, la deuxième et troisième, c'est-à-dire la *Lettre aux Anglais*, la *Consultation de Poitiers*, les *vers latins* et *français* et les *poésies historiques* à M. G. Wissler. Seule la description du manuscrit a été faite en collaboration plus intime.

Les deux auteurs se font un devoir de remercier vivement MM. A. Piaget, à Neuchâtel, et M. Roy, à Paris, de leur sympathique intérêt et de leurs précieux conseils, MM. les conservateurs des bibliothèques de Berne, Grenoble et Carpentras de leur bienveillant concours, ainsi que M. A. Hoesli, étudiant à Grenoble, de son grand dévouement.

Principaux ouvrages consultés:

Buchon, *Choix de chroniques et mémoires sur l'histoire de France avec notes et notices*... Paris, 1838 (*Panthéon littéraire*, t. XXXIV).

J. Quicherat, *Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc*, Paris, 1841—49, 5 volumes.

—, *Aperçus nouveaux sur l'histoire de Jeanne d'Arc*, Paris, 1850.

Vallet de Viriville, *Histoire de Charles VII roi de France et de son époque* (1403—1461), Paris, 1862—65, 3 volumes.

J. Michelet, *Jeanne d'Arc*, Paris, 1853.

H. Wallon, *Jeanne d'Arc*, Paris, 1860, 2 volumes.

A. France, *Vie de Jeanne d'Arc*, Paris, 1908, 2 volumes.

P. Champion, *Procès de condamnation de Jeanne d'Arc*, Paris, 1921, 2 vol.

G. Lefèvre-Pontalis, *Les sources allemandes de l'histoire de Jeanne d'Arc — Eberhard Windecke* — Paris, 1903.

P. Lanéry d'Arc, *Le livre d'or de Jeanne d'Arc*, Paris, 1894.

Le manuscrit.

Le manuscrit 205 contenant les documents que nous publions est un in-folio en papier[1] et se compose de cahiers de 8 à 16 feuillets chacun. Les feuillets portent la numérotation originale de 7 à 570. Malheureusement, avant la dernière reliure — elle est du 17e siècle — plusieurs cahiers et feuillets se sont perdus; d'autres sont reliés en mauvaise place.

[1] Il y a quatre sortes de papier, différant entre eux par les filigranes: deux ancres, l'un identique au n° 871 de Briquet, l'autre se rapprochant du n° 348; un ange, le n° 601, et un dauphin ressemblant aux nos 5817, 5818 et 5820.

Ainsi le commencement et la fin manquent et le nombre des feuillets actuels se réduit à 480. L'écriture, sauf quelques rares notices marginales postérieures, est bien du XVe siècle, mais n'est pas la même partout. Deux ou trois mains ont alternativement et successivement couvert ces pages et d'autres ont griffonné quelques vers ou quelques brèves notices sur l'espace resté blanc entre les pièces principales. Ce manuscrit, en effet, réunit des pièces disparates, recueillies pour ainsi dire au jour le jour. A côté d'ordonnances royales anciennes et contemporaines, de chartes et d'autres pièces de droit public ou canonique, on rencontre des «oraisons» et hymnes latines et françaises, des traités de théologie, des légendes, comme le célèbre Purgatoire de Saint-Patrice, un Fleuret en latin et sa traduction française, une espèce de «mystère» se rapportant au Concile de Bâle, des ballades, rondeaux, chronogrammes, gauloiseries de tout genre, sans parler des rébus, recettes, etc. Nous renvoyons pour de plus amples détails aux catalogues de Sinner et de Hagen[1].

Le volume a été écrit en partie par m^{e} Nicolas du Plessy (du Pleissy), licencié en droit, nommé procureur du bailliage et garde des sceaux de la prévôté de Sens le 17 janvier 1430 (1429 ancien style) — une dixaine de jours après que Sens eut fait sa soumission au roi. Le brevet du nouveau procureur, copié au feuillet 61 du manuscrit, est le seul document de ce genre et c'est à Nicolas et à ses enfants que se rapportent les deux seules notices généalogiques, à peu près identiques, que l'on y rencontre (fol. 257/8 et 547). Du Plessy, en y inscrivant en 1429 le nom de son fils Jean, l'appelle «mon IIe enfant»; la notice est donc bien de sa main. Notre compilateur n'est d'ailleurs connu jusqu'ici que de nom. On ignorait son intérêt pour la littérature et la politique de son époque. Sa culture devait être assez vaste. Les pièces que nous allons transcrire le révèlent fervent adhérent de Charles VII, son protecteur, et de Jeanne d'Arc. Fait curieux: nulle allusion dans le manuscrit ni à la condamnation ni à la mort de celle-ci. Mais il se pourrait que les feuillets perdus (notamment fol. 83 à 102) en eussent fait mention. Nombreux sont les actes relatifs à l'archevêché, au bailliage et à la ville de Sens. Cette ville, aux confins de la Bourgogne, avait toujours appartenu au domaine royal. Le 12 juin 1420, elle avait dû capituler devant les forces supérieures des Anglo-Bourguignons et depuis lors elle avait, à mainte reprise, refusé obéissance au roi. Une partie des habitants étaient pourtant restés dévoués à la cause française et c'est grâce à leur influence que des pourparlers furent entamés avec le parti royal dès le mois de décembre 1429. Le 7 janvier 1430, la ville

---

[1] *Catalogus codicum mss. bibliothecae Bernensis* ... curante J. R. Sinner. Bernae 1760—1772. — *Catalogus codicum Bernensium* (*Bibliotheca Bongarsiana*). Edidit ... Hermannus Hagen. Bernae 1875.

fit sa soumission et obtint, le 17 février, de nouvelles chartes du roi[1]. Nicolas a commencé sa compilation en 1428 environ. La notice concernant la naissance de son premier fils Guiot, au fol. 257, fut écrite «le jour de sa nativité» (13 juillet 1428). Sur le feuillet 520 il avait noté les dates des «jours quand seront Pâques», c'est-à-dire le commencement des années 1430 à 1464[2]. Les trois principaux documents concernant Jeanne d'Arc, tous datés de 1429: *le Ditié de Christine de Pisan*, 31 juillet (fol. 62), *la Lettre aux Anglais*, 22 mars (fol. 68), *la Consultation de Poitiers*, mars-avril (fol. 69), sont précédés immédiatement du brevet de Nicolas du Plessy (17 janvier/28 février 1430). Ce voisinage fait supposer que ces documents proviennent de source officielle et qu'il s'agit de pièces répandues dans un but de propagande. La présence du poème de Christine dans cet entourage demeure toutefois curieuse. — Les prochaines pièces[3] datées sont: une *ordonnance* de 1440 (fol. 71), un «*jugement*» soi-disant prophétique de l'année 1438 (fol. 82), les chronogrammes «*Tu prendras la plus noble chose*» se rapportant à 1430 et «*Prenez le trésor*» à 1436 (fol. 82), une *ordonnance* de 1442 (fol. 106), le *rondeau sur la paix d'Arras* 1435 (fol. 132), la *publication de cette paix à Sens* (fol. 153), le «*dittié*» sur la même (fol. 190), des *décrets* et *ordonnances* de 1429 (fol. 222/3), une *notice* relative à *l'archevêque de Sens, Jehan de Nanton,* 1431 (fol. 231), les *notices généalogiques* 1427—1446 (fol. 257 et 511), etc.

Les pièces ne se suivent donc pas dans un ordre strictement chronologique et il est fort probable que certaines d'entre elles n'ont été écrites que quelques années après les événements. La pagination des feuillets est peut-être relativement récente et n'indique pas d'une manière certaine l'ordre suivi dans le recueillement des pièces. D'une façon générale l'on peut pourtant affirmer que les documents concernant Jeanne d'Arc sont contemporains aux faits, circonstance heureuse et suffisante pour en justifier la publication.

Le ditié de Christine de Pisan.

Le moment nous paraît venu et l'occasion favorable de rééditer le fameux ditié de Christine de Pisan à la louange de Jeanne d'Arc. Ce monument historique et littéraire est devenu rare et un siècle bientôt nous sépare de sa première édition. On sait les circonstances glorieuses auxquelles le ditié doit son origine et qui nous l'ont rendu à jamais vénérable. Ce

[1] Nous devons ces détails à la bonté de M. Maurice Roy, le distingué éditeur des œuvres de Christine de Pisan.

[2] Une autre main a continué la série jusqu'en 1468.

[3] sans tenir compte des nombreuses pièces antérieures à 1429.

sont en effet les seuls vers français écrits à l'honneur et du vivant de Jeanne qui nous soient parvenus, et les derniers que nous ait laissés leur illustre et docte auteur, la précieuse et noble Christine. Il faut avouer que cette dernière effusion de son talent est loin d'être un chef-d'oeuvre et n'a rien ajouté à la gloire littéraire de celle qui en son beau temps, malgré les «Mutations de fortune», traitait avec sapience et maîtrise les grands thèmes d'amour et qui tournait naguère si gracieusement lais, virelais, rondeaux et ballades. Ces 61 strophes de huit vers octosyllabes, dans le genre lyrico-épique, frisent trop la prose pour être fameuses. Même en imputant une part de ses imperfections et défaillances à l'étourderie d'un copiste maladroit, l'on constate à regret que la plume du poète n'a plus la grâce fleurie ni la souple élégance d'autrefois; ces fins de strophes arrivent mal, la facture et le rythme de ses vers se sont faits rudes et malaisés. Mais en dehors de ces tares incontestables, le poème conserve toute sa valeur documentaire. L'auteur nous apprend dans sa strophe finale qu'il fut achevé le 31 juillet 1429. C'est le moment où Jeanne et l'armée de Charles VII, après leurs plus brillants exploits, la délivrance d'Orléans et le sacre à Reims, venaient de s'emparer, à la date du 29 juillet, de Château-Thierry et s'apprêtaient à marcher sur Paris. L'enthousiasme général avait gagné les cœurs et tous ceux qui avaient vu l'héroïne étaient frappés et saisis. C'était la grande heure où, selon l'expression de la vieille chronique, «tous crurent mieux que jamais que c'était chose venue de la part de Dieu». Cet état d'esprit répandu dans les rangs de la noblesse du parti français, autant que parmi le menu peuple, se reflète avec une grande fidélité dans les strophes de Christine. Un souffle religieux les traverse et les empêche de tomber au niveau d'une simple chronique rimée. Ainsi les réminiscences et images bibliques se présentent-elles assez naturellement sous sa plume. Il est même plus que probable que le fameux chant de victoire du livre des Juges, de Débora la prophétesse, était présent à sa mémoire quand elle conçut la trame de son poème. (Voir la note concernant la strophe 28). Sans doute, la douce Christine n'a pas la passion sauvage de la barde juive, ni ses serres, ni surtout le coup d'aile pour s'élever à la hauteur de son grandiose modèle. Cependant son hymne de louange et de blâme respire une émotion forte et sincère; tantôt son allégresse éclate en accents de triomphe pour saluer la libératrice envoyée de Dieu, tantôt une âpre haine lui inspire des saillies mordantes à l'adresse des Anglais envahisseurs. Dans la retraite de son cloître, Christine a conservé son intérêt pour la cause publique et sa confiance dans les destinées de la couronne; un grand espoir a réveillé en elle une ardeur toute juvénile qui lui a dicté quelques strophes vigoureuses et plusieurs vers expressifs et colorés. Prise dans son ensemble, la poésie frappe, malgré ses imperfections, par un grand accent de vérité.

Trois manuscrits ont servi à établir le texte que nous publions. D'abord celui de Berne, mentionné pour la première fois par J. R. Sinner dans son *Catalogue des manuscrits de la bibliothèque de Berne* (1760). Il fut publié par A. Jubinal en 1836 dans son *Rapport à M. le Ministre de l'Instruction publique*, et reproduit quelquefois depuis d'après cette même édition, notamment par J. Quicherat dans son *Procès de Jeanne d'Arc* (vol. V, p. 4 ss.). Il fait partie du recueil n° 205, et figure dans le catalogue actuel de H. Hagen sous le chiffre 14, fol. 62ª—68ª. Cette copie, contemporaine de Christine et de Jeanne, est sans doute, et malgré quelques lacunes regrettables et plusieurs erreurs manifestes du scribe, la plus proche de l'original perdu.

Le deuxième manuscrit, non moins précieux, dont l'existence nous fut signalée par M. Piaget, est celui de la bibliothèque de Carpentras, coté au *Catalogue général des manuscrits*, tome I, n° 390, fol. 81 à 90. Ce texte, d'une écriture soignée et nette, sur papier, appartient à un recueil relié en veau, de 89 feuillets de 310 sur 230 mm; il est également du XVᵉ siècle. Sur le feuillet de garde on lit une confession de «Pierre Parent, bachelier en loys», qui se termine par ces mots: «Escript au Luc, le VIᵉ octobre. Ita est: parentis». Ce manuscrit a appartenu à René de Castellane, fils du seigneur d'Audon et de Mazaugues. Le dernier feuillet porte la signature: «Henry de Castellane».

Il y a enfin un troisième manuscrit, qui n'est à proprement parler qu'un fragment, celui de la bibliothèque de Grenoble. Il fait partie du *Registre delphinal* (folio 88 à 102) de Mathieu Thomassin, le chroniqueur du XVᵉ siècle, procureur général et fiscal en Dauphiné sous Charles VII. Ce texte, d'une écriture plus récente, probablement du XVIᵉ siècle, est sur parchemin, avec majuscules en couleur et lettres en noir. Il a été reproduit par Buchon dans son *Choix de Chroniques et Mémoires sur l'Histoire de France (Panthéon littéraire*, tome XXXIV). Ce fragment ne donne que 29 strophes, allant de 20 à 52. Il offre une lacune de quatre strophes (37, 38, 41 et 42), et présente une version moins correcte et plus altérée que celle des deux manuscrits précédents.

Le texte que nous présentons est celui du manuscrit de Berne. Chaque fois qu'il nous paraissait défectueux ou inintelligible, nous l'avons amendé par la leçon du manuscrit de Carpentras, lorsque celle-ci lui était supérieure; quelques rares fois nous avons eu recours à la leçon du manuscrit de Grenoble. Quand l'une et l'autre des versions nous semblaient erronées, nous avons établi la leçon que l'étude et l'examen attentif des manuscrits peuvent justifier et rendent plausible. Nous croyons avoir ramené ainsi, autant que possible, à sa forme originale ce poème et monument unique que les manuscrits des œuvres de Christine de Pisan ne nous ont pas conservé.

Ung tres bel ditié fait par Christine.

1. Je, Christine, qui ay plouré
Unze ans en abbaye close,
Ou j'ay toujours puis demouré,
Que Charles, c'est estrange chose,
Le filz du roy, se dire l'ose,
S'en fouy de Paris, de tire,
Pour la traison la enclose;
Ore a prime me prens a rire;

2. A rire voirement de joie
Me prens pour le temps yvernage
Qui se depart, ou je souloie
Me tenir tristement en cage;
Mais or changeray mon langage
De pleur en chant, quant recouvré
Ay bon temps . . .
Bien ma part avoir enduré.

3. L'an mil quatre cent vingt et neuf
Reprint a luire li soleil;
Il ramene le bon temps neuf
Que on [n'] avoit veu de droit oil
Puis long temps, dont plusieurs en deuil
Orent vesqui; j'en suis de ceulx;
Mais plus de rien je ne me dueil,
Quant ores voy ce que je veulx.

Variantes et abréviations. Nous désignerons par *B* le manuscrit de *Berne*, par *C* celui de *Carpentras*, par *G* celui de *Grenoble*, c.-à-d. celui de *M. Thomassin* («Registre delphinal»), par *J* la 1re édition du ms. B par *A. Jubinal*, et par *Q* le même texte imprimé et amendé par *J. Quicherat* dans son «Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc», vol. V, p. 1—21.

Str. 1. 1. Crispine *J.* — 5. je dire *J.* — 7. Pour trayson *C.*
2. 1. bonement *J*, voire *C.* — 2. porveruage *J.* — 4. gage *C.* — 7. *vers incomplet dans B.* Ay bon temps . . . Ay bon temps, sy qu'avoir soloye *C.*— 8. ma per *C*, me part *Q.*
3. 3. Quy ramena *C.* — 6. Eurent vescu; je suis *C.* — 8. Quant ores voy que ce veulx *B.*



4. Si est bien le vers retourné
De grant dueil en joie nouvelle,
Depuis le temps qu'ay sejourné
La ou je suis, et la tres belle
Saison, que printemps on appelle,
La Dieu mercy, qu'ay desirée,
Ou toute rien se renouvelle
Et est du sec au vert temps née.

5. C'est que le degeté enfant
Du roy de France legitime,
Qui long temps a esté souffrant
Mains grans ennuiz qui or a prime
Se lieva ainsi que vers prime,
Venant comme roy coronné,
En puissance tres grandissime
Et d'esprons d'or esperonné.

6. Or faisons feste a notre roy,
Que tres bien soit il revenu!
Resjoïz de son noble arroy
Alons trestous, grans et menu,
Au devant, nul ne soit tenu,
Menant joie le saluer,
Louant Dieu, qui l'a maintenu,
Criant Noël! en hault huer.

7. Mais or vueil raconter comment
Dieu a tout ce fait de sa grace,
A qui je pri qu'avisement
Me doint que rien je n'y trespasse.
Raconté soit en toute place,
Car ce est digne de memoire,
Et escript, a qui que desplasse,
En mainte cronique et hystoire.

---

4. 6. Le *C.* — 8. S'est du sec au vert temps tirée *C.*
5. 1. C'est que le gectié enfant *C.* — 5. que vous prime *B.* — 7. tres grande et fine *B.* — 8. Et vous de or espronné *C.*
7. 6. Car chose *C.* — 7. Et escripte, a qui n'en desplasse *C.* — a qui qui desplace *B.*

8. Oyez par tout l'univers monde
Chose sur toute merveillable;
Notez, se Dieu en qui habonde
Toute grace, est point secourable
Au droit en fin. C'est fait notable,
Consideré le present cas;
Si soit aux deceüz valable
Que fortune a flati a cas.

9. Et note comment esbahir
Ne se doit nul pour infortune,
Se voiant a grant tort haïr
Et courir sus par voix commune;
Voie, comment tousjours n'est une
Fortune, que anuit amaint;
Car Dieu qui aux tors faiz repune,
Ceulx relieve en qui espoir maint.

10. Qui vit doncques chose avenir
Plus hors de toute opinion,
Qui a noter et souvenir
Fait bien en toute region,
Que France, de qui mention
On faisoit que jus ert ruée,
Soit, par divine mission,
Du mal en si grant bien muée.

11. Par tel miracle vrayement,
Que, se la chose n'ert notoire
Et evident, quoy et comment,
Il n'est homs qui le peust croire.
Chose est bien digne de memoire
Que Dieu par une vierge tendre
Ait adès voulu, chose est voire,
Sur France si grant grace estendre.

---

8. 7. vailable *C.*

9. 2. par infortune *C.* — 4. Et cour vint sus ... *Q*, Et convint sur *B.* — 6. Fortune, quy a nuyt a maint *C*, qui a nuit a maint *Q*, que anuit a maint *J.* — 7. rexune *B J Q.*

11. 1. Voirement *C.* — 2. Que se la chose n'y ert notoire *BC*, n'y est notoire *J.* — 5. La chose *J.* — 8. si grant guerre *J.*

12. O! quel honneur a la couronne
De France par divine preuve!
Car par les graces qu'il lui donne
Il appert, comment il l'apreuve,
Et que plus foy qu'autre part treuve
En l'estat royal, dont je lis
Que oncques, ce n'est pas chose neuve,
En foy n'errerent fleurs de lis.

13. Et tu, Charles, roy des François,
Septiesme d'icelluy hault nom,
Qui si grant guerre as eue ainçois
Que bien t'en prensist, se peu non;
Mais Dieu grace, or voiz ton renom
Hault eslevé par la Pucelle,
Que a soubzmis sous ton penon
Tes ennemis; chose est nouvelle.

14. En peu de temps, que l'en cuidoit
Que ce feust com chose impossible
Que ton pays, qui se perdoit,
Reusses jamais: or est visible-
Ment tien, quique nuisible
T'ait esté, tu l'as recouvré;
C'est par la Pucelle sensible,
Dieu mercy! qui y a ouvré.

15. Si croy fermement que tel grace
Ne te seroit de Dieu donnée,
Se a toy, en temps et espace,
Il n'estoit de luy ordonnée
Quelque grant chose solempnée
A terminer et mettre a chief
Et qu'il t'ait donné destinée
D'estre de tres grans faiz le chief.

---

12. 1. à la couronne *J.* — 3. la grace *C.* — 4. il l'espreuve *C.* — 6. En soy narrant la fleur de lis *C,* je lix *B.* — 8. fleurs de lyx *B.*
13. 7. Quy *C.*
14. 4. Réusses *J.* — 5. Menction, . . . *JQ.* — 6. C'ait esté *J.*

16. Car ung roy de France doit estre
Charles, filz de Charles nommé,
Qui sur tous rois sera grant maistre;
Prophecies l'ont surnommé
Le cerf volant; et consomé
Sera par cellui conquereur
Maint fait; Dieu l'a a ce somé,
Et en fin doit estre empereur.

17. Tout ce est le prouffit de t'ame.
Je prie a Dieu que cellui soies,
Et qu'il te doint, sans grief d'ame,
Tant vivre qu'encoures tu voyes
Tes enfans grans, et toutes joies
Par toy et eulz soient en France;
Mais en servant Dieu toutes voies,
Ne guerre plus n'y face oultrance.

18. Et j'ay espoir que bon seras,
Droiturier et amant justice
Et tres tous autres passeras;
Mais que orgueil ton fait ne honisse;
A ton pueple doulz et propice
Et craignant Dieu qui t'a esleu
Pour son servant, si com premisse
En as, mais que faces ton deu.

19. Et comment pourras tu jamais
Dieu mercier a souffisance,
Servir, doubter en tous tes faiz?
Que de si grant contrariance
T'a mis a paix; et toute France
Relevée de tel ruyne,
Quant sa tres grant sainte prudence
T'a fait de si grant honneur digne.

---

16. 4. Prophecie *C,* Propheciez *B.*
17. 1. de l'âme *J;* ce fest le pourffit C. — 2. icelluy *C.* — 3. sans le grief *C.* — 8. Ne guerre n'y face oultre vance *B.*
18. 3. Et tous autres *B.*
19. 4. Quy *C.* — 7. providence *J,* Quant ta tressainte prudence *C.*

20. Tu en soyes loué, hault Dieu!
A toy gracier tous tenuz
Sommes, que donné temps et lieu
As, ou ces biens sont avenus.
Jointes mains, tous grans et menus,
Graces te rendons, Dieu celeste,
Par qui nous sommes parvenus
A paix, et hors de grant tempeste.

21. Et toy, Pucelle beneurée,
Y dois tu estre obliée,
Puisque Dieu t'a tant honnorée
Que as la corde desliée,
Qui tenoit France estroit liée?
Te pourroit on assez louer
Quant, ceste terre humiliée
Par guerre, as fait de paix douer?

22. Tu, Jehanne, de bonne heure née,
Benoist soit cil qui te crea!
Pucelle de Dieu ordonnée,
En qui le saint esprit rea
Sa grant grace, en qui ot et a
Toute largesse de hault don;
N'onc requeste ne te vea:
Qui te rendra assez guerdon?

23. Que puet il d'autre estre dit plus
Ne des grans faiz des temps passez?
Moyses, en qui Dieu afflus
Mist graces et vertuz assez;
Il tira sans estre lassez
Le pueple de Dieu hors d'Egyppte;
Par miracle ainsi repassez
Nous as de mal, Pucelle eslite.

---

20. 1. en hault Dieu *C;* Tu soyes loué *G.* — 3. quy *G.* — 4. ses biens *B.* — 5. Jointes mains, grans *B,* A jointes mains, grans *G.*

21. 1. En toy *G.* — 2. N'y dois-tu [mie] estre obliée *Q.* — 4, Qui as *G Q.* — 5. et estoit liée *B.* — 8. as de fait paix donner *C.*

22. 5. Si grant *G.* — 7. Oncques *G.* — 8. Que *J;* guerredon *B.*

23. 1. estre d'autre *C.* — 4. Raïst . . . . vertus . . ., *J.* – 6. Le pueple d'Israel *G Q.* — 7. rapassés *C.*

24. Considerée ta personne,
Qui es une jeune Pucelle,
A qui Dieu force et pouvoir donne
D'estre le champion, et celle
Qui donne a France la mamelle
De payx et doulce norriture,
Et ruer jus la gent rebelle:
Veez bien chose oultre nature.

25. Car se Dieu fist par Josué
Des miracles a si grant somme,
Conquerant lieux et jus rué
En furent mains, il estoit homme
Fort et puissant, mais toute somme
Vecy femme simple bergiere,
Plus preux qu'onc homs ne fut a Romme:
Quant a Dieu, c'est chose legiere;

26. Mais quant a nous, oncques parler
N'oysmes de si grant merveille;
Car tous les preux au long aler,
Qui ont esté, ne s'appareille
Leur prouesse a ceste qui vaille
A bouter hors nos ennemis;
Mais ce fait Dieu qui la conseille,
En qui cuer plus que d'omme a mis.

27. De Gedeon en fait grant compte,
Qui simple laboureur estoit,
Et Dieu le fist, se dit le conte,
Combatre, ne nul n'arrestoit
Contre lui, et tout conquestoit.
Mais onc miracle si appert
Ne fist, quoyqu'il ammonestoit,
Comme pour cest fait, il appert.

---

24. 1. Consideré *C;* puissance *G.* — 3. et renom donne *C,* A qui Dieu a donné pouvoir *G.* — 7. A ruer jus *G Q,* Et rué jus *C.* — 8. Vecy *C G.*
25 4. Y furent maint, mais toute somme *B,* En furent mais il estoit homme *C.* — 5. *manque dans B,* tout en somme *G.* — 6. Une *B.* — 7. que homme *G.*
26. 5. Veille *Q.* — 6. a bouté *C.*
27. 1. Et Gedeon fait on *G.* — 6. oncques *C.* — 7. N'y feist quoyqu'il l'ammonestoit *C.* — 8. Com pour ceste *B J,* par ceste *G,* Com *C.*

28. Hesther, Judith et Delbora
Qui furent dames de grant pris,
Par lesqueles Dieu restora
Son pueple qui serf estoit pris,
Et d'autres plusieurs ay apris
Qui furent preuses, n'y ot celle.
Mains miracles en a pourpris:
Plus a fait par ceste Pucelle.

29. Par miracle fut envoiée
Et divine amonition
De l'ange de Dieu convoiée
Au roy, pour sa provision.
Son fait n'est pas illusion,
Car bien a esté esprouvée
Par conseil, en conclusion:
A l'effect la chose est prouvée.

30. Et bien esté examinée;
Et ains que l'en l'ait volu croire,
Devant clers et sages menée
Pour encercher se chose voire
Disoit, ainçois qu'il fust notoire
Que Dieu l'eust vers le roy tramise:
Mais on a trouvé en histoire
Qu'a ce faire elle estoit commise.

31. Car Merlin et Sebile et Bede,
Plus de cinq cents ans a, la virent
En esperit, et pour remede
A France en leurs escripts la mirent;
Et leurs prophecies en firent,
Disans que porteroit baniere
Es guerres françoises; et dirent
De son fait toute la maniere.

---

28. 1. Gelbora *B*, Dalbora *C*. — 4. qui fort *B*. — 5. qu'ay apris *G Q*. — 6. premiers . . . n'y a celle *G*. — 7. mais miracles . . *G*.

30. 2. Ains que . . . volue *C*, Ainçois que on l'aye voulu croire *G*. — 4. enser-cher *B*, exercier *C*, Pour encercher, c'est chose voire *G*. — 5. Disoit, avant qu'il *G*. — 6. l'avoit au roi *G*. — 8. Que Dieu l'avoit a ce commise *G*.

31. 1. Car Merlin, Sebile *C*. — 2. vingt ans (!) *J*. — 4. En France *B*. — 6. qu'el *B*, qu'elle *C*.

32. Et sa belle vie par foy
Monstre qu'elle est de Dieu en grace,
Par quoy on adjouste plus foy
A son fait; car, quoy qu'elle face,
Tousjours a Dieu devant la face,
Qu'elle appelle, sert et deprie
En fait, en dit, ne va en place
Ou sa devotion detrie.

33. O! comment lors bien y paru
Quant le siege ert a Orleans,
Ou premier sa force apparu!
Onc miracle, si com je tiens,
Ne fut plus cler; car Dieu aux siens
Aida telement, qu'enemis
Ne s'aiderent, ne que mors chiens;
La furent prins et a mort mis.

34. Hee! quel honneur au femenin
Sexe! que Dieu l'aime, il appert,
Quant tout ce grant pueple chenin
Par qui tout le regne est desert,
Par femme est sours et recouvert,
Ce que cent mille hommes fait n'eussent,
Et les traitres mis a desert;
A peine devant ne le creussent.

35. Une fillette de seize ans,
N'est ce pas chose fors nature?
A qui armes ne sont pesans,
Ains semble que sa norriture

32. 5. sa face *G*. — 7. en val *C*.

33. Et comment *C*, Comme lors . . . a paru *G*. — 2. devant *B*, Que le siege est a Orliens *C*, yert *G*. — 3. Au *G*. — 4. Oncques *G*. — 5. cher *J*, ès siens *G*. — 7. Ne s'aidoient non plus que mors chiens *G*, Ne s'aiderent plusque . . *Q*. — Ne s'aidoient ne que *C*. — 8. prisons et *J*.

34. 1. Et quel *C*. — 2. que l'ayme *G*. — 3. Car *G*. — 4. tout le peuple ert *B*. — 5. est sus *G*, Par femmes est sus *C*. — 6. Ce que pas hommes fait n'eûssent *Q*, Ce que cent mil hommes n'eussent *G*. — 7. en desert *C*, au desert *G*. — 8. main le crussent *C*, nul ne creussent *G*.

35. *Dans G str. 35 précède str. 44.* — 2. N'est ce pas sus nature *C*, sur nature *G*.



Y soit, tant, y est fort et dure
Et devant elle vont fuyant
Les ennemis, ne nul n'y dure:
Elle fait ce, mains yeulx voiant.

36. Et d'eulx va France descombrant,
En recouvrant chasteaulx et villes;
Jamais force ne fut si grant,
Soient a cens, soient a miles.
Et de noz gens preux et abiles
Est principale chevetaine.
Tel force n'ot Hector ne Achilles;
Mais tout ce fait Dieu qui la menne.

37. Et vous, gens d'armes esprouvez,
Qui faites l'execution,
Et bons et loyaulx vous prouvez,
Bien faire on en doit mention.
Louez en toute nation
Vous en serez, et sans faillance
Parle sur toute election
De vous et de votre vaillance.

38. Qui sanc, corps et vie exposez,
Pour le droit, en peine si dure,
Et contre tous perilz osez
Vous aler mettre a l'avanture,
Soiés constans, car je vous jure
Qu'en aurés gloire ou ciel et los;
Car qui se combat pour droiture
Paradis gaingne, dire l'os.

---

35. 5. tant est forte et dure *C.* — 7. ne nul ne dure *C,* et nul *G.* — 8. Et fait maint *C,* Elle a faict ce *G.*

36. 1. Et d'eulx de France *B*; destourbant *C G.* — 3. Jamais force ilz n'auront si grand *G.* — 4. mailles *C,* Soient ou a cens, ou a miles *B.* — 5. *et* 6. *manquent dans C.* — 6. Elle est principal chevetaine *B.* — 7. ne Hector *G.* — 8. qui les maine *G.*

37. 7. Parler sur *B.* — *37 et 38 manquent dans G.*

38. 1. Qui vos corps . . *J.* — 3. perilz estes *C.* — 5. contens *C.*

39. Si rabaissez, Anglois, vos cornes,
Car jamais n'aurez beau gibier;
En France ne menez vos sornes:
Matez estes en l'eschiquier.
Vous ne pensiez pas l'autrier
Ou tant vous monstriez perilleux,
Mais n'estiez encour au santier
Ou Dieu abat les orguilleux.

40. Ja cuidiés France avoir gaingnée,
Et qu'elle vous deult demourer.
Autrement va, faulse mesgnée!
Vous irés ailleurs tabourer,
Se ne voulez assavourer
La mort, comme vos compaignons,
Que loups porroient bien devourer,
Car mors gisent par les sillons.

41. Et sachez que par elle Anglois
Seront mis jus sans relever,
Car Dieu le veult, qui oit les voix
Des bons qu'ilz ont voulu grever.
Le sanc des occis sans lever
Crie contre eulz; Dieu ne veult plus
Le souffrir; ains les reprouver
Comme mauvais, il est conclus.

42. En chrestiante et l'eglise
Sera par elle mis concorde.
Les mescreans dont on devise
Et les herites de vie orde
Destruira, car ainsi l'acorde
Prophetie qui l'a predict;
Ne point n'aura misericorde
De lieu, qui la foy Dieu laidit.

---

39. 4. Matz vous estes *G.* — 5. Pas ne pensiez *G.* — 6. montrez *B.* — 7. Encores n'estes *G;* ou *B.* — 8. rabat C, pugnit *G.*

40. 1. avoir France *C.* — 3. mesgnie *B.* — 4. tamborner *C,* labourer *G.* — 5. Se vous ne voulez *B.* — 7. peuvent *C.* — 8. Qu'a mort gissent par ces sillons *C,* les buyssons *G.*

41. 3. ot *C G.* — 4. Des bons qui l'ont voulu grever *B.* — 6. ne le veult *G.* — 7. le reprouver *C G.*

42 et 43 manquent dans G. — *42.* 8. De li qui *J.*

43. Des Sarrasins fera essart
En conquerant la sainte terre;
La menra Charles, que Dieu gard!
Ains qu'il muire fera tel erre.
Cil est cil qui la doit conquerre;
La doit elle finer sa vie
Et l'un et l'autre gloire acquerre:
La sera la chose assovye.

44. Donc desur tous les preux passez,
Ceste doit porter la couronne,
Car ses faiz ja monstrent assez
Que plus prouesse Dieu lui donne
Qu'a tous ceulz de qui l'en raisonne;
Et n'as pas encor tout parfait.
Si croy que Dieu ça jus la donne,
Afin que paix soit par son fait.

45. Si est tout le mains qu'affaire ait
Que destruire l'Englecherie,
Car elle a ailleurs plus son hait,
C'est que la foy ne soit perie.
Quant des Anglois, qui que s'en rie
Ou pleure, il en est sué;
Le temps a venir moquerie
En sera fait: jus sont rué.

46. Et vous, rebelles rouppieux,
Qui a eulz vous estes adhers,
Or voiez vous qu'il vous fust mieulx
D'estre alez droit que de revers
Pour devenir aux Anglois serfs?
Gardez que plus ne vous aviengne,
Car trop avez esté souffers,
Et de la fin bien vous souviengne.

---

43. 3. mourra *C.* — 4. meure *C.* — 5. Cilz *B.*

44. 1. dessus *C.* — 3. nous monstrent *G.* — 5. dont l'on raisonne *G.* — 6. Elle n'a pas *G.* — 7. Je croy *G;* l'eur *B;* ça jus Dieu *G.*

45. 1. C'est . . . y ait *G.* — 2. L'Englethareе *J.* — 3. . . plus haut hait *G.* — 4. . . soit parée *J.* — 5. que qui s'en rie, *B.* — 6. Au parler, il . . *B.*

46. 2. alliés *C.* — 3. Ne vees vous *G.* — 4. Estre *G.* — 7. este avez *C.* — 8. bien souviengne *B.*

47. N'appercevez vous, gent avugle,
Que Dieu a icy la main mise?
Et qui ne le voit, est bien vugle;
Car comment seroit en tel guise
Ceste Pucelle icy tramise,
Qui tous mors vous fait jus abatre,
Qui force n'avez qui souffise?
Voulez vous contre Dieu combatre?

48. N'a elle le roy mené au sacre
Que tousjours tenoit par la main?
Plus grant chose oncques devant Acre
Ne fu faite; car pour certain
Des contrediz y ot tout plain;
Mais maulgré tous, a grant noblesse,
Y fu receu et tout a plain
Sacré, et la oyt la messe.

49. A tres grant triumphe et puissance,
Fu Charles couronné a Rains,
L'an mil quatre cens, sans doubtance,
Et vingt et neuf, tout sauf et sains,
Ou gens d'armes et barons mains,
Droit ou dix septiesme jour
De juillet, pour plus ou pour mains.
Et la fu cinq jours a sejour.

50. Avec lui la Pucellette
En retournant par son pais,
Cité, ne chastel, ne villete
Ne remaint. Amez ou hays
Qu'il soit, ou soient esbaïs
Ou asseurez, les habitants

---

47. 3. Qui .... il est *G.* — 5. sa tramise *B*, cy transmise *G.* — 7. Ne force avez qui souffise? *B*, Et force n'avez . . *G.*

48. 1. Ja elle mene le roy au sacre *G.* — 2. Que tenoit adès par la main *G Q.* — 3. Plus grant oncques *C*, Oncques si grande chose *G.* — 8. ouy *B.*

49. 2. le roy *G.* — 4. 7. *il manque dans B les deux hemistiches:* Et vingt et neuf — *et* — pour plus ou pour mains. — 5. Avecques des barons mains, *G.* — 6. le vingt cinquiesme *G.* — 7. pou . . . pou . . . *G.*

50. 1. Avecques lui la Pucelle *B.* — 2. vers *C.* — 3. chasteau ne aultre villette *G.* — 4. aimez ne hays *C.* — 5. Qui ne soit *G.* — 6. Et mesment *G.*

Se rendent; pou sont envahis;
Tant sont sa puissance doubtans!

51. Voir est que aucuns de leur folie
Cuident resister; mais peu vault,
Car au derrain, qui contralie,
A Dieu compere le deffault.
C'est pour neant; rendre leur fault,
Vueillent ou non; n'y a si forte
Resistance, qui a l'assault
De la Pucelle ne soit morte.

52. Quoy qu'en ait fait grant assemblée,
Cuidant son retour contredire
Et lui courir sus par emblée;
Mais plus n'y fault confort de mire:
Car tous mors et pris tire a tire
Y ont esté les contrediz,
Et envoyez, com j'oy dire,
En enfer ou en paradis.

53. Ne sçay se Paris se tendra,
Car encoures n'y sont ils mie,
Ne se la Pucelle attendra;
Mais s'il en fait son ennemie,
Je me doubt que dure escremie
Lui rende, si qu'ailleurs a fait.
S'ilz resistent heure, ne demie,
Mal ira, je croy, de son fait.

54. Car ens entrera, qui qu'en groingne:
La Pucelle lui a promis.
Paris, tu cuides que Bourgoingne
Defende qu'il ne soit ens mis?
Non fera, car ses ennemis
Point ne se fait. Nul n'est puissance

---

50. 7. sans estre envahys *G.*

51. 1. Combien que aucuns de leur folie *G.* — 2. mais pou *G.* — 3. qui que *B;* dernier . . . contrarie *C. vers répété d'une page à l'autre dans C.* — 4. compare *G.* — 5. nyent *G Q.*

52. 1. Quoy qu'on *G.* — 4. n'y vault confort ne mire *G.* — 5. tire et tire *G.* — 6. Envoyez, comme *G.*

54. 4. Deffendis *C.* — 6. n'a puissance. *C.*

Qui l'en gardast, et tu soubmis
Seras et ton oultrecuidance.

55. O Paris, tres mal conseillié!
Folz habitans sans confiance!
Ayme tu mieulx estre essillié
Qu'a ton prince faire accordance?
Certes, ta grant contrariance
Te destruira, se ne t'avises.
Trop mieulx te feust par suppliance
Requerir mercy: mal y vises.

56. J'entens des mauvais, car des bons
Y a maint, je n'en fais pas doubte;
Mais parler n'osent, j'en respons,
A qui moult desplaist et sans doubte
Que leur prince ainsi on deboute.
Si n'auront pas ceulz deservie
La punition ou se boute
Paris, ou maint perdront la vie.

57. Et vous toutes, villes rebelles,
Et gens qui avez regnié
Vostre seigneur, et ceulz et celles
Qui pour autre l'avez nié:
Or soit adès aplanié
Par doulceur, requerant pardon;
Car se vous estes manié
Par force, a tart vendrez a don.

58. Et qu'il ne soit occision
Faicte, retarde tant qu'il puet,
Ne sur char d'omme incision;
Car de sang espandre se deult;
Mais au fort, qui rendre ne veult
Par bel et doulceur ce que est sien,
Se par force en effusion
De sang le recouvre, il fait bien.

---

54. 7. et en soubz mis —. 8. Seras et toute oultrecuidance *C.*

56. 1. Gens a de dedans *J,* Gens a dedens mauvais, *B.* — 7. s'aboute *C.* — 8. car bons *B.*

57. 5. après *B.* — 8. A force, ... ou don *B.*

58. 1. Et qui ne soit *B.* — 2. Charles retarde tant *J Q,* Faicte, il retarde *C.* — 8. De sang le requerra, il fut bien *B.*

59. Helas! il est si debonnaire
Qu'a chascun il veult pardonner;
Et la Pucelle lui fait faire,
Qui ensuit Dieu. Or ordonner
Vueillez voz cueurs et vous donner
Comme loyaulx François a lui,
Et quant on l'orra sermonner
N'en serés reprins de nulluy.

60. Si pry Dieu qu'il mecte en courage
A vous tous qu'ainsy le faciez,
Afin que le cruel orage
De ces guerres soit effaciez,
Et que vostre vie passiez
En paix soubz vostre chief greigneur,
Si que jamais ne l'offensiez
Et que vers vous soit bon seigneur.

amen.

61. Donné ce ditié par Christine
L'an dessus dit mil quatre cens
Et vingt et neuf, le jour ou fine
Le mois de juillet, Mais j'entens
Qu'aucuns se tendront mal contens
De ce qu'il contient, car qui chiere
A embrunchée et les yeux pesans,
Ne puet regarder la lumiere.

Explicit ung tres bel ditié
fait par Christine.

---

59. 7. on vauldra *C.*
60. 3. conseil orage *B J.* — 7. l'effaciez *B.* — 8. bien *B.*
61. 2. dessus mil *C.* — 7. et ses yeulx grans *C.*

Notes.

Str. **1.** C'est donc en 1418, l'année où Charles VII, alors dauphin, dut quitter Paris que Christine de Pisan, elle aussi, abandonna la capitale, afin de ne pas être témoin des malheurs de sa ville adoptive. Elle choisit pour retraite la fameuse abbaye royale des dominicaines à Poissy où sa fille était religieuse et que son talent avait illustrée jadis (1400) dans un charmant poème «*Le livre du dit de Poissy*». (Voyez Noël, *Histoire de Poissy*, Paris, 1909, et M. Roy, *Oeuvres poétiques de Christine de Pisan*, t. II, p. 159—222).

2 et **3.** Ce sont en effet les mois de printemps et de commencement d'été de l'année 1429 qui virent se succéder rapidement les grands événements et faits d'armes de l'héroïne, depuis son arrivée à Chinon, le 6 mars, au 17 juillet, jour du sacre.

7. A partir de cette strophe le feuillet du manuscrit de Berne est blanc sur l'espace de trois strophes. On peut donc considérer les sept premières strophes comme une introduction, une sorte d'exorde ex abrupto.

14, 4, 5. Seule leçon correcte. Il se trouve plusieurs exemples dans l'œuvre de Christine de cet enjambement de la terminaison adverbiale.

16, 5. Le *cerf-volant:* Charles VII et Louis XI eurent pour support de leurs armes deux cerfs ailés. L'origine de cet emblème allégorique remonterait selon Froissart (livre II, chap. CLXIV; livre IV, chap. I) à un rêve de Charles VI, selon Juvénal des Ursins, à une rencontre du roi avec un cerf à collier d'or. (Voyez A. France, *Vie de Jeanne d'Arc*, vol. II, p. 29).

28, 1. *Delbora*, lisez Débora, la prophétesse et juge d'Israël, qui donna son nom au fameux chant de triomphe qui célèbre la victoire de Barac à Thaanac sur les Canaanéens et la fuite de leur chef Sisera, tué par la main de Jaël (Juges, chap. IV und V). Les ressemblances entre ce chant et celui de Christine nous font supposer que le premier a inspiré la conception du second. Il y a d'abord une analogie de faits dans la situation politique des deux peuples, israélite et français: affaiblissement général de l'ordre politique par la discorde intérieure; indépendance du pays menacée par les envahisseurs, là les Canaanéens, ici les Anglais; appel aux armes des prophétesses, Débora, Jeanne; confiance des chefs, Barac, Charles VII ou Dunois; intervention et secours inattendus de Dieu dans la bataille; victoire et triomphe. Dans les deux chants domine la louange de Dieu:

«Des chefs se sont mis à la tête du peuple en Israël.
Et le peuple s'est montré prêt à combattre: Bénissez-en l'Eternel!»
(chap. V, 2)



Puis Débora nomme et distingue les tribus qui prirent une part active à la bataille glorieuse et blâme celles qui lâchement se tinrent à l'écart. Christine fait de même en bénissant ceux qui se sont ralliés sous la bannière de leur roi légitime et en réprouvant ceux qui s'y montrent hostiles. Son passage:

«O Paris, très mal conseillé!
Folz habitans sans confiance!» (str. 55, 56)

rappelle l'invective de la poétesse biblique:

«Maudissez Méroz, dit l'ange de l'Eternel,
Maudissez, maudissez ses habitants;
Car ils ne vinrent pas au secours de l'Eternel,
Au secours de l'Eternel, parmi les hommes vaillants».
(Juges, chap. V, 2, 3)

C'est dans une formidable tempête que Javéh parut à son peuple et par elle lui donna la victoire. La fin de la strophe 20 chez Christine ne serait-elle pas le souvenir de cette image?

«Jointes mains, tous grands et menus,
Graces te rendons, Dieu celeste,
Par qui nous sommes parvenus
A paix, *et hors de grant tempeste*».

Et enfin, n'y a-t-il pas un rapport de même nature entre la dernière image des deux chants, leur mot final, *soleil* et *lumière?*

«Périssent ainsi tous tes ennemis, ô Eternel!
Ceux qui l'aiment sont comme le *soleil,*
Quand il paraît dans sa force». (Juges, chap. V, 31)
« — — — — — car qui chiere
A embrunchée et les yeux pesans,
Ne puet regarder *la lumiere*». (str. 61)

34. On sait que la défense de l'honneur des femmes est un des thèmes favoris de Christine. (Voyez M. Roy, *op. cit.*, vol. I. préface p. XXIX et ibidem les ballades IV et XII).

42 et **43.** Ce passage montre jusqu'à quel point l'exaltation des esprits était montée, puisqu'on attendait de Jeanne et de Charles VII, toujours sur la foi de certaines prophéties, la restauration de l'Eglise, le châtiment des mécréants, c'est-à-dire des Turcs et des Hussites, l'anéantissement des Sarrasins et la conquête de la Palestine où devait se terminer leur carrière. C'est à tort, croyons-nous, qu'on a prêté, ou qu'on prête encore à Jeanne le vaste dessein d'une croisade universelle, entreprise prodigieuse que beaucoup, sans doute, eussent désirée et dont la réussite eût été aux yeux de tous le couronnement et le sceau suprême de sa mission divine.

XVe siècle.

Je Xpine qui ay plouré
xj. ans en abbaye close
Ou j'ay tousjours puis demouré
Que Charles, c'est estrange chose,
Le filz du roy se dire l'ose
S'en fuy de Paris de tire
Par la traïson la enclose
Ore a prime me prens a rire

A rire bonnement de joie
Me prens pour le temps yvernage
Qui se depart, ou je souloie
Me tenir tristement en cage
Mais or changeray mon langaige
De pleur en chant, quant recouvré
Ay bon temps
Bien m'a [illegible] avoir enduré

L'an mil cccc. xxix
Reprint a luire le soleil
Il ramene le bon temps neuf
Que on avoit veu de son oeil
Puis long temps, dont plusieurs en dueil
Orent vescu; j'en suis de ceulx
Mais plus de riens je ne me dueil
Quant ore voy que ce veulx. –

Si est bien le vers retourné
De grant dueil en joie nouvelle
Depuis le temps qu'ay sojourné
La ou je suis, a la belle tresbelle
Saison que printemps on appelle
La Dieu mercy qu'ay desiree
Ou toute rien se renouvelle
Et est du sec au vert temps nee

C'est que le degeté enfant
Du roy de France legitime
Qui long temps a esté souffrant
Mains grans ennuiz, qui or a prime
Se lieve ainsi que vous prime
Venant come roy coronné
En puissance tresgrande et fine
Et d'esperons d'or esperonné

Et qui ne soit occision
Fist, retenir tant qu'il puet
Ne sur chair d'ame meslon
Car de sang espandre se doult
Mais au fort qui rendre ne veult
Par bel et doulcour ce qu'est sien
Se par force en effusion
De sang la recouvre il fait bien

Helas il est si debonnaire
Que chascun il veult pardonner
Et la pucelle lui fait faire
Qui ensuit Dieu, or ordonnez
Voz cuers, et vous come donnez
Come loyaulx françois a lui
Et quant on l'orra sermonner
Non serez repris de nullui –

Si prie Dieu qu'il mette en courage
A vous tous qu'ainsi le faciez
Afin que le cruel orage
De ces guerres soit effaciez
Et que vo vie passiez
En paix soubz vo chief greigneur
Si que jamais ne l'offenciez
Et que vers vous soit bon seigneur. –

Amen

Donné ce ditié par Xpine
L'an dessusdit mil cccc.
Et xxix. le jour ou fine
Le mois de juillet. mais j'entens
Que aucuns se tendront mal contens
De ce qu'il contient, car qui chiere
A embrunchie et les yeux pesans
Ne puet regarder la lumiere. –

Explicit ung tresbel ditié
fait par Xpine. –

Puis Débora nomme et distingue les tribus qui prirent une part active à la bataille glorieuse et blâme celles qui lâchement se tinrent à l'écart. Christine fait de même en bénissant ceux qui se sont ralliés sous la bannière de leur roi légitime et en réprouvant ceux qui s'y montrent hostiles. Son passage:

> «O Paris, très mal conseillé!
> Folz habitans sans confiance!» (str. 55, 56)

rappelle l'invective de la poétesse biblique:

> «Maudissez Méroz, dit l'ange de l'Eternel,
> Maudissez, maudissez ses habitants;
> Car ils ne vinrent pas au secours de l'Eternel,
> Au secours de l'Eternel, parmi les hommes vaillants».
> (Juges, chap. V, 2, 3)

C'est dans une formidable tempête que Javéh parut à son peuple et par elle lui donna la victoire. La fin de la strophe 20 chez Christine ne serait-elle pas le souvenir de cette image?

> «Jointes mains, tous grands et menus,
> Graces te rendons, Dieu celeste,
> Par qui nous sommes parvenus
> A paix, *et hors de grant tempeste*».

Et enfin, n'y a-t-il pas un rapport de même nature entre la dernière image des deux chants, leur mot final, *soleil* et *lumière?*

> «Périssent ainsi tous tes ennemis, ô Eternel!
> Ceux qui l'aiment sont comme le *soleil*,
> Quand il paraît dans sa force». (Juges, chap. V, 31)
> « — — — — — car qui chiere
> A embrunchée et les yeux pesans,
> Ne puet regarder *la lumiere*». (str. 61)

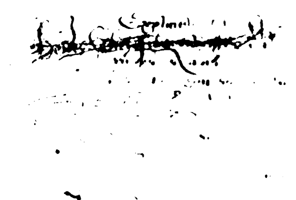
34. On sait que la défense de l'honneur des femmes est un des thèmes favoris de Christine. (Voyez M. Roy, *op. cit.*, vol. I, préface p. XXIX et ibidem les ballades IV et XII).

42 et **43.** Ce passage montre jusqu'à quel point l'exaltation des esprits était montée, puisqu'on attendait de Jeanne et de Charles VII, toujours sur la foi de certaines prophéties, la restauration de l'Eglise, le châtiment des mécréants, c'est-à-dire des Turcs et des Hussites, l'anéantissement des Sarrasins et la conquête de la Palestine où devait se terminer leur carrière. C'est à tort, croyons-nous, qu'on a prêté, ou qu'on prête encore à Jeanne le vaste dessein d'une croisade universelle, entreprise prodigieuse que beaucoup, sans doute, eussent désirée et dont la réussite eût été aux yeux de tous le couronnement et le sceau suprême de sa mission divine.

Première et dernière page du manuscrit de Berne,

XVe siècle.

Commencement et fin du manuscrit de Carpentras,
XVe siècle.



La Pucelle à Poitiers.

Jeanne d'Arc, en février 1429, s'en vint trouver le roi à Chinon et le supplia de l'envoyer avec l'armée délivrer la ville d'Orléans cernée par les Anglais. Charles VII et sa cour, craignant d'avoir à faire à une sorcière, décidèrent de la faire observer, examiner et interroger par des théologiens, des juristes et d'autres personnes compétentes. C'est à Poitiers, alors siège du parlement, que se réunirent ces docteurs en mars 1429. La pièce qui suit donne le résumé de leurs conclusions tel qu'il se trouve au fol. 69 a de notre manuscrit. Cet acte est également reproduit 1° dans le manuscrit français 979 (le ms. 7301 de l'ancien fonds français) de la Bibliothèque nationale de Paris, dû au scribe breton A. de Kærrymell[1] (*K*), 2° dans le Registre Delphinal de Thomassin[2] (*T*), 3° dans la Chronique de Tournai,[3] fondu dans le texte. Lefèvre-Pontalis en publie la traduction allemande, presque contemporaine, d'Eberhard Windecke d'après l'édition d'Altmann[4] et l'accompagne d'un texte français qui est censé reconstituer d'original ayant servi de base à la traduction. Dans les notes il donne les variantes les plus importantes des versions françaises citées. Nous reproduisons ces variantes en les complétant de celles du texte de Kærrymell, peu nombreuses et peu importantes. Dans la plupart des cas l'on donnera la préférence à la leçon de notre manuscrit[5]. — D'autre part, il nous a semblé superflu de citer toutes les variantes de la Chronique de Tournai. Ce texte, différant trop souvent des autres, fait l'impression d'une rédaction fort remaniée et modifiée[6].

Les manieres de lapprobation de la pucelle / et comment on doit croire quelle est venue de par dieu / a la recouurance du royaume de france faite / au roy charles etc. dont partie estoit par les anglois ses anciens ennemis occupee etc.[1]

---

[1] Quicherat, *Procès de condamnation*, t. III, p. 391. — [2] Ce texte est publié dans le t. V (Appendice IX) du *Choix de Chroniques* de Buchon. — [3] *Recueil des Chroniques de Flandre* publié par J. J. Smet, t. III (Bruxelles 1856), p. 406. — Voir aussi la liste des textes chez Lefèvre-Pontalis, p. 32 ss. — [4] loc. cit., p. 36 ss. — [5] Voir les notes: 5 sur les (*au lieu de* seules); 20 tenues envers elle les deux manières; 27 par avant; 32 debouter. — [6] Comparez ce qui est dit du texte de la *Lettre aux Anglais* dans la même chronique (p. 363 ci-après). La version de Thomassin, que nous n'avons pas réussi à nous procurer, n'aura guère un autre caractère. Quicherat dit que cet auteur a paraphrasé le texte aux endroits obscurs.

[1] *L'entête chez K a cette teneur:* C'est l'opinion des docteurs que le roy a demandé touchant le fait de la Pucelle envoyée de par Dieu. —



Le roy attendu la[2] necessite de lui et de son royaume / et considerees / les continues prieres de son poure peuple enuers dieu et de[3] tous autres amans paix et justice / ne doit point reiecter ne debouter[4] la pucelle qui se dit estre enuoyee de par dieu pour lui donner secours / non obstant que ses promesses soient sur les[5] euures humaines / Ne aussi[6] doit croire a[7] lui tantost et legierement / mais en ensuyuant la sainte escripture la doit espionner[8] par deux manieres / cest assauoir par prudence humaine en enquerant de sa vie / de ses meurs / de son entention. Comme dist saint pol lapostre / probate spiritus / si ex deo sunt[9] / — Et par deuote oroison requerir[10] signe daucune euure / en esperance[11] diuine par quoy on[12] puisse juger que elle[13] est venue de dieu[14] / — Ainsi[15] commanda dieu a achas quil demandast signe quant dieu lui faisoit promesse de victoire / en[16] disant / — pete tibi[17] signum a domino deo tuo[18] / — Et semblablement fist gedeon[19] / qui demanda signe / et plusieurs autres / —

Le roy depuis la venue de la dite pucelle / a obseruees et tenues enuers elle les deux manieres[20] dessus dictes / Cest assauoir probation par prudence humaine / et par oroison en demandent signe de dieu[21] / — Quant a la premiere qui est par prudence humaine / — Il a fait espionner[22] la dicte pucelle de sa vie / de sa naissance / de ses meurs / de son entention / et la fait garder auec lui bien par lespace de six sepmaines / a toutes gens la demonstree[23] / soient clers / gens deglise / gens de deuotion / gens darmes / femmes vesues et autres / et publiquement et secretement elle a conuerse auec toutes gens / mais en elle on

---

[2] *K omet* la. — [3] *K omet* de. — [4] *K:* deboutter ne dejetter. — [5] *K:* seules, *leçon que Quicherat considère comme une faute du copiste; T:* par dessus œuvres; *Chronique de Tournai:* supz oëvres; *notre leçon parait être la bonne.* — [6] *K:* Ne aussi ne doit. — [7] *K:* en lui. — [8] *K:* esprovier; *Chron. de Tournai:* esprouver. — [9] *1re Epitre de St-Jean IV, 1; la Vulgate dit:* . . . si ex Deo sint; *le passage est attribué par erreur à St-Paul.* — [10] *Chron. de Tournai:* enquerre. — [11] *Chron. de Tournai:* ou apparence. — [12] *K:* en. — [13] *Chron. de Tournai:* la dite Pucelle. — [14] *K:* de la volonté de Dieu. — [15] *K:* Aussy. — [16] *K et Chron. de T. intercalent* luy. — [17] *K omet* tibi. — [18] *K omet* deo tuo; *notre manuscrit cite exactement le texte de la Vulgate, Isaïe VII, 11.* — [19] *T:* Ainsi Gédéon demanda signe; *ce passage fait allusion à Juges VI, 11—23, 36—40.* — [20] *K:* tenues œuvres et les deux meurs; *M. Buchon avait corrigé:* manières. — [21] *La phrase* Le roy — — de Dieu *manque à T; Chron. de T:* Lesqueles II manieres le roi tint et observa, selon son conseil, envers ladite pucelle. — [22] *K:* esprouver. — [23] *K:* demonstrer ; *Quicherat complète:* [pour] à toutes gens la demonstrer. —

ne treuue point de mal / fors que bien comme[24] humilite / virginite / deuotion / honestete / simplesse / [25] de sa naissance / [25] de sa vie plusieurs choses merueilleuses sont dictes comme vrayes / — Quant a la seconde maniere de probation / le roy lui demande[26] signe auquel elle respont / que deuant la ville dorleans elle le monstrera / et non parauant[27] ne en autre lieu / Car ainsi lui est ordonne de par dieu / —

Le roy attendue la probation faite de la dite pucelle / en tant que lui est possible / et nul mal ne treuue en elle / et considere sa response qui est de monstrer[28] signe diuin deuant orleans / — veue sa constance et sa perseuerance en son propos / et ses requestes instantes daler [à][29] orleans pour y monstrer le signe du[30] diuin secours / ne la doit point empescher daler a orleans auec ses gens darmes / mais la doit faire conduire honnestement en esperance de[31] dieu / Car la debouter[32] ou delaissier sans apparence de mal seroit repugner au saint esprit / et se rendre indigne de laide de dieu comme dit gamaliel[33] en vng conseil des juifs au regart des[34] apostres.

La Lettre aux Anglais.

Ce fut encore à Poitiers que, avant de partir pour l'armée et sauver la France, la jeune paysanne de dix-sept ans dicta «en gros et lourd langage et mal ordonné», comme dit Thomassin, la lettre suivante, datée du 22 mars 1429, dont la copie se trouve au fol. 68b du manuscrit. C'est un des documents les plus importants pour l'histoire de Jeanne d'Arc et celui où son caractère héroïque et sa pensée mystique se révèlent le plus clairement. C'est vraiment le cri de son cœur, comme dit Pierre Champion. La lettre ne fut remise aux Anglais que vers la fin du mois d'avril, à la veille des combats devant Orléans. On sait que les sommations de la Pucelle ne provoquèrent qu'injures et ironies de la part des ennemis.

---

[24] *K omet* comme. — [25] *K intercale* et *aux deux endroits*. — [26] *K:* demanda. — [27] *K omet* avant. — [28] *K:* de démonstrer. — [29] *K donne ce* a. — [30] *K:* de. — [31] *K:* en sperant en. — [32] *K:* doubter. — [33] *Voir Actes des Apôtres V, 34.* — [34] *T:* contre les. —

Lettres closes enuoiees de par la pucelle au roy dengleterre et autres seigneurs de sa compaignie.

† Jhesus maria —[a].

I[b] Roy dengleterre[c] || [1] et vous duc de bethfort[d] qui vous dictes regent le royaume de france — *II* vous[2] guillaume de la polle[e] conte de sufforlli / Jehan sire de talebot[f] / et vous[3] thomas sire de scalles[g] qui vous dites[4] lieutenans du dit[5] duc de bethfort[6] / *III* faites raison au roy du ciel de son sang roial[7] / Rendez a la pucelle cy[8] enuoyee de par dieu le roy du ciel les clefs de toutes les bonnes villes que vous auez prinses et violees en france[9] / elle est cy[10] venue de par dieu[11] pour reclamer tout[12] le sang roial[h] / elle[13] est toute preste de faire paix se vous lui[14] voulez faire raison par ainsi que france[15] vous mectez jus / et paiez[16] de ce que[17] lauez tenu[i] / *IV* Et[18] entre vous archiers compaignons de

Notes explicatives (lettres [a]–[k]):

[a] Cette devise était inscrite sur l'étendard de la Pucelle et sur une de ses bagues.

[b] voir p. 361 l'explication de ces chiffres romains.

[c] Henri VI, alors âgé de 7 ans.

[d] John de Lancaster, duc de Bedford, oncle du roi et régent.

[e] William Pole, comte de Suffolk, commandant en chef des troupes anglaises en France.

[f] John Talbot, comte de Shrewsbury, le célèbre capitaine anglais.

[g] Thomas, lord Scales, capitaine anglais.

[h] Ce passage, selon Lefèvre-Pontalis et d'autres, serait une allusion au duc d'Orléans, prisonnier en Angleterre, dont Jeanne demande la délivrance.

[i] Voir l'interprétation de ce passage chez Lefèvre-Pontalis, p. 54.

Variantes (n[os] 1 à 85).

[1] *Les passages entre le signe || et le prochain chiffre romain manquent à G, J, R, T.* — [2] vous *omis par G, J, R, T.* — [3] et *omis par G;* et vous *omis par J.* — [4] qui vous dites *omis par G, J, R, T;* [5] dit *omis par G, J, R, T.* — [6] *G, J, R, T intercalent ici* soi disant régent du royaume de France pour (*T:* par) le roy d'Angleterre. — [7] de son sang roial *omis par P.* — [8] cy *omis par G, J, R, T; P:* pucelle qui est cy. — [9] *G, J, R, T:* rendés les clefs à la Pucelle de toutes les bonnes villes que vous avez enforcées (*R, T:* en France). — [10] cy *omis par G, J, R, T.* — [11] *BC répètent ici* le roy du ciel. — [12] tout *manque ailleurs, sauf à R, T et à la Chronique de Tournai.* — [13] *G, J, R:* et est. — [14] lui *omis par G, J;* vous lui *omis par T.* — [15] France *omis par G, J.* — [16] *P:* mectrés jus et paierez; *C:* mectés sus *etc.; R:* par ainsi que France vous mettiez jus *etc.; Chron. de Tournai:* vous déportans de France et paiant le roi de ce *etc.* — [17] *R:* qui. — [18] et *omis par BC, G, J, R, T.* —

guerre[19] gentilz et autres[20] qui estes deuant la ville[21] dorleans alez vous en de par dieu en vostre pais[22] / et[23] se ainsi ne le faites attendez les nouvelles de la pucelle qui vous venra[24] veoir brefment a vos bien grans dommages[25] / — *V* Roy dengleterre[26] / se ainsi ne le faites / ie suis chief de guerre / et[27] en quelque lieu que je attaindray voz gens en france / je les en feray aler veullent ou non veullent / et silz veulent obeir je les prandray a mercy / et silz ne veulent obeir je les feray tous occirre / — Je suis cy venue de par dieu le roy du ciel corps pour corps pour vous bouter hors de toute[28] france[29] / || et encore[30] tous ceulx qui vouldroient porter trayson ne[31] mal engin ne dommage au royaume de france[32] / *VI* Et nayez point en vostre oppinion[33] / que[34] vous ne tenrez mie[35] le royaume de[36] france de[37] dieu le roy du ciel[38] filz

---

[19] *G, J, R, T:* compaignons d'armes. — [20] *G, R:* gentilz et villains; *T:* gentilz et vaillans; gentilz et autres, *omis par J, se retrouve dans BC, P et dans la Chron. de Tournai.* — [21] la ville d' *omis par G, J, R, T; BC:* la bonne ville. — [22] *BC:* en vous pais; *P* (*manuscrit B*), *G, J, R, T:* en vostre pais de par Dieu; *les manuscrits A et C du Procès ont notre leçon, voir Champion,* t. I, p. 198. — [23] *R omet* et. — [24] *BC, P:* ira. — [25] *BC:* a vostre bien grant domaige; *G, J, R, T:* Et se ainsi ne le faites, donnez-vous (*R:* en) garde de la pucelle, et de voz domages vous souviengne (*T:* briefvement); *passage analogue à la partie X.* — [26] *T: ne répète pas* Roy d'Angleterre. — [27] et *omis par G, J, R, T.* — [28] toute *omis par G, J, T.* — [29] *BC:* et se ilz ne veullent obéir, je le feré toulx mourir, et se ilz veullient obéir, je lez prandray à mercy. Je suis cy venue *etc.; P:* et si ne vuellent obéir, je les feray tous occire. Je sui cy envoiée de par Dieu, le Roy du ciel, corps pour corps, pour vous bouter hors de toute France. Et si vuellent obéir, je les prandray à mercy; *G, J, R, T:* voz gens en France, se ilz ne veullent obéir je les (*R:* en) feray yssir, vuellent ou non (*R:* ou ne vueillent). Et s'ilz veullent obéir, je les prendray à merci (*J:* à merci je les prendray). Croyez (*R:* Croyant) que s'ilz ne veullent obéir, la Pucelle vient pour les occire. Elle vient de par le roy du ciel *etc.* (*La phrase:* Croyez que s'ilz ne veullent obéir, la Pucelle — — occire *manque à T. Le pronom* Elle *de la phrase suivante est sans rapport.* — [30] *BC:* encontre. — [31] *BC omet* ne. — [32] *Chron. de Tournai:* et encore tous ceulx qui vouldront faire trayson, malengin ou domage au roiaulme très chrétien; *tout ce passage manque à P, G, J, R, T, voir note 1.* — [33] *G, J, R, T:* Ne (*R:* ny) prenez mie vostre opinion; *Chron. de Tournai:* Et ne mettez en vostre oppinion tenir ledit royaulme *etc. La version proposée par Champion:* point aultre opinion *ne nous semble pas fondée.* — [34] *P, T:* car. — [35] *P:* point. — [36] le royaume de *omis par G, J, R, T.* — [37] (*ms. B*) *omet* de. — [38] *G:* du roy du ciel, le; *J:* du roy du ciel, du; *T:* France qui est au roy du ciel, le. —

de[39] sainte marie[40] / ains le[41] tenra le roy charles vray heritier / Car dieu le roy du ciel le veult ainsi[42] / et lui est reuele par la pucelle[43] / le quel entrera a paris a bonne[44] compaignie — Se vous ne voulez croire[45] les nouuelles de par[46] dieu et[47] la pucelle / en quelque lieu que nous[48] vous trouuerons nous ferrons[49] dedens a horions[50] / *VII* et y[51] ferons vng[52] si grant[53] hahay que encore a il mil ans[54] que[55] en france ne fut fait[56] si grant / Se vous ne[57] faites raison et[58] croiez fermement que le roy du ciel enuoyera[59] plus de force a la pucelle que vous ne lui sauriez mener de tous assaulx a elle et a ses bonnes gens darmes[60] / *VIII* et aux horions verrons[61] / li quel auront[62] meilleur droit de dieu du ciel[63] ou de[64] vous *IX* duc de bethfort[65] / la pucelle vous prie et vous requiert[66]

---

[39] *P* (*ms. A*) *et G omettent* de. — [40] *Chron. de Tournai:* fil de vierge Marie; *R:* ... du ciel le ferez mais, ains. — [41] *G:* mais le; *J*, *T:* mais la. — [42] *P omet* ainsi. — [43] *Le passage* Car dieu —— la pucelle *manque à G, J, R, T; G, J:* héritier à qui Dieu l'a donnée, qui entrera; *T:* mais la tiendra le gentil Charles. Se vous ...; *R:* ains la tiendra le Roy Charles qui entrera; *Chron. de Tournai:* c'est la volunté du roi du ciel et de la terre. Et ce lui est révélé par moi, qui sui pucelle et que il *etc.* — [44] *G, J:* en belle. — [45] *G, J, R, T:* Se vous ne croyez. — [46] *G, J, R, T, Chron. de Tournai omettent* par. — [47] *BC:* dieu, de la; *G, J, R, T, Chron. de Tournai:* et de la. — [48] nous *omis par P, G, J, R, T, Chron. de Tournai.* — [49] *T:* frapperons. — [50] *P omet* à horions; *T:* à grans horions. — [51] *BC:* si. — [52] *G, J, R, T:* Et vous promet et certiffie la Pucelle qu'elle (*G, J, R:* qu'elle y) fera si *etc.* — [53] *BC, G, R:* gros. — [54] *R:* y a il mil ans; *J:* que deppuis mil ans; *T:* qu'il y a mil ans; *Chronique de Tournai:* que passé mil ans; *BC:* que encores a mil années. — [55] que *omis par G, J.* — [56] fait *omis par P, R, T; G, J:* veu. — [57] *R, T:* ne lui. — [58] et *est omis par T et la Chronique de Tournai qui, à l'encontre des autres versions, rattachent le passage* Se vous ne faites raison *à la phrase suivante, leçon que Lefèvre-Pontalis voudrait accepter. La majuscule de* Se *prouve que notre copiste a hésité.* — [59] *BC:* trouvera. — [60] *G, R, T:* lui envoiera plus de force que ne (*R, T:* ne lui) savez (*R:* sauriez) mener de touz assaulz (*T:* d'assaux) a elle et (*R:* ne) a ses *etc.; J:* lui envoyra plus de force à elle et à ses bonnes gens d'armes que ne scauriez avoir à cent assaulx; *Chron. de Tournai:* envoiera et donra plus de force que ne lui pourez livrer de assaulx et pareillement à ses *etc.* — [61] *BC:* et adonc verront; *G:* et si verrons; *R:* si verrons; *T:* et verrons; *J:* et si verrez; *P, Chron. de Tournai:* et aux horrions verra-on. — [62] *P, Chron. de Tournai:* qui ara; *G, J, R, T:* lesquelz meilleur droit auront. — [63] du ciel *omis par G, J, R, T.* — [64] ou de *omis par P, Chronique de Tournai;* vous *se rattache dans ce cas à la phrase suivante.* — [65] *G, J, R, T répètent ici:* qui vous dictes régent de France pour (*T:* par) le roy d'Angleterre. — [66] *G, R, T:* La Pucelle vous prie et requiert; *J:* la Pucelle requiert et

que vous[67] ne vous faites[68] mie[69] destruire / Se vous lui[70] faites raison y que pourra en sa compaignie que les françois[71] feront le plus beau fait qui oncques[72] fut fait pour la chrestiante[73 j] / — *X* Et[74] faites response se vous[75] voulez faire paix en[76] la cite dorleans / et[77] se ainsi ne le faites de voz bien grans[78] dommages vous souuengne briefment[79] / *XI* Escript ce[80] mardi de[81] sepmaine sainte[82 k] / —

Et au dessus / — Au duc de bethfort qui se dit[83] regent pour le roy dengleterre[84] / ou a ses lieuxtenans estans deuant orleans[85] / —

Si notre version est restée inconnue jusqu'ici[1], la lettre de Jeanne, comme telle, a été publiée et commentée à plusieurs reprises. *Quicherat* en donne cinq versions différentes: 1° celle de l'acte d'accusation du procès

---

[j] Cette dernière phrase, selon Lefèvre-Pontalis, Anatole France et d'autres commentateurs, serait une allusion à un projet de croisade universelle, interprétation que le texte de *T* semble seul autoriser.

[k] le 22 mars 1429.

prie. — [67] *J omet* vous. — [68] *J, R, T:* faciez. — [69] *R, T omettent* mie; *BC le remplace par* pas. — [70] *BC:* Se vous faites; *G, J, R:* Se vous ne luy; *T:* Se vous ne faictes; *Chron. de Tournai:* se vous ne le créedz; *ce* ne, *écho des passages analogues, fausse complètement le sens de la phrase, voir la note j ci-dessus.* — [71] *BC:* y pouverra venir lieu que les François; *R:* encore pourra venir qu'en sa compagnie les François; *P:* encore pourrez venir en sa compaignie l'où que les François (*Quicherat donne la préférence à cette dernière leçon*); *G, J:* elle fera que (*J:* tant que) les François; *T:* aux yeux pourrez veoir qu'en sa compaignée les François; *Chron. de Tournai:* tel cop pourra venir *etc.* — [72] *R:* qu'encores. — [73] *abréviation:* xpiante; *G, J:* en la christianté; *R, T:* en chrestienté. — [74] Et *omis par G, J, R, T.* — [75] *R, T omettent* vous. — [76] *G, T:* paix à; *J:* paix ou non à; *BC:* Et faites réponse en la cité d'Orliens, se voulés faire paix. — [77] *BC omet* et. — [78] bien grans *omis par G, J, R, T.* — [79] *J, T omettent* briefment. — [80] *BC, G, J, R:* le. — [81] *P omet* de. — [82] *G, J, R:* de (*J:* en) la grant sepmaine. — *En guise de signature BC donne* De par la Pucelle. — [83] *BC*: soi disant. — [84] *BC:* régent le royaulme de France ou a ses *etc.*; *G, J:* régent le (*J:* du) royaume de France pour le roy *etc.* — [85] ou a ses lieutenans *etc. omis par G, J, R; P ne donne pas l'adresse de la lettre; T en supprime et la date et l'adresse. G termine:* Et sur le dos estoit escrit: «Entendez les nouvelles de Dieu et de la Pucelle»; *J et R donnent ces paroles comme postscriptum* (*R:* ... de Dieu de la Pucelle).

[1] Sinner seul en avait cité quelques passages dans ses «Extraits de poësies» (Lausanne 1759).



de condamnation, citée d'après le manuscrit latin 5965 de la Bibliothèque nationale de Paris (Quicherat, t. I, p. 240) et que nous désignerons par la lettre *P;* 2° deux copies d'un document original perdu et conservées, l'une, *B*, faite par Battenay, à la Bibliothèque nationale[1], l'autre, *C*, au Cabinet des Titres[2] (Quicherat, t. V, p. 96); puis 3° les copies contenues dans la «Chronique de la Pucelle», compilation rédigée vers 1466, mais citant la lettre sous la forme insérée dans les «Gestes des Nobles françois», *G*, composés vers 1430 (Quicherat, t. IV, p. 215); 4° le Journal du siège d'Orléans, *J*, rédigé en 1466 environ, sur l'ordre des autorités de la ville (Quicherat, t. IV, p. 139); 5° le Registre Delphinal de Mathieu Thomassin, *T*, de 1456 environ (Quicherat, t. IV, p. 306). Lefèvre-Pontalis[3], à part ces versions, en mentionne encore deux autres, dont l'une, 6° contenue dans la Relation du greffier de La Rochelle[4], *R*, et l'autre, 7° dans la Chronique de Tournai[5]. Lefèvre-Pontalis publie, d'après l'édition d'Altmann, le texte de la traduction allemande d'Eberhard Windecke. Il y joint, comme à la traduction de la «Consultation de Poitiers» un texte français correspondant, reconstitué en utilisant les éléments des versions connues[6]. Ce n'est donc pas un texte critique proprement dit comme le prétendait M. P. Champion[7]. En note Lefèvre-Pontalis donne les variantes les plus importantes de toutes les versions françaises. M. P. Champion lui-même établit d'après tous les manuscrits du Procès le texte de la lettre, tel qu'il est reproduit dans ce document[8], tout en indiquant les quelques variantes; puis il ajoute une transposition de ce texte en français moderne, respectant toutefois certaines expressions archaïques de l'original[9]. — Nos notes cherchent à réunir toutes les variantes lexicales et phraséologiques de toutes les versions connues, à l'exception des moins importantes de la Chronique de Tournai[10].

Nous ne voudrions pas discuter ici à nouveau la question de l'authenticité de la *Lettre de Jeanne d'Arc*. Nous acceptons à ce sujet sans restrictions les conclusions de Quicherat[11], de Lefèvre-Pontalis[12], d'Anatole France[13]

---

[1] Collection Moreau, vol. 284, fol. 324. — [2] Dossiers Bleus, vol. 28, dossier Arc, n° 625, p. 10—11. — [3] *Les sources allemandes*, p. 42—43. — [4] publiée par Quicherat dans son article *Relation inédite sur Jeanne d'Arc*, dans la *Revue historique*, t. IV, mai-août 1877, p. 338/9. — [5] publiée dans Smet, J. J., *Recueil des Chroniques de Flandre*, t. III, p. 408/9. — [6] *loc. cit.*, p. 52 ss. et 160 ss. — [7] *Procès de condamnation*, t. II, p. 400; note 401. — [8] *loc. cit.*, t. I, p. 198. — [9] *loc. cit.*, t. II, p. 145. — [10] Il semble que M. Lefèvre-Pontalis, frappé par certaines analogies entre la traduction de Windecke et le texte de la Chronique de Tournai, attribue une trop grande autorité à ce dernier. — [11] *loc. cit.*, t. I, p. 55; t. V, p. 95. — [12] *loc. cit.*, p. 45 ss. — [13] *Revue de Paris*, 9e année, numéro du 15 février 1902, p. 740 ss. —

et d'autres critiques qui admettent que cette lettre est bien celle qui a été lue à Jeanne lors du procès et qu'elle a reconnue comme son œuvre. Cela n'exclut pas que certains passages puissent lui avoir été suggérés par son entourage. D'autres pourraient avoir été ajoutés ou altérés par les clercs auxquels elle dictait. Jeanne a par exemple désavoué les paroles «Rendez à la Pucelle», «corps pour corps», «je suis chef de guerre» dont ses juges lui faisaient un grief. Ces trois passages se trouvent aussi dans notre manuscrit[11], ce qui prouve une fois de plus qu'il ne peut s'agir de faux que les ennemis de Jeanne auraient commis pour la faire condamner: notre compilateur est beaucoup trop attaché à la cause de la Pucelle et de Charles VII pour avoir inséré dans son recueil un document de provenance ou de tendances anglaises.

Le problème qui nous occupera sera de savoir laquelle des différentes rédactions de la Lettre peut être considérée comme la plus authentique. Les huit versions citées forment en effet deux groupes distincts: *BC, P* et la Chronique de Tournai donnent les parties de la lettre, que nous désignons des chiffres *I* à *XI,* dans le même ordre que notre manuscrit, tandis que *G, J, R, T,* intervertissent cet ordre de la manière suivante: *I, III, V, VII, IV, VI, VIII, II, X, IX, XI*, en raccordant *V* et *VII* comme l'indique la note 52.

Les changements les plus importants produits par cet arrangement sont les suivants: Les deux passages s'adressant au roi, *III* et *V*, séparés dans la première rédaction par les paroles adressées aux archers, se suivent immédiatement dans la deuxième; il en est de même des deux passages où il s'agit de «horions»: *VI* et *VIII.* D'autre part, d'après la deuxième rédaction, Jeanne ne s'adresse plus dès le début à Bedford et à ses lieutenants, à qui en somme la lettre est destinée[2], mais uniquement au jeune roi. Plus bas Jeanne somme les trois lieutenants de lui répondre, sans mentionner le régent, leur supérieur. Cette sommation, conclusion de la lettre, a du reste sa place naturelle à la fin de celle-ci comme dans la première rédaction. Jeanne, d'après la deuxième rédaction, avertirait les «archers, compagnons de guerre», et non le roi ennemi, qu'ils n'obtiendront pas «le royaume de France de Dieu le roi du ciel» ce qui est un non-sens. En outre, la deuxième rédaction présente quelques lacunes frappantes. Il lui manque tout d'abord le passage «et encore tous ceux qui voudraient porter trahison ... au royaume de France»[3] dont nous allons

---

[1] parties *III* et *V*. voir Quicherat, t. I, p. 240 et t. V, p. 95. — [2] L'on verra plus loin que dans la lettre citée par Thibault (p. 364) Jeanne s'adresse également aux capitaines. Voir du reste p. 364, note 3. — [3] fin de la partie *V*. —

parler tout à l'heure; puis elle ignore aussi cet autre passage important «Car Dieu, le roi du ciel le veut ainsi et lui est révélé [à Charles] par la pucelle»[1], paroles qui rendent si bien une des pensées dominantes de l'héroïne. L'invitation de Jeanne à Bedford à assister ou à prendre part à un haut fait d'armes est changée en une simple menace. A plusieurs reprises la deuxième rédaction abrège et simplifie le texte de la première en recherchant en une certaine mesure des expressions plus modernes et des tournures plus littéraires. Ceci ne l'empêche pas, du reste, de conserver quelques bonnes leçons que les autres versions ont abandonnées[2]. Les divergences entre les deux rédactions sont donc assez considérables et Quicherat n'était plus dans le vrai en affirmant dans la préface à la version du greffier de la Rochelle que «les rédactions ne diffèrent que par l'interversion de quelques phrases qui ne change absolument rien au sens»[3]. Quant à savoir quelle rédaction est la plus authentique, il nous semble qu'il n'y a pas à hésiter. Sans vouloir faire de cette lettre, d'une vigueur si spontanée et d'un élan si admirable, un modèle de style diplomatique et de logique, nous choisirons entre deux rédactions différentes la plus complète et la mieux appropriée à la situation — qui, d'après ce que nous venons d'exposer, ne peut être que la première. Son authenticité semble de prime abord garantie par le fait que la version *P* a figuré comme document officiel au procès. C'est encore cette rédaction qui a été traduite par Windecke et c'est elle qu'il faudrait citer comme la véritable lettre de Jeanne d'Arc.

Parmi les quatre versions de cette rédaction, *BC* et celle du manuscrit *205* sont le plus rapprochées. Elles contiennent toutes deux le passage déjà cité «et encore tous ceux qui voudraient porter trayson . . . au royaume de France» qui manque à la pièce du procès et aux versions de la deuxième rédaction. La diplomatie française aurait-elle supprimé dans le document envoyé à Bedford ces paroles qui pouvaient sembler viser plus spécialement Philippe le Bon, duc de Bourgogne, qu'on avait tout intérêt à ménager? A la suite d'une querelle avec ses alliés, le duc avait déjà retiré ses troupes devant Orléans (avril 1429). — D'autres divergences sont moins importantes. Dans certains cas notre manuscrit diffère de *BC* et concorde avec *P*, sans qu'il y ait lieu d'insister sur ces détails. Mais il est très rare que la leçon donnée par le ms. *205* reste isolée et ne se retrouve pas ailleurs et, parmi ces cas, il n'en est qu'un seul où *BC* et *P* soient d'accord contre le manuscrit *205*[4]. En général celui-ci donne la bonne leçon ou, du moins, une leçon acceptable. Tout ceci semble prouver que notre version est non

---

[1] partie *VI*. — [2] Voir par exemple «gentilz et villains», note 20. — [3] *Revue historique*, 2e année, t. IV, mai—août 1877, p. 331. — [4] voir la note 24. —

seulement très complète, mais qu'elle est très proche du texte original de la lettre. Et si l'on voulait un jour tenter d'en donner une édition critique, l'on ne saurait négliger le manuscrit de Berne. — On ne peut en dire autant de la Chronique de Tournai dont le texte altéré, remanié et interpolé, s'éloigne à chaque phrase des autres versions[1].

Les versions *G, J*, et *R* de la deuxième rédaction ne diffèrent entre elles qu'en des détails et remontent sans doute à une source commune. Thomassin s'en écarte davantage et presque toujours en accentuant la tendance de moderniser et de rendre plus littéraire le style de cette lettre, sur lequel il porte le jugement que nous savons. Mais le changement le plus important qu'il introduit, c'est de démembrer cette lettre unique et d'en faire quatre lettres différentes, dont la première, adressée «au roi d'Angleterre», comprend les «parties» *I, III, V* et *VII*, la deuxième «aux gens d'armes» les parties *IV, VI* et *VIII*, la troisième «aux capitaines des Anglois» les parties *II* et *X*, et la dernière enfin «au duc de Bethfort» la partie *IX*. La fin et l'adresse manquent. On ne voit pas très bien ce que le document gagne à ce morcellement. Thomassin aurait-il entendu parler vaguement de l'existence de plusieurs lettres? (Voir p. 364, note 2).

Si le texte des «Gestes des Nobles français», sur la foi de Quicherat, remonte vraiment à 1430 ou environ, et que le nôtre soit de la même époque, les deux rédactions ont coexisté dès le début. Or, comment s'expliquer la présence, à côté de la première version, authentique, d'une deuxième version avec ce curieux chassé-croisé des «parties»? N'est-ce que pour rapprocher les deux passages adressés au roi et les deux autres où il est question de «horions», qu'un copiste en aurait interverti l'ordre? Et les autres changements? Pourquoi par exemple les parties *V* et *VI*, d'une suite si naturelle, ont-elles été séparées? Ne faut-il pas chercher la raison ailleurs? Supposons un brouillon, où ces «parties» eussent été disposées de la façon suivante ou à peu près:

	I	*II*	*IX*	
III	*IV*	|	*X*	*XI*
V	*VI*	|		
VII	*VIII*	|		

Un copiste, ignorant l'ordre à suivre, aurait copié ce texte en colonnes[2] et l'aurait remanié ensuite pour le rendre plus intelligible. De cette façon

[1] On se souviendra à ce propos de ce qui a été dit du texte de la «Consultation de Poitiers» dans la même chronique (p. 353). — [2] en mettant la partie *II* (les noms des capitaines) en tête de la troisième colonne. — L'on aura remarqué que les quatre lettres de la version Thomassin correspondent exactement aux quatre colonnes du schéma. —

notre texte pourrait facilement avoir abouti — avec quelques changements ultérieurs — aux versions de la deuxième rédaction.

L'hypothèse d'un pareil «brouillon» est-elle acceptable? L'on sait que Jeanne n'a pas conçu sa lettre d'un seul jet. Dans sà déposition, lors du procès de réhabilitation, G. Thibault en cite de mémoire — et peut-être inexactement — comme une première ébauche que Jeanne aurait dictée en mars 1429 à maître Jean Erault, l'un de ses examinateurs: «Vous Suffort, Classidas[1] et La Poule, je vous somme de par le Roy des cieulx, que vous en aliez en Angleterre» (Quicherat, t. III, p. 74)[2]. Il n'est donc pas impossible qu'à travers plusieurs remaniements le premier essai ait abouti à une pièce ressemblant à notre schéma. Or, à les bien considérer, les parties *I*, *III*, *V*, *VII* et *X*, c'est-à-dire toutes celles qui occupent dans le schéma le côté gauche des pages, sont les parties essentielles et indispensables de la lettre, et en forment pour ainsi dire le corps. Elles constitueraient, dans leur ensemble, la rédaction primitive[3]. Les autres parties

---

[1] William Glasdale, capitaine anglais devant Orléans.

[2] Pierre Milet, dans sa déposition lors du procès de réhabilitation, affirme avoir lu un billet que Jeanne, de la ville d'Orléans assiégée, aurait envoyé aux Anglais et dont il cite le passage: «Messire vous mande que vous en aliez en vostre pays; car c'est son plaisir, ou sinon je vous feray ung tel hahay . . .» (Quicherat, t. III, p. 126). — Frère Jean Pasquerel, au même procès, relate que Jeanne le jour de l'Ascension (4 mai) 1429 «écrivit» aux Anglais occupant les bastilles des Tourelles, une lettre qu'elle attacha à une flèche et qu'elle fit tirer aux ennemis. En voici la teneur, en latin: «Vos, homines Angliae, qui nullum jus habetis in hoc regno Franciae, Rex cœlorum vobis præcepit et mandat per me, Johannam *la Pucelle,* quatenus dimittatis vestra fortalitia et recedatis in partibus vestris, vel ego faciam vobis tale *hahu* de quorum [*i. e.* quo] erit perpetua memoria. Et haec sunt quae pro tertia et ultima vice ego vobis scribo, nec amplius scribam». Sic signatum: «Jhesus Maria, *Jehanne la Pucelle*». Et ultra: «Ego misissem vobis meas litteras honestius; sed vos detinetis meos praecones, gallice *mes héraulx;* quia retinuistis meum *herault*, vocatum *Guyenne*. Quem mihi mittere velitis, et ego mittam vobis aliquos de gentibus vestris captis in fortalitiis Sancti Laudi (*bastille de Saint-Loup*), quia non sunt omnes mortui». (Quicherat, t. III, p. 107). Jeanne aurait donc tenté plusieurs démarches pacifiques avant d'assaillir ses ennemis. Voir aussi les autres témoignages chez Quicherat.

[3] la partie *II*, énumérant les capitaines anglais, figurait-elle dans cette lettre primitive, et à quel endroit? En présence de la lettre citée par Thibault l'on hésite à se prononcer. — Si notre supposition est juste, le commencement de la deuxième rédaction, adressé au roi, d'une logique parfaite, représenterait bien la rédaction primitive.



auraient été ajoutées afin de rendre cette sommation plus énergique et plus puissante. Elles auraient toutes été écrites en marge du projet, en regard des passages dont elles devaient servir de supplément[1]: nous voilà en face de la pièce supposée qui aurait servi de point de départ aux deux rédactions. La Pucelle qui ne savait «ni A ni B» n'était pas à même de surveiller directement la mise au point du texte définitif, et qui pourra dire si même la première rédaction était entièrement conforme à ses intentions? Mais, trêve de conjectures!

Voici donc, dans les grandes lignes, les étapes par lesquelles la lettre aurait passé: 1° texte donné par Thibault, remplacé plus tard par 2° texte simple (*I*, *III*, *V*, *VII*, *X*); 3° texte amplifié, dont *BC* et le ms. *205* seraient des copies indirectes; 4° texte diplomatique, corrigé, rendu par *P*. 5° Le même brouillon, après ces transformations, aurait servi d'original à la deuxième rédaction dont *G*, *J*, *R*, *T* seraient des copies remaniées et altérées à divers degrés.

Nous savons bien que ces hypothèses se heurtent à plus d'une difficulté et ne manqueront pas de susciter des objections. Nous les donnons pour ce qu'elles sont — un simple essai.

Prophéties et chronogrammes.

I.

Vis cum vi culi bis septem se sociabunt[1]
Gallorum pulli tauro noua bella parabunt
Ecce boant bella, tunc fert vexilla puella.

Ces vers, dont le premier résiste à toute interprétation raisonnable, réapparaissent identiques chez William Caxton (Quicherat, t. IV, p. 481), qui les cite comme une ancienne prophétie se rapportant à la Pucelle. Le doyen St-Thibaud de Metz (Quicherat, t. IV, p. 323) les transcrit:

Gallorum pulli throno bella parabunt
Ecce beant bella, fert tunc vexilla Puella.

[1] S'agirait-il là surtout de parties inspirées par l'entourage diplomatique et ecclésiastique de Jeanne? La propagande directe auprès des soldats ennemis dans la partie *IV* et le mysticisme prophétique des parties *VI*, *VIII*, *IX* frapperont peut-être ceux qui ne recherchent pas l'origine de ces pensées chez l'héroïne elle-même. On remarquera à ce propos qu'aucune des paroles contestées par Jeanne ne se trouve dans les parties supposées secondaires.

[1] fol. 133 a.



Per hunc versum denotatur numerus anni 1429: Bis sex cuculli bis septem se sociabunt[2].

On arrive à ce chiffre en additionnant les lettres numérales du vers: I + X + C + V + C + V + L + L + I + I + M + C + I + V.

Lors du procès de réhabilitation, F. J. Bréhal dans sa déposition (Quicherat, t. III, p. 338) donne au premier de ces vers la teneur suivante:

Vi cum vi tulibis[3] ter septem se sociabunt.

et attribue la prophétie à Bède dans les écrits duquel elle est introuvable. Cette forme, elle aussi, serait un chronogramme pour 1429.

Quicherat, pour rendre le vers intelligible, propose de lire:

Vivae vi calibis etc.

où *calibis* serait l'orthographe du scribe pour *chalybis* (= acier). Le chronogramme, de cette façon, serait maintenu. Nous ne suivrons pas notre auteur sur la voie de ses conjectures, pensant qu'un oracle doit de par sa nature rester énigmatique.

II.

Sancta puella fuge dabit anglos non ibi nuge
Beda fit hic testis / tunc fiet gloria mestis.

Ces vers, inconnus jusqu'ici, suivent dans le manuscrit immédiatement les précédents. «Non ibi nugae» est une réponse aux Anglais qui traitaient de «plaisanterie» la mission de la Pucelle.

III.

Ascendet virgo dorsum sagitarij[4]
Et flores virgineos obsustabit[5].

Sensuit lexposition en francois de ce present dit. ascendet etc.

Que vne virge sera qui cheuauchera en armes contre le dos des anglois archiers et son sexe et la fleur de sa virginite tendra secrez. —

Thomassin dans son «Registre delphinal» (Quicherat, t. IV, p. 305) cite ces vers comme étant une prophétie de Merlin, et Dunois y fait allusion dans sa déposition lors du procès de réhabilitation (Quicherat, t. III, p. 15). Dans les prophéties de Merlin (manuscrit de A. de Kaerrymell, ms. fr. nº 979 de la Bibliothèque nationale), comme chez Thomassin, le 1er vers commence par «Descendet». Le 2e vers se termine par «obscurabit» chez Thomassin et par «obscultabit» dans le manuscrit Kaerrymell. Cette dernière

---

[2] Même version dans la *Chronique de Metz* (Quicherat, t. IV, p. 338). — [3] *ou* culibis. — [4] fol. 133 b. — [5] *A la rigueur on pourrait lire* obfuscabit.

forme pourrait être ici un «occultare» altéré par l'ingérence de «obscurus» et serait alors la leçon la plus intelligible et celle qui correspondrait le mieux à la traduction française donnée par notre manuscrit.

IV.

Virgo[1] puellares artus induta virili
Veste dei monitu properat releuare jacentem
Liliferum regem / que[2] suos delere nephandos
Hostes praecipue / qui nunc sunt orlianis[3] /
Vrbe sub ac illam[4] deterrent obsidione[5]
Et si tanta[6] viris mens est se iungere bello[7].
Arma sequique sua[8] / que nunc parat alma puella
Credite[9] fallaces anglos subcumbere bello[10]
Arte[11] puellari gallis sternentibus illos.
Et tunc finis erit pugne confedera[12] prisca
Tunc amor et pietas / et[13] cetera[14] jura redibunt
Certabunt de pace viri / cunctique fauebunt
Sponte sua regi / qui rex librabit et ipsis
Cunctis[15] iusticiam / quos pulcra pace fouebit[16]
A[17] modo nullus erit anglorum pardiger[18] hostis
Qui se[19] francorum presumat dicere regem. —

Sensuit en substance la sentence des vers cy dessus escripz / qui est tele en francois.

La[1] virge vestue de vestement domme / et qui a les membres appartenens a pucelle[2] par la monition de dieu sappareille de releuer le roy portant les fleurs de lis qui est nomme *charles* / — et desfacier[3] ses ennemis maudiz / — et mesmement ceulz qui sont maintenant[4] deuant la cite dorleans / la quele ilz appouentent par siege / et se les hommes ont si[5] grant courage deulz joindre a la bataille / et desirer[6]

---

[1] fol. 133 a. — [2] *Thomassin*: regemque. *Lefèvre-Pontalis remarque: «Le sens exigerait:* regem suosque». — [3] *T.* et *Windecke:* Aurelianis. — [4] *W:* Urbem subit illam. — [5] *W:* obsidionem. — [6] *W*: cunctis. — [7] *W:* velle. — [8] *W omet* ... que sua. — [9] *T*: Credit et. — [10] *T:* morti. — [11] *W omet* arte; *T:* Marte. — [12] *T:* tunc fœdera; *W:* cum federa. — [13] *W omet* et. — [14] *W:* certa. — [15] *W:* rex liberabit — et ips[e] Tutus. — [16] *W:* favebit. — [17] *T:* Et modo. — [18] *W:* prodiger. — [19] *W*: te.

Variantes de Kaerrymell: [1] Une. — [2] pucelles. — [3] qui est couchié et de chassier. — [4] maintenant sont. — [5] *K omet* si. — [6] d'ensuyr. —



les armes / les queles armes[7] la sainte pucelle appareille / Croiez les faulx anglois estre subcombez par mort par le dieu de la bataille de la pucelle / et les francois les trabuscheront / et adonc sera la fin de la guerre / et retourneront adonc[8] les anciennes aliances / et auront[9] pitie / et autres droiz retourneront / et traiteront de la paix / et tous les hommes se octroieront au roy de[10] bon gre / le quel roy leur poisera et liurera[11] justice a tous / et[12] norrira de belle paix / — Et doresenauant nul anglois ennemy portant[13] liepart ne sera qui presume[14] soy dire roy de france.

Les vers latins se trouvent chez Thomassin (Quicherat, t. IV, p. 305) et dans le «Memorial» d'Eberhard Windecke. Lefèvre-Pontalis (loc. cit., p. 28) cite cette dernière version d'après l'édition d'Altmann. Les variantes que nous indiquons en note nous feront constater avec Altmann et Lefèvre-Pontalis les nombreuses erreurs de Windecke. La version de Thomassin, d'autre part, est très bonne et en somme préférable à la nôtre. Aussi dans son édition critique Lefèvre-Pontalis n'hésite-t-il pas d'en accepter les leçons, avec une seule exception[1]. Les textes des autres versions mentionnées par Quicherat (t. IV, p. 427 et 481) et Lefèvre-Pontalis (loc. cit., p. 23) ne sont pas publiés.

La traduction française contenue dans notre manuscrit se retrouve dans le recueil manuscrit de A. de Kærrymell (Bibliothèque nationale, Paris, ms. fr. 979). Lefèvre-Pontalis cite cette excellente version et nous en donnons les variantes en notes. Cette traduction rend exactement le sens des vers latins tels que les cite Thomassin. Le texte français de notre manuscrit suit le texte latin d'après Thomassin et ne tient pas compte des particularités de la version latine qu'il est censé traduire.

V.

Tu prandras la plus noble chose[2]
Qui en cors domme soit enclose
Auec vng C double en quatre
Doctobre le XXV[me] jour
Ainsy sauras sans long seiour

---

[7] *K omet* armes. — [8] *K omet* adonc. — [9] *K intercale* amour, *conformément à l'original latin.* — [10] de leur bon. — [11] et leur administrera. — [12] et les nourrira. — [13] le liépart. — [14] présumera. —

[1] Credite *pour* Credit et *au vers* 8. — [2] fol. 82 b.

Loccision des faulx angloys
Et plusieurs du pays dartoys[1]
Qui mors furent deuant complaingne
Qui en dira dueil si sen plaingne.

Compiègne, assiégée par les Anglo-Bourguignons, fut délivrée par une armée française qui arriva le 24 octobre 1430. Les assiégeants subirent de grandes pertes. — «La plus noble chose» doit être l'âme, dont le *M* représente mille; avec les quatre *C* (400), cela fait 1400. Il manque un vers qui rimait avec «quatre» et dont le nombre devait être 30.

VI.

Quant[2] le siege qui estoit deuant la ville de monstereau mis par les angloys fut leue . . . ce appert par les vers cy apres escripz.

Prenez le tresour de judas
Et quatre foiz la teste cayphas
Et lame de thomas guerart[3]
Mettez cela tout dune part
Et six foiz le nom de jehan
Vous trouuerez que en celluy an
Les anglois a tresmale peine
Laisserent monstereau sur seine.

L'«âme» de Thomas Guérart, la lettre *M*, fait mille, la «tête» de Caïphas, le *C*, pris quatre fois, représente 400, le trésor de Judas = 30 deniers; le nom de Jean n'a qu'une lettre numérale le *j* (= i = 1); en additionnant nous voici à l'année 1436. Or, Montereau a été délivré de l'occupation anglaise le 22 octobre 1437. Il faut donc lire «Et sept fois le nom de Jehan». — L'explication donnée par le manuscrit est évidemment une erreur, car les Anglais n'ont pas assiégé Montereau qu'ils occupaient depuis 1420, mais ils y furent assiégés eux-mêmes.

Charles VII et ses adversaires.

I.

Vngue rapace vorax fatorum noxius hostis[1]
Conatus sacrum numen continge[re] nostrum
Legitimum satagens laribus pulsare paternis
Ausis pro temeris horrenda morte suppinat[2].

---

[1] dans l'armée bourguignonne. — [2] fol. 82 b. — [3] capitaine anglais de Montereau.

[1] fol. 154 a. — [2] Le funeste ennemi du destin, vorace et à l'ongle rapace, qui a essayé de faire atteinte à la divinité sacrée en voulant chasser

24

Pour bien entendre ces quatre presens vers / et lexposition diceulz - Est a sauoir / que tantost apres le trespassement du roy dengleterre les loyaux francois estans lors a rome / firent bien richement pourtraire en vng grant tableau / le roy de france charles dernier trespasse qui tenoit a lune de ses mains son filz le roy charles de present nostre souuerain seigneur / et a leurs piez gisoit mort le roy dengleterre / le quel ledit roy charles trespasse monstroit du doy en disant ces vers dessus diz / et fut ledit tableau cousu[3] et estachie en vne des eglises plus hantees de toute ladite ville de rome dont les contraires a iceulx francois furent moult irez et corrocez et nen rirent[4] mie des dens.

Henri V d'Angleterre mourut le 31 août 1422 d'une maladie très douloureuse; Charles VI de France le suivit de près (21 octobre 1422). La nouvelle de ce dernier événement ne devait pas encore être arrivée à Rome, lorsque les Français de cette ville firent l'injure à leur ennemi mort. Charles VII avait inauguré son règne lorsque la notice explicative fut écrite.

II

Lilia francorum rex Karole septime regum[1]
Sint tuaque regna siqua est reuerencia legum.

III

Le dieu qui sur tous a puissance[2]
Qui est monte lassus en gloire
Vueille bouter le roy de france
A paris pour auoir victoire.

IV.

Paris qui as faite rebellion[3]
A ton seigneur charles le roy de france
Et lui as clos par grant presumption
Portes et pons / lui estant en presence
Ce fut a toy grant oultrecuidance
Quant il se volt en sa maison retraire
De laissaillir / et lui lancer et traire
Canons et trait / moult oultrageusement
Tu en auras en la fin mauuais salaire
Se brief nen viens a bon amendement.

---

de la maison paternelle notre [prince] légitime, en punition de ses tentatives téméraires succombe à une mort horrible. — [3] = cloué. — [4] *on lit:* rierent (?).

[1] fol. 69 a. — [2] fol. 154. — [3] fol. 153 b.

Pour quoy as tu / plus grant affection
Et voulente / dauoir parfaite aliance
A ces anglois / plains de deception
Quan noble lix ou est toute plaisance
Toute doulceur / et de bien habondance.
Il mest aduis / que [tu] veu ton affaire
Et que tu es / au bon roy si contraire
Tu en auras douloureux paiement
Dont tu pourras / assez crier et braire
Se brief nen viens a bon amendement.

Officiers[1] rempliz dambition
Qui doubte font / de chanter par muance
Et ceulz aussi / qui par donnation
Contre raison / ont les biens et substance
De plusieurs gens / et toute leur cheuance
Te destourbent / dobeissance faire
A ton seigneur / qui est tant debonnaire.
Pour dieu paris / prens cy aduisement /
Car tu auras / tourment / douleur et haire
Se brief nen viens a bon amendement.

Paris / paris / de ce ne me puis taire
Oste de toy / ce mauuais hardement[2]
Persecuter / te feras et deffaire
Se brief nen viens a bon amendement.

Ces vers rappellent par leur contenu, leur allure et certains termes les strophes 53 ss. du Ditié de Christine de Pisan (p. 348/349). Paris, grand boulevard des forces anglo-saxonnes, fut assailli les 7 et 8 septembre 1429 par la Pucelle qui tenta en vain de s'en emparer. Les Parisiens s'allièrent à ses ennemis, et l'entreprise échoua. Ce fut le premier échec manifeste de Jeanne et le commencement de ses revers. Charles VII, hésitant et irrésolu, attendait l'issue de l'assaut à St-Denis. Ce n'est qu'en 1436, cette fois grâce à l'aide des habitants, que le roi put reconquérir sa capitale.

V.

Rondel[3].

Vous qui amez mieulz le liepart[4]
Que charles / le vrai roy de france
Mettez vous tous a vne part
Vous qui amez mieulz le liepart

[1] = fonctionnaires. — [2] = audace. — [3] fol. 154. — [4] le léopard, l'emblème de l'Angleterre.

Et d'auec nous faites depart
Se nestes / de nostre aliance
Vous qui amez mieulz le liepart
Que charles / le roy de france.

La paix d'Arras.

Après de longs et vains pourparlers pour arriver à une paix générale, les envoyés de Charles VII et Philippe le Bon, duc de Bourgogne, conclurent à Arras, le 21 septembre 1435, un traité, selon lequel le duc cessait les hostilités contre le roi de France et renonçait à son alliance avec l'Angleterre. Les pièces qui suivent se rapportent à ce fait.

I.

Rondeau.

Dieu doint bonne vie / au bon roy charlon[1]
Et vueille garder le noble lyon[2]
Esiouissez vous tous loyaulx francoys
Et remerciez le hault roy des roys
Qui a apaisie la diuision
De la fleur de lis et du bourguignon.

Cest bien dit bergier / mais peut ce estre vray
Ouy beaux seigneurs / de vray Je le scay
Car jay veu a arras approbation
Et ouy a aucuns chanter / Te deum. —

Dou nous vient ce bien beau compaings loyaulx
Cest par le moyen des bons cardinaulx
Prions donc pour eulx / car cest bien raison
Quant auons par eulx paix et vnion.

Et bergier compaings / que diront anglois
Vous lorres bien dire / ains quil soit trois moys.
Car cilx ne font paix a confusion
Retourneront en lisle quon dit albion.

Viue le roy de la fleur de lis
Crions tous / mont joye et grans et petiz
Faisons bonne chiere. Il en est saison
Quant dieu nous enuoye vng si noble don.

[1] fol. 132 b. — [2] emblème de Bourgogne.

Prions pour les clers / et pour les gens laiz
Pour trestous et ceulx qui ayment la paiz
Quilz puissent auoir des cieulx guerredon
Dittes tous Amen gentilz compaignons.

Dieu doint bonne vie etc. —

Explicit vng beau dit touchant la paiz faite a arras / entre le roy nostre seigneur et monseigneur Le duc de bourgoingne.

A. Jubinal avait édité cette pièce d'après notre manuscrit dans son «Rapport à M. le Ministre de l'Instruction publique, suivi de quelques pièces inédites tirées des manuscrits de la Bibliothèque de Berne» (Paris 1838). Son édition est conforme à l'original, sauf pour la ponctuation qu'il modernise, et quelques cas d'orthographe, p. ex. «roi» au 1er vers etc., «lys» au 6e, «un» au 22e, «dictes» au dernier vers, etc.

II.

Dittie de la paix nouuellement faite entre le roy nostre seigneur Charles et monseigneur le duc de bourgoingne nomme philippe / qui fu[t] mil ccccxxxv[1].

Raueillez grans et petiz
Par joyeuse ordonnance.
Car dieu mercy nous auons paiz.
Au royaume de france.

Loue en soit le roy des roys
Car entre charle de valoys
Et le duc de bourgoingne
Les accors sont a ceste foiz
Si gracieux et si courtois
Conques tele besongne
Ne fut puis que dieu fut dieu
La chose si certaine[2]
Dieu gart ‖ [3] les clers / et les gentilz
Qui a ce ont mis peine. —

Sa este par especial
De sainte croiz le cardinal[4]
Par le fait du saint pere.
Car jamais / grief / torment ne mal

[1] fol. 190 a. — [2] fin de la phrase! — [3] ‖ Ce signe marque les alinéas dans le manuscrit. — [4] Nicolas Albergati, cardinal de Ste-Croix, légat du Saint-Siège.

Naura le noble sanc royal
La chose est toute clere
Dedens leglise de saint val[1]
A este confermee
De grant seigneur et de prelat. —
La vierge en soit louee.

Et ce noble duc bourbon[2]
Et ce conte de richemon[3]
Et cellui de vendome[4]
Ont fait la paix et vnion
De ce vaillant duc bourguignon
Et du bon roy de france
Ad ce estoit le chancelier[5]
Qui de rains est arceuesque.
Auec eulx maint bon chevalier
Et maint vaillant euesque.

Dieu qui est le roy du paradis
Puist estre loue et beneis
De cest noble aliance
Crions noel grans et petiz.
Que certainement je vous dis
Que la paiz est en france.
Dame ysabeau de portingal[6]
Y a voulu entendre.
Et de chypre le cardinal
Jhesus lui vueille rendre.

Si deuons bien leuer / noz || yeux
Enuers le doulz roy || des cieulx
Et lui en rendre grace.
Oncques nulz jours ne fusmes || mieulx /
Car le clergie / et les gentieulx.
Si auront bon espace
De faire iustice regner
Et courir marchandise /
Et de bien faire reparer
Moustiers / et maint eglise.

[1] l'église de Saint-Waast à Arras. — [2, 3, 4] Charles, duc de Bourbon; le connétable comte Arthur de Richemont; Louis de Bourbon, comte de Vendôme, tous trois ambassadeurs de France. — [5] Regnault de Chartres, archevêque de Reims. — [6] Isabelle de Portugal, la future duchesse de Bourgogne.

La glorieuse trinite
Doint honneur / joye et sante /
A la || cheualerie /
Qui par yver / et par || este /
A en la paiz tant besongne
Quaccordee est / et faite /
Dieu || leur en vueille gre sauoir
Et le leur puisse rendre.
Ne jamais ne puissons veoir
Le monde en tel balance.

Touz laboureurs grans et petiz
Doiuent chanter / et estre vniz
De la paiz qui est faite.
Plus ne seront batuz ne pris
Pillez / robez / ne mis a luis
Que la chose est parfaite.
Si que pour dieu prions jhesu
Et sa tres doulce mere /
Que || jamais ne soyons repus
De male guerre amere.

On ne vit oncques si bon temps
Que nous arons dedens trois ans.
Ou royaume de france
Laboureurs / bourgeois / et marchans
Hommes / femmes / petiz enfans.
En auront souuenance / —
De la guerre qui est mis en paiz
En bonne concordance /
Entre les nobles et les laiz
De dieu par sa bondance. —

Tout loyal cuer / se doit ouurir
Plorer de joye et gemir
Et louer dieu de gloire
Bon loyal sanc ne puet faillir
A ce cop le puet on veir
Car cest bien chose bonne.
Que le sanc qui estoit jsie
Moult fort lun contre lautre
A cestui cop est apaisie
San chanton[s] chançon haulte.

Si requerons tuit en commun
Que la paiz si soit a chascun
Bonne / ferme et entiere
Au doulz ihesu de paradis.
Et que tienne la fleur de lis
En vnion pleniere.
Et quelle puisse le liepart[1]
Tenir en tel seruage
Quil ne lui puisse plus porter
Ne honte ne dommage.

Explicit.

III.

La paix faite entre le roy nostre seigneur / et philippe duc de bourgoingne fut publiee a Sens le vendredi veille de saint lionart 14e jour doctobre lan mil quatre cens trente cinq. Dont grand (?) tout le peuple se esjouy moult et furent fait au soir les feux a milieu la ville.[2]

Ce n'est pas sans réserve que nous donnons le texte de cette notice, la fin en étant presque illisible.

[1] léopard, l'emblème de l'Angleterre. — [2] fol. 153 a.

Berne, en août 1925.

Charles de Roche et *Gustave Wissler*.

Materials del Diccionari dels Dialectes Catalans extrets del qüestionari del *segar* i del *batre*.[1]

Com l'home que conreua la terra espera amb joia el dia de replegar la messa, l'home de ciència espera amb ànsia veure germinar i creixer la llevor d'ideal que ha sembrat, per tal de poder replegar un dia en el graner de casa seva els fruits assaonats d'una vida laboriosa.

La vida d'ideal enlaira el treball de cada dia; ennobleix les feines més humils i les més elevades. Es una cosa bella la tasca del pagès que llaura la terra per donar-nos el pa de cada dia i és una labor altament meritòria la del mestre que sembra l'ideal de la ciència a la joventut i en forma, a la vegada, el cor i l'intelligència.

Durant un quart de segle, estimat mestre, heu volgut dedicar les vostres energies i el vostre amor en trevallar una terra, on el blat amb la farina del qual s'ha pastat l'ànima suïssa, ja no hi germina; on, emprò, heu pogut espigolar a balquena i, mercès al vostre treball, ens ofereix avui la gentil Suïssa, bella espigolàira, un manat d'espigues amb el magnìfic *Glossaire des Patois de la Suisse romande* que se'ns presenta amb tota la plenitud del forment granat; són espigues de grans daurats i de cabellera d'or.

Durant llargues anyades, volgut mestre, heu sembrat l'ideal i heu format el cor i l'intelligència de tota una joventut que ha après i apren de vos el conreu de la ciència. Fa moltes anyades que em trobava entre la joventut suïssa, que us tenia, i encara us venera, per mestre. De vos aprenia l'iniciació en els estudis de la Filologia Romànica i en l'oficina del *Glossaire* m'introduiau en els mètodes de recerca per la preparació d'un *Diccionari dels Dialectes catalans*. Com el pagès que porta la llevor que vol sembrar de terres llunyanes perquè fructifiqui més, la llevor que vos em prestareu l'he escampada per les terres catalanes i ha fructificat i la replega que he feta és abundosa. Per donar-vos-en una mostra he reunit els noms dels arreus amb els quals el pagès català sega, bat i estotja la messa i la manera com la protegeix de les inclemències del temps. Molts dels procediments seguits i dels arreus emprats us seran coneguts, tals com el *d'embuinar l'era* per a solar-la,

[1] Prescindim de donar les variants fonètiques dels mots recollides de les diverses contrades.



costum practicat del celtes, o el costum de guardar el gra en *sitges* usat en l'època romana i preromana, tota vegada que les excavacions de Sidamunt (Lleida) ens han descobert sitges de l'època ibèrica que ens han conservat incorrupte el gra d'espelta fins avui. Veureu que el *flagell* que coneixeu del batre alpí, és conegut també dels nostres pagesos per batre el mill. Els procediments per fer caure el gra i ablanir la palla són ben primitius encara; el *trill* i el *corró* en són una mostra. Els *orrios* del nord d'Espanya, que han estat considerats com una supervivència de les construccions palafítiques, tenen un magnífic representant en el *garber* de las regions bergadana, llussanesa i vigatana. Les construccions primitives de Mallorca conegudes per *talaiots*, dites *torres* a Menorca i *nuraghes* a Sardenya, les trobem supervivents en un tipus de garbera gran, construït a l'era amb les garbes que esperen tanda de batre i conegut amb el nom de *moduló*.

Com els procediments, trobareu en el vocabulari elements preromans en cert nombre, siguin indígenes siguin entrats per mediació del provençal, hi trobareu abundància de vocabulari de procedència aràbiga degut a la intensa influència àrabe en els dominis meridionals de la llengua catalana, i, sobretot hi trobareu una abundància considerable de creacions noves, filles de l'enginy amb el qual el poble sap resoldre els conflictes que la mateixa llengua li crea.

Entre els mots diversos que integren aquesta petita mostra del *Diccionari dels Dialectes catalans* hi trobareu la *griva* i el seu derivat *griveta:* garbell petit que serveix per passar el blat, netejant-lo de les pedres i de la terra. Veieu si després de passar aquest petit treball per la *griva* de la crítica queda algun gra que puga ser guardat en els graners on estotgeu les vostres messes.

AIROLA. La batuda parada (Elna). Derivat d'AREA; comp. Wartburg, *FEW*, *airòu*, *eirolo*, *airolo* en AREA.

ALFORÍ. El graner (Carlet).

ALIFARRA. 1. Beguda que es fa desprès de cloure un tracte significant la ratificació del mateix (Seu d'Urgell). — 2. Sopar-berenar abundant servit a l' era el darrer dia del batre en el qual prenen part tots els batedors (Tremp).

ALMUT. 1. Mesura per grans i coses àrides equivalent à la sisena part de la barcella i a la trentasisena part de la quartera (Marratxi, Migjorn Gran). — 2. La quarta part de la barcella (Nules, València, Altea).

ANELLA. Rodona de ferro que uneix la fulla de la dalla amb el mànec (La Bisbal).

ANTRIBALS. Davantal de pell de cabra o de moltó amb la llana tosa; es lliga a la cintura i a les cames. Els pagesos duen *els antribals* per a resguardar la roba (Lluchmajor).

APÒSTOLS. Les barres penjades dalt del paller perquè el vent no s' endugui la palla (Sant Bartomeu del Grau, Girona).

ARADORS. Les barres que serveixen per penjar el colador o arer (Tortosa, Marratxi). Derivat d'*arer*.

ARCA. Moble de fusta molt gran que servia per guardar el gra (Santa Eulàlia de Puigoriol).

ARER. Garbell de forats grossos per passar el blat ventat. Els arers vells eren de pell de porc foradada i muntada amb un riscle; els arers nous són de placa d' acer (Cat., Val.). L'arer és fet de joncs sense tòrcer (Migjorn Gran). (v. *aradors*). Provablement un derivat d'*era*. (Fig. 1)

ARERA. L'arer de pell amb riscle de fusta que serveix per passar el blat i demés grans batuts (Borges, Bellpuig, Cervera, Guimerà, Balaguer, Savellà, Montblanch, Cerdanya).

ÀRGUENS. Arreu format per un quadro de quatre barres i un sellató de fusta. Serveix per a gar-



Fig. 1. *arer.*

bejar el blat a càrregues (Llussanès, Cerdanya, Urgell, Pallars i Ribagorça). «Sembles uns àrguens desclavats» es diu a la persona que té mals aires (Cornet). Meyer-Lübke, *REW*, 6097 el deriva d'ORGANUM.

ÀRGUI. Xàvega especial muntada en uns pals que serveix per portar palla (Benassal). Ha rebut el nom dels *àrguens*.

ARO DE L'ARERA. La riscla de fusta que enclou la pell de l'arer (Borges).

ARPELLES. Rampí que serveix per arrancar la palla del paller (Girona). Derivat del grec HARPE. *REW*, 4058.

ARQUET. Eina formada per dues o tres pues, una de les quals és més curta que les altres; va muntat a una fusta manegada de l'extrem de la dalla. Serveix per a evitar que les espigues es capicolin (Girona). L'*arquet* és conegut a Fonz amb el nom de *caballé*. (Fig. 8)

ARRAMADOR. Tiràs per apilotar la sola de la batuda (Llofriu). Provablement és un derivat de *ram* «escombra de l'era». L'emprar-se per apilotar el gra o la sola de la batuda sembla provar-ho.

ASTRAL. Cilindre clavat al diable (Alcarràç). Es provablement un derivat de *destral* < DEXTRALIS. El servir per a tallar la palla comprova aquest origen.

BADIU. Edifici cobert on es posa la collita de les garbes, palla, herba, etc. (Cerdanya). Provablement és un representant de *ABBATITIU, comp. *badia* «casa rectoral» (Cat. occ.) o el mallorquí *clasta* «pati d'una casa».

BALANCÍ. Barra on es lliguen les sogues que han de tirar el diable (Alcarraç).

BALEJA. Escombra de grevoller que serveix per escombrar l'era (Cerdanya); deriva del provençal *balais*.

BANC. Seient damunt el qual l'home que arera apoia els peus (Martorell, Terrassa).

BANCA. Seient amb quatre peus damunt el qual està dret l'home que arera (Llussamès Sant Feliu de Guixols).

BANYOT. Atuell de fusta que s'omple d'aigua i que el dallador porta penjat al costat o darrera la cintura. Serveix per a mullar la dalla que es vol esmolar (Santa Coloma de Queralt).

BARCELLA. Mesura per blat i altres coses àrides. Sis barcelles fan una quartera (Menorca). La barcella equival a 16, 75 lit. (València), 20, 77 lit. (Alacant) i 16, 60 (Castelló). (Fig. 2); comp. *FEW*, BARCA.

Fig. 2. *barcella* (Nules.)

BARCINA. Ret gros fet de cordes: serveix per transportar la palla (Vinaroç). Comp. *FEW*, BARCA.

BARRA. El bastó que sosté l'arer quan es passa el blat (Cat. or., Ross.).

BARRACA. 1. Petit edifici que toca a l'era; serveix per a posar-hi

les garbes (Sant Feliu du Guíxols). — 2. Porxada de l'era, feta de branques de pi (Lluchmajor).

BASTIMENTA. Arreu de fusta que es munta al carro de garbejar. Està format pels xebrons, travessers i corda garrrotera (Lluchmajor).

BASTÓ DE GARROTAR. El bastó que serveix per lligar-les garbes (Llussanès).

BATOLLES, pl.. Instrument que serveix per batre a ma. El formen



Fig. 3. *batolles.*

un bastó i una verga lligats amb un correig; se li dona un moviment rotatori, pica les garbes i fa caure el gra (Empurdà, Llussanès, Bagà, Suria). (Fig. 3). Aquest mot cal registrar-lo entre els derivats de BATTUALIA del *FEW.*

BERGANTÍ. 1. Pinte per separar la palla del gra i del pallús assolat a l'era (Falset). (Fig. 4)



Fig. 4. *berganti* (Falset).

BERRET. 1. La garba que cobreix la garbera (Olost). — 2. La renglera de garbes ajagudes damunt els tres rengles de garbes plantades. Fa pendent per escupir la pluja (Borges). — 3. El munt de terra que es posa al cim del paller (Palamós, Súria, Borges).

BESTARRAL. La pallissa per a guardar palla (Girona).

BIGOT. Rampí de dues pues per arrancar la palla del paller (Llofriu). Es un derivat de BICORNIS, comp. el prov. *bigord.*

BILORTS. Petits pallerons que es fan amb la palla abans de fer el paller (Girona).

BOLLONERA. Lloc on es tira el boll després de ventar (Santa Coloma de Queralt). Mot derivat de *boll.*

BORGUIL. El paller de palla (Fonz). (Fig. 5). [cf. *Romania* XLVI, 470 n. 1: bearn. *burguè* «meule de foin»].

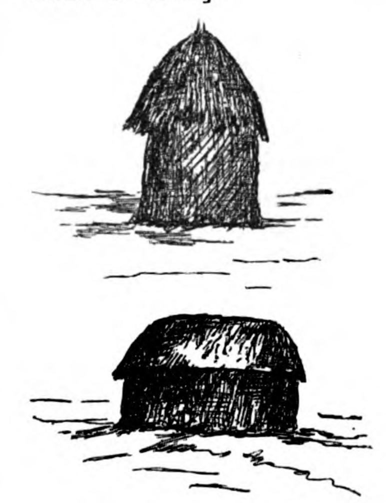


Fig. 5. *borguil* (Fonz).

BOTIGA. Departament de la casa on hi ha els cassals per posar el gra (Montblanc, Santa Coloma de Queralt, Savellà).

BRAÇADA. Feix de blat que el segador treu de l'estaçada (Girona).

BRAÇAT. El feix de blat que pren el segador quan cull l'estaçada; dos o tres braçats fan una garba (Pla de Llobregat, Pla de Bages, Llussanès).

BROQUES. Instrument per arrencar la palla del paller (Cervera).

BURRO. Fusta llarga i ampla que té un pal a darrera. Serveix per estirassar (Cerdanya, La Bisbal).

BURLOT. El moduló de garbes fet a l'era per esperar el dia de batre (Sant Vicents dels Horts, Martorell).

BURXOT. 1. Bastó que es clava a la garlanda del moduló. — 2. La pua de les forques venteres (Borges).

CABANA. Petit edifici de prop de l'era per a soplujar-se; sol ser sobre l'estable (Borges).

CABANYA. 1. Cobert de l'era per posar-hi la pila quan vol ploure (Ripoll, Llussanès, Pla de Bages). — 2. Garbera que té les garbes adreçades i sense coberta (La Bisbal). — 3. Edifici on es guarda el menjar del bestiar (Girona, Llofriu, Sant Bartomeu del Grau).

CABESSA. Cabàs gran amb quatre anses en el qual caben algunes quarteres de blat; fa de graner petit (Borges, Alcarraç). Es un derivat de *cabàs*.

CAFÍS. Mesura de gra equivalent a dotze barcelles, dues taleques son una càrrega (Benassal, Albaida, Altea). Comp. l'espanyol *cahiz*.

CALL. Peça triangular de ferre de pedra clavada per una de les puntes a la fusta inferior del trill o diable (Borges, Bellpuig, Alcarraç). A Fonz es conegut per *pedrenya*.

CANAT. Compartiment fet al graner per a guardar les diferents classes de gra (La Bisbal). Es de canyes (Llofriu); té la forma cilíndrica (Girona).

CAPARULLO. El berret d'un munt de garbes (Carlet). Derivat de *cap*.

CAPELL. 1. El berret de la garbera (Ripoll, Pla de Bages). — 2. El berret del moduló (Sant Bartomeu del Grau).

CAPELLÀ. 1. El garber o la pallera (Cerdanya). — 2. El berret del cavalló, del moduló (Sant Bartomeu del Grau). Es un derivat de *capell* «berret», format per a distingir-lo del *capell*.

CAPELLADA. Peça de cuiro que uneix la maneta i el vergueró de les batolles (Cerdanya, Ripoll). Es un derivat de *capell*.

CAPSAL DE LA TESA. El primer rengle de garbes de la batuda que s'estén; està disposat perpendicularment als rengles següents (Cerdanya).

CAPTERRÀ. El berret de la garbera (Balaguer).

CARAMULL. 1. Munt de palla que hi ha damunt del paller en forma cònica o quasi cònica (Borges, Alcarraç, Les Garrigues). — 2. Munt de gra que resulta de la batuda d'un dia (Lluchmajor). — 3. Quantitat de gra que s'aguanta a la boca de la mesura (Tremp). 4. El berret del moduló (Benissa).

CARBASSOT. Vas de llauna o de fusta on es posa l'aigüa que serveix per mullar la pedra d'esmolar la dalla (Girona). A Fonz és conegut per *cañuto*. (= Fig. 23)

CARGA. Munt de vuit garbes (Les Garrigues).

CARREJADORS. Espècie d'àrguens que es munten sobre el bast

o l'albardó dels muls. Serveixen per a traginar garbes (Benassal).

CARRETONS. Trulls de pedra o de ferro estriats que es fan rodar damunt la batuda per fer caure el gra i trinxar la palla (Mallorca).

CASSAL. Compartiment de la botiga per posar-hi una classe de gra (Segarra, Camp de Tarragona):

«Rates i pardals
no 'ls deixis ficar als cassals»
(Guimerà).

CAVALLÓ. 1. Munt de garbes encavalcades al troç segat fins que és hora de garbejar (Cat., Val.). — 2. Munt d'onze garbes (Cerdanya). — 3. Pilot de dotze garbes (Llussanès, Oliana). — 4. Munt de tretze garbes (Pla del Llobregat). — 5. Garbera de trenta garbes (Girona, Palamós). — 6. Garbera de quaranta garbes (Ribagorça, La Bisbal). — 7. Manat de vencills per lligar les garbes d'un cavalló (Borges, Lluchmajor). — 8. Compte de l'edat d'una persona: «Ja tenc dos cavallons i dues garbes»: tinc 52 anys (Lluchmajor). — 9. Munt fet a la batuda amb les espigues tallades (Nules).

CAVALLONERA. El lloc on es munten els cavallons (Girona). Es molt provable que *cavalló* i *cavallonera* siguin ètims populars aproximats a *cavall,* provinents d'un *capell;* comp. *capellà.*

CAVAPALLES. Instrument semblant al ganxo que serveix per arrencar la palla del paller (Garrigues).

CLÒS DE L'ERA. Part accessòria de l'era voltada de parets de vuit a deu pams d'alçada (Balaguer, Borges).

COBERT. Porxe immediat a l'era per a soplujar-hi les garbes (Sant Feliu de Guixols, Pineda, Oliana, Cervera, Borges).

COBERTA. 1. El conjunt de garbes que cubreixen la garbera (Sant Feliu de Guixols, Cornet, Segarra). — 2. El berret del cavalló (La Bisbal, Girona).

COBERTA AMB MONJOIA. Dues garbes escabellades damunt les garbes dretes de la garbera (Girona).

COBERTÍS. Cobert per guardar de la pluja les garbes i la palla que hi ha a l'era (Vinaroç, Benassal).

COBERTORA. Munt de terra del cim del paller (Cervera). *Cobertora,* com *cobertís* és un mot popular, que s'ha format de *cobert* impossible de subsistir amb multiplicitat de significació.

COLADOR. L'arer de passar el blat (Tortosa).

COLLERA. 1. Collar fet amb un novenal de vencins i embolicat amb un sac; es es posa al coll dels animals en batre (Alcarraç). — 2. Collar d'espart forrat de roba (Benassal).

CONDUIT. Magatzem de palla i herba que es guarda a la cabanya per donar-lo al bestiar a l'hivern (Cerdanya). Derivat de CONDUCTU amb afinitat de significat a l'espanyol *conducho.*

COP. Mesura de gra de la sisena part del quartà o sigui 3,013 litres (Palamós, Cassà, Sant Feliu de Guíxols). Sembla que aquest mot

s'ha de relligar amb COLAPHUS sino amb COPHINUS «cistell», comp. M.-L., *REW*, 2207.

CORBALLS. Arreus de dur càrrega damunt de l'albarda, formats per dues peces corbades amb barrets travessers. Les dues peces van lligades amb una corda (Migjorn Gran). La seva forma corbada es ha donat nom que ha condicionat, a la vegada, el nom *escorball* (Costa catalana) per designar un peix.

CORBELLA. 1. Eina semblant a la falç que serveix per segar (Benassal, Albaida, València, Nules). «Vas tort com una corbella»: Es diu d'una persona que va errada (Vinaroç). «Segar en corbella» (Albaida, Vinaroç, Carlet). — 2. Instrument d'arrencar palla del paller (Olocau).

CORBELLA BROSSERA. Nom que es dona al volant (Nules).

CORBELLA DE COLZE o TERRERA. La corbella amb un genoll o doble per que es pugui segar arran terra (Nules). (Fig. 6)



Fig. 6. *corbella de colze* (Nules).

CORBELLOT. Corbella grossa per a tallar esbarsers (Valencia).

CORBELLS, pl. Arreu de fusta format per barres corvades collocades damunt el bast o albarda (Pineda, Llussanès, Mallorca). v. *corballs*.

CORONA DEL MODULÓ. El capell del moduló (Palamos).

CORRÓ. Pedra grossa, gairebé cilíndrica que, arrastrada per un animal, dona voltes damunt la batuda per fer caure el gra i trinxar la palla (Cat. occ.). (Fig. 7)



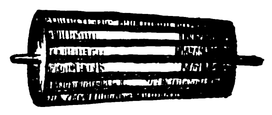


Fig. 7. *corró* (Santa Coloma de Queralt).

CORULL. Piló de terra damunt la palla del paller (Sant Feliu de Guixols).

COSSA. 1. La sisena part de la mesura (Cerdanya). — 2. Animal que va darrera la cobla (Isil). La *cossa*, al menys en el primer significat, pressuposa un COSCINA, emparentat amb l'abruci *coscene* «cistell de joncs o sàlics».

COSTAL. 1. Sac gran (Borges). — 2. Garba de civada (Altea).

CUCALES. Ulleres de palma forrades de roba per tapar els ulls dels animals que baten (Bal.).

CURRA. Pedra que es fa voltar damunt la batuda desprès que el trill ha fet caure el gra; desfà les espigues i estova la palla (Vendrell). Es provablement un derivat de *corró*.

DALLA. 1. Fulla d'acer, ampla, amb tall afinat en la part interior,

muntada en un mànec. Serveix per tallar blat, alfals, herba, etc. (Cat. or., Borges Blanques, Alcarraç, Tremp Ribagorça, Benassal, Alcalà de Xivert): Les parts de la dalla son mànec, mantí, rampillet, corda, verganya, fulla, pues, caragol, banyot i pinyell (Guimerà). — 2. La persona que maneja la dalla: «Hai llogat una dalla» (Borges Blanques). (Fig. 8)

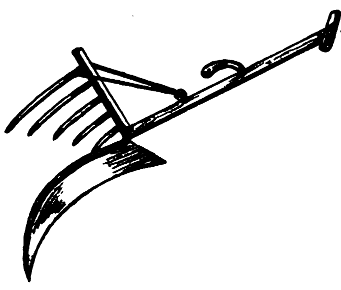


Fig. 8. *dalla* (Fons).

DALLOT. La dalla sense arquet (La Bisbal).

DENTS. Petites osques que hi ha a la part del tall de la falç (Espluga). (Fig. 12)

DEVUITÈ. Cavalló de divuit garbes; sol donar de cinc a sis fanegues de grà (Fraga).

DIABLADES. Les espigues que es recullen pel rostoll (Santa Coloma de Queralt).

DIABLE. 1. Cilindre de fusta amb tallants clavats en espiral, que serveix per trinxar la palla. De vegades va estacat darrera el trill (Montblanc, Selva, Borges, Oliana, Alcarraç, Isil). — 2. Rampí amb pues de fusta o de ferro; serveix per replegar les espigues que queden pel rostoll (Salt, Segarra).

DIDAL. La canya que els segadors es posen als dits per evitar que es tallin (Cat., Bal., Val.).

DIDALA. Troç de cuiro que els segadors es posen a l'índex per evitar el tallar-se (Igualada, Savellà). Aquest mot, com l'anterior, deriva de DIGITALE.

DIMONI. Rampí que serveix per recullir les espigues que 'ls segadors deixen caure (La Bisbal).

DOBLE. Mesura doble més gran que el decàlitre; serveix per mesurar olives, ametlles, etc. (Borges, Fraga).

DOLÇA. La tirassa que serveix per apilar quan s' ha tret palla. Està formada per una post ampla amb dues anelles i una esteva (Borges, Guimerà, Garrigues, Santa Coloma de Queralt).

EIXÀPIGA. Xavegó per transportar la palla a bast o a carro (Falset).

EMBUINAR L' ERA. Solar l'era amb buina de bou per endurir-la. Es fa en les eres de terra (Girona, Sant Feliu de Guíxols, Llofriu, Cerdanya).

ENCLUSA. Eina semblant a l'enclusa del manyà; es més petita i acaba en punta per a ser plantada a terra (Girona, La Bisbal, Sant Bartomeu del Grau). (Fig. 9)

Fig. 9. *enclusa*.

ERA. 1. Plaça veina a la casa, feta d'argila, rajols o pedra, que serveix per batre (Cat., Bal., Val.). — 2. Edifici tocant a la casa on es bat el blat (Andorra).

EROL. L'arer de passar blat (Fonz). (Fig. 1)

ESBALEIA. Escombra molt llarga que es passa superficialment per sobre l'olva per triar la riscla més grossa (Ribagorça). v. *baleja.*

ESCABELLAT. Garbera de deu garbes amb una garba escabellada al damunt per tapar les de sota (Olost). v. *cavelló.*

ESCALETES. 1. Arreu de portar feixos i de garbejar que es colloca damunt l'albarda; té la forma d'escaleta. Esta format per dos caps de tauló dits *capitells* que duen enmetxades les *brendoles.*



Fig. 10. *escaletes.*

Les escaletes es subjecten al bast per medi dels trempadors o clavies de ferro (Migjorn Gran). — 2. Arreu de fusta d'alzina que es posa sobre l'albarda dels animals (Garrigues, Cervera, Espluga). (Fig. 10)

ESCAMBELL. Setial damunt el qual es posa dret l'home que garbella (Igualada, Pla de Bages, Llussanès, Pineda, Girona).

ESCLOP. Manyota de fusta que'ls segadors es posen a la ma esquerra per no tallar-se (Girona, Palamós, Pineda, Vallès, Vich, Llussanès).

ESCLOPET. Peça de fusta que el segador es posa als tres darrers dits de la ma esquerra per plegar el blat i no tallar-se els dits (Cat., Bal.; Val.). (Fig. 11)

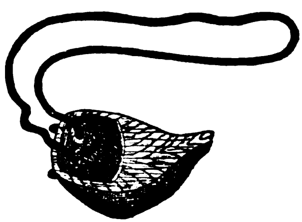


Fig. 11. *esclopet.*

ESMOLADERA. La pedra d'esmolar el volant o la dalla (Fonz).

ESPOLSADOR. El tercer garbell que solament deixa passar la terra (La Bisbal).

ESTABLE DE L'ERA. Cobert de vora l'era on passen la nit els animals que baten (Borges).

ESTACA. El bastó de lligar garbes (Palamos).

ESTEMANERES. Pals que es posen al costat del carro per poder omplir-lo de garbes o de palla (Cervera). Derivat de STAMM; comp. *estamanera; REW,* 8222.

FALÇ. Eina de ferro, corbada i dentada de la fulla; té un mànec de fusta. Serveix per a segar blat, arroç, herba etc.



Fig. 12. *falç.*

Acaba de ser substituïda pel volant i per la dalla (Cat., Bal., Val.). (Fig. 12)

FALCADA. 1. La manollada de blat que el segador talla cada vegada que dona un cop de volant (Montblanc, Espluga, Garrigues, Falset, Tortosa). «La falcada es forma de tres manats i la gavella de tres falcades» (Migjorn Gran). — 2. El cop de falç que dona el segador (Lluchmajor).

> «Vaig demanar a un bergant
> es punt d'es segar quin era
> i va dir: sa falç jugera,
> tirâ es colze per enrera,
> falcades i per envant.»
>
> (Lluchmajor).

Derivat de FALCARE, comp. *REW*, 3153.

FALCAT. El manat de blat que el segador pren amb la ma i talla amb un cop de volant (Tortosa, Sant Carles de la Ràpita, Alcarraç). La quantitat de blat que 'l segador pot aguantar i reunir amb la ma (Sant Mateu). El braçat de blat que 'l segador replega i subjecta amb el vencill (Atzaneta, Benassal).

FALÇÓ. Falç petita amb la qual les dones seguen blat o herba (Cat. or., Cat. occ.). (Fig. 12, v.)

FALÇOT. Falç petita i dentada (La Bisbal, Palamos). (Fig. 12, v.)

FANEGA. Mesura de gra (Fonz). (Fig. 13)

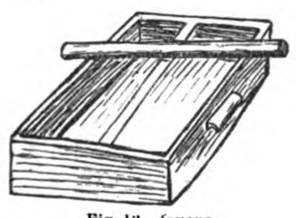


Fig. 13. *fanega.*

FEIXINA. Munt de garbes collocades verticalment amb les espigues en l'aire (Ribagorça). (Fig. 14)



Fig. 14. *feixina* (Fonz).

FICÓS. Bastó curt per lligar garbes (Balaguer).

FLAGELL. Bastó més ample de la punta que del mànec; serveix per desgranar mill, panís etc. (La Bisbal).

FORCA. Instrument de fusta que serveix per remoure la palla o ventar el gra (Cat., Bal., Val.). (Fig. 15). Hi ha varies classes de forques:

FORCA BOLLERA. Forca que serveix per remanar boll (Girona).

FORCA ESPESSA. La triança que té quatre forcons (Benassal).

FORCA MANERA. La forca de dues pues (Tortosa).

FORCA PALLERA. La forca formada pel mànec, dues banyes i pollegó (o sense) que serveix per remanar palla (Cat.) (té dues o tres pues).



Fig. 15. *forca.*

FORCA POLSERA. La forca formada pel mànec, quatre pues i dos pollegons (La Bisbal).

FORCA TRIANÇA. La forca de cinc o sis pues que serveix per triar la palla menuda del gra de la batuda (Balaguer). (Fig. 15)

FORCA VENTERA. La triança, de quatre, cinc e més pues que serveix per ventar (Cat.). (Fig. 15)

FORCAT. 1. Forca grossa que serveix per carregar palla o pujar-la al paller, té tres pues (La Bisbal, Sant Vincents dels Horts, Plà de Bages). — 2. Estaques de fusta que surten sis o set pams de les estemaneres que serveixen per portar el carro caramullat de garbes, palla o herba (Borges).

FORCÓ. Cada una de les pues de la forca (Cat. occ., Val.).

FORQUILLA. La forca de fusta que serveix per carregar garbes (Borges).

FÒTIL. Mesura petita que podia contenir el gra que cap en el palmell de la ma. Sembla que servia per cobrar el delme (Migjorn Gran).

FUNILLS. Els cordills dels àrguens que formen una mena de xarxa per a dur les garbes (Cerdanya); deriva de FUNDIBULUM.

FUS. El bastó de lligar garbes (Santa Coloma de Queralt, Savellà, Cervera, Guimerà).

GALERA. Munt de garbes que es fa a l'era en espera del dia de batre (Sant Feliu de Guixols).

GANXO. Instrument de ferro amb mànec de fusta que serveix per arrencar la palla del paller (Cat.).

GARBELL. Arer fet de pell de porc i amb una riscla; serveix per porgar el blat (Cat.).

GARBELLA. Arer per passar blat ventat (Tarragona, Veciana, Cerdanya, Sant Feliu de Guíxols).

GARBER. 1. El segador (Borges, Sort, Isil, Ribagorça):

«La flor de l'oliver
cau a l'escudella del garber».

Pel segar cau la flor de l'olivera (Borges). — 2. Espècie de paller muntat sobre quatre pals i una balustrada. S'hi guarda la civada de donar als bous (Llussanès). (Fig. 16)

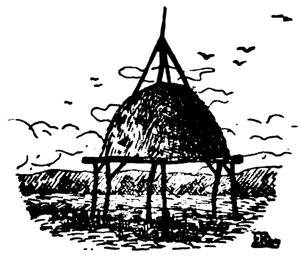


Fig. 16. *garber.*

3. Munt de garbes fet al camp, damunt la segada (Cerdanya).

GARBERA. Munt de garbes alçat al camp damunt la segada perquè el gra acabi d'assecar-se i no es mulli. El nombre de garbes de la garbera varia segons les localitats (Cat., Bal., Val.). (Fig. 17)

GARBERÓ. Garbera de deu garbes (Elna). Garbera de poques garbes i de forma cilíndrica (Nules).

GARBÓ. Feix de sarments (Bal.).



Fig. 17. *garbera.*

GARLANDA. Trena de palla llarga, o de randa, que es posa al volt del paller por aguantar la palla (Santa Coloma de Queralt, Savellà).

GARROT. El bastó de lligar garbes (Cat. or.).

GARROTADOR. El bastó de lligar garbes (Cat., Val.).

GARROTERA. El bastó de lligar garbes (Súria).

GAVELL. 1. El manat de blat que el segador deixa darrera seu; varis gavells formen una garba (Guimerà, Tremp, Isil). — 2. Tribulació: «De tantes desgracies en tenim un gavell» (Vich).

GAVELLA. 1. Manat de blat que el segador deixa a terra (Veciana, Súria, Tarragona). — 2. Conjunt de tres o quatre manats o falcades de blat (Cat. occ., Bal.).

GLENYA. Manat de les espigues espigolades (Llofriu, La Bisbal).

GRANER. 1. Departament de la casa on es guarda el gra; de vegades és a les golfes, de vegades és a la botiga (Cat., Bal., Val.). — 2. Cada compartiment del graner destinat a una classe de gra. Els compartiments són de llambordes, canyes o vímets (Borges).

GRANERA. 1. L'escombra de boixos (Cerdanya). — 2. L'escombra de palma per escombrar la casa (Cerdanya). — 3. Escombra rústega feta de gatell o d'altres herbes lligades pel tronc a un mànec de fusta (Borges, Bellpuig, Balaguer).

GRAPES. Les àrpies d'arrancar palla (Tarragona, Santa Coloma de Queralt).

GRIVA. Garbell petit que serveix per passar el blat netejant-lo de les pedres i de la terra (Nules). (Fig. 18)



Fig. 18. *griva* (Nules).

GRIVETA. Garbell petit (Nules). Un i altre venen de CRIBRUM.

LLADRANGUES. Garbell fet de fustes entrecreuades. Substitueix l'arer (La Bisbal).

LLIGADOR. 1. El bastó punxagut que serveix per lligar les garbes (Emporadà, Girona, Ripoll). — 2. El lligall de les garbes (Borges). — 3. L'home que lliga garbes (Borges).

LLÍVIA. Cobert de l'era on es posen les garbes quan vol ploure.

MADRENYA. Espècie d'esclopet que el segador es posa a la ma esquerra perquè no es talli en estassar (Sant Mateu). L'ètim d'aquest mot no és pas clar. M.-L., *REW*, 5419 cita un MATRIGNA «sogra»

que compareix en l'italià *matrigna* i en el grisó *madreña*. De fet la *madrenya* és un substitut que protegeix la ma per no ser tallada del volant.

MANADA. 1. Cada grapat de blat que el segador talla amb la falç o amb el volant (Llofriu, Santa Coloma de Queralt, La Bisbal). — 2. Tres o quatre falcades de blat reunides (Lluchmajor).

MANAT. La quantitat de blat que el segador pren amb la ma esquerra (Cat., Bal., Val.).

MÀNEC. La part de l'eina que s'agafa amb la ma (Espluga, Borges).

MANETA. La part de les batolles que s'agafa amb les mans (Llussanès, Pla de Bages, Salt).

MANGUITO. Mitja mànega de pell que cobreix la gobanella esquerra del segador (Benassal).

MANIGOT. Managuí de pell que es posa al braç arribant fins al colze; evita el tallar-se (Sant Mateu).

MANILLA. Bastó de la verguera que es té a les mans (Cerdanya).

MANTÍ. Fusta sortint del mànec de la dalla que serveix per agafar-la (La Bisbal).

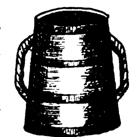
MÀQUINA. Aparell que servia per passar el blat. Actualment està en desús (Nules).

MARFALGUETES. Els coixins que les besties duen al coll per arrastrar els carretons de batre (Marratxí).

MARTELL. Eina de picar la dalla. Es de forma cúbica per un cap i de forma piramidal per l'altre. (Cat., Bal., Val.).

MESURA. La mitat de mig quartà de blat (Falset).

MESURA. 1. La quarta part de la quartera (Cat. occ., València). - 2. Atuell de dues quarteres de cabuda (Balaguer). - 3. La quarta part d'una barcella (Vinaroç). — 4. La octava part de la barcella (Benassal). (Fig. 19)


Fig. 19. *mesura*.

MESURADERA. Tres quartans acaramullats sense passar-hi la raola (Cervera).

MESURET. Mesura de fusta de la dotzava part de la quartera (Tremp, Isil).

MESURETA. Mesura de poca capacitat (Alcarraç, Tortosa).

MESURÓ. Mesura petita de mig quartà de cabuda (Cat.).

MIGALMUT. Mesura de l'octava part de la quartera (Valencia, Altea, Carlet).

MIGMESURET. Mesura de mig mesuró de cabuda (Tremp).

MIGQUARTÀ. Mesura d'una 24ena part de la quartera (Súria, Savellà, Tarragona).

MITJA QUARTERA. Mesura de sis quartans de cabuda (Cat.).

MODULÓ. Munt de garbes fet a l'era en espera del dia de batre (Llussanès, Plana de Vich, Gironès, Empordà, Rosselló, Cerdanya). (Fig. 20)

MOLA. Munt de garbes que es fa al mig de l'era el dia abans de batre (Nules).

MOMES. 1. Draps que es posen damunt les garberes per espantar els ocells (Llofriu). — 2. Dos escolans vestits de negre que duen uns ganfarons amb les insígnies de la



Fig. 20. *moduló*.

Passió. Corren per la Seu de Vich durant els oficis de la Setmana de Passió (Vich).

MONJOIA. 1. Fita per assenyalar el límit d'una propietat o terme (Lleida). — 2. Gavella de trapadella, fajol, fesols secs, etc. (Vich, Olot).— 3. Garbera petita de civada (La Bisbal).

MORTER. Roc foradat demunt el qual es posa l'arerador quan es passa el blat (Movà).

MUGARÓ. Pilot de garbes fet a l'era amb l'espiga cara endins i el rostoll enfora (Terrassa).

NOVENAL. Garbera de nou garbes. Es fa de nou garbes per a pagar el cànon del nové a la companyia del canal d'Urgell (Borges, Bellpuig, Balaguer, Garrigues, Alcarraç).

ORATORI. Graó que es deixa en el garber o pallera mentre es fan.

ORÓ. Atuell teixit amb llata d'espart, de tres o quatre cafissos de cabuda (Nules). (Fig. 21, v. *uró*).



Fig. 21. *oró* (Nules).

PABELLONAR. Fer munts petits de garbes entrecreuades a terra (Girona).

PALA. Eina de fusta que serveix per a palejar el blat que s'ha ventat, abans de passar-lo per l'arer (Cat.).

PALLADERA. El pal que aguanta el paller per dintre (Pineda).

PALLANCS. Barres penjades per aturar que el vent s'emporti la palla (Ripoll). Es un creuament de *palla* amb *pollancs*.

PALLER. 1. Munt de palla de forma cònica entorn de la perxera (Cat. or.) — 2. Munt de palla de forma rodona o quadrangular (Cat. occ.) — 3. Munt de palla de forma cilíndrica amb coberta de terra de forma cònica (Nules, Benassal). (Fig. 22).



Fig. 22. *paller* (Nules).

4. Edifici amb teulada destinat a guardar palla (Pirineus).

PALLERA. 1. Pilot de palla fet a fora (Palamós, Girona). — 2. Rima de palla abans de posar-la al paller (Ripoll). — 3. Paller llargarut i sense pal (Llofriu). — 4. Munt de palla cobert de fang (Tortosa). — 5. Edifici de planta baixa per guardar la palla

(Tortosa, Alcarraç, Garrigues). — 6. La perxa del paller (Palamós). — 7. L'olla que es posa al cim de la perxa del paller (Girona). (Fig. 22 *paller*). — 8. El moduló de garbes fet a l'era per esperar el dia de batre (Llofriu). — 9. Pallissa veïna a l'era per guardar la palla o la pila quan vol ploure (Juneda).

PALLERÓ. Paller fet amb la palla d'una sola batuda (Llussanès, Pla de Bages).

PALLISSA. 1. Lloc tancat i cobert, tocant a l'era on es guarda la palla que es necessita pel consum de l'any (Cat., Bal., Val.). — 2. La part més alta de la casa on es guarda el menjar pel bestiar (Llussanès). — 3. Dormitori dels treballadors (Tortosa). — 4. Cambra on es guarda la palla que es dona al bestiar (València). — 5. Dipòsit de palla que ocupa la major part de la casa de pagès (Pla de Mallorca).

PARDALERA. Olla que es posa dalt de la pallera perquè els pardals hi niin (Girona).

PARVA. Les garbes esteses damunt de l'era a punt de batre (València, Altea).

PEDRA D'ESMOLAR. Pedra que es porta dintre del carbaçot; serveix per esmolar la dalla i treure 'n les osques (Girona).

PEDRERA. Porgador per triar les pedres del blat: «Si vols fer quartera, espolsa be la pedrera» (Súria).

PELADOR. Ganxo per arrancar la palla del paller (Balaguer, Bellpuig).

PELAPALLES. Ganxo per arrancar la palla del paller (La Bisbal).

PERXA. 1. La barra entorn de la qual es fa el paller (Llussanès, Cerdanya). — 2. Barra a l'extrem de la qual es fixen els carretons de batre (Bal.).

PERXERA. Pal de pi o de roure entorn del qual es fa el paller (Pla de Bages, Llussanès).

PICOT. Mesura més petita que el mesuró (Girona).

PICOTÍ. Mesura d'un quart de quartà de cabuda (Girona, Llussanès, Borges, Alcarraç).

PICS. Les eines de picar la dalla. Són el martell, l'enclusa (Fig. 9) i una fusta planera.

PILÓ. Munt de garbes apilades a l'era (Llofriu).

PINTE. Rascló de mànec llarc i prim amb pues de fusta (Girona, Salt, Pineda, Llussanès, Pego).

POBRE. El rampí que serveix per replegar les espigues que 'ls segadors deixen caure (La Bisbal, Llofriu).

POLLAGÓ. La pua de la forca pallera o ventera (Cat. or.). Derivat de *poll*.

PORGADOR. Arer petit, manejable i amb forats petits que serveix per treure la terra del gra (Cat., Val.).

PORTA COTS. Atuell de llauna que el dallador porta lligat a la cintura. Conté l'aigua de mullar la dalla i la pedra d'afinar-la (Sant Bartomeu del Grau). (Fig. 23).
El segon element d'aquest mot presuposa un COTIS derivats del qual compareixen en els mots romànics provinents de COTARIUM, COTIARIUM i COTICULA.

PORXO. 1. Cobert que hi ha al ras de l'era que serveix per posar-hi les garbes i la pila (Cornet, Ripoll, Salt, Girona, La Bisbal, Súria, Veciana). — 2. Cabanya de guardar palla o herba (Cerdanya).

POT DE DALLA. Pot de llauna, cilíndric, que acaba en forma cònica en la part inferior per a poder-se plantar a terra. Té una ansa en forma de ganxo que permet ser penjat a la faixa, al a trinxa de les calces o a la cintura. Serveix per a dur-hi la pedra esmoladora i aigua per a tenir-la en remull i a punt d'esmolar a tota hora (Borges Blanques). (Fig. 23)

Fig. 23.

PUES DE LA DALLA. Els ferros o fustes punxagudes que juntment amb les cordes formen l'arquet de la dalla (La Bisbal, Tortosa).

PUES DEL RAMPILL. Peces de ferro o de fusta clavades al travesser (Borges Blanques).

PUGA. Bastó de fusta per a traslladar les garbes i fer cavallons (Fonz).

PUNYERA. La mesura més petita que es coneix (Isil). Pressuposa en son orígen la quantitat de gra que cabia al puny, comp. el provençal *punheira*.

QUARTA. Mesura de quatre picotins de cabuda. Serveix per mesurar quantitats de gra inferiors a tres quartans (Valls, Veciana, Borges).

QUARTERA. Unitat en el mesurar i en el comprar i vendre grans. La seva capacitat varia segons les localitats (Cat., Bal., Val.).

QUIUMA. 1. Sac gran i estret d'uns quinze quartans de cabuda (Girona, Llussanès). — 2. Sac gran en el qual es posa la pasta de les olives per extreure'n l'oli (Llofriu, Falset, Migjorn Gran). — 3. Sac per colar la mel.

RAFAL. Cobert de rama fet a l'era per tenir ombra (Martorell, Sant Vicents dels Horts).

RAMADORA. 1. El tiràs que serveix per apilar la batuda (Sant Feliu de Guixols). — 2. Tirassa de fusta de deu o dotze pams d'amplada amb una esteva al mig (Salt). Aquest mot és un derivat de *ram* «escombra».

RAMÀS. Escombra de genesta per escombrar l'era; pot ser també de mirambell (Selva) o de botxa marina (Altea).

RAMPÍ DE LA DALLA. 1. Fusta de la qual surten unes pues paraleles a la fulla de la dalla que serveixen per a recullir i estendre a terra l'herba dallada en andanes paraleles al rem o tall de la segada (Borges Blanques). (Fig. 8). — 2. Pinte que es passa per sobre la batuda quan s' ha tret la palla i es vol separar el pallús del gra i del



Fig. 24.

boll. Té formes diverses segons les localitats (Cat.). (Fig. 24)

RAMPILL. 1. Arreu format per un mànec amb una fusta clavada en creu; aquesta fusta té clavades pues de ferro o de fusta les quals serveixen per a replegar les espigues segades i fer-ne gavelles (Borges Blanques). (Fig. 24). — 2. Espècie de rascle que va adossat a la dalla; serveix per a replegar les espigues que cauen en dallar (Ribagorça).

RAMPILLADES. Munts d'espigues arreplegades amb el rampill (Santa Coloma de Queralt).

RAOLA. 1. Eina semblant a una pala de tall amb mànec de fusta que serveix per raure l'era i tallar les herbes que han eixit a la primavera (Borges, Bellpuig). – 2. Peça de fusta, rodona i curta que es passa per la boca de la mesura quan es vol fer caure el coromull (Borges, Tremp).

RASCLE. 1. Eina de fusta, semblant al rampí; serveix per apilar el gra brut després de treure la palla de la batuda (Borges Blanques).— 2. Espècie de rampí que serveix per apilotar el blat que es fa caure amb la dalla (Tortosa). – 3. Rampí que serveix per separar la palla menuda del gra o del boll (Oliana). — 4. Espècie de tiràs (Borges, Garrigues). (Fig. 25)

Fig. 25. *rascle.*

RASCLET. Rampí que serveix per recullir les espigues que queden en el rostoll quan s'ha segat amb dalla (Montblanc).

RASPALL. Escombra de botxa o d'altra herba que serveix per escombrar l'era (Benassal, València).

RASTELL. 1. Instrument amb doble fila de pues per a garbellar el blat (Girona, Empordà). – 2. Munt de garbes posades pel mateix ordre, sigui al camp sigui a l'era (Pla de Llobregat).

RAUORA. Barra rodona per raure la mesura (Espluga). Com el mot *raola* suposa un deverbal de RADERE.

REMULLADOR. Bastó amb un drap al cap; es porta dintre del banyot i serveix per mullar la dalla (Santa Coloma de Queralt).

RESADORA. Garrot per fer caure el caramull de la mesura deixant-la al nivell de la boca (Menorca).

ROCLE. Círcol de garbes col.locades amb les espigues mirant en fora, preparades per fer feixina (Ribagorça). Suposa un ROTULU.

RODABLE. 1. Tiràs que serveix per apilar el gra de la batuda (Falset, Espluga). — 2. Aparell per espentejar (Tortosa).

RODET. 1. Corró de pedra que es fa correr sobre la batuda per fer caure el gra i ablanir la palla (Sant Feliu de Guíxols, Espluga). v. *corró*. — 2. Corró de pedra per aplanar l'era d'argila (Benassal).

SAC. Peça de tela de cànem la cabuda de la qual varia entre una

i dues quarteres. Serveix per portar el blat de l'era a casa i de casa al molí (Cat.).

SALMES. Albarda amb àrguens muntats per a dur garbes (Ribagorça).

SAMARRA. El davantal de pell que duen els segadors, els sabaters, els ferrers etc. (Benassal).

SAMUGUES. Escala lligada al bast que serveix per traginar garbes (Ribagorça, Isil, Sant Mateu, València, Altea).

SEGADERA. Falç petita i dentada (Ribagorça).

SELLAR. 1. Munt de garbes que es fa a l'era (Alcalà de Xivert). — 2. Tres rencs de garbes dretes amb dos rencs que les cubreixen (Torre de Capdella).

SELLAT. Munt de garbes semblat al moduló (Cornet, Súria).

SENALL. Cabaç de palma que serveix per mesurar la pila del gra i ensacar-lo (Terrassa).

SEQUERS. Eres enrajolades on s'asseca l'aroç (Sant Carles de la Ràpita).

SERRALLA. 1. Munt de poques garbes entrecreuades a terra (Olost de Llussanès). — 2. Munt de moltes garbes (Avinyó).

SISENA. Munt de sis garbes preparades en el camp per a carregar-les (Tremp).

SITJA. 1. Clot obert a terra per guardar el gra (Cat. occ., Val.). — 2. Compartiment de graner per posar el gra (Sant Vicents dels Horts). — 3. Dipòsit de gra fet a la pallissa per conservar-lo millor (Marratxí). M.-L., *REW*, 7782 suposa el val. *sitja* deverbal de SEDICARE. Tenint en compte que els dipòsits de gra en l'època romana eren grans tenalles, cal admetre que *sitja* prové d'un SITULA. Precisament aquest significat especificat de *sitja* deuria condicionar la formació de *selló* «càntir».

SOQUET. L'esclopet de fusta que el segador es posa a la ma esquerra per evitar el tallar-se (Sort, Tremp, Isil, Alcarraç, Ribagorça). v. *esclopet*.

SOQUETA. L'esclopet que'ls segadors es posen a la ma esquerra per a evitar que es tallin amb la falç o amb el volant (Alcarraç, Fonz, Tortosa, Alcalà de Xivert).

SOSTRE. 1. El conjunt de garbes que es col.loquen en el carro damunt les estemeneres (Borges). — 2. Lloc destinat a portar-hi la palla (Marratxí).

TALECA. Sac de drap de cànem que servia per dur el blat al molí (Falset, Garrigues, Fraga, Val.). Sembla que aquest mot d'orígen desconegut està limitat a la península ibèrica i a Romania.

TALECÓ. Taleca curta de dues o tres barcelles de cabuda que serveix per donar el blat a moldre, quan el moliner passa a buscar les moltures (València, Nules).

TAMPANISSA. Porgador gran, sense forats, que serveix per ventar (Tremp). Sembla que cal comptar aquest mot entre els derivats de TYMPANUM ben explicable si es

té en compte la forma del *timbal* i la de la *tampanissa*.

TAPADORA. La garba que cubreix la garbera (Súria).

TENYADA. Pallissa o cobert que hi ha al camp per guardar l'herba seca que s'ha de dar al bestiar (Benassal). Es molt possible que *tenyada* estigui relligada amb el prov. i cat. *teny* (biga). Sovint la pallissa de guardar palla o herba és un ambarrat cobert de teulada.

TIRADIABLE. Rascló ample amb pues de ferro per recullir les espigues perdudes en la segada (Igualada).

TIRÀS. Eina formada per una fusta

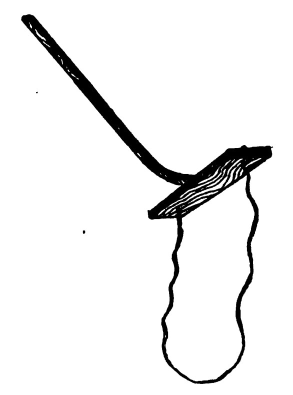


Fig. 26. *tiràs*.

horizontal amb un mànec vertical que serveix per apilar, un cop s'ha tret la palla (Cat., Bal., Val.). (Fig. 26)

TIRASSA. Post ampla amb una esteva al mig que, arrossegada per un animal, serveix per apilar quan s'ha tret palla (Girona, Olot, Llussanès).

TRAVA. Contrafort muntat a la part oposada al tall de la dalla (La Bisbal).

TRAVESSER DEL RAMPILL. La fusta del rampill que fa creu amb el mànec; té les pues clavades (Borges Blanques).

TRENTENA. Garbera de trenta garbes (Igualada).

TRESENA. Forca de tres dents (Alcanar).

TRESQUARTANS. Mesura de fusta de la quarta part de la quartera de cabuda (Cat. or., Borges, Balaguer). (Fig. 19)

TRIANÇA. Forca de ventar que té més de dos forcons, generalment en té cinc (Borges, Bellpuig, Garrigues, Alcarraç, Tortosa, Sant Mateu, Alcalà de Xivert).

TRIENÇA. Forca de tres forcons que serveix per ventar (Tarragona).

TRILL. 1. Corró de pedra que serveix per fer caure el gra de la batuda. Es arrastrat per un animal (Girona).—2. Cilindre de fusta amb peces de ferro tallants per esmicolar la palla i fer caure el gra de les espigues. Un animal l'arrastra pel damunt de la batuda (Igualada, Veciana, Vendrell, Valls, Alcanar, Tremp, Terrassa).—3. Armatosta de fusta amb peces de ferro clavades al dessota que es arrastrada damunt la batuda per la colla (Cat. occ., Val.). (Fig. 27)

Fig. 27. *trill* (Fonz).

TRILLERA. Collar de roba per enganxar els animals al trill (Espluga).

TRILLÓ. Rengla de garbes que forma part de la garbera (Tortosa, Alcalà de Xivert). Es un derivat de TRES.

TROSSELL. El bolic que preparen el segador i la segadora abans d'anar a la segada; hi posen la falç, el didal de canya, el davantal i els manegots (Lluchmajor).

URÓ. Atuell gran fet amb joncs o amb palla d'ordi trenats. Serveix per guardar blat i tota mena de grans (Marratxí). v. *oró*.

VALONA. La filada de garbes que es posa sobre el carro carregat. Es sosté clavada als estaquirots (Bellpuig).

VERGUERA. Les batolles de batre (Cerdanya).

VERGUERÓ. Verga de boix d'uns sis pams de llargada que serveix per fer caure el gra. Forma part de les batolles (Llussanès, Cerdanya).

VINTIUNÈS. Garbera de vintiuna garba (Cervera).

VOLANT. 1. Eina de segar a ma; es corba com la falç; té la fulla d'acer i el mànec de fusta. Té la fulla més ampla i l'arc més extens que no pas la falç; la fulla del volant es tallant i la de la falç es dentada (Cat., Val.). – 2. L'home que maneja aquesta eina de segar (Borges Blanques). – 3. Part d'una màquina.

VOLEIA. Fusta corba i movible unida al bastiment davanter del roc o trill (La Bisbal).

XÀVEGA. Xarxa que serveix per dur la palla de l'era a la pallissa (València).

XAVEGÓ. Malla teixida amb cordills que serveix per transportar la palla d'un lloc a l'altre (Cat., Val.).

XEREMIES. Els coixins que es posen al coll dels animals que arrastren els carretons de batre (Marratxí).

XIPITEL. Munt de terra del cim del paller (Fonz).

Barcelona.

A. Griera.

Aus der
Walliser Volkskunde des 18. Jahrhunderts.[1]

(Mit 7 Abbildungen)

Die Forschung, die sich in den letzten Jahrzehnten auf den verschiedensten Gebieten eifrig mit dem Wallis beschäftigte, hat uns eine Reihe von Arbeiten geschenkt, die uns diesen Landesteil immer besser kennen lehren und nahe bringen. Land und Leute des deutschen Oberwallis sind in verständnisvoller Weise namentlich durch die prächtigen Monographien von F. G. Stebler erschlossen worden, der monatelang sich in einzelnen Dörfern aufhielt und mit allen Arbeiten der betreffenden Gegend genau vertraut wurde. Mit seiner letzten Publikation, *Die Vispertaler Sonnenberge,* 1921, ist er wieder an seinen Ausgangspunkt zurückgekehrt und hat eine tiefgründige Darstellung geschaffen, die alles

[1] Dieser Beitrag zur Volkskunde des Wallis, der hauptsächlich auf alten Aufzeichnungen beruht, will nur eine Skizze sein. Vieles ist flüchtig berührt, was eine ausführliche Darstellung mit bibliographischen Nachweisen im einzelnen verdient. Mein Zweck ist lediglich, auf einige Punkte hinzuweisen und der Forschung Anregung zu weitern Untersuchungen zu geben. Aus der Litteratur wird mit Absicht nur Weniges zitiert.

Zur Methodik volkskundlicher Arbeiten in fremdsprachlichem Gebiet möchte ich betonen, daß deren Schwierigkeiten nicht zu unterschätzen sind, und daß nur längeres, liebevolles Versenken in Sprache, Land und Leute zu einem Ziel führen kann. Die Kritik, die sich mit Recht gegen das vorschnelle Darstellen eines dem Verfasser ganz unbekannten Dialektes erhoben hat, ist bei volkskundlichen Untersuchungen besonders zu beachten. Wer jahrelang außerhalb seines angestammten heimatlichen Milieus gelebt und sich bemüht hat, seine neue Umgebung kennen zu lernen, weiß, wie schwer es ist, ohne genaue Vertrautheit andere Leute so zu schildern, wie sie wirklich sind. Vorsicht bei der Erkundigung und größte Zurückhaltung im Beurteilen sollten selbstverständlich sein. Bei der Darstellung des gesammelten Materials ist diejenige Fassung als die treffendste zu bezeichnen, die das Empfinden der geschilderten Bewohner am richtigsten wiedergibt und von ihnen als wahr anerkannt wird. Auch vor dem Verallgemeinern in zeitlicher und örtlicher Hinsicht von Tatsachen, die vielleicht nur von einem einzigen Gewährsmann mitgeteilt wurden, wird man sich hüten müssen. Wieweit die zahlreiche Litteratur über das Wallis diesen Forderungen wirklich entspricht, können in letzter Linie nur die sachkundigen Walliser selber



Frühere zusammenfaßt.[1] Dem westlich anschließenden, wilden und wenig bekannten Turtmanntal hat ein Bürger von Turtmann, der Walliser Staatsarchivar Dr. Leo Meyer, eine treffliche Untersuchung gewidmet[2], die uns so recht zum Bewußtsein bringt, wieviel ein Walliser selbst vor jedem Kantonsfremden voraus hat, um das Leben einer Talschaft zu schildern.

Vom romanischen Wallis hat namentlich das Val d'Anniviers seit dem 18. Jahrhundert wiederholt seine begeisterten Schilderer gefunden. Es verdient unter Philologen besonders hervorgehoben zu werden, welch reiche Ausbeute in verschiedener Hinsicht gerade die Untersuchungen der Naturforscher dem heutigen Leser noch bieten (de Saussure, Bourrit, Ebel, Fröbel, Forbes, Desor, Girard, Gerlach, Berndt, Wolf, Reber, Brunhes-Girardin, Gams; Venetz, de Charpentier, Murith und die andern Walliser Botaniker)[3]. Fast jedes Tal hat in neuerer Zeit die für den Fremdenverkehr berechneten «Führer» erhalten, Werke von sehr ungleichem Wert. Eingehende Schilderungen verdanken wir namentlich den beiden Bagnards Louis Courthion († 1922)[4] und dem unermüdlichen Korrespondenten des *Glossaire de la Suisse romande* Maurice Gabbud. Einen Ehrenplatz verdienen auch die Bücher von Mario*** (Melle Marie Trolliet 1831—1895): *Un vieux pays* und *Le génie des Alpes valaisannes*. Die letzten Jahre haben gewichtige Ortsgeschichten entstehen lassen, von denen die letzterschienene (J. Tamini et P. Delèze, *Essai d'histoire de la vallée d'Illiez*, St-Maurice 1924 [publiziert Juni 1925]) auch das kulturelle Leben behandelt. Reiche volkskundliche Schätze haben die Sagensammlungen von Jegerlehner und Abbé Luyet zu Tage gefördert. Neue Wege beschritt seit 1907 L. Rütimeyer mit der auf breitester Basis durchgeführten ethnographischen Deutung der von ihm gesammelten alten

beurteilen. Man kann sich fragen, ob nicht Manches viel zu journalistisch aufgefaßt und dargestellt wurde, im Bestreben, etwas möglichst Eigentümliches zu berichten. Der Folklorist wird sich damit begnügen, die Tatsachen, und wären es die allergewöhnlichsten, wahrheitsgetreu und schlicht wiederzugeben.

[1] *Jahrbuch des Schweizer Alpenclub* LVI (1921), p. 1—144.

[2] ibid. Bd. LVIII (1923), p. 279—322.

[3] Eine kurze Übersicht über die Verdienste der Walliser um die Naturwissenschaften gab Pfr. M. Besse in Riddes als Jahrespräsident der schweiz. naturforsch. Gesellschaft in Zermatt am 31. August 1923 («Les naturalistes valaisans», abgedruckt in *Verhandlungen der Schw. Naturf. Ges.*, 104. Jahresversammlung in Zermatt, Aarau 1923, 2. Teil, p. 13—32). Vgl. auch J.-B. Bertrand, *Le Valais*, p. 121—147.

[4] Siehe den Nekrolog in den *Annales valaisannes* VII (1923), p. 43—44.



Walliser Geräte. Weitere Forschungen volkskundlicher Art sind im Gang (über das Binnental, über Walliser Volksmedizin) und versprechen eine schöne Ernte.[1]

So viel auch all diese Arbeiten bieten, fehlt es uns heute noch für das romanische Wallis an einer großzügig angelegten Monographie eines Dorfes oder Tales, in der die gesamte frühere und jetzige Kultur erschöpfend dargestellt wird, wie etwa in L. Meyers Skizze über das Turtmanntal. Das Erscheinen des *Glossaire*, das das ganze Leben der Westschweiz in Einzelartikeln liebevoll schildert und eine Menge kulturhistorisches Material[2] enthält, läßt diese Lücke besonders schmerzlich empfinden[3]. Von unschätzbarem Wert, gerade auch für das *Glossaire,* wäre eine Darstellung des heutigen Lebens eines Dorfes mit allen sprachlichen Bezeichnungen, in der Art (d. h. in manchem wesentlich verbessert) von Friedlis 6 stattlichen *Bärndütsch*-Bänden. Beim raschen Schwinden der Patois kann diese Arbeit nur noch in den katholischen Kantonen gemacht werden. Keiner würde sich mit seiner Fülle von althergebrachtem verschiedenartigstem Gut besser dazu eignen als der Kanton Wallis. Aber kein Kantonsfremder, der sich erst mühsam in alles einarbeiten muß, nur ein romanischer Walliser sollte dieses Werk unternehmen, das ein Denkmal für sein Land werden soll. Wer könnte tiefer eindringen und mehr aus dem Vollen schöpfen als ein mit der Bevölkerung engverwachsener, selbst patoissprechender Walliser Geistlicher, der, mit Sitten und Sprache genau vertraut, in aller Ruhe das Material sammeln und überprüfen kann! Für die Notierung des schwierigen Patois würden sich sicher Schweizer Romanisten zur Verfügung stellen. Vom *Glossaire* aus, und hoffen wir auch von Kanton und Bund, würde es nicht an tatkräftigster Unterstützung fehlen, um das gesammelte Material zu veröffentlichen. Sehr schöne Ansätze zu solchen Untersuchungen boten schon die Preisausschreiben der ökonomischen Gesellschaften des 18. und 19. Jahrhunderts, die uns eine Reihe von

[1] Aus der älteren Litteratur über das Wallis verdient besonders hervorgehoben zu werden Bridels bei aller Knappheit sehr reichhaltige *Essai statistique sur le Canton de Vallais*, Zurich 1820 (deutsche Fassung in *Helvetischer Almanach für das Jahr 1820,* Zürich o. J.).

[2] K. Ettmayer nennt das *Glossaire* «nicht bloß ein Vokabular für Lernende und Lehrende», sondern «eine Enzyklopädie der schweizer Volkskunde, aus der eine ganze Fakultät von Wissenschaften lernen kann» (in der Besprechung des 1. Faszikels, *Die Neueren Sprachen* XXXIII (1925), p. 352).

[3] Wie L. Gauchat in seinem Aufsatz «Von meinem Lebenswerk» (*Wissen und Leben,* 10. Juli 1925, p. 712) mitteilt, hatten die Redaktoren eine Zeitlang auch eine Darstellung nach Lebensgebieten erwogen.

wertvollen Ortsbeschreibungen des alten Kantons Bern eintrugen. Mit Recht hat auch die Société d'histoire du Valais romand diesen Punkt auf ihr Programm genommen und in den *Annales valaisannes* bereits einige Monographien publiziert (Saxon, Sierre, Salvan, Sion), die aber für unsern Zweck zu sehr historisch-statistisch orientiert sind. Den in Sitten versammelten schweizerischen Statistikern wurde 1907 ein stattlicher Festband überreicht, der, neben andern Arbeiten über das Wallis, eine Anzahl meist kürzerer statistischer Darstellungen von Walliser Gemeinden enthält (St-Gingolph, Champéry, Naters, Mörel, Ernen).[1]

Von den Philologen wurde bisher dem reichen kulturellen Leben des Wallis zu wenig Beachtung geschenkt. Einzig die Alpwirtschaft fand in Luchsinger (und Frehner) verständnisvolle Bearbeiter.[2] In Gignoux' sehr verdienstlicher *Terminologie du vigneron dans les patois de la Suisse romande,* 1902, ist das Wallis nur durch wenige Punkte vertreten; leider sind all die Seitentäler, die bis ins hinterste Dorf seit Jahrhunderten ihren Rebbesitz im Rhonetal haben, gar nicht berücksichtigt, was bei ihrem überaus konservativen Charakter sehr zu bedauern ist. Wenn irgendwo, muß gerade im romanischen Wallis die Verbindung von Wörtern und Sachen aufs engste hergestellt werden. So zeitraubend auch oft die lautlichen Schwierigkeiten für den Dialektforscher sind, wird er doch sein Augenmerk in Zukunft immer mehr der Sache zuwenden müssen. In dieser Beziehung bedeuten Rütimeyers Untersuchungen (speziell die *Ur-Ethnographie der Schweiz,* 1924), die Wort und Sache eng verbinden, einen erfreulichen Fortschritt. Ganze Sachgebiete könnten im Wallis noch neu untersucht werden. Erwähnt sei z. B. die Bewässerungstechnik an den z. T. uralten «heiligen Wassern»; oder die Kastanienkultur im untern Rhonetal (Wallis und Waadt), die mit Tessin und Bünden in Beziehung zu setzen wäre, wo bereits schöne Vorarbeiten vorhanden sind.

Im Gegensatz zum Val d'Anniviers wurde von der Forschung stark vernachlässigt das nicht minder interessante und ursprünglich gebliebene Nachbartal, das Val d'Hérens oder Eringertal. Kein nennenswerter «Führer» orientiert die zahlreichen Gäste, obschon das im Hintergrund

[1] Die Arbeiten über das Wallis finden sich verstreut auch in den beiden Bänden des Jahrgangs 1908 der *Zeitschrift f. schweiz. Statistik.*

[2] In dieses Sachgebiet gehört auch die sorgfältige Untersuchung über «Zaun und Hag» in der Westschweiz (1923) von H. Schmidt, der 31 Walliser Dörfer besuchte. Scheuermeier hat bei der Sammlung der gesamten Alpenterminologie in der romanischen Schweiz auch das Wallis durchwandert; gedruckt liegt die Arbeit über «Höhle» vor (1920).



liegende Evolena schon vor 60 Jahren von den Engländern aufgesucht wurde. Erst Rütimeyer hat den kulturellen Reichtum und die Pracht des Tales in begeisterten Worten hervorgehoben, wenn auch seine Beobachtungen sich fast ausschließlich auf Evolena und Umgebung beschränken. Aber siedelungsgeschichtlich, folkloristisch und sprachlich sind nicht weniger merkwürdig die fernab von der Talstraße hoch oben am rechten Hang liegenden Dörfer Nax, Vernamiège, Mase, Suen, St-Martin, Eison. Ein wagen- und automobilsicherer alter Saumweg verbindet sie mit Anfang und Ende des Tales (Bramois und Evolena). Wer diesen aussichtsreichen Höhenweg nach Evolena einschlägt, ist entzückt und überrascht von der Unberührtheit und Weltabgeschiedenheit dieser Dörfer. Dort liegt noch in verschwenderischer Fülle das Material zu einer Dorfmonographie im oben angedeuteten Sinn. Die klimatisch sehr günstige Lage bringt auf einer Höhe von 1300—1600 m noch verschiedene Kulturen zur Reife und ermutigt die Bevölkerung, nicht ausschließlich Alpwirtschaft zu treiben. Das als Umgangssprache noch allgemein gebrauchte Patois läßt mit Leichtigkeit das sprachliche Material sammeln und fordert die Philologen geradezu heraus, ein nach der kulturhistorischen Seite vertieftes Gegenstück zu L. de Lavallaz' *Essai sur le Patois d'Hérémence* (am gegenüberliegenden linken Talhang) zu schreiben. Im *Glossaire* ist unser Hang durch 3 Korrespondenten (von Nax, Vernamiège, Mase) gut vertreten.

Zu einer eingehenden Untersuchung eines Dorfes der rechten Talseite des Val d'Hérens reizt außerdem der Umstand, daß für eines derselben, Mase, ein gütiges Geschick kulturhistorische Aufzeichnungen aus dem 18. Jahrhundert erhalten hat, die den vielseitigen Interessen eines Ortspfarrers zu verdanken sind. Der in der Walliser Kulturgeschichte wohl bekannte vicaire Jean-Maurice Clément (1736—1810) kam 1765 in die abgelegene Bergpfarre Mase, die er bis 1769 pastorierte. Die dortigen Verhältnisse drückten dem energischen jungen Geistlichen die Feder in die Hand zu Notizen, wie wir sie aus jener Zeit wohl über keine andere Gemeinde des romanischen Wallis besitzen; sie bilden ein willkommenes Gegenstück zu den Schilderungen von Thomas (1499—1582) und Felix Platter (1536—1614) über ihre Oberwalliser Heimat Grächen im Zermattertale. Fig. 1 gibt das 1782 gemalte Porträt wieder.

Geboren den 20. September 1736 in Champéry (Unterwallis), besuchte Clément nach privaten Lateinstudien in Troistorrents das Kollegium von St-Maurice und bezog im November 1760 das bischöfliche Priesterseminar in Géronde bei Siders, wo er nur 2 Mitschüler hatte. Nach der Priesterweihe (21. März 1761) wurde er Vikar in Ardon 1761—1763, Pfarrer in Mase 1765—1769 und schließlich für einige Monate Verweser und Rektor in Troistorrents 1770. Darauf zog er sich in sein väterliches Haus nach Champéry zurück, wo er sich 3 Jahre lang eifrig dem Studium

der Naturwissenschaften (speziell der Botanik), der Medizin und der Sprachen widmete. Dort vergrößerte er seine Bibliothek, die allmählich auf 5000 Bände anwuchs; der erhaltene Katalog imponiert durch die Reichhaltigkeit und zeugt für Cléments universellen Geist. Der gelehrte Priester wurde in seiner Ruhe gestört, als ihn Bischof Ambüel 1773 ersuchte, die kirchlichen Funktionen im Rektorat Champéry zu besorgen, das während der nachlässigen Amtsführung (1745—1773) des Freiburgers J.-R. Gaillard sehr heruntergekommen war. Ungern übernahm Clément die Seelsorge in seinem Heimatdorf, in der Hoffnung, ihm bald den Rücken kehren zu können. Die unkirchlichen und revolutionär gesinnten Pfarrkinder bereiteten ihm große Unannehmlichkeiten, für die er Trost im Studium suchte. 1780 kam er nach Val d'Illiez (dem kirchlichen Hauptort des Tales), behandelte sehr sachkundig den kranken Prior Chappex († 2. August 1781)[1], wurde im Dezember 1781 zum Vikar des neuen Priors H.-J. Sylvestri (1781—1790) ernannt und blieb in dieser Stellung unter dessen Nachfolgern J.-S. Briguet (1790 — 1808) und J.-M. Caillet-Bois (1808—1830), bis zu seinem Tode, 5. August 1810[2]. Aus seinen regen wissenschaftlichen Studien wurde er 1790 durch die Revolution des Val d'Illiez jäh aufgeschreckt und sah sich plötzlich in die aufrührerische Bewegung verwickelt. Der Bischof rief den seines Lebens nicht mehr sichern Priester nach Sitten; er bot ihm die Pfarreien Granges und Outre-Rhône an. Clément entschied sich auf der Heimreise für das nähere Outre-Rhône. Als er seine Bibliothek in Val d'Illiez bereits in einen gemieteten Speicher verbracht hatte, bat ihn die versammelte Gemeinde, in Val d'Illiez zu bleiben, was Clément mit Einwilligung des Bischofs annahm. Bekannt sind aus der Walliser Litteratur seine Verdienste um Naturgeschichte und Medizin, sowie um die Geschichte seines Tales (über diese drei Gebiete hat er verschiedene Manuskripte hinterlassen). Als erster bestieg er 1784 die Dent du Midi, deren Höhe er barometrisch bestimmte. In regem Verkehr stand er mit vielen berühmten Männern seiner Zeit; manche besuchten ihn in seinem bescheidenen Vikarshaus zu Val d'Illiez. Ich verweise auf die Bemerkungen von Bridel und Ebel (zitiert in meinem *Patois von Val d'Illiez*, p. 19), auf M. Lutz, *Moderne Biographien* (Lichtensteig 1826), p. 39—40 [voll Fehler!], J.-B. Bertrand, *Le Valais* (Sion 1909), p. 125—126 [nicht fehlerfrei!], und jetzt besonders auf Tamini-Delèze, *Essai d'histoire de la vallée d'Illiez*, p. 324—326 (mit Bild). Prior Delèze hatte für die Lokalgeschichte eine ausführliche Darstellung über Clément ausgearbeitet, aus der die Druckausgabe nur das Wichtigste bringt[3]. Seinem mir

---

[1] Darüber berichtet Clément ausführlich in einem Tagebuch betitelt: «Maladie de R. Mr. le prieur en may, juin, juillet de 1781». Dort steht das Todesdatum 1781, während Tamini-Delèze, *Essai d'histoire de la vallée d'Illiez*, p. 316 das Jahr 1780 angeben.

[2] Von dieser 30jährigen Tätigkeit in Val d'Illiez ist Clément der Name «le vicaire Clément» geblieben.

[3] Es ist zu hoffen, daß die eingehende Arbeit über Clément, wenigstens teilweise, im *Bulletin paroissial de Val d'Illiez* erscheinen kann. Dieses

freundlichst zur Verfügung gestellten Manuskript habe ich manches Detail entnommen.

Das Ölbild von 1782 (jetzt im Pfarrhaus Val d'Illiez) zeigt unter dem Wappen Clément den Fig. 1 nicht sichtbaren Spruch: «Libri, Solitudo, Botanice deliciae meae ... Mors tamen subeunda».

Unter den von Clément hinterlassenen Manuskripten fand ich schon in den Jahren 1906—1909 im Gemeindearchiv und Pfarrhaus von Val d'Illiez verschiedene namentlich theologische Aufzeichnungen, die in Mase entstanden waren. Mein besonderes Interesse erweckte damals ein dickes Heft von 288 Seiten (Format 23,5 × 17 cm), mit dem Titel: *Recueil des principales superstitions dominantes dans la Vallée d'Erens, sur tout ici, Masiae, et même ailleurs dans le païs, avec quelques remarques utiles &&&. Commencé en décembre 1767*[1]. Das vielversprechende Manuskript enthält[2] leider nur den «Discours préliminaire sur les superstitions, vaines observances &» und «Autres Remarques intéressantes mises en ordre en 1769, en janvier &, sur la même matiére (de superstitione)». Die Sammlung des Aberglaubens selbst blieb trotz eifrigen Suchens mit dem damaligen Prior J. Tabin († 1919) unauffindbar. So mußte ich mich denn darauf beschränken, aus Cléments Zusammenstellung der weltlichen und geistlichen Mißbräuche in Mase (siehe unten p. 413 ff.) einige charakteristische Stellen zu kopieren, die nie veröffentlicht worden sind. Erst spätere Touren ins Val d'Hérens, die über Mase führten (Juli 1915, Juli—August 1924), veranlaßten mich, im Oktober 1924 der Sache in Val d'Illiez neuerdings nachzugehen. Dank der Tätigkeit des neuen Priors, des Historikers Pierre Delèze, waren meine Erkundigungen diesmal vom besten Erfolg gekrönt. Prior Delèze hatte sich gleich nach Antritt der Pfarrei (1919) ans Studium der Geschichte des Val d'Illiez gemacht und war so glücklich gewesen, beim genauen Durchsuchen des Gemeindearchivs und des Estrichs des 1711 gebauten Pfarrhauses von Val d'Illiez eine ganze Anzahl unbekannter Manuskripte des vicaire Clément zu finden. Auf meine Nachfrage (Oktober 1924) legte er mir bereitwilligst all dies neu Entdeckte vor und stellte mir die wichtigsten Manuskripte längere Zeit zur Verfügung. Für sein

---

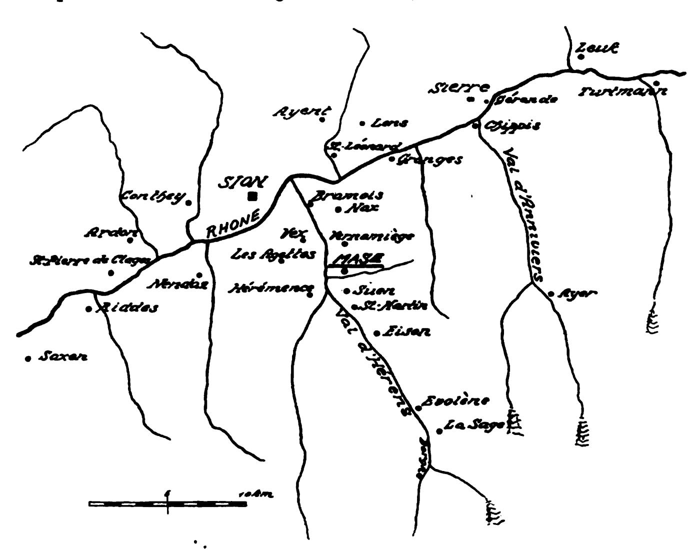
von Prior Delèze im Dezember 1919 begründete Monatsblatt enthält, wie die andern «Bulletins paroissiaux» des Val d'Illiez, eine Reihe historischer Arbeiten, aus denen die im Druck erschienene Lokalgeschichte erwachsen ist.

[1] Der blaue Umschlag des Heftes enthält den wohl später beigefügten Titel: *Cahier sur les superstitions, vaines observances &&&, recueillies en 1768, 69*. Das Ms. befindet sich im Gemeindearchiv Val d'Illiez (Signatur *F)*.

[2] Genaueres siehe unten p. 430, 431.



liebenswürdiges Entgegenkommen sei ihm auch an dieser Stelle mein bester Dank ausgesprochen. Unter den neu zum Vorschein gekommenen Manuskripten befanden sich die lange vermißten, nie ins Reine geschriebenen Originalnotizen von Clément über den Aberglauben von Mase. Das gleiche Heft enthält auch ein Tagebuch über Cléments Aufenthalt und einige Bemerkungen über die Sammlung des Aberglaubens (vgl. p. 411). Daraus und aus den Aufzeichnungen über die geistlichen und weltlichen Übelstände läßt sich ein kleines Kulturbild von Mase um 1765 entwerfen. Ohne einer größern Publikation vorzugreifen, möchte ich im Folgenden einige Auszüge aus den verschiedenen Manuskripten mitteilen. Vorausgeschickt seien, zum bessern Verständnis und



zur Einführung in das Milieu, einige orientierende Bemerkungen über die Gemeinde Mase[1].

[1] Sie beruhen auf persönlicher Anschauung und auf Erkundigungen in Mase, wo ich anfangs Juni, Mitte August und Ende Oktober 1925 einige wenige Tage zubrachte. — Die Kartenskizze enthält die in der Arbeit zitierten Orte des mittleren Wallis. (Der Punkt von Les Agettes ist über das *A* zu setzen, Géronde näher an Chippis zu rücken). Für Details sei auf die Siegfriedkarte verwiesen, besonders Blatt 486 (Sion), das das vordere Val d'Hérens bis Eison umfaßt.



Mase[1] (1348 m hoch), ein stattlicher Ort von 385 Einwohnern (1920)[2], liegt auf einer kleinen Terrasse in vollkommen geschützter Lage am Südhang eines kurzen Seitentales des Val d'Hérens, von wogenden Kornfeldern umgeben (Fig. 4). Die Gemeinde ist für Walliser Verhältnisse relativ klein und erstreckt sich von der Schlucht der Borgne (600—700 m) in stetem Anstieg bis zu den Erhebungen des Mont Nuoble (2673 m), Mont Gautier (2706 m) und der Becca de Lovegnoz (2906 m). Die Bewohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Land- und Alpwirtschaft. Die ausgedehnten Getreidefelder[3] (bis zu einer Höhe von 1450 m), Kartoffeläcker, viele Gärten und eine überraschend große Zahl von Fruchtbäumen,[4] die unterhalb des Dorfes ganze Bestände bilden (Fig. 4), liefern alles zum Unterhalt Notwendige. Für genügende Bewässerung in der exponierten Südlage sorgen einige Quellen und die zahlreichen vom Bach Megnoz[5] abgeleiteten Bewässerungskanäle[6], die den ganzen

---

[1] Die jetzige offizielle Form *Mase* gibt die Dialektaussprache *māz* wieder. Früher wurde meistens *Mage* geschrieben, das mit den historischen Schreibungen übereinstimmt (villa *Magis* 1100, *Matgi* 1200, *Magi, Magy* 13.—15. Jh.; vgl. Jaccard, *Essai de toponymie*, p. 248—249). Man vergleiche mit Mase den Namen des Dorfes *La Sage* bei Evolena, das *la šāz* gesprochen wird (*la Sagi* 1211, nach Jaccard p. 403). Die Bewohner von Mase heißen *les Masats*, im Dialekt *mazat* (sg. und pl.).

[2] Die Bevölkerungszahlen der 14 Zählungen von 1798—1900 stellt L. Meyer zusammen in der *Zeitschrift f. schweiz. Statistik*, 44. Jahrgang (1908), I. Band, p. 346 (in der Untersuchung «Les recensements de la population du canton du Valais de 1798 à 1900», ibid. p. 289—368). Er gibt darunter folgende Zahlen: 1798: 219; 1850: 300; 1900: 359. Die 219 Einwohner von 1798 wohnten in 46 Wohnhäusern und besassen dazu 215 andere Gebäude (ibid. p. 296).

[3] Die Getreide- und Kartoffelfelder nützen die steilen Hänge durch sorgfältige Terrassierung aus. Auf Fig. 4 ist nur ein Teil der Getreidefelder sichtbar, die meisten befinden sich östlich des Dorfes.

[4] Sogar ein Versuch mit einem freistehenden Aprikosenbaum ist glänzend gelungen (vor dem Haus unterhalb der Kirche, siehe Fig. 4). Die Früchte erreichen die normale Größe und sind im September reif. — Man vergleiche dazu, was Stebler in den *Vispertaler Sonnenbergen*, p. 90 sagt: «Merkwürdig ist das Vorkommen eines Aprikosenbaumes ('Embrich') in Zenstadlen (Zeneggen) in einer Meereshöhe von 1347 m, es ist wohl der höchste Baum dieser Art weit und breit; die Früchte erreichen jedoch nur die Größe einer Haselnuß». Mase liegt auf 1348 m.

[5] Im Patois hörte ich nur *la maŋna* sprechen für *Megnoz* der Siegfriedkarte. Schiner, *Description du Département du Simplon*, p. 415 schreibt 1812 *la Manne;* das *Geogr. Lex. d. Schweiz* III, 327 hat das Stichwort «*Megnoz* oder *Mannaz*», äußert sich aber nicht über die Doppelform.

[6] Zur Bezeichnung dieser Bewässerungskanäle vgl. unten p. 412, Anm. 6.

Hang überziehen. Stark zurückgegangen ist der Anbau von Flachs und Hanf, doch wird noch jetzt gesponnen und gewoben (die Tücher bleicht man auf dem Rasen oder auf dem Schnee). Der Alpwirtschaft dienen auf 1500—1700 m die Maiensäße (*les mayens*) und oberhalb der ausgedehnten Lärchenwaldungen zwei große Alpweiden (La Louerre 2149 m und L'Arpetta 2096 m). In der Rhoneebene, bei St-Léonard, haben die Bewohner von Mase ihre Rebberge, die sie selber bearbeiten[1]. Die Trauben werden in großen Ledersäcken (*les bosses*)[2] auf Maultieren ins Dorf gebracht und hier gepreßt. Von Bränden verschont, hat das eng zusammengeschachtelte schwarze Dorf seine ehemalige Gestalt bewahrt (Fig. 3 und 4). Die am Westeingang isoliert stehende Kirche wurde 1910 (nach dem Einsturz der Kirche von Nax 1909) bis auf den Turm niedergerissen und stark vergrößert auf dessen Nordseite neu aufgeführt (Fig. 2). Hingegen ist das von Clément bewohnte Pfarrhaus (erbaut 1757—1758) erhalten geblieben (Fig. 5). Die Pfründe, die unter der Bevölkerung als reich dotiert gilt, verfügt über schöne Grundstücke und hat auch ihren Anteil auf der Alp La Louerre. Der intensiven Bewirtschaftung des Bodens tut großen Abbruch die starke Parzellierung der Grundstücke, die freilich seit der gesetzlichen Regelung durch den Kanton (1912, 1917) etwas zurückgegangen ist[3]. Als typisch mag hervor-

[1] Einige Reben befinden sich auch noch im untersten Teil der Gemeinde Mase, in günstiger Südlage, in einer Höhe von 800—900 m. Sie gehören größtenteils Bewohnern der Nachbargemeinde St-Martin, die ihren Hauptbesitz an Reben unterhalb Lens im Rhonetal hat.

[2] Diese «Weinsäcke» (Fig. 6 und 7), die ca. 1 *brante* = 45 l. fassen, werden heute noch in Mase und den benachbarten Gemeinden ausschließlich zum Transport der Trauben verwendet und in verschiedenen Größen jeder Zeit vom Dorfschuster aus Kuhhäuten verfertigt. Sie sind also durchaus nicht als Relikte zu bezeichnen, wie man nach Rütimeyers Bemerkung glauben könnte, der Beobachtungen von Evolena für das Val d'Hérens verallgemeinert (*Ur-Ethnographie der Schweiz*, p. 149). Fig. 7 zeigt, wie die «Weinsäcke» über den Sattel der Maultiere gehängt werden. Zur Zeit der Weinlese sind Kolonnen von bis 30 Maultieren zwischen Mase und dem Rhonetal unterwegs; die Hin- und Rückreise (*voyage*) dauert je 6 Stunden und beginnt um Mittag und um Mitternacht. Die Bezeichnung *bǫs* s. m. (*ü bǫs*, *dǫ bǫs*) wird genau unterschieden von dem femininen Ausdruck für «Faß»: *lu bǫš* (*ǫna bǫš*, *dawe bǫš*). Die Maße der Fig. 7 dargestellten stattlichen *bǫs* betragen: I. Höhe 63—67—60 cm (am gebogenen Rand gemessen); Breite oben 61 cm, unten 64 cm. II. Höhe 60—67,5—65 cm; Breite oben 62, Mitte 60, unten 63. Die Breite des aufgespannten Sackes ist ca. 40cm. Vgl. p. 427.

[3] Vgl. Th. Schnyder, *Les améliorations foncières dans le canton du Valais de 1913 à 1924* (im Band «Les améliorations foncières en Suisse 1913—1924», Bern-Bümpliz 1925, p. 180—192).



gehoben werden, daß in Mase und Umgebung viele Häuser für die einzelnen Stockwerke verschiedene Besitzer haben (vertikal sind nur wenige geteilt). Charakteristisch ist auch, wie an andern Orten des mittleren Wallis und anderwärts, das Nomadenleben des Viehs, das in der ganzen Gemeinde herumgeführt wird (*remuer*, Patois *rəmwā*)[1], um das Heu an Ort und Stelle zu verzehren. Die Bewohner freilich kehren immer ins Dorf zurück, mit Ausnahme von 3—4 Wochen, die sie im Frühling im «Mayen» zubringen.[2] Im Sommer suchen viele Männer ihre landwirtschaftliche Beschäftigung außerhalb des Tales (in den letzten Jahrzehnten namentlich als Sennen und Hirten in Savoyen), einige arbeiten auch in der Aluminiumfabrik zu Chippis b/Sierre[3]. Dadurch liegt in dieser Jahreszeit der größte Teil der Feldarbeit den Frauen ob.

In Mase wurde um 1830 der letzte Bär unterhalb des Dorfes geschossen, als er sich des Nachts auf einem Birnbaum gütlich tun wollte[4]. Wie in andern Dörfern des Wallis (Hérémence, Ayer, Leukerbad) wurden seine Tatzen als Trophäen an ein Haus angenagelt; eine derselben grüßt noch jetzt den verwunderten Wanderer[5].

---

[1] Vgl. Muret, *Bull. du Glossaire* VII (1908), 30—32. Zum romanischen Hirtenausdruck cf. *Romania* L (1924), 608.

[2] Dieser geringe Wohnungswechsel der Bewohner steht in scharfem Gegensatz zum allgemein bekannten Nomadenleben des Val d'Anniviers und auch zu den von Bridel schon 1797 geschilderten Verhältnissen des Val d'Illiez und des Waadtländer Ormonttales.

[3] Diese Auswanderung, die früher namentlich ins Aostatal führte, scheint schon alt zu sein. Bourrit, *Description des Alpes Pennines et Rhetiennes*, Bd. I, p. 116 bemerkt 1781 darüber: «La plus grande partie des hommes sortent de chez eux pendant l'été pour faire le fromage dans leurs montagnes, dans celles du Valais et du Duché d'Aost: pendant cette saison, les femmes sont obligées de faucher les foins, de faire seules la récolte et les travaux les plus pénibles de la campagne; mais en échange les hommes, une fois de retour de leur caravanne, se chargent seuls des travaux et du soin du bétail». — Im Sommer 1925 weilten 43 Männer von Mase in Savoyen, 22 waren in Chippis tätig. Von St-Martin sollen gewöhnlich über 80 nach Savoyen ziehen.

[4] Der Bär soll sich durch Berühren des am Baumstamm befestigten Gewehres selbst getötet haben. Diese Art der Bärenjagd wird für jene Zeit auch für Saxon im Rhonetal bezeugt, nach einer Korrespondenz vom 21. Oktober 1825 von Sitten an die *Gazette de Lausanne* (reproduziert *Gazette de Lausanne*, 25 octobre 1925).

[5] Aus Raummangel muß die Photographie des Hauses hier wegbleiben. Man sehe dafür bei Stebler, *Die Vispertaler Sonnenberge*, p. 99—100 die große Abbildung der im Gemeindekeller Zeneggen aufbewahrten «Bärenplampe», die früher am Gemeindehaus angenagelt war.



Fig. 1. Jean-Maurice Clément (1736—1810), gemalt 1782

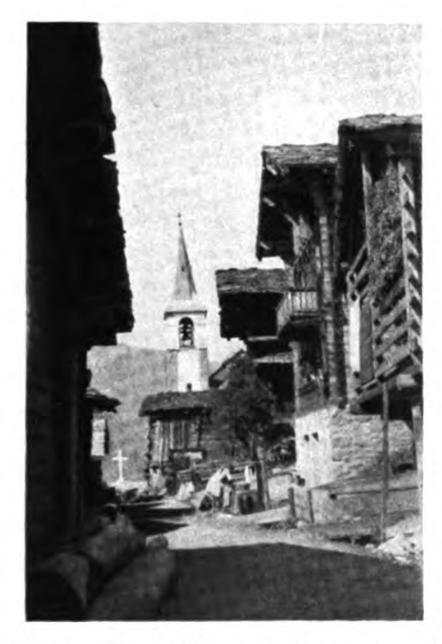


Fig. 2. Mase. Obere Dorfgasse von O.

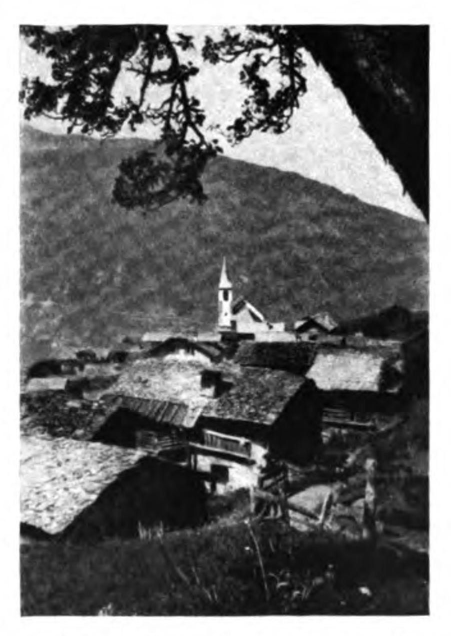


Fig. 3. Mase. Westpartie von O.

Phot. F. F.

Von dem günstigen Eindruck, den heute das schmucke, abgelegene Mase dem Besucher macht, mag um die Mitte des 18. Jahrhunderts Manches in Wegfall gekommen sein. Die alte Beschreibung des «Canton d'Hérémence» (= Val d'Hérens mit Les Agettes; dazu Nendaz) durch Dr. med. Schiner[1] läßt die frühere Zeit in etwas anderem Lichte erscheinen. Aus Cléments Ausführungen ergeben sich Zustände, die es begreiflich machen, daß ein energischer Mann, der mit den modernen Forderungen der damaligen ökonomischen Gesellschaften vertraut war und für die Aufklärung des Volkes, sowie für die bessere Ausbildung der Geistlichkeit seine ganze jugendliche Begeisterung einsetzte, zu tätigem Eingreifen veranlaßt wurde. Wie zwei Menschenalter später Jeremias Gotthelf, möchte der junge Clément, den es des Volkes jammerte, den Übelständen abhelfen. Sein offener Sinn für die Schäden des Volkes, seine weiten Interessen und seine umfassende Bildung machten ihn zum scharfen Beobachter und ließen ihn mit sicherem Blick die geeigneten Mittel zur Abhilfe klar erkennen[2].

---

[1] *Description du Département du Simplon, ou de la ci-devant République du Valais*, Sion 1812, p. 411 — 444. Über die Dörfer des rechten Hanges (Nax — Vernamiège — Mase — Suen — St-Martin) handeln p. 411—417. — Wenig Details bietet die älteste Beschreibung des Val d'Hérens von M. T. Bourrit, *Description des Alpes Pennines et Rhetiennes*, Genève 1781, Bd. I, p. 112—117. — Über Hérémence und Evolena berichten ziemlich ausführlich H. Malten in seinem Aufsatz «Die hunnischen Überreste in den Alpen» in *Bibliothek der Neuesten Weltkunde* I, 1. Theil, p. 28—50, 2. Theil, p. 190—216 (Aarau 1834) und J. Fröbel, *Reise in die weniger bekannten Thäler auf der Nordseite der Penninischen Alpen*, Berlin 1840. — Wertvolle Beobachtungen über das hintere Val d'Hérens verdanken wir auch dem Berner Geologen Bernhard Studer, sowie seinem Reisegefährten von 1842, dem Edinburger Physiker James D. Forbes (vgl. Forbes, *Reisen in den Savoyer Alpen und in anderen Theilen der Penninen-Kette*, bearbeitet von G. Leonhard, Stuttgart 1845, p. 275—300). — Den Weg von Bramois nach Evolena beschreibt wohl als erster Chr. M. Engelhardt, *Naturschilderungen, Sittenzüge und wissenschaftliche Bemerkungen aus den höchsten Schweizer-Alpen*, Basel 1840, p. 105—109. Engelhardt bemerkt am 2. Aug. 1837 über Mase: «Eine lange Gasse schwarzer Häuser, jedes mit einem Gärtchen, worin Erbsenstauden, mit Blüthen und Schoten, und überall Kirschbäume prangten. Vor dem Dorf trafen wir Felder mit Weitzen, Hanf, Roggen, den man eben schnitt» (p. 106). Er berichtet auch über Bärenjagden im Val d'Hérens in den 30er Jahren (p. 113).

[2] Es verdient hervorgehoben zu werden, daß sich Clément auch um die Anstellung eines bezahlten Lehrers bemühte. «Ce seroit un grand avantage dans la paroisse d'y avoir une fondation pour un homme de mérite qui enseigneroit à la jeunesse, au moins pendant l'hyver, à lire et à écrire.



Als Clément auf Befehl des Bischofs, nach der Lehrzeit in Ardon im Rhonetal, am 15. Februar 1765 in Mase einzog, traf er dort in jeder Hinsicht verwahrloste Zustände an. Seine Vorgänger (Jean Joseph Udry von Conthey 1762—65, Nicolas Berthoud von Vernamiège 1760—62, Jean Joseph Reyss von Bramois 1754—55, Maurice Vieux von Val d'Illiez 1744—54) scheinen sich wenig um das geistliche und weltliche Wohl ihrer Pfarrkinder gekümmert zu haben; eine längere Vakanz (1755—1760) ließ die Verwilderung der Gemeinde noch größer werden. Die von den Walliser Historikern hervorgehobenen unerfreulichen Zustände im 18. Jahrhundert (Lockerung der Sitten durch Söldnerdienst und die eindringenden Ideen der Aufklärung) werden durch den Hirtenbrief des Bischofs vom 10. März 1765 scharf beleuchtet und erfahren durch die Aufzeichnungen Cléments eine erneute Bestätigung[1].

Vous savez qu'il y a des endroits, même proche d'ici, où cela est en usage». Seine Vorschläge scheinen aber wenig Verständnis gefunden zu haben; denn er bemerkt gegen seine Widersacher: «Il y en a plusieurs d'assez misérables, il est vray, sur tout ici, pour décrier la lécture, et blâmer et mépriser ceux qui en sont instruits, en disant qu'il n'y a pas de moindres gens que ceux qui savent lire; que ce sont les plus à craindre, et selon leurs principes déraisonnables, qu'il vaut mieux ne rien savoir». Er hält aber an seiner Ansicht fest: «Je trouverois plus d'honneur que tous les enfans d'une paroisse sussent lire que de jurer dès qu'ils savent parler» und bemerkt zum Schluß: «J'ose me flatter que le peu que je viens de dire sur cet article engagera au moins les plus sensés à s'intéresser pour l'instruction de la jeunesse. Il est vrai que je m'employe volontiers à cet éxercice, mais un curé avec toutes ses meilleures intentions ne peut pas suffire à tout». Diese Zitate stammen aus einer längern Abhandlung Cléments von 1767 (46 Seiten, Format 23,5×17 cm) über die sogen. *Aumônes blanches* in Mase («c'est une distribution [nach testamentarischer Verfügung], d'un pôt de vin, un batz de pain blanc et une livre de fromage, qui doit se faire à chaque communier et habitant de l'endroit, pauvre ou riche, et de quelque état et condition qu'il soit, vû qu'on la porte au curé»). — Über die Schulverhältnisse auf dem Lande zu Beginn des 19. Jahrhunderts vgl. man Bridel, *Essai statistique*, p. 295 ff.

[1] Dem damaligen Bischof Franciscus Fridericus Ambüel (geb. 1714, Bischof von 1760—1780) waren die Mißstände in seiner Diözese wohl bekannt, und er bemühte sich, durch seine Hirtenbriefe sowie durch die 1765 im Druck erschienene «Instructio pastoralis complectens principia practica» die Verhältnisse zu bessern. Vgl. den Artikel *Ambühl* im *Hist.-biograph. Lexikon der Schweiz* I, p. 336—337 (mit Bild).

Den Hirtenbrief vom 10. März 1765 beginnt Ambüel (nach der Einleitung) mit folgenden bezeichnenden Worten: «Quoniam verò hodie tanta aliquorum, et maximè juniorum clericorum inolevit licentia, religionisque

Über Cléments Aufenthalt in Mase (1765—1769) gibt uns sein **Tagebuch** (30 Seiten im Heft *Annotationes factae 1765*[1], mit dem Sondertitel «Annotationes variae ob defectum memoriae») ein ziemlich genaues Bild. Ich kann mir nicht versagen, Einzelnes daraus hervorzuheben[2].

---

contemptus, ut propriam dignitatem et honorem clericalem parvipendentes, vestes deferant publicè laicales, pedes in diversis ponentes unum in Divinis, alterum in carnalibus . . . — Christus à suis militibus ferentibus insignia aliena deseritur, dum clericum à laïco respiciens oculus non discernit; fitque omnibus verè fidelibus in scandalum et in despectum» (zitiert nach Cléments Abschrift vom 22. März 1765). Siehe weitere Zitate aus diesem Hirtenbrief unten p. 417—418. — Wenig bekannt ist, daß sich Ambüel mit allen Mitteln gegen die Wahl zum Bischof gesträubt hatte. Clément, der als Seminarist von Géronde am 18. Dezember 1760 der Zeremonie in der Kathedrale zu Sitten beiwohnte, gibt in einem Tagebuche jenes Jahres eine lebendige Schilderung, die ich zu publizieren gedenke. Über Ambüels Widerstand schreibt er darin u.a.: «Monsieur Ambiel faisoit son possible avec quelques autres chanoines pour qu'on ne lui donna point cette charge, et cela avec dautant plus de sincérité qu'il a presque toûjours pleuré par intervales».

[1] Manuskript von 200 (unpaginierten) Seiten, wovon die Hälfte nicht beschrieben ist; Format 17×12 cm. Es enthält neben dem Tagebuch auch die Sammlung des Aberglaubens von Mase (s. unten p. 419 ff.) und einige darauf bezügliche Bemerkungen. Am Schluß (p. 196—199) gibt Clément die «Designatio bonorum, redituum, censuum et emolumentorum juriumque hujus Ecclesiae pastoralis», die «Designatio bonorum benefficii, seù altaris S. Rosarii....» und «Excerpta ex visitatione Celsissimi Episcopi Sedunensis 28 augusti 1764».

[2] J.-B. Bertrand, dem wir, neben seinem Werk *Le Valais. Etude sur son développement intellectuel à travers les âges* (Sion 1909), einige kleinere Beiträge über das Wallis im *Almanach du Valais* und in den *Annales valaisannes* verdanken, hat in Val d'Illiez vor einigen Jahren mehrere Manuskripte von Clément durchgangen, laut Mitteilung von Prior Delèze. An der Versammlung der Société d'histoire du Valais romand in Sierre 18. Juni 1922 hielt er ein kurzes Referat über Cléments Erlebnisse in Mase (vgl. die Bemerkung in den *Ann. valaisannes* VI (1922), p. 67. — Wie ich nach Fertigstellung dieser Arbeit im Staatsarchiv Sitten sehe (Oktober 1925), hat Bertrand seine Notizen aus Cléments Aufzeichnungen später zu einem hübschen Feuilleton ausgearbeitet, das unter dem Titel «Dans un village valaisan il y a 150 ans» im September 1923 im *Journal et Feuille d'Avis du Valais* erschien (N° 107—110, sept. 20, 22, 25, 27; wird im Folgenden gelegentlich zitiert als Bertrand I, II, III, IV). Das Tagebuch von Mase ist resümiert in Bertrand I und Anfang II.

Mit eiserner Energie sorgte Clément zunächst zwei Jahre lang für regelmäßige Reinigung der Kirche (was bis anhin nur viermal im Jahre geschehen war!), für Ergänzung der Geräte, z. T. auf eigene Kosten (vgl. p. 415, Anm. 1), und Erziehung der kleinen und großen Pfarrkinder zu würdigem Benehmen in der Kirche und gegenüber dem Pfarrer[1]. Die Glocken dürfen nicht mehr geläutet werden «pour appeller le peuple à des maneuvres publiques [Gemeindearbeiten] ou pour aller boire en commun»[2]. Die Fastentage sollen streng beobachtet werden, die Rechnungen der confrérie du St-Rosaire werden 16 Jahre zurück genau geprüft[3]. Die Kinder haben den ganzen Winter durch den Katechismus zu besuchen, auch die Eltern sind dazu eingeladen. An den Taufessen, die oft ausarten, nimmt der Pfarrer nicht mehr teil. Seinem Antrag auf Abschaffung des «fromage rôti»[4] an den Fleischtagen stimmt zu seiner Verwunderung die Gemeindeversammlung bei. Scharf schreitet Clément gegen das Tanzen ein, bezeichnet den schuldigen «métral» auf der Kanzel als Rebellen. Sein strenges Vorgehen bei verbotenen gemeinsamen Tänzen verursachte 1768 eine «révolte presque générale», erwirkte aber doch die Verurteilung der Sünder durch den Bischof.

Auch im Weltlichen sah Clément zum Rechten. Das vor kurzem erbaute Pfarrhaus wird repariert, ein Speicher neu erstellt (1766) und die vor 1744 begonnene Pfrundalphütte (*le couvert* [im Patois *kuvẹ̄*]) auf der Alp Louerre[5] «à force de prier, pousser et éxhorter» endlich vollendet (1767). Die Marksteine des Pfrundlandes läßt der Pfarrer freilegen und ergänzen, den Durchgang allen verbieten, «sauf quand ils se trouvent obligés d'y passer pour suivre leur eau le long du canal commun, vulgò *la chassella*»[6]. Die Pfrundwiesen und das zum Pfarrhaus

---

[1] Auch der Bischof hatte bei der Visitation vom 28. August 1764 (ein halbes Jahr vor Cléments Amtsantritt) Verschiedenes an den kirchlichen Verhältnissen in Mase auszusetzen. Er bemerkt z. B. in seinem Bericht: «Parochiani abstineant ab operibus servilibus diebus festivis et dominicis, nec ferant ad molendina nisi minus solemnioribus sub vespere». «Curatus ne abusus committantur invigilet» . . . «Assistant parochiani diligenter doctrinae christianae et respondeant, qui vero externi vel parochiani tunc ab Ecclesia recedent, mulctentur 2 batz ad opus fabricae, idem de iis qui serò veniunt sine causa legitima» (nach Cléments Abschrift).

[2] Über die Wiedergabe der Zitate aus Cléments Manuskripten siehe die Bemerkung unten p. 421—422.

[3] Der Visitationsbericht vom 28. August 1764 verordnet: «computus Ecclesiae ac Confraternitatis omni biennio regulariter fiant coram parocho».

[4] Offenbar die bekannte Walliser «*râclette*».

[5] Die *Economie alpestre du Bas-Valais* von Strüby und de Chastonay (Soleure 1902) bemerkt über die Alphütten der Alp Louerre, sie seien «d'un primitif rare, mais au moins elles répondent aux stricts besoins de la montagne» (p. 108). Die Photographie muß leider wegfallen.

[6] Im Dialekt *la tsašẹ̄ila,* Diminutiv *tsašẹlẹta.* In der «Designatio bonorum benefficii, seù altaris S. Rosarii» zitiert Clément ein Grundstück:

gehörige «mayen» werden nach neuern Grundsätzen gedüngt, die Erde der stark geneigten Felder jeden Frühling hinaufgetragen, lauter Dinge, die die verblüfften Einwohner seit 25 Jahren nicht mehr gesehen hatten (vor Amtsantritt des Pfarrers Vieux 1744).

Ein infames Komplott seiner unversöhnlichen Gegner brachte schließlich Cléments Geduldsfaden zum Reißen und veranlaßte ihn, dem Bischof seine sofortige Demission einzureichen. Am 13. und 15. August 1769 wollten zwei «fameux anti-chrêtiens», deren Ausschweifungen Clément gebrandmarkt hatte, den «métral» Antoine Pannatier bestechen, ihren Pfarrer vor dem Bischof zu verleumden. Clément eilte Samstag den 19. August sofort nach Sitten und rekapitulierte dem Bischof die schon mehrmals vorgebrachten Klagen «sur les révoltes continuelles, les abus et désordres intollerables et la conduite incorrigible de mes paroissiens ..., enfin les dangers, même pour ma vie, où leurs menaces me mettent». Etwas ungnädig nahm Monseigneur die Demission auf Martini (11. November) entgegen, die Clément andern Tages auch in der Kirche zu Mase verkündigte. Im September besuchten die Maser «officiers» in Sitten den «procureur général» des Domkapitels, Zen Ruffinen, um mit ihm wegen eines neuen Pfarrers zu verhandeln. Zen Ruffinen «leur fit une bonne morale et la plus belle savonnade, d'une demie heure, sur leur conduite insolente à l'egard de tous leurs curés, qu'ils ont toûjours chassés. Voilà tout ce qu'ils eurent pour se retirer bien confus», bemerkt nicht ohne Genugtuung unser Autor.

Gegen Ende seiner Amtstätigkeit in Mase begann Clément 1768 eine Zusammenstellung der dortigen Mißbräuche in einem besondern Heft: «*Recueil de quelques abus, à réformer*[1] *ici, tant sur le spirituel que sur le temporel*» (Manuskript von 84 unpaginierten, nur z. T. beschriebenen Seiten, Format 17×11,5 cm; Signatur: N° 1. Bibliothèque paroissiale de Val d'Illiez)[2].

Clément möchte das Volk bessern und gibt ein «Projet, ou plan de réforme[1] sur le gouvernement temporel et politique de la loüable communauté de Mase, proposé par un vrai ami de la société en 1768» (p. 5—14, 31—37 des Ms.)[3]. Als Leitpunkte bezeichnet er:

«1. Il faut dabord supprimer tous les abus, mauvaises coutumes, et autres dépenses superflues, qui se pratiquent soit dans la maison de

---

«aliam petiam prati in eodem territorio loco dicto *au Pissot* juxta *chasseilam* communem ab ortu, et reliquos fines notos». Das Wort *tsašẹ̇la* ist heute veraltet und wird meistens ersetzt durch volksfranzösisches *bisse*, Patois *bẹ̇s* (mit sehr geschlossenem *ẹ*).

[1] Clément schreibt «reformer» und «reforme».

[2] Bertrand gibt eine kurze Zusammenfassung der Mißbräuche im 2. Teil des Feuilletons «Dans un village valaisan il y a 150 ans».

[3] p. 3 enthält den Titel: «Information détaillée des mœurs, des abus et de la conduite du peuple rebele de Mase, faite en 1768».



la communauté soit dans celles des particuliers; et cela comme autant d'obstacles au bien et au bon ordre temporel du public.

2. Il faut ensuite introduire quelques bonnes coûtumes, chercher et inventer quelques moyens convenables, pour relever autant qu'il sera possible les avantages de la communauté, et pour procurer à chaque particulier la facilité et commodité de trouver ce qui lui est necessaire dans l'endroit même. On pourroit ici se passer (avec un peu plus de bonne conduite) de presque tous les gens de métiers, qui emportent tous les jours beaucoup d'argent, parce qu'on est ici trop paresseux pour apprendre quelque chose».

Aus der anschließenden Aufzählung der 18 weltlichen «abus à réformer dans la communauté de Mase»[1] seien folgende hervorgehoben. Die übermäßige Parzellierung des Grundbesitzes (vgl. p. 407) bedingt großen Zeitverlust, die gemeinsame Benutzung von Ställen und Scheunen gibt fortwährend Anlaß zu Streit. Für das viel zu zahlreiche Vieh ist im Frühling nie genug Futter vorhanden, eine Menge junger Tiere gehen zu Grunde («c'est ici l'Enfer des pauvres bêtes»). Die zwei Alpen sind um 60 Stück überladen; wie im Val d'Anniviers sollte man für die Kälber und Rinder eine besondere Weide haben. Im Frühling richten die zu lange frei herumlaufenden Schweine großen Schaden in den Getreidefeldern an. Im Herbst sollte bei dem zerstückelten Grundbesitz möglichst gemeinsam gesät werden. Tote Kälber, Ziegen, Schafe liegen oft 8 Tage lang im Dorfe herum, trotz des Gestankes bei der Frühlingswärme. Die weitentfernten Reben sind von großem Nachteil. Allein in den letzten 20 Jahren wurden solche für wenigstens «3000 écus bons» bei St-Léonard und Lens gekauft. Der Wein wird bis zum letzten Tropfen «dans l'oisiveté» getrunken; man sollte ihn verkaufen wie in Troistorrents. Aus dem Erlös könnte man Salz kaufen, sich anständig kleiden und die Schulden bezahlen. Unverantwortlich ist der Brauch, Wein fast allen Kindern zu geben, «même en quantité, dès le tems même qu'ils sont encore à la mammelle. Rien ne les abrutit d'avantage, et rien ne leur est plus contraire en tous sens». Die schlechte Volksnahrung könnte durch Anbau von Gemüse, Kartoffeln und durch Dörren von Obst verbessert werden. Die Kinder steckt man in zu enge Kleider, man setzt sie auf die Pferde «comme un cavalier, dès le moment qu'ils sçavent marcher, quod alibi nunquam vidi». Obschon es an Bargeld fehlt[2], bezahlt man die fremden Handwerker selten mit Wein, Käse und

[1] Clément betitelt sie: «Recueil de quelques abus les plus notables et communs ici, pour les détruire datâ opportunitate».

[2] Über die ökonomischen Verhältnisse der Bewohner von Mase bemerkt Clément in der Abhandlung über die *Aumônes blanches* (vgl. p. 410): «Il faut dabord observer qu'il n'y a presque point ici de paysan riche et un peu à son aise, parce que la plupart de ceux mêmes qui paroissent les mieux, et qui ont le plus de bien, sont obérés et surchargés de déptes, à la réserve de deux ou trois, tout au plus». — Bourrit, l. c., p. 115 schreibt 1781 allgemein über die Bewohner des Val d'Hérens: «Les habitans simples, bons, droits, bienfaisans, hospitaliers, sont presque tous dans une honnête

Brot. Bei Gemeindewerken und beim gemeinsamen Setzen von Marksteinen kennt man keine Pünktlichkeit. Als letzten Mißbrauch zitiert Clément: «C'est de faire payer à chacun toutes les amendes (vulgò *lous vouageos* ou *vouazos*) pour les differentes fautes ou manquements qu'ils peuvent faire contre les ordres de la communauté, c'est, dis-je, de faire payer tout cela en vin ou autre chose mangeable; il s'agit d'un, 2, 3 ou 4 quarterons de vin, ou un demi septier, ou, comme on dit, *ona marenda ù comon* [im Patois *ọna marẽda ọᵘ kumũ*], en un mot, tout se termine à remplir le ventre, et contenter ses appetits. C'est là une véritable gourmandise, c'est faire voir qu'on est des sensuels, et qu'on ne pense qu'à s'engraisser le corps ... Ne seroit-ce pas une action mieux placée d'obliger par éxemple entre tous ceux qui méritent quelque peine, en place de *vouazo,* les uns à aller accomoder quelque chemin gâté, d'autres à aller faire tant de toises de travail dans certains chemins publiques qu'on appelle *les Roués comonés*, que l'on néglige d'une maniére étrange, de sorte que ces chemins deviennent impraticables, ce qui cause bien du dommage et beaucoup de larcins; chaque particulier étant pour ainsi dire contraint, malgré lui, de passer et repasser dans quantité d'endroits avec leur troupeau et bétail le long de ces chemins sur les possessions des autres».

Unter den 17 aufgeführten geistlichen Mißbräuchen sind verschiedene bereits im Tagebuch berührt[1]. Überall merkt man den eifrigen Pfarrherrn, dem es ernst ist um sein Amt und der alle Profanation fernhalten will. Erwähnt seien hier folgende Punkte: Viele Mütter lassen die kleinen Kinder den Kirchhof entweihen, «jusqu'à y permettre aux enfants même de 3 à 4 ans toutes leurs nécéssités naturelles». Man sollte eine Wärterin für die Kinder anstellen, da ihre Mütter, um sie zu hüten, Messe und Predigt oft vom Kirchhof aus anhören. Dort kommt es bei den «chries ou publications, disputes temporelles et civiles» oft zu einem skandalösen Benehmen. Da der Kirchhof nicht sorgfältig geschlossen wird, haben Schweine, Schafe und andere Tiere freien Zutritt, «ils y creusent, fouillent les os des morts, le remplissent de leur fiente». Die Bretter der ausgegrabenen Särge dürfen nicht verbrannt oder sogar anderweitig verwendet werden. Eine Schande sind die Misthaufen an der Kirchhofmauer, namentlich am Chor, gegenüber dem heiligen Sakrament.

---

médiocrité: on y est sobre, on y boit peu de vin, on s'y nourrit de viandes salées, de légumes et de laitage, sur-tout de fromage rôti: les plus voisins de la ville de Sion paroissent aimer un peu le vin et rechercher des commodités qui sont un luxe pour des montagnards: aussi leurs mœurs se ressentent de l'introduction de ces nouveautés; ils paroissent moins heureux que ceux qui habitent l'extrémité de la vallée, où les querelles et les procès sont entiérement inconnus».

[1] Schon in der Abhandlung über die *Aumônes blanches* gibt Clément im September 1767 auf 10 Seiten eine Aufzählung von 16 dringenden Änderungen und Ergänzungen der kirchlichen Geräte.



Zum Handel mit kleinen Kerzen im Chor bemerkt Clément: «Si Christus hoc videret, qui olim in templo Jerosolim. ementes ejecit, quid hodiè faceret?»[1] Viele Männer türmen ihre Hüte auf den Altären vor dem Chor auf, und zwar «quamvis moniti fuerint». Verlorene Gegenstände werden in der Kirche ausgerufen, gefundene an die Lampe oder am Chorgitter angehängt. Entgegen den Fastenvorschriften veranstaltet man am Abend vor Weihnachten ein größeres Essen; es soll sogar am Charfreitag stattfinden. Den Toten zieht man die besten Kleider, Strümpfe und Schuhe an, im Glauben, daß sie in den gleichen Kleidern zurückkommen. Die Häuser und Zimmer der Sterbenden, denen der Pfarrer das Viaticum bringt, sind in einem schrecklichen Zustand, «on y voit chez la plupart des choses qui font fremir et qui percent le cœur de regret, ce qui prouve efficacement un deffaut et un manquement effroyable de foi».[2]

All die für Mase aufgezählten Mißbräuche erscheinen in milderem Licht, wenn man liest, was Clément über die kirchlichen Zustände seiner Zeit überhaupt sagt. Im *Discours préliminaire* zum Aberglauben von Mase (geschrieben 1767—1768), wo er die allgemeinen Gründe für das Bestehen des Aberglaubens darlegt (siehe die Analyse unten p. 430—431), schildert er schonungslos und voll heiligen Zorns die Fehler der Geistlichkeit, mehrmals die Wahrheit seiner Aussagen betonend (p. 10—24 des Manuskriptes «Recueil des principales superstitions dominantes dans la vallée d'Erens, sur tout ici, Masiae, et même ailleurs dans le païs»). Cléments Ausführungen sind ebenso bezeichnend für die damaligen Zustände wie für seine hohe geistige Warte[3]. Ich gebe daher etwas ausführlichere Proben.

Statt ein Vorbild für die Gemeinde zu sein, sind viele Pfarrer «un véritable sujet de scandal, lapis offensionis». Einige zelebrieren unwürdig und in höchster Eile die heiligsten Mysterien, sie erscheinen vor dem Altar «point autrement qu'un bouffon ou un charlatan sur le théatre; la seule difference est dans le personnage qu'ils representent. Quel tort et quel dommage pour nôtre sainte Réligion!» Die heilige Hostie

[1] Der Visitationsbericht vom 28. August 1764 verfügt: «Inhibetur ante vel durantibus divinis officiis merces venales exponere, ac vini venditio».

[2] Die in Mase und anderwärts konstatierten kirchlichen Mißbräuche legten Clément den Gedanken nahe, in einem besondern Heft, «Deo juvante», die «abus et désordres du clergé de Sion» aufzuzeichnen. Erhalten ist davon nur der Plan, in dem er einige Punkte zusammenstellt und Vorschläge zur Abhilfe macht (p. 42—43 des «Recueil de quelques abus»).

[3] Eine erste Schilderung der Geistlichkeit mit charakteristischen Beispielen, die größtenteils im *Discours préliminaire* wiederkehren, findet sich im Manuskript «Remarques utiles sur les pénitences publiques, la confession, la conduite des confesseurs, en sept. 1768» (ca. 80 Seiten, Format 15×9 cm).

und das kostbare Blut Christi verschlingen sie mit der gleichen Gier und oft noch überstürzter und unfeiner als ein Glas Wein. Die Abendmahlsgeräte werden nie recht gereinigt. Beim Dominus vobiscum kehren sie sich schneller um als ein Soldat beim «à droite! à gauche!» Kann man das noch Messe nennen? Heißt das nicht: sich in schändlichster und verbrecherischster Weise über die heiligen Sakramente lustig machen? Dem ungläubigen Leser bemerkt Clément ausdrücklich: «il n'est pas un mot de ces pages, dont je n'aye vû de mes propres yeux l'entier accomplissement, il n'y a pas même long-temps, vû qu'une bonne partie c'est l'été dernier, j'écris ceci le 23 de février 1768».

Diese Geistlichen predigen und katechisieren sehr selten, trotz der kirchlichen Vorschriften. Aber was sollten sie auch predigen und lehren, «ne faisant d'autres études que celles de la chasse, avec une troupe de chiens, du jeu, de la promenade, des repas et des festins, mais sur tout de la bouteille, dont ils sont bons amis!» Studieren sieht man sie nicht; sie besitzen nur «un mauvais bréviaire, quelques historiettes, comédies ou autres futilités, si tant est qu'ils n'ayent rien de plus mauvais». Die Bibel ist ein zu ausführliches und unbequemes Buch, sagte vor kurzem ein Pfarrer, dem Clément eine zu kaufen riet. — Der Apostel Paulus fordert auf, die Jugend zu ermahnen, vom Laster abzulenken und zur Mäßigkeit zu erziehen. Trotzdem sieht man «un certain nombre d'ecclésiastiques, aussi mondains que la jeunesse la plus libertine, joüer, courir dans les foires et les marchés, cajoller, badiner, et s'entretenir bien souvent avec le séxe, avec presqu'autant de familiarité qu'un jeune officier, ou cavalier. On en trouvera dans les cabarêts à boire et à se divertir avec autant de dissipation que les séculiers les plus déterminés[1]. Quelle édiffication! ou pour mieux dire quel affreux scandal!» Nicht nur die Vorschriften des Bischofs, auch die der heiligen Concilien werden übertreten. Wochenlang habe ich einige Geistliche in kurzem Rock, mit weißen Strümpfen und seidenem Halstuch gesehen, in ihren Pfarreien und auf Besuchen außerhalb; sie zelebrieren sogar in diesem Aufzug täglich die heilige Messe, «ut egomet vidi»[2]. Leider gibt es nicht nur

[1] Man vergleiche dazu Bischof Ambüels Verbot im Hirtenbrief vom 10. März 1765: «Nullus clericorum popinas seù tabernas publicas citrà itinerationis aut officii pastoralis necessarias causas frequentare audeat, sic sancitum L. 3 Decret., Tit. De vita et honestate clericorum, c. 14. Inordinatas verò compotationes, ubi demum instituantur, aut ad seram noctem usque protractas inter pocula confabulationes, ac immoderatos lusus, etiam diurnos severissimè prohibitos et interdictos volumus. Et si quando nuptialibus epulis, aut moderatis conviviis interesse contingat, eâ, quam sacerdotalis dignitas et gravitas vitaeque clericalis honestas postulat, morum compositione ac sobrietate adsint, ne qui Christi bonus odor esse debent, seù quos Deo verè sacratos nôrunt populi, eosdem poculis certantes Bacho littare, aut ineptiis et scurrilitatibus diffluere cum scandalo admirentur».

[2] Im Hirtenbrief von 1765 befiehlt Bischof Ambüel den Priestern: «In publico, sivè pedes incedant, sivè equibus (sic!) vehantur, non in aliis quam nigri coloris vestibus prout clericos decet compareant». [Fortsetzung p. 418].



vereinzelte solche Geistliche. Der Hirtenbrief unseres Bischofs vom 10. März 1765, in dem die modische Kleidung streng verboten wurde, hat keine Besserung gebracht. Heute noch (10. März 1768) geht es in gleicher Weise weiter. Sollten die Vorgesetzten an meinen Angaben zweifeln, so mögen sie sich erkundigen. Sie werden noch mehr entdecken als ich gesagt habe.

Es ist unbestreitbar, daß die «pasteurs, curés, vicaires ou autres récteurs» verpflichtet sind, dafür zu sorgen, daß das Haus Gottes immer sauber sei. «Cependant on voit plusieurs Eglises aussi remplies de balayeures qu'une écurie, ou que la maison la plus sale d'un village: en un mot, dans une indécence et une mal-propreté, qui fait gémir et même soulever le cœur, c. à d. pavée de crachats, de boüe et même de fumier que la plupart y portent avec leurs souillés. On ne balaye presque jamais les Eglises (ut saepiùs vidi), parce que ce n'est que la maison de Dieu. Dans plusieurs endroits on les laisse même ouvertes tout le jour, avec liberté entiére aux bêtes comme poules, chêvres, brebis & d'y entrer, sur tout à cause que plusieurs cimetiéres ne ferment point». An einigen Orten sind die «napes des autels fort sales et délavées». In zwei andern Dörfern [am Rand: en Vex, et même d'une maniére indigne, à St-Pierre des Clages] mußte Clément zwei Jahre lang mit Schmerz konstatieren, «qu'il n'y avoit point de bourse pour tenir renfermé le corporal, quoi que j'eû pris la liberté, il y a plus d'une année, d'en avertir le curé». Dafür haben diese Leute ein Etui für schöne Messer, silberne Gabeln und Löffel. Die «corporaux» habe ich oft inwendig voll Tabakstaub gesehen, weil viele Geistliche «s'en remplissent le nez». Diese Nachlässigkeit mit dem kostbaren Tuch sieht man sogar auf einigen Altären der Kathedrale.

Die bischöflichen Visitationen haben, so exakt sie auch sein mögen, fast keinen Nutzen, weil sie viel zu selten stattfinden. Nachlässige Pfarrer lassen kurz vor dem angekündigten Besuch die Kirche reinigen, die Tücher waschen, die mit Spinngeweben bedeckten Altäre abstauben

---

Fortsetzung der Anm. 2 von p. 417:

«In Ecclesia quando Divina peragunt nullo modo incedant brevibus vestibus, sed togâ oblongâ ad calceos usque profluente semper incedant. — Sacrosanctum Missae sacrifficium non nisi longâ, seù thalari veste induti celebrent.»

«Tibialia alterius quam nigri coloris aut proximè ad nigrum accedentis praecipuè dum veste contractivè utuntur, nunquam induant. — Ita denique totus vestitus deferatur, ut decor ordinis ac honestas clericalis semper et ubique effulgeat».

«Denique caveant sibi diligenter, ne tempus illud, quod pastoralibus suis officiis, aut spiritualibus occupationibus debent, ãulium (sic! = auxilium?) venationi contra sacros canones L. 5 Decret., Tit. 24 De clerico venatore, c. 2 et 2 insumant, sed illud potius juxta Concil. Trid. Sancita, Sess. 14, c. 12 De reform. animarum sibi concreditarum venationi assiduè impendant, ac sedulo attendant, ut has per mundanarum deliciarum vepres, caliginososque peccatorum saltus cursitantes Christo Redemptori capiant ac lucrentur».

(«*dépousser*») etc. Diese Pfarrer sind wie die Bauern vieler Gemeinden, wo selten Waffenmusterungen stattfinden: sie reinigen ihr Gewehr erst am Tage vor der Musterung. Sobald der Bischof den Gemeindebann verlassen hat, begräbt man «une bonne partie de ses ordonnances dans un oubli éternel». Bis zur nächsten Visitation wird es lange dauern; es kostet Mühe und Geld, Reparaturen zu machen und die Kirche in gutem Zustand zu halten. Nochmals beteuert Clément: «Je n'avance rien que je n'aye vû moi-même; tant pour ce qui regarde les Eglises, les cimetiéres déclos où l'on voit paître les cochons, que pour ce qui regarde les biens écclésiastiques d'un béneffice».

Einer der Hauptgründe dieser Mißstände bei den Geistlichen ist die traurige Notwendigkeit, sich im Wallis an die weltlichen Güter zu hängen, da fast alle Pfrundgüter in Wiesen, Feldern und Reben bestehen. Aber man kann nicht zwei Herren dienen. Viele klammern sich nur zu sehr an die irdischen Güter und vernachlässigen darüber die geistlichen vollständig. Die weltliche Macht des Bischofs darf nicht zur Entschuldigung der Pfarrer angeführt werden. Arbeiten ist nötig und entehrt niemanden. Aber niemand wird behaupten wollen, man solle von einer Arbeit leben, die fast notwendigerweise von Gott abführt. Ein Pfarrer darf nicht auf jede Art Handel treiben mit Pferden, Kühen, Ziegen, er darf nicht an alle Jahrmärkte gehen oder tagelang leidenschaftlich der Jagd obliegen mit Hunden, die sorgfältiger genährt werden als die Armen; er soll nicht halbe Tage dem Essen und Trinken widmen, 3—4 Stunden Karten oder *tarots* spielen, «ut saepiùs vidi». Es ist unbestreitbar, daß dies die beständige Hauptbeschäftigung vieler Geistlicher ist. Niemand denkt an den dadurch entstehenden Schaden. In der Privatwirtschaft würde man so schlechte Pächter entlassen. Könnte nicht der Bischof einige dieser Pfarrer ihres Amtes entheben oder doch eine Zeitlang suspendieren? Welches Unglück ist es, zu sehen, wie viele Seelen zu Grunde gehen? Seufzend muß ich sagen: man macht mehr Aufhebens von einigen Tieren (sogar Schweinen, die man nicht einem schlechten Hirten anvertraut), als von vielen Seelen, für die Christus gestorben ist . . .

[Hier bricht der *Discours préliminaire* plötzlich ab]

* * *

Die Sammlung des **Aberglaubens von Mase** nimmt den größten Teil des Manuskriptes *Annotationes factae 1765* ein. Sie wurde zusammengestellt in der 2. Hälfte 1768 und anfangs 1769 (die letzte Eintragung datiert von der Fastnacht 1769, Nr. 78). Das erste Blatt enthält unter dem Titel als Motto folgende Zitate aus der Bibel:

> «Stans autem Paulus in medio ait: viri Athenienses, per omnia quasi superstitiosores vos video. Praeteriens enim et videns simulachra vestra, inveni et aram, in quâ scriptum erat: ignoto Deo. Quod ergò ignorantes colitis, hoc ego annuntio vobis». Act. 17, 22.
>
> Hoc justissimè dicere possum, viri Masienses.



«Odisti, (id est) odivi observantes vanitates supervacuè».
Psalm. 30, v. 7.

«Dixerunt in corde suo: quiescere faciamus omnes dies festos Dei a terrâ». Psal. 73.

Dem «Aberglauben von Mase», der (den numerierten Punkten folgend) die Seiten 188—195, 200, 169—187, 101—119 der *Annotationes factae 1765* umfaßt, gibt Clément folgenden Titel (p. 188):

«*Annotationes* ou *Recueil*
de quelques idées populaires et grossières, de certaines pratiques, ou observations, bizarres, vaines, ou superstitieuses, regnantes ici, qu'il est important et même nécessaire de bien connoître, avant de travailler à les détruire».

Von seiner Sammlung schließt er aus die fast überall bekannten Beobachtungen «sur les influences prétendües et bizarres des astres et de la lune, sur les plantations, les semailles, et presque tous les autres travaux de la campagne». Der Franzose M. de la Quintinie habe durch seine sorgfältigen, 30jährigen Beobachtungen klar bewiesen, daß die Mondphasen nicht den geringsten Einfluß auf die Landwirtschaft haben. Derselbe Forscher weise auch nach, daß «les observations opiniatres du vulgaire, qui ne cherche qu'à être dupé, sur les prétendües influences des planétes, signes ou constellations sont aussi fausses et ridicules que celles de la lune». Dem ungläubigen Leser empfiehlt Clément «d'éxaminer comme M. de la Quintinie, sans précaution et avec fidélité, cette matiére, qui rend fou la moitié du public».

Sehr wertvoll ist für uns Cléments Hinweis auf einige schriftliche Quellen (p. 189):

«Voici les dominantes, dont on peut puiser une bonne partie dans les livres suivants, que je regarde comme très pernicieux dans le public, à scavoir:

1. Les propheties de *Nostradamus*, en grand ou petit volume.
2. Le *juif errant*, plein de faussetés avec quelques vérités.
3. Les grands *almanachs* de *Bâle,* ou *Berne,*

sans parler de quelques autres infiniment plus mauvais qu'on a un peu plus soin de cacher. Plût à Dieu qu'on veilla un peu plus soigneusement la dessus! On retrancheroit bien des abus».

Clément zählt im ganzen 79 z. T. ausführliche Punkte des Aberglaubens von Mase auf. Sie umfassen verschiedene Kategorien: landwirtschaftlichen Aberglauben; Volksmedizinisches; gewisse Arbeiten an gewissen Tagen; Bräuche an Weihnachten, Neujahr, Drei Könige, Fastnacht etc.; Geburt, Hochzeit, Tod; Traumdeutung; Zauber; Geister und Dämonen; Varia. Aus dieser reichhaltigen Sammlung gebe ich einige

typische Proben, namentlich solche, wo Clément Dialektwörter und Dialektsprüche von Mase verzeichnet[1]. Sie betreffen die Gruppen: Volksmedizinisches, Zauber, Geisterglauben. Ich beschränke mich hier auf einen bloßen Textabdruck, ohne Kommentar. Dieser wird Parallelen aus der welschen Schweiz bringen und die von Clément zitierte Litteratur, sowie das *Schweiz. Archiv f. Volkskunde* ausschöpfen; er kann erst der vollständigen Ausgabe beigegeben werden.

Eine etwas heikle Aufgabe wird sein, festzustellen, wieviel von dem von Clément notierten Aberglauben heute noch bekannt ist. Voraussetzung dazu ist, das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen, wozu ein längerer Aufenthalt in Mase gemacht werden muss. Beim Vorlesen des unten mitgeteilten Materiales vor meinen Maser Bekannten, die durch die Lektüre von Bertrands Feuilleton im Jahre 1923 bereits etwas in die Materie eingeweiht waren, konnte ich zu meiner großen Überraschung konstatieren, daß in der Erinnerung von 60jährigen Leuten noch sehr viel weiterlebt, und daß Manches sogar jetzt noch praktiziert wird (Oktober 1925)[2]. Meine Erkundigungen sind aber naturgemäß sehr lückenhaft und können hier noch nicht verwertet werden. Auch mein sprachliches Material ist ganz ungenügend und bedarf der Ergänzung. Die wenigen sprachlichen Bemerkungen sind provisorischer Natur und mit Vorsicht aufzunehmen[3].

Wie in den frühern Zitaten aus Cléments Aufzeichnungen, gibt der **Abdruck** des Aberglaubens den Text des Manuskriptes möglichst getreu wieder. Aufgelöst sind alle Abkürzungen in lateinischen und französischen Wörtern (curat*us*, operib*us*, vertit*ur*, *oēs* = omnes; *souv˜t*, autre*m̃t*, p*our*, q*ue*, chaq*ue;* beauc:, cert: etc.), ebenso die gelegentlich verdoppelten Konsonanten (com̄e, fem̄e). Clément schreibt initial meistens *ß*, intervokal immer *ßs;* ich verwende einheitlich *s* und *ss*. Nicht befolgt ist der ganz willkürliche Gebrauch von Majuskeln (les Enfans, les

[1] Die mitgeteilten 28 Nummern machen dem Umfang nach ein gutes Drittel des Aberglaubens aus. — Bertrand zitiert einige (meist verkürzte) Beispiele des Aberglaubens von Mase am Schluß des 2., im 3. und 4. Teil seines Feuilletons «Dans un village valaisan il y a 150 ans», unter den Titeln: «Noël; Nouvel-An; Les Rois; Carnaval; Quatre-Temps; Rogations; St-Ours; Jours ou circonstances fatales; Enfants; Divers; Recettes; Revenants». Von den oben mitgeteilten Proben betreffen sie die [Nr. 56, 69, 70, 8, 62, 64, 12], was am Schluß überall vermerkt ist (Bertrand III, IV, verkürzt).

[2] Vgl. die «Superstitions du Val d'Hérens», *Schw. Volkskunde* XV (1925), 41—43.

[3] Die Überwachung der Drucklegung dieses Festbandes gestattete mir nicht, auf meinen Beitrag die Zeit zu verwenden, die zur genauen Ausarbeitung erforderlich gewesen wäre.



Epines; daneben oft Minuskeln nach Punkt). Beibehalten wurde alles, was für Cléments Orthographie charakteristisch ist (Accente, Bindestriche, unveränderte Partizipien etc.). Unregelmäßigkeiten im gleichen Satz wie «peres et mères, meléze-meleze, sur-sûr, sorvens-sorvents» sind nicht ausgeglichen. Hingegen wurde im Interesse der Verständlichkeit überall *à* und *où* (wo) gesetzt. Die Interpunktion ist, wenn sinnstörend, gelegentlich leicht modernisiert, endlose Sätze werden hie und da gegliedert. Nicht berücksichtigt habe ich die keine Weglassung bezeichnenden Punkte (....) und die zahlreichen *&*, deren Sinn nicht immer klar ist; letztere erscheinen nur dort, wo sie nach dem Zusammenhang mit *etc.* aufgelöst werden können. Offensichtliche Versehen wie «mavais» neben «mauvais», «dernie, hereux», die in einem Notizbuch leicht möglich sind, wurden ohne weiteres korrigiert.

Die durch Sperrdruck hervorgehobenen Wörter sollen die Übersicht über den Aberglauben erleichtern.

Proben des Aberglaubens von Mase um 1765.

Volksmedizinisches.

a) Menschen.

[N° 47][1]. Secret pour les enfants sujets à mâcher et à manger de la terre, du plâtre, du charbon &. — Il faut, dit-on, les mener manger de la terre dans l'ossuaire, vulgò dans *la Trebonna* [im Patois *la trəbõŋna*][1]. Cet appetit déréglé dans les enfants vient de la dépravation des humeurs et sucs digestifs, ce qui éxige des remèdes naturels. Or celui-ci est manifestement superstitieux.

[N° 48]. Pour se defaire des verrues, quand on en a. — On prend autant de petites pierres comme des pois qu'on a de verrues, les uns les envelopent même dans un papier; ensuite on les jette loin de soi en arriere, sans regarder où elles tombent, car si on regardoit après, les verrues ne guériroient pas, et quand même elles seroient loin, elles reparoitroient. Quelques uns ajoutent même, comme une circonstance nécessaire à ce prétendu secret, d'aller dans une croisée de chemin, pour jetter loin les dittes petites pierres, dans la bonne croyance que la premiere personne qui touche et leve ce petit paquet de pierres, devient dabord couvert d'autant de verrues que celui qui les a jettées loin. Quoi de plus superstitieux! Ceci se pratique à Troistorrents &. Ajoutons ce qui suit.

Je viens d'apprendre encore aujourd'hui 1er octobre 1768, à famulâ Franciscâ Morizod que dans le secret ci-dessus pour se defaire des verrues, en mettant dans un papier ou autre paquet précisement autant de petites pierres qu'on a de verrues, il faut y ajoûtter en place d'une des dittes pierres quelque chose de servisable, qui en complete le nombre, comme une épingle, un cruche[2] ou autre chose de quelque valeur; alors

[1] In eckigen Klammern die Nummern von Clément und kleinere Ergänzungen (meist sprachlicher Natur).

[2] un *cruche* = un *crutz* «Kreuzer»; vgl. *bache* = *batz* «Batzen».

si celui qui vient à lever ce paquet prend et garde ce qu'il y a de bon, il est sûr d'avoir autant de verrues, quod famula se clare vidisse mihi asserit; mais quoiqu'on touche et regarde ce paquet, si on y prend rien, on ne risque rien.

[N° 46]. Pour guérir du mal des dents, quelques uns vont offrir comme un bon remède des gros cloux de chevaux.

[N° 56]. Pratique superstitieuse quand on se fait arracher quelques mauvaises dents. Masiae didici hoc, le 19 ou le 20 décembre 1768. — Quelqu'un ayant une mauvaise dent, s'il veut qu'elle revienne bonne, il doit après l'avoir arraché, la presenter ou la jetter au feu, en disant *chinliet* ou *zinliet zinliet* (ce qui signifie un petit feu, où il n'y a plus que quelques étinceles), *te rendo ma dent, crouye la te baillo, bonna la me rend, dura comen un grépé, blantze comen de pré*, c. à d. comme du fromage frais[1]. Plusieurs croyent par là se faire revenir de bonnes dents. (Bertrand IV, verkürzt)

[N° 25^II]. Remède superstitieux, pour guérir la jaunisse, hîc vulgò *le ma du jano* ou *zanoz* [Patois *lə mā dọ^u zān^o*]. — Il faut prendre une jeune branche vierge, id est, qui n'ait point été coupée, des épines du rosier sauvage, dont l'ecorce est ordinairement rougeatre, avec de grosses épines en crocs (vulgò des *argossés* [Patois *ləž argọš^ə*]). Ayant pris une de ces jeunes tiges, vierge, droite, et sans branche, on la lie par les deux bouts; ensuite on la fend par le milieux, avec un couteau, jusqu'aux deux ligatures, de façon que cela forme une éspece de cercle, dans lequel on fait passer 3 fois bas et en haut, la personne malade, recitant à chaque fois un pater, un ave et un credo, pour le soulagement ou delivrance des ames qu'on auroit pû embarrasser (vulgò *encobla* [Patois *ẽn̨kọblā*, jetzt eher *ẽn̨kōbrā*]) en allant par les chemins, les bois &. Car selon leur sentiment commun ici, il n'est aucune sorte d'endroit, où il ne se rencontre quelques ames des pieux deffunts qui y font leur purgatoire, et selon eux, si l'on vient à passer dans ces lieux, on les foule, ou au moins, on les dérange et on trouble leur repos[2]. Quelle grossiéreté, quelle erreur, et quelle ignorance! de croire de telles ridiculités!

b) Tiere.

[N° 31]. Pour guérir les avives des chevaux. — Il faut prendre une taupe vivante (vulgò *on derbon* [Patois *ũ darbõ*]), le mettre dans son sein à nud et l'y laisser mourir; cela, dit-on, communique à l'homme qui le fait la vertu, la qualité, ou le pouvoir de guérir les dittes avives aux chevaux.

[N° 32]. Pour guérir la *Lemasseula* ou *lemassoula* [Patois *la ləmašūla*] aux vaches, génisses &. — C'est un abscès qui leur vient

[1] Nach meinen Gewährsleuten sagte man früher den Kindern beim Zahnwechsel, sie sollen die Zähne ins Feuer werfen und dabei den Spruch murmeln: *tsĩłe, tsĩła, tə rẽdo ma dẽn̨, krūyə la tə bało, bona la mə rẽ, dūra kọmẽ grẹpẹ̄* (= rocher), *blan̨tsə kọmẽ la nẹk* (= la neige).

[2] Vgl. unten den Abschnitt «Geisterglauben», p. 427—428.



assez souvent aux pieds en dessous vers le talon, qui s'ouvre et se fend comme les gerçures des mains, et qui les fait quelque fois boîter longtemps. Voici comment. On cherche sur le prez ou le gazon une place où il y ait trois plantes ensemble de l'herbe qu'on nomme plantain. On fait mettre le pied malade de la vache & sur les trois dittes plantes, on trace vite autour de ce pied avec un couteau une ligne sur le gazon, pour en lever une motte de terre de la largeur du pied; ensuite on la met sécher au soleil, si promptement qu'il est possible, et le dit abscès ou *lemasseula*, dit-on, guérit à proportion et aussi vite que la ditte motte de terre se séche. D'autres jettent en arriere sans y regarder la ditte motte de terre ou la sechent à la . . . [fehlt]. Quel rapport, et quelle connection!

[N° 33]. Voici une autre que je viens d'apprendre aujourd'hui 28 septembre 1768. Pour guérir sûrement et assez promptement vulgò *lous sorvens*[1], catharres, en un mot presques toutes les differentes maladies qui viennent subitement au bétail, vaches & et dont on ignore la cause, comme quand on les voit coucher et se lever fréquemment, ou qu'elles gonflent, ou qu'elles écument et tirent la langue &&. — Voici comment. On leur tire un peu de sang, ou pour mieux dire, on leur fait seulement une petite incision, en croix + NB. sur les lévres et à la queue; qu'il en sorte peu ou beaucoup de sang, peu importe; on lie l'animal en forme de ceinture avec une petite attache, ou cordon, je crois même qu'on prefère l'agraffe dont se servent les femmes pour lier leurs cheveux, (si tant est qu'on ne regarde pas cette circonstance comme nécessaire au remède), mais le principal point de ce secret, et qu'on a soin de faire aussi en même temps, c'est de prendre un *plot* ou petit tronc de meléze, vulgò de *larze* [Patois *ọna lāž*], celui dont on se sert pour traire le lait aux vaches est fort bon, que si on n'avoit point de *larze* prête, on peut aller couper une petite meleze en plante, qui n'ait point encore été coupée; on fait avec ce *plot* ou ce petit tronc de *larze* 3 tours sur la vache ou autre animal, en passant par dessous le ventre et revenant dessus les reins, les reins ou épaules, en disant ces paroles à chaque fois: *commençons, commençons, que cen qui est den lo vé, la vatze ou & passe den lo tronc,* ou bien, que ce qui est dans la vache passe dans le bois. Ensuite on jette loing ce tronc en arriere sans point regarder où il va, car si on le regardoit, le mal retourneroit subitement sur l'animal. La personne qui me l'a enseigné aujourd'hui l'a pratiqué hier sur un veau, qui tiroit la langue, buvoit, se tourmentoit && et qui fût dabord guéri, me dit-elle. Quoi de plus manifestement superstitieux!

[nach N° 53: «Remarque postérieure faite sur le N° 33 ci-après, où elle doit être placée»]:

La superstition qui y est énnoncée se nomme vulgò le remède ou secret des *Commençons* ou tout simplement *Lous Començons* ou *Que-*

---

[1] Im Patois hörte ich von einem 70jährigen Mann *šọrᵊvĕ;* 60jährige Leute sprachen *šọvᵊrĕ*. Die Frage ist sprachlich und sachlich eingehend zu prüfen.

Tafel II



Fig. 4. Mase. Gesamtansicht von S, mit Wildhorn



Fig. 5. Mase. Pfarrhaus, gebaut 1757—1758



Fig. 6. Ledersäcke zum Transport der Trauben (*les bosses*) von Nax (vgl. p. 407)



Fig. 7. Befestigung der Ledersäcke auf dem Sattel (Mase) Phot. F. F.

mensons. Je me suis trompé, et j'ai trop avancé au dit N° 33, en disant qu'on pratiquoit ce secret dans presque toutes les maladies du bétail, sur tout dont on ignore la cause. Mais j'ai appris aujourd'hui 24 octobre 1768 que presque toutes, ou au moins la plus grande partie des maladies du bétail ont leur secret, leur remède prétendu, en un mot, (ut vulgò dicunt) leur *seignieblo*[1] particulier. Ce mot de *seignieblo* vient sans doute de ce que, pour couvrir ces secrets superstitieux du titre spécieux de remède bon et naturel [darüber geschrieben: *natorablo*], on y ajoute presque toujours le signe de la croix, et même quelques pater ou autres priéres, circonstance avec laquelle, comme je l'ai déjà remarqué ailleurs, on se croit en droit d'éxcuser, de réctifier, et de justiffier toutes les pratiques les plus mauvaises, ridicules et superstitieuses. Voilà une des meilleures inventions du Diable pour entretenir un peuple grossier dans l'erreur et l'opiniâtreté! Bref, le secret des *Quemensons* ne s'employe ordinairement que pour les tranchées de ventre du Bétail, vulgò *le ma de la Bouille* [Patois *lə mā dᵉ la but*], qu'on connoit, quand elles se levent, se couchent, et se tourmentent beaucoup.

Lous Equemensons, comme on les appelle ici[2], contiennent les paroles suivantes, avec les autres cérémonies: *pren lo trontzon, et lasse me lo mozon;* ou *pren la trontze, et lasse me la vatze &*, en s'addressant sans doute à la maladie.

[N° 55]. *Seignéblo pour le ma de la Béla* [Patois *lə mā dᵉ la bęlᵃ*]. — On dit sans fondement que dans cette maladie le foye s'attache aux boyaux, ce qui n'est pas possible. On dit aussi que cette maladie se trouve encore quelque fois dans *lés corailles*, c. à d. le cœur, les poûmons, la trachée artère. On croit bonnement, quand un animal frappe bas du pied, que c'est un signe de cette maladie. Voici le remède. [Schluß fehlt]

[N° 54]. Secret dont on se sert pour faire revenir, ou réstituer à une vache le lait qu'elle a perdu, par celui qu'on soupçonne l'avoir enlevé! [vgl. N° 40, p. 426]. — On met dabord sur le feu une chaudiére dont il ne soit pas trop dommage, on jette dedans la chaine de fer, de la vache affligée, avec un peu de poil qu'on coupe en croix sur la ditte vache, et quelques particules de ses cornes qu'on coupe aussi en × et petit morceau du seuil de la porte de l'écurie aussi en ×. On fait chauffer tout cela jusqu'à ce que la ditte chaine de fer devienne rouge, on tire même quelque fois la chaine, pour la bien frapper ou foüetter avec une branche d'épines, qu'on nomme *Ergossés* [vgl. Nr. 25 II, p. 423]. On fait tout cela dans le dessein de faire venir et paroître pendant cette opération la personne qu'on croit avoir enlevé le lait, et dans la persuasion que la ditte personne souffre et ressent tout ce qu'on fait à la chaine, c. à d. qu'il brûle. Quelques uns se contentent de faire brûler la chaine toute seule.

---

[1] Das Wort ist meinen Gewährsleuten unbekannt.

[2] Von verschiedenen Leuten hörte ich übereinstimmend *lẹẓ ẹkᵊmẽsõ*, wie Clément schließlich angibt; bei den Menschen heiße die gleiche Krankheit *lə mākleṭ*.

Zauber[1].

[N° 34]. Il y en a un en Evolenna, (et d'autres ailleurs) qui passe pour savoir le secret infallible (par des charmes) pour empêcher les loups d'entrer dans une paroisse, ou sur un certain district, ou qu'ils ne toucheront point au bétail de telle personne en particulier qui leur plaira; aussi plusieurs s'addressent-ils Evolennae au dit homme N. en lui donnant un certain salaire, pour le temps et la saison que leur bétail est à la campagne, en été, moyennant quoi le dit homme répond entiérement de tout ce qui leur peut arriver de la part des loups. Un homme du dit lieu me dit en 1767 que quand même les loups faisoient quelque fois bien du mal dans la paroisse et le voisinage du dit homme, ceux qui s'addressoient à lui, et donnoient quelque chose, n'en souffroient absolument rien. Cela peut arriver par hazard, il est vrai, mais le dit homme est un grand superstitieux.

[N° 35]. D'autres ont le criminel secret d'arrêter le sang d'une playe ou autre emorrhagie, considérable, sans aucune application, quand même ils seroient à la distance d'une heure ou d'avantage, avec certaines paroles et je ne sçais quels autres actions, moyennant, (ni fallar) qu'ils sachent le nom de la ditte personne affligée. Où trouvera t'on une superstition plus manifeste!

[N° 36]. Plusieurs font certains secrets, et disent certaines je ne sçais quelles paroles, pour faire rendre ce qu'un voleur a dérobé, ou pour connoître et faire connoître celui qu'on croit l'avoir dérobé. Le Diable, dans ces occasions, peut souvent faire paroître une personne innocente. En un mot, c'est une très criminelle superstition.

[N° 39]. Le secret ou le charme qu'on pratique pour arrêter un voleur sans qu'il puisse se retirer de la place où il a fait le vol, jusqu'à ce qu'on l'ait attrapé. J'en ai connu qu'on m'assuroit l'avoir pratiqué.

[N° 51]. Secret pour lever (comme on dit) le sang à un animal, c. à d. pour empêcher qu'il n'en sorte pas une goute de sang, quoi qu'on lui ait planté le couteau au col. Il suffit de dire 2 ou 3 paroles, [später hineingeschrieben]: *sang repousa den ta véna*, *comen notron Seigneur a reposa sur l'arbro de la croix.* On attribue ce maudit secret à un homme d'ici. Pour détruire ce charme, voici un autre secret superstitieux que plusieurs savent et pratiquent dans l'occasion; on retire le couteau du coû de l'animal, et on le plante et enfonce en terre jusqu'au manche.

[N° 40]. Secret pour empêcher, ou pour détruire le sort ou le charme de ceux qui lévent ou qui empêchent de traire le lait aux vaches. On prend du poil sous le ventre de l'animal, en trois endroits en forme de croix, ou les uns sur les reins. Ensuite on le brûle sous

---

[1] Hieher sind auch einige Nummern des Abschnittes «Volksmedizinisches» zu rechnen, besonders die Sprüche in N° 56 und 33 (p. 423, 424, 425).

le ventre, dans la croyance que cela, (ni fallar) doit bruler et même faire venir celui qui a formé cet empêchement [vgl. N° 54, p. 425].

[N° 38]. Quand on ne peut pas faire cailler le lait, ou faire le *serat*, et que l'on soupçonne que cela vient par les sortileges de quelques personnes envieuses et mal-faisantes, on jette un cloux, de ces gros dont on ferre les chevaux, dans la chaudiére, ou bien comme d'autres, on fait rougir ce même cloux au feu, ou on le jette dans la chaudière vuide, sur le feu, ou on le fait rouler jusqu'à ce qu'il s'échauffe beaucoup. On croit que celui ou celle qui auroit formé de tels sorts ou empêchemens, brûlent comme ce cloux sur le feu, et qu'ils doivent venir avec précipitation d'où qu'ils se trouvent. On fait, en un mot, ce secret superstitieux, dans diverses autres occasions pour punir et faire venir ceux qu'on soupçonne avoir donné quelques mauvais sorts sur les hommes ou sur le bétail; on en attend toûjours le même effet.

[N° 69]. Plusieurs sont dans la folle croyance qu'en mangeant le cœur d'une hirondelle on peut se faire aimer à qui l'on veut. (Bertrand IV)

[N° 70]. Et qu'en mangeant le cœur d'un corbeau qu'on nomme *corbé croc*[1] on ne peut plus dormir, de sorte qu'on croit pouvoir faire perdre le someil et empêcher une personne de dormir, en le lui faisant prendre. Cependant qui a jamais éxpérimenté que ce cœur ait une telle propriété? Réponse: il ne l'a surement ni de sa nature, ni d'institution divine ni ecclesiastique. (Bertrand IV, verkürzt)

Geisterglauben.

[N° 8]. Ceux qui meurent après quelques promesses de mariage sans les avoir accomplies ne vont point en repos, dit-on, mais leurs ames sont réduites pour pénitence à revenir dans des fleuves, ou ruisseaux profonds (des *Nans*)[2], des fontaines ou auges, où elles battent de nuit l'eau avec beaucoup de force et de fatigue, ce qui rend et forme un bruit tout semblable à celui qu'on feroit en frapant dans l'eau avec ces gros sacs de cuir qui servent à vendanger, nommés *Bosses* [vgl. oben p. 407). On appelle ce bruit ou vision imaginaire des ou les *Cossards*[3]. Vide N° 25. (Bertrand III, verkürzt)

[N° 25[1]]. Pendant que les *Cossards* lavent leurs *Bosses* dans l'eau où que ce soit, s'il vient à passer quelqu'un, sur qui ils puissent jetter leur *Bosse*, il est délivré [darüber geschrieben: ils sont délivrés] pour

[1] Nach meinen Erkundigungen ist *ŭ kǫrbẹ* und *ŭ krǫk* nicht derselbe Vogel. Die Zusammenstellung *corbé croc* war meinen Gewährsleuten nicht geläufig; nach ihren Angaben handelt es sich in diesem Aberglauben um den *krǫk*.

[2] Dieses aus Cléments Heimat und dem Wohnsitz der alten Nantuaten wohlbekannte Wort konnte ich in Mase nicht nachweisen (vgl. *Patois von Val d'Illiez,* § 2 n.).

[3] Bertrand liest irrtümlich *bossards* und leitet die Bezeichnung von *bosse* ab. Ich habe *le kǫšā* gehört.



le reste de sa vie; et il doit après sa mort revenir laver les *Bosses* aussi long-tens que l'autre devoit encore le faire.

[N° 43]. Sur la chasse de la nuit telle que plusieurs me l'ont raconté ici, tant jeunes que vieux. On est dans la simple quoique criminelle croyance, sans daigner éxaminer la chose avec les yeux de la foi; on croit, dis-je, que l'ame d'une personne peut se trouver à l'heure de la mort, avec un poids égal de crimes et de vertus, c. à d. avec autant de bien que de mal. Quelle erreur! quelle contradiction! et quelle grossiere ignorance! Cette ame, dit-on, qui a fait autant de bien que de mal, n'est ni sauvée ni damnée, mais au sortir de son corps, elle se trouve livrée et éxposée également aux poursuites de Dieu et du Diable, et que pour cela, cette même ame est condamnée à errer et fuir dans les bois, les forêts && où le Diable la poursuit sans relâche et avec une force incroyable, pendant un certain temps, c. à d. jusqu'à ce qu'elle ait trouvé un tronc de sapin ou meleze sur lequel ceux qui l'ont coupé ont mis deux coupeaux du même bois en croix × sur le tronc qui reste en plante[1]. Cette ame, dit-on, court sans relâche éxposée à qui pourra l'avoir entre Dieu et le Diable jusqu'à ce qu'ayant trouvé un semblable tronc avec la croix × mentionnée, elle puisse aller se placer dessus. Ayant eû ce bonheur, elle est délivrée des poursuites du Démon et sauvée. On ne peut éxprimer, dit-on, les priéres et les soins que cette ame prend pour celui qui lui a procuré sa délivrance en mettant cette croix sur le tronc. D'où l'on infere que tous ceux qui coupent du bois, doivent bien avoir soin de former cette croix. On dit aussi que ces ames poursuivies peuvent également étre délivrées en se plaçant sur d'autres croix. Voilà ce qu'on appelle ici la chasse de nuit. Beaucoup de jeunes gens la racontent et la croyent ainsi sans autre éxamen. Quelle monstreuse chaîne d'erreurs!

[N° 62. «Vide infrà N° 67 quod hic reduci debet»]. Plusieurs croyent fermement qu'il y a des ésprits ou des ames des défunts dans chaques coins et recoins des bâtimens, appartemens, de sorte qu'ils ont soin de ne jamais pousser ou fermer trop fort une porte, crainte d'attraper et de blesser (vulgò *ématier* [Patois *ẹmatχẹ*]) les ames qui peuvent souvent s'y rencontrer. On a de même soin de donner deux ou trois coups de la clef contre une porte avant de la defermer, pour avertir les ames de se retirer de derriére. (Bertrand IV, verkürzt)

[N° 67. «Vide suprà N° 62»]. Plusieurs disent et croyent en même temps qu'on ne doit jamais laisser tomber à terre le licol de fer ou autre, dont on attache les vaches & à la mangeoire, mais le relever dessus, crainte qu'en tombant la partie qui tient à la crêche ne soit trop tendue, serrée et génée, dans la croyance où l'on est, que pendant que les vaches & en sont dehors, les ames des morts viennent se mettre au tour de cette partie du licol [hineingeschrieben: le *tornieu*] qui entre dans la mangeoire. Quelle éxtravagance! L'on croit aussi quand il se trouve deux animaux liés dans un même licol, que ce sont les

[1] S. etwas Ähnliches aus dem Val d'Hérens in *Schw. Volkskunde* XV, 42.

ames du purgatoire, qui demandent des priéres. Cela est-il vraisemblable ou non?

[N° 28]. Quand on fait cuire de la **soupe** ou du **lait**, et qu'il vient à se **répandre** ou **verser dans le feu**, on croit et l'on dit que cela soulage beaucoup les ames du purgatoire, sur tout, si on recite alors un pater; en un mot, plusieurs raisonnent sur cela, comme si les ames venoient boire ce lait.

[N° 64]. La **nuit** de **Noël** s'appelle, dit-on, la nuit des hommes ou des vivants, vulgò *la né deu mondo.* On dit que cette nuit tous les Diables, Démons & sont enchainés, et que par conséquent c'est la nuit la plus sure[1] de toute l'année pour courir dehors. De là tirons les conséquences. On appelle au contraire la nuit du jour même de Noël la nuit *Topa* ou *sombra*[2], autrement la nuit des morts, parce que les Diables étant, disent-ils, de nouveau déchainés, ils sont à la poursuite des ames, et courent à toutes brides de tous côtés, de sorte qu'on croit cette nuit du jour de Noël comme la plus dangereuse de toute l'année pour sortir, on évite donc avec soin de courir et de quitter ses maisons.
(Bertrand III, verkürzt)

[N° 49]. Ce que c'est que les *sorvens* aliter **mauvais sorts**. — [vgl. oben p. 424, N° 33].
On en distingue de deux sortes, les *sorvens des vifs* ou des *vivants*, et les *sorvents des morts.* Les **premiers** sont des mauvais sorts, que de méchantes gens envieux, ou sorciers & donnent ou jettent sur quelques personnes ou sur des animaux, que ce soit des maladies ou autres incommodités. Les **seconds** sont des maladies ou autres incommodités que l'on reçoit de la part des morts, lorsqu'on vient à les embarrasser en passant parmi eux, dans des bois, des chemins, des bâtimens ou quelqu'autre endroit que ce soit, car on tient, et on croit fermement (au moins la plupart), qu'il y a de ces morts ou de ces ames qui font leur purgatoire, (vel aliud nescio quod) dans presque toutes sortes d'endroits, de sorte qu'il n'est rien de si facile, ni peut-être même de si ordinaire, selon nos grossiers superstitieux, que de passer sans le savoir parmi ces sortes de morts, et de les fouler pour ainsi dire aux pieds. Ce qui fait qu'ils sont comme forcés malgré eux, de jetter ou de pousser des airs, ou un soufle contagieux, sur ceux qui marchent parmi eux et qui les foulent ainsi aux pieds. Voilà précisement ce que c'est que les *sorvents des morts.* Au reste, plusieurs assurent qu'entre tous ces morts il y en a qui agissent sur les vivants avec une malice déterminée; et d'autres sans le penser ni vouloir faire, comme une personne qui en toussant jetteroit ou jailliroit de la salive sur ceux qui en seroient trop proche. En un mot, on donne le nom de *sorvents* presque généralement à toutes les maladies ou infirmités, dont le vulgaire ignorant ne voit pas la cause d'une maniére claire et évidente. Quelle grossiéreté! quelle erreur! et quel aveuglement honteux! Il faudra donc selon ce système

---

[1] Bertrand schreibt mit Unrecht *pure.* Zu korrigieren ist ibid. der Druckfehler *la né* **den** *mondo.*

[2] Ich hörte nur *la nẹ tọp*^{a}.

et ces principes ridicules attribuer tous les effets naturels qui ne seront pas palpables à un chacun aux sorciers, aux mauvaises gens, aux Démons, ou aux autres habitants de l'autre-monde! Voilà les beaux principes de morale que grand nombre de peres et mères enseignent en place de catéchisme, et auxquels la jeunesse s'attachent, en y pretant beaucoup plus d'attention qu'aux vérités du Saint Evangile. Quel malheur! quel désordre!

[N° 12]. Les cavaliers-hommes fantastiques qu'on voit, dit-on, souvent paroitre après la mort de quelque méchant homme danné, ces cavaliers doivent être des Démons, qui viennent dans l'endroit où il est mort. (Bertrand IV, verkürzt)

Der Gedanke, den Aberglauben von Mase zu sammeln, hat Clément längere Zeit beschäftigt. Bevor er, von Mitte 1768 an, auf den hintern Seiten seines Maser Notizbuches (*Annotationes factae 1765*) die einzelnen Punkte z. T. direkt vom Gewährsmann her aufschrieb, begann er in einem größern Heft (23,5 × 17 cm) den «Recueil des principales superstitions dominantes dans la vallée d'Erens, sur tout ici, Masiae, et même ailleurs dans le païs, avec quelques remarques utiles. Commencé en décembre 1767» (vgl. p. 416). Auf Seite 2 stellt er «varii textus circà superstitionem» zusammen. Von den vorgesehenen 7 Nummern sind nur 1 und 2 ausgeführt: «odisti, (id est) odivi observantes vanitates supervacuè». Psal. 30, v. 7; «Stans autem Paulus ...», die beide oben p. 419—420 zitiert sind. Zum zweiten Spruch bemerkt er: «perfectè istae valli textus convenit». Seine gründliche Vertrautheit mit dem Stoff beweist der ausführliche, aber unvollendete ***Discours préliminaire sur les superstitions, vaines observances*** (25 eng beschriebene Seiten), dessen zweiter Teil oben p. 416—419 resümiert wurde. Diese Einleitung macht den modernen, pädagogischen und sozialen Ideen Cléments alle Ehre und verdient es, in den Hauptgedanken, wenn auch nur in aller Kürze, hier wiedergegeben zu werden.

Clément will keinen wissenschaftlichen «Traité sur les superstitions» schreiben. Sein Hauptzweck ist die Sammlung des Aberglaubens von Mase, um ihn besser bekämpfen zu können. Nach einer allgemeinen Definition konstatiert er 6 Hauptarten des Aberglaubens und seine ungeheure Verbreitung im Wallis: «Dans le Valais, au moins dans un grand nombre de paroisses, il n'y a presque plus rien autre». Der Hauptgrund ist die Nachlässigkeit, d. h. die mangelhafte Bildung der Pfarrer. Die Belehrung muß bei der Jugend einsetzen, bei ihr kann der Aberglauben noch ausgerottet werden. Die Erwachsenen sind nicht mehr zu bessern. Viele Pfarrer und Erzieher rechtfertigen ihr Schweigen mit der falschen Erziehung der Kinder. Die Jugenderziehung ist in der Tat skandalös. Die meisten Eltern erzählen den Kindern, sobald sie

sprechen können, nur von Gespenstern, Erscheinungen, Visionen, vom Einfluß der Gestirne auf die Arbeit, die Geburt etc. Später hören die Kinder immer mehr falsche und skandalöse Geschichten, schlimmsten Aberglauben, Geheimnisse, Zauber etc., die ein guter Christ gar nicht wissen sollte. Dafür können sie kaum beten. Die Jugendeindrücke sind fast immer die stärksten, sie verwischen sich später nicht mehr. Nichts ist schwieriger als einen Kopf, der von frühster Jugend an mit falschen Ideen vollgepfropft wurde, von diesen zu befreien. Sogar für gebildete Leute ist es schwer, Jugendirrtümer abzulegen. Wie viele Leute haben Angst, in der Nacht alle Augenblicke Tote zu sehen und zu hören! Das sind die gewöhnlichen Früchte einer vernachlässigten Erziehung. Die Eltern sind direkt schuldig an der Unwissenheit und an den falschen Gefühlen der Kinder. Die Hauptursache ist aber in der «négligence des pasteurs» zu suchen. Diese reden nie über den Aberglauben; viele verfallen, aus Unwissenheit oder schändlicher Gier, selber in groben Aberglauben, wofür Clément verschiedene Beispiele kennt. Würden die Pfarrer darüber predigen, so gäbe es viel weniger Irrtümer. Die Jugend sollte mit der nötigen Sorgfalt erzogen werden, «ce qui est de la derniére importance». Die in dieser Weise aufgeklärte Jugend würde später ihre Kinder in gleichem Sinne erziehen. Zwischen den aufgeklärten Kindern und ihren unwissenden und abergläubischen Eltern wäre ein Unterschied fast wie zwischen Tag und Nacht.

Es ist in der Tat nicht leicht, festzustellen, was zum Aberglauben gehört. Man muß in die Geheimnisse der Natur eingeweiht sein, woran es bei vielen Geistlichen ganz fehlt. Daher sehen sie oft keinen Aberglauben, wo er wirklich existiert. Nichts verwirrt das Volk in der Ausübung des Guten mehr als die durch die Pfarrer ganz verschieden gelehrten Grundsätze der Religion. Das ist «une source féconde d'une infinité de désordres». Clément mußte 100 Mal hören, daß seine Vorgänger und die Pfarrer der Nachbargemeinden das Gegenteil von ihm lehrten und noch lehren. Man ist froh über solche Entschuldigungen und sucht sich immer den guten Einflüssen zu entziehen. Es gibt nichts Ärgerlicheres für einen Pfarrer «qui prend les intérêts de Dieu! s'il s'en trouve encore». Jesus hat die «scandaleux» verflucht, da vom Ärgernis die meisten Verbrechen kommen. Wie traurig, daß man die Pfarrer selber kein gutes Beispiel geben sieht! ...

[Nun folgt auf 15 Seiten die Schilderung der damaligen Geistlichkeit, wie sie oben p. 416—419 resümiert ist.]

Nachdem sich Clément mit verschiedenen Leuten über den Nutzen der Sammlung des Aberglaubens beraten und ihre Einwände genau erfahren hatte, ergriff er nochmals die Feder zu: «*Autres Remarques intéressantes mises en ordre en 1769, en janvier &, sur la même matiére (de superstitione)*, suivies d'un Recueil détaillé des superstitions, vaines observances, remarques inutiles, fausses et ridicules, que j'ai pû découvrir être en usage ici, Masiae, de même que dans quelques autres paroisses

du païs»[1]. (12 Seiten im nämlichen großen Manuskript «Recueil des principales superstitions»)[2]. Auch daraus mag das Wichtigste hervorgehoben sein.

Zunächst zitiert Clément die Einwände gegen die Sammlung und entkräftet sie mit guten Gründen. 1. Die Schwierigkeiten sind zuzugeben, lassen sich aber überwinden: Clément hat bei verschiedenen Kindern durch Belehrung in Gespräch, Katechismus (oder Schule) Erfolg gehabt. Er zeigte ihnen soweit möglich die ganze Lächerlichkeit des Aberglaubens «me servant de leur vrai patois». Von 8—10jährigen Kindern, die ein gutes Gedächtnis haben und ohne Scheu sprechen, wenn man sie zu nehmen versteht, erfuhr er Manches über den leichten Aberglauben. Es ist schon viel erreicht, wenn man die Jugend aufklären oder einen Teil des Aberglaubens ausrotten kann. Das erste Gebot verbietet den Aberglauben; der Pfarrer muß also dagegen auftreten. — 2. Es sind nicht nur die verbrecherischsten und gefährlichsten abergläubischen Ansichten zu sammeln. Auch viele grobe Volksansichten sind dazu zu rechnen, da sie bei der Jugend den Weg für die christliche Lehre versperren. Man arbeitet an einem guten Werk, wenn man die Jugend von falschen Ideen befreit. Auch die Concilien haben den Aberglauben mit strengen Strafen verboten, sie verpflichten den Pfarrer zum Einschreiten. — 3. Man wendet ein, es sei gefährlich, auf der Kanzel vom Aberglauben zu reden, da die Leute dadurch erst recht darauf aufmerksam gemacht würden; das Schweigen sei daher das kleinere Übel. Darauf antwortet Clément: Es kommt ganz auf die Methode des Vorgehens an; man muß verschiedene Vorsichtsmaßregeln beachten. Die Leute dürfen die Absicht des Fragenden, sie zu bessern, nicht merken, sonst schweigen oder lügen sie. Erfahrungsgemäß ist es am besten, sich einer weltlichen Drittperson zu bedienen. Diese informiert sich unauffällig, wie wenn sie selber die Geheimnisse praktizieren wollte. Einer weltlichen Person mißtraut man weniger. Der Pfarrer darf die Leute nicht tadeln, bevor er den meisten Aberglauben gehört hat. Sonst schweigen sie vor Angst, entdeckt zu werden. Schweigt der Pfarrer nach Entdeckung des Aberglaubens, so glaubt man, er sei einverstanden. Hüten muß man sich vor den Leuten, die zur Rechtfertigung ihrer Praktiken oft «un homme d'ésprit ou un curé» zitieren, die das Gleiche gemacht hätten. Andere Pfarrkinder beichten nur einige Pater und gleichgültige Dinge, die, losgelöst, kein Aberglauben sind; dann kann man boshaft sagen, der Pfarrer

[1] Clément fügt bei: «J'ai fait cette recherche et cette collection avec soin et précaution, sur tout dans les 6 ou 7 derniers mois de 1768, et ensuite, en vûë et dans le dessein d'y pouvoir apporter quelque remède».

[2] Eine erste Fassung vieler Gedanken der *Autres Remarques* findet sich kurz zusammengestellt im Manuskript «Annotationes factae 1765». unter den Titeln: «Précautions très-nécessaires dans celui qui veut découvrir, connoître et travailler à détruire les superstitions, vaines observances» (p. 99—100, 97—98) und «Remarques touchant les superstitions» (p. 95—96, 93—94).

habe das Geheimnis nicht mißbilligt. Zu betonen ist: die meisten reden sich mit allen Mitteln ein, es sei kein Unrecht, das zu tun, was sie selber nicht für Aberglauben halten; daher brauchten sie auch nicht auf den Pfarrer zu hören. Darin sieht man «la fécondité de la malice d'un peuple». Nichts ist schwieriger zu bessern als die Abergläubischen, «je ne dis rien dont je n'aye été témoin». Der Aberglauben ist ungeheuer verbreitet. Nach 4jährigen Erfahrungen kann Clément behaupten, «sans crainte d'éxagérer beaucoup, qu'il n'y a (au moins ici Masiae) presque pas une éspèce de travail, ni une action, ou autre chose quelle conque dans le commerce de la vie humaine, sur laquelle il n'y ait une superstition ou quelque vaine observance; j'en apprends tous les jours quelques unes, sur presque toutes sortes d'objets».

Die Erfahrung hat Clément gelehrt, daß die Mißbräuche in einer Pfarrei am besten zu beseitigen sind durch Anlegung eines *Catalogue soit Recueil éxact par écrit de tous ces désordres.* Sonst hat man keine Aussicht, mit Erfolg darüber zu predigen und sie auszurotten. Andere Leute kann man nur belehren, wenn man ihre Ansichten und Irrtümer gut kennt. Fremde «missionnaires» richten hier nichts aus. Der Ortspfarrer selber muß die speziellen Irrtümer seiner Gemeinde studieren, dann kann er darüber reden. Ist er nicht genau unterrichtet, so kommt wenig dabei heraus. Die beste Grundlage bietet ein solcher *Recueil.* Übrigens empfiehlt schon Carolus Borromaeus, eine genaue Liste der Mißbräuche einer Pfarrei anzulegen. Dieser Autorität darf man getrost folgen. — Es gibt verschiedene Pfarreien mit eifrigen Pfarrern, wo trotzdem schrecklicher Aberglaube herrscht «de secrets infâmes, de vaines observances de dévination, de charmes, de sortiléges, de cultes et autres dévotions induës bien plus pernicieuses qu'on ne pense». Dies würde nach 50—60 Jahren noch so sein, wenn der Ortspfarrer nicht auf Grund genauer Nachforschung und nach Entdeckung der schlechten Bücher einen *Recueil éxact* machte, um dann an die Besserung der Mißstände zu gehen. Ein Pfarrer darf nicht damit zufrieden sein, zu bessern, er muß auch dafür sorgen, daß ohne sein Wissen keine geheimen Mißbräuche getrieben werden. Warum hört man über diese Dinge so wenig predigen? Wegen der Nachlässigkeit der Pfarrer, die sich nicht erkundigen; oder die Angst haben, nicht die richtigen Worte zu finden; oder die befürchten, diese Dinge könnten zu vielen Leuten bekannt werden, welche sie besser nicht hören.

Den mehrfach angekündigten *Recueil des principales superstitions dominantes dans la vallée d'Erens, sur tout ici, Masiae* hat Clément im Laufe des Jahres 1769 nicht mehr in das neue große Heft kopiert. Wir kennen den «Aberglauben von Mase» nur aus dem Brouillon in den «Annotationes factae 1765», wo er mit N° 79 plötzlich abbricht. Die ungemütlichen Verhältnisse in Mase, die Clément im September zur Demission veranlaßten, werden das Interesse an der begonnenen Arbeit gelähmt haben. Nach kurzer Tätigkeit in der verwaisten Pfarrei Trois-



torrents (1770) zog sich Clément in Champéry ganz vom Pfarramte zurück. Die unliebsamen Ereignisse von Mase mag er bei seinen intensiven Studien vergessen haben[1]. Aber als Rektor von Champéry (1773 bis 1780) sah er sich in der unbotmäßigen Gemeinde bald vor ähnliche Aufgaben gestellt und konnte nun die Erfahrungen von Mase praktisch verwerten. Wie dort, versuchte er, den groben Mißbräuchen zu steuern; zum Dank wurde er eines Tages von seinen erbitterten Feinden im Pfarrhaus angegriffen. Auch über diese Zeit hat Clément Buch geführt und interessante Aufzeichnungen über die Zustände von Champéry hinterlassen. Eine spätere Untersuchung soll diesen Jahren gewidmet sein und wird die darauf bezüglichen Manuskripte bekannt geben. In Val d'Illiez, wo Clément die letzten 30 Jahre seines Lebens verbrachte, hat er seine Pfarrkinder ebenfalls mit offenen Augen betrachtet und in seinen Tagebüchern manchen volkstümlichen Zug notiert, der mit der Schilderung von Champéry zu vergleichen ist.

Nachdem Cléments Verdienste auf naturwissenschaftlichem, medizinischem und historischem Gebiet vor langer Zeit schon gewürdigt worden sind, geziemt es sich, daß auch der Folklorist Clément der Vergessenheit entrissen wird. Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß die erste Mitteilung darüber zu Ehren unseres Lehrers erscheinen kann, der uns die Anregung zu Sprachstudien im Wallis gegeben, und der, neben der Erforschung der Dialekte, auch Volkslied und Volkskunde seiner westschweizerischen Heimat stets mit warmer Anteilnahme verfolgt und mit feinem Verständnis gedeutet hat. Der «Aberglaube von Mase» will einen Beitrag liefern zum Lebenswerk unsres Jubilars, dem *Glossaire des patois de la Suisse romande,* in dem der eine oder andere Zug seinen Platz finden wird.

---

[1] Über Cléments spätere Beziehungen zu seiner ersten Pfarrei Mase ist mir aus seinen Aufzeichnungen nichts bekannt geworden. Hingegen finde ich in Prior Delèze's Manuskript (vgl. p. 403) folgende Stelle über die Jahre 1790—1791: «Retenu dans le centre du Valais, Clément en profita pour rendre visite à ses amis, M. Glassey, curé de Nax, M. Tabin, curé de Maze, où la jeunesse reconnaissante du bien qu'il lui avait fait autrefois, lui fit une réception chaleureuse».

Winterthur. *F. Fankhauser.*



Gallische Nomina auf *-pi-, -pā.*

In spätgallischen Inschriften auf Spinnwirteln findet sich wiederholt das Wort *vimpi* (Vokativ), das dem kymr. *guimp* «schön, hübsch» entspricht: *nata vimpi curmi da* «ragazza bella, dammi birra», *nata vimpi pota vi(nu)m* «ragazza bella, bevi vino», *Taurina vimpi* «Taurina bella», *ave vi(m)pi* «salute, bella», s. J. Loth, *Comptes rendus de l'Acad. des Inscriptions* 1916, 168—86. Neben *wimpi-* (Nom. **wimpis*) steht auch, in Personennamen, *wimpo-* (*Vimpus*) und die Weiterbildung *Vimpiā*, wie neben den Flußnamen *Albis*, *Dubis* die Formen *Albā*, *Dubā* stehn. **Wimpi-*, **wimpo-* sind zweifellos Ableitungen von **windo-* «weiß» (zu gr. *ἰνδάλλομαι*): < **wind-pi-*, **wind-po-*). Denn das Keltische besitzt ein produktives Suffix -$k^{u}i$-, -$k^{u}o$- (> gall. brit. *-pi-*, *-po-*): bret. *hevelep* «ähnlich» < **semelipo-*; acorn. *moderep*, bret. *moereb* «Stiefmutter» < **māteripā*, kymr. *modryb* «Stiefmutter» < *mātripi-* (**mātripā* hätte kymr. **modreb* ergeben). Insbesondere werden mit diesem Suffixe von Verbalstämmen Abstrakta gebildet: zum Stamme von gr. *χρί-νω* «scheiden»: **krī-k^{u}ā* «Scheidung, Scheide» > ir. *crich* «Furche, Grenze», brit. **krīpā* > kymr. corn. bret. *crib* «a comb, a ridge; cime, crête». Bei Nominalstämmen ist im Brit. *-ipā* produktiv; vgl., außer dem eben angeführten **māteripā*, kymr. *galareb* f. «Klagelied», zu *galar* «grief»; kymr. *cynnwyseb* f. «Inhaltsverzeichnis», zu *cynnwys* «dicht» < lat. CONDĒNSUS; s. Pedersen, *Vergleich. Gramm. der kelt. Sprachen* II, § 382.

Aus dem Romanischen und aus Ortsnamen lassen sich auch fürs Gallische derartige Ableitungen mit *-pi-* oder *-pā* von Verbalstämmen, mit *-ipā* von Nominalstämmen nachweisen.

Auf ein gall. **kossipā*, **kassipā* < **koksipā*, **kaksipā* «Zerstampfung» > «Trester», eine Ableitung von gall. **koksā* «Fuß» (= ir. *coss*, s. Pedersen I, 34) läßt sich eine romanische, in der Pyrenäenhalbinsel, in Südwestfrankreich, früher auch in Oberitalien verbreitete Sippe *kospa*, *kaspa*, *gaspa* «Trester» zurückführen[1] (zum *a* von **kaksipā* vgl. Pedersen I, § 26, 4 und Kurylowicz, *Mélanges Vendryes* 205—14).

[1] Span. *cospillo* «Oliventrester», *cáspia* «Apfeltrester», span. portg. *caspas* «Schuppen, Schorf» (Kreuzung mit der Sippe von gall. **rūskā* «Rinde»; vgl. span. *casca* «Weintrester, Tresterwein; Rinde, Borke, Gerber-

Belp bei Bern, nach Gräberfunden in der Bronze-, der Latène- und der frühgermanischen Zeit besiedelt, heißt im XIII. Jahrhundert in Urkunden aus der deutschen Schweiz *Belpe* (auch, latinisiert, *Belpo*), in Urkunden aus der französischen Schweiz *Perpa* 1228[1], *Pelpa* 1239/40. *Pelpa* stellt die älteste Lautung dar: romanisch *p-* > deutsch *b-* wie in PUTEUM > ahd. *puz*, *puzzi*, mhd. *bütze*, schwzd. *butz*, *bütz*, oder in PODIOLUM > **podžyol* > *Bütschel* (Dorf 7 km südwestl. von Belp) u. a. (entsprechend romanisch *k-* > deutsch *g-*: CUMBA > *gumme*, *Corcelles* > *Gurzelen*). Das Dorf liegt am Nordfuße des Belpberges, auf einer flachen Erhöhung des Talgrundes, um die die *Gürbe* (< gall. **jurowiā* «Bergbach», s. *Festschrift Bachmann* 190) ausbiegend sich herumwindet. Besaß das Gallische für «sich drehen, wenden» auch den in fast allen idg. Sprachen vertretenen Stamm von griech. πέλομαι «sich drehen», πόλος «Achse», altnordisch *huel* «Rad» (idg. **kᵘel-*, gall. **pel-*), so hieß die «Windung» gall. **pelpā*, woraus frz. *Pelpa*, *Perpa* = deutsch *Belp*. Die Alamannen haben das gallische Wort **pelpā* auch übersetzt, mit *kēr*: auf der andern Seite der Gürbe, doch noch zur Kirchgemeinde Belp gehörend, auf einem *Satz* (= «Terrasse», s. *Schweiz. Idiotikon* 7, 1526), am Südosthang des Gurtens, liegt *Kehrsatz* (*Kersaz* 1281, 1281/2, *Cherzaz* 1284, *Kersatz* 1293, 1295 und oft, s. *Fontes rerum Bernensium* III—VIII), heute gesprochen *Chẹrsatz* (nach dem Schriftbild), *Chärsiz*[2], *Chäserz* (verbreitetste Form), *Chäsiz*.

---

lohe», portg. *caspacho* «Gericht aus Brot, Essig, Tomaten usw.», Algarve *gaspašo* «Gericht aus Öl, Essig, Lauch usw.» (*Rev. Lusit.* 7, 125), portg. (trasmont.) *gaspoia* «Art Tresterwein», südwestfrz. *gaspa* «marc de raisin» (Gironde, Tarn, s. *ALF* 1620), «grappe de raisin» (béarn.; Aude, Hérault, s. *ALF* 1832; in der Bedeutung beeinflußt von *rasp-* und *grappe;* vgl. *graspiła* «grappiller» Haute-Garonne 780). — Das Gefäß, in dem die Trauben zerstampft wurden, wurde durch eine Ableitung mit *-io-* von **kassipā* bezeichnet, die fortlebt in mlat. (apiemont.) *caspium,* canav. *kaspi*, monferr. bergam. *caspe*, com. *caspio* «recipiente del torchio da vino; quantità di vinacce che vi si spreme per ogni volta».

[1] *Cartulaire de Lausanne;* ebd. auch *Willermus* < *Willelmus; l* vor Labialen wird in westschweizerischen Mundarten häufig zu *r*.

[2] In Zusammensetzungen wird häufig der Vokal des zweiten Gliedes geschwächt (*Vorsass* > *Voršəs*, *Elsass* > *Elsis*), der des ersten gekürzt (s. R. Brandstetter, *Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart* 62 ff.), und häufig ist mit der Kürzung des Vokals Öffnung verbunden: *Chẹrsatz* > *Chärsiz*, *zen wīhen nahten* > *wịnachte* (so im Guggisberg, Kt. Bern), *hīnacht* > *hịnecht*, **fūfzähe* > *fụ̈fzähe*, usw.; ich spreche in *grọsmueter* ein offeneres *o* als in *grōss*.

Butter- und Käsmilch werden wohl überall als Schweinefutter verwendet. Südfrz. heißen sie *gaspa* (s. *ALF* 1605). *gaspa* bezeichnet auch andere Abfälle, die als Futter für die Schweine oder fürs Vieh verwendet werden: norm. *gâpe* «résidu du battage du sarrazin, de l'orge» (*Rev. des pat.* I, 40; Fleury, *Essai sur le patois normand de la Hague* 199); es drang auch ins Baskische: *kaspa* «Weizenhülse»; Ableitungen: *gaspailles* f. pl. «ce que le van rejette à terre», 1516, Poitou (s. Godefroy); afrz. *gaspail* «criblure du blé» (Dict. gén.), *jeter a waspail* «gaspiller» (*L'Escoufle*); davon abgeleitet limous. *gaspalhar*, westfrz. *gapailler* «gaspiller». Neben *gaspailles* (mit dem Suffix von *menuailles* «Kleinigkeiten», *grenaille* «graine de rebut») bestand wohl auch, in gleicher Bedeutung, **gaspilles* (mit dem Suffix von *remasilles* «Überbleibsel», *ramilles, broutilles* «Reisig»); davon frz. *gaspiller* (in vielen Mundarten *gapiller*, mit regelrechtem Schwund des *s*). Da die Sippe von *gaspa* also auch in Gebieten vorkommt, wo altes *g*^{a}- zu *dž-*, *dz-*, *ž-* wird, da zudem im Nordosten sich *waspail* findet, kann *gaspa* nicht auf altem **gaspā* beruhen, sondern muß auf **guaspa* < **waspā* zurückgehn. Neben Entsprechungen von **waspā*, finden sich im Romanischen auch Ableitungen von Entsprechungen von **wospā:* gasc. *gouspilha,* bei Brantôme, Ronsard *gouspiller* «gaspiller»[1]. Im Gallischen wurde *wo-* sehr oft zu *wa-*, s. J. Loth, *Rev. celt.* 37, 311; gall. **waspā* ist also eine sekundäre Entwicklung von **wospā*. Gall. **wospā* ist eine Ableitung mit *-pā* < *-k*^{u}*ā* vom Stamme **wes-* «nähren», wozu kymr. *guest* «Schmaus», ir. *feiss, fess* «Fest» (< **wes-ti-*), ags. *wist* «Nahrung, Fest» (< **wes-ti-*), lat. *vescor* «sich nähren» (< **wes-scor*, ähnlich gebildet wie die bedeutungsverwandten lat. *pasco*, gr. *βόσκω, βιβρώσκω, μεθύσκω, χορέσκω*), mit derselben Ablautstufe wie ahd. *wastel* (> frz. *gâteau*) «Kuchen». **wospā*, **waspā* bedeutete also ursprünglich «Nahrung», woraus in der verachteten Sprache der gallischen Landbevölkerung «Futter, für die Schweine, das Vieh».

Neben **wospā* (> **waspā*) war eine Bildung **wes-pā* möglich (mit anderer Ablautstufe des Stammes). **wespā* zeigt eine ähnliche Bedeutungsentwicklung wie **wospā:* es bezeichnete das Futter für das Vieh, die Weide[2], denn von **wespā* ist abgeleitet **wespiā*, «Alpbach», woraus *Vespia* 1100 > deutsch *Visp*, im Oberwallis. Der französische

---

[1] Westfrz. *gouspiller* «couper en petits morceaux, gâter un objet en le coupant» (Favre, Lalanne) ist in der Bedeutung beeinflußt von **coupiller*, Ableitung von *couper*.

[2] Ein Ausläufer der Scheerhörner (Uri) heißt *Wespen*, wohl eine Kürzung für **Wespenhorn*, nach einer Alp **Wespen* < gall. **wespon-*, Diminutiv von **wespā*.

Name der *Visp* lautet *Viège*, das auf ein spätgallisches **Wesbia* zurückgeht (*Vesbia* 1213, 1234)[1].

Wie man von **wes-* ein **wespā* «Weide» bildete, so bildete man vom synonymen Stamme **al-* (lat. *alo*, ir. *alim*, anord. *ala* «nähren») ein **alpā* oder, älter, **alpi-*, ebenfalls in der Bedeutung «Alpweide». **alpis*, **alpā* lebt überall in den Bergen, in romanischem wie in deutschem Sprachgebiet, volkstümlich nur in der ursprünglichen Bedeutung; die geographische, *Alpes* = die Alpen, ist gelehrt. Aus dem Plural **alpās* stammt *Albis*, am Zürichsee.

---

[1] Zum Wandel **Wespia* > **Wesbia* vgl. den Wandel *sk* > *sg* (mit stimmlosem *g*) im Neuirischen und Neukymrischen (Pedersen I, 120, 75—77); auch fürs Spätgallische erweisen lateinische Glossen und romanische Entsprechungen, neben **wriskon-* «Mäusedorn» (> **briskon-*), ein gleichbedeutendes **wrisgon-* (> **frisgon-*), s. Jud, *Rom.* 49, 398.

Küsnacht b. Zürich. *J. U. Hubschmied.*

Que signifie *Val-de-Ruz?*[1]

Le Val-de-Ruz, qui constitue un des six districts du canton de Neuchâtel, est un large vallon compris entre deux chaînons du Jura qui s'incurvent en sens contraire. Il est traversé par un modeste cours d'eau à débit très variable, le Seyon. Cette cuvette verdoyante ne compte pas moins d'une trentaine de kilomètres carrés de terres cultivables, au milieu desquelles se sont développés vingt-deux villages. L'origine du nom qui désigne une portion si considérable du territoire neuchâtelois a naturellement sollicité l'attention des étymologistes, mais les explications qu'ils ont données sont loin d'être concordantes et aucune ne saurait résister à un examen critique sérieux.

Les amateurs de solutions faciles n'ont pas eu à chercher bien loin une interprétation. *Ruz* est une appellation bien connue dans le Jura neuchâtelois pour désigner un ruisseau de montagne plus ou moins torrentiel. Quoi de plus simple, dès lors, en s'appuyant sur l'orthographe actuelle, que de voir dans *Val-de-Ruz* la «vallée du ruisseau»? C'est l'explication du doyen Bridel[2] et de bien d'autres avant et après lui. Un archiviste genevois, auquel les anciennes formes du mot n'étaient pas inconnues, s'en est contenté,[3] et on la trouve encore chez l'auteur du plus récent travail d'ensemble sur l'origine des noms géographiques neuchâtelois[4]. Déjà en 1815 elle faisait si peu de doute dans l'esprit d'un ressortissant du Val-de-Ruz établi à Berlin, qu'il n'hésite pas à baptiser sa vallée natale *Das Bachthal*, dans un article écrit pour une revue allemande[5].

---

[1] Cette simple note étymologique, dont la substance a fait l'objet d'une communication présentée à la Société d'histoire de Neuchâtel, a dû être substituée au travail que l'auteur destinait au présent volume, et que des raisons de santé ne lui ont pas permis de terminer.

[2] *Glossaire du patois de la Suisse romande*, v° *ruz*. Pour Bridel, *ruz* est naturellement un mot celtique.

[3] L. Dufour-Vernes, dans l'*Almanach de la Suisse romande*, Genève 1885, p. 114.

[4] L. Perrin, dans le *Bull. de la Société neuch. de Géographie*, t. V, p. 22.

[5] F. H. Dubois, *Das Schweizer Bachthal in Neufchatel als Muster eines Vereins freier Landbewohner*, dans *Freimüthige Blätter für Deutsche*, cahiers 6 et 7 (1815—16). Dubois justifie sa traduction p. 151 de la première partie de son article. Cf. *Musée neuchâtelois*, 1880, p. 89.



Les partisans de cette étymologie négligent de nous dire pourquoi on trouve toujours *Val-de-Ruz* et non *Val-du-Ruz*, comme l'exigeraient les règles élémentaires de la syntaxe, si ce nom signifiait réellement «vallée *du* ruisseau». De plus, toute vallée digne de ce nom étant chez nous arrosée par un cours d'eau, on doit se demander comment l'appellation «Val du ruisseau» aurait permis de distinguer le Val-de-Ruz de n'importe quelle autre vallée et aurait pu remplir la fonction qui est la seule raison d'être d'un nom propre géographique. A cela s'ajoute que le terme de *ruz* ne convient point au Seyon et ne lui est jamais appliqué[1]. Ces objections sont du reste secondaires en regard du fait capital que *Val-de-Ruz* n'est qu'une forme relativement récente et que le latin RIVUS, dont dérive *ruz*, est absolument impuissant à rendre compte de la longue série des formes anciennes que nous énumérons plus loin.

«Le mot Val-de-Ruz paraît signifier, à première vue, Vallée du Ruz, mais un examen plus attentif lui donne comme étymologie Vallée de Rodolphe», déclare le *Dictionnaire géographique de la Suisse* (t. VI, p. 151), et c'est effectivement cette interprétation plus érudite qu'ont adoptée de préférence les chercheurs documentés et les connaisseurs de l'histoire neuchâteloise. Elle a été indiquée sommairement par Matile[2] et plus longuement motivée par Gatschet[3], qui cite à l'appui un certain nombre de formes tirées de documents du moyen âge. Jaccard[4] les augmente encore et se rallie pleinement à l'étymologie «Val de Rodolphe», mais sans en donner la raison d'être historique. Une explication a été tentée par certains chroniqueurs neuchâtelois dès le commencement du XVIII[e] siècle. L'annaliste Jonas Boyve relate, à la date de 1132, que la Seigneurie de Valangin était à cette époque inhabitée et ne contenait que «du bois et de la broussaille». Le nouveau comte de Neuchâtel, Raoul ou Rodolphe II, entreprit d'en défricher une partie avant de remettre cette terre en fief à son frère Berthold. Il commença par l'endroit le plus proche de Neuchâtel, où il bâtit le village de Fenin. «C'est

---

[1] L'explication ne devient pas plus plausible si on admet qu'il ne s'agit pas du Seyon, mais des petits *ruz* qui se trouvent dans la vallée, comme le font Dufour, *loc. cit.*, et Egli, *Praktische Schweizerkunde* (4[me] éd., p. 35, n. 6), qui traduit: «Thal der Runsen oder Schluchtgräben». Où a-t-on jamais rencontré Val-*des*-Ruz?

[2] *Histoire de la Seigneurie de Valangin*, p. 14.

[3] *Ortsetymologische Forschungen*, p. 206—7.

[4] *Essai de toponymie*, p. 401. Voir aussi Pierrehumbert, *Dictionnaire historique du parler neuchâtelois*, article *Vau-de-Reu*, complété dans le *Supplément*.

à cause du comte Raoul, ajoute Boyve, que ce val prit le nom de *Vallis Roduli* ou *Val de Raoul* ou de *Rud*. Il a été nommé dans la suite du temps *Val-de-Ruil* ou de *Viruil*, enfin on lui a donné le nom de *Val-de-Ruz* qu'il a aujourd'hui, soit par corruption des noms ci-dessus, soit à cause du ruisseau qui y passe; mais dans les anciens actes qu'on dressait en latin, il est toujours appelé *Vallis Roduli*»[1]. Boyve ne fait que répéter, dans ce passage, les assertions d'une *Histoire abrégée* de Neuchâtel écrite peu avant les *Annales*, mais il a amplifié la partie étymologique. L'auteur anonyme se contentait en effet de terminer son récit par la remarque: «On prétend que ce fut à cause de ce comte Raoul que ce vallon fut nommé *Vallis Roduli* ou *val de Raoul* ou de *Rud*»[2].

A en croire ces historiens, le Val-de-Ruz serait donc la «vallée de Rodolphe» parce qu'un comte de Neuchâtel portant ce nom l'aurait défriché au XIIe siècle, pour l'inféoder ensuite à son frère cadet. «Des services aussi considérables devaient se perpétuer dans la mémoire des habitants et la vallée garder le nom du bienfaiteur», conclut Matile[3]. Malheureusement rien n'est moins authentiquement établi que les faits allégués par Boyve et sa source. Ils ne sont confirmés par aucun document historique[4] et sont partiellement en contradiction avec des données parfaitement sûres. L'inféodation de la Seigneurie de Valangin au XIIe siècle par Rodolphe de Neuchâtel à un de ses frères, qui ne peut en tout cas pas être Berthold, est sérieusement contestée[5] et il est hors de doute que le Val-de-Ruz était habité bien avant cette époque. L'un de ses villages, Saint-Martin, apparaît déjà en 998 dans le plus ancien document neuchâtelois connu, la charte de fondation de l'abbaye de Bevaix. Une vallée de cette importance n'était sûrement pas restée anonyme, et même en admettant que Rodolphe ait eu des droits sur ce territoire et ait contribué à son peuplement au XIIe siècle, il serait bien singulier

---

[1] Boyve, *Annales de Neuchâtel et Valangin,* t. I, p. 134—135.

[2] *Abrégé de l'histoire du comté de Neuchâtel depuis 1035,* ms. à la Bibl. de Neuchâtel, p. 10.

[3] *Histoire de la Seigneurie de Valangin,* p. 14.

[4] Il est vrai que Matile s'appuie sur les *Mémoires* du chancelier de Montmollin (1628—1703), qui donnent des détails sur la colonisation entreprise par Rodolphe et mentionnent, d'après le manuscrit perdu du chanoine Baillods, un acte de 1152 qui s'y rapporterait (t. II, p. 77). Mais les prétendus *Mémoires* de Montmollin ne sont qu'une mystification du XVIIIe siècle, dont l'auteur amplifie Boyve en alléguant des sources fictives.

[5] Voy. Ch. Chatelain, *Les Sires de Valangin et l'évêque de Bâle,* dans le *Musée neuchâtelois,* 1895, p. 181 et suiv.



qu'on l'ait baptisé «vallée de Rodolphe» précisément au moment où on lui donnait un autre seigneur.

Quoi qu'il en soit, les considérations historiques ne sauraient à elles seules infirmer absolument l'étymologie «vallée de Rodolphe». En tant que formation toponymique, la combinaison du mot *Val* avec un nom de personne, comme dans *Vaugirard*, ne présente rien d'anormal. S'il est impossible d'identifier le Rodolphe ou Raoul qui aurait donné son nom au Val-de-Ruz, on pourra toujours prétendre que la faute en est uniquement à la pénurie de documents. Laissant donc de côté cet aspect de la question, il convient d'examiner, pour se faire une opinion définitive, si, au point de vue purement formel, l'identification du prénom Rodolphe avec le second élément de *Val-de-Ruz* est aussi bien fondée que le croient ses défenseurs.

Pour donner à nos conclusions une base aussi solide que possible, nous ne nous contenterons pas d'opérer avec un nombre restreint de formes choisies, mais nous réunissons ci-dessous toutes les mentions du Val-de-Ruz antérieures au quinzième siècle que renferment les recueils de documents, ainsi qu'une collection de formes postérieures à cette date, empruntées à des imprimés ou à des pièces d'archives. Il n'a été tenu compte que des documents conservés en originaux, à l'exception d'un petit nombre de cas où existent d'anciennes copies vidimées.

Formes latines.

Année 1185: Petro capellano de *Rodolio* (Trouillat[1], I, p. 26); on lit *Rotolio* dans une double du même acte (Matile[2], I, p. 27). — 1267: in valle de *Roerio* (ib., I, p. 137). — 1269: de allodio in *Rodolio* (*Fontes*[3], II, p. 731); Matile, I, p. 144, imprime *Rotolio*. — 1294: de valle *Rodulli*, trois fois (Matile, I, p. 246—7). — 1296: in valle *Rodolii* (ib., I, p. 256). — 1296: in valle *Roduli* (ib.). — 1303: de, in valle *Rodollii*, trois fois; in valle *Rodolii* (ib., I, p. 277). — 1309: in valle *Rodoli* (ib., I, p. 302). — 1317: vallem *Rodolii*, in valle *Rodollii* (ib., I, p. 331—2). — 1317: vallem nostram *Rodollii*, in valle *Rodollii* (ib., I, p. 332; mêmes formes Trouillat, III, p. 250, copie de 1436). — 1317: Heinrico de Valle *Rodali* (*Fontes*, IV, p. 727). — 1324: in valle *Roduli* (Matile, I, p. 358). — 1349: in valle *Rodulli*, deux fois (ib., II, p. 637—8). — 1354: in valle *Roduli*, trois fois; vallis *Roduli* (ib., II, p. 705—6). — 1365: Jequetus de

[1] *Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle.* Porrentruy, 1852—1867.

[2] *Monuments de l'histoire de Neuchâtel.* Neuchâtel, 1844—1848.

[3] *Fontes rerum Bernensium.* Bern, 1883—1908.



Valleroduli (*Fontes,* VIII, p. 649). — 1401: in valle *Roduli* (*Reconn. Bachie,* f° 1, Arch. N.[1]). — 1406: in valle *Roduli* (U[5] n° 6, Arch. N.) — 1478: in valle *Rotuli* (*Spruchbuch* H, p. 319, Arch. Berne). — Commenc. du XVI° s.: de valle *Roduli* (*Chanoine anonyme,* éd. 1884, p. 158; id., p. 159).

Formes françaises.

Année 1270: dou vaut de *Ruil* (Matile, I, p. 148, imprimé *vaus*). — 1276: in valle de *Ruy* (ib., I, p. 161). — 1278: ou Val de *Rue* (ib., I, p. 170). — Vers 1280: ou *Vauderuel,* vau de *Ruel* (ib., I, p. 180—1). — 1285: ou Vaul de *Ruy* (ib., I, p. 208). — 1285: curatus sancti Martini de *Ruil* (*Fontes,* III, p. 390). — 1295: ou Val de *Ruey* (Matile, I, p. 252). — 1296: le valt de *Ruey,* deux fois (ib., I, p. 257). — 1307: ou vauz de *Ruhi* (ib., I, p. 292). — 1311: le vaul de *Ruyt,* ou vaul de *Ruyl* (ib., I, p. 312; *Fontes,* IV, p. 468). — 1332: Vau de *Ruyt,* Vau de *Ruys* (Matile, I, p. 401). — 1337: in valle de *Rou,* de *Rouz* (ib., I, p. 447, 451). — 1338: ou vaul de *Ruel* (ib., I, p. 458). — Vers 1350: ou Vaul de *Ruyl,* ou Val de *Roye* (*Rentier de Valangin,* f°s 5, 12. Arch. N.). — 1353: Berthier fauco dou *vaulderriou,* dou *vauderruil* (*Extente de Neuch.,* f° 27 et répertoire. Arch. N.). — 1355: les gentz dou *Vaulderruil* (Matile, II, p. 737). — 1357: le Vaul de *Ruyl,* vaul de *Ruyt* (ib., II, p. 763—4). — 1360: le vaul de *Rue,* trois fois (ib., II, p. 825). — 1360: dou Vau de *Ruil,* deux fois (ib., II, p. 827). — 1374: dou vaul de *rouict* (K[18] n° 24, f° 39 v°. Arch. N.). — 1377: Vaul de *Ruez* (ib., f° 42 v°). — 1399: *vaulderuit* (ib., f° 47). — 1402: *vauderuit* (ib., f° 48). — 1412: ou *vaulderuit* (Q n° 52. Arch. N.). — 1414: ou Vaux de *Ruit* (C n° 39, copie XVI° s. Arch. N.). — 1443—46: ceulx du *Vaulderuel,* deux fois (*Mus. neuch.*[2], 1905, p. 59, 60). — 1474—75: Vaul de *Ruz* (ib., p. 135). — 1503: *Valderue* (ib., 1906, p. 95). — 1522: *Vaulx de Reulx* (ib., p. 163). — 1541: *Voderux* (ib., 1907, p. 39). — 1545: Vaulx de *Ruz* (*Reconn. Valangin,* f° 3. Arch. N.). — 1552: *Vauderuz* (*Mus. neuch.,* 1907, p. 71).

Formes allemandes.

Année 1336: Amisen von *Rútols* (*Fontes,* VI, p. 274). — 1339: Wernherus quondam de *Rútols* (ib., VI, p. 485). — Commenc. du XV° s.: Ich und mine lút ze *Rútels* (*Lettre de Guill. d'Arberg.* Arch. Bienne

---

[1] Archives de l'Etat de Neuchâtel.

[2] *Musée neuchâtelois.* Recueil d'histoire nationale et d'archéologie. Neuchâtel, 1864 et suiv.

92, 59). — Vers 1425: zugent die von bern gen *rütols* in daz tal; . . . und alsbald man von *Rütols* kam (Justinger, *Berner-Chronik*, éd. Studer, p. 164–5). – 1515: *Růtolffstall* (*Lettre de l'évêque de Bâle.* Arch. N., H [15] n° 5). — 1516: *Rutelfstal* (ib., H [15] n° 30). — 1520: *Rútolffstal,* deux fois (*Prononc. de la Diète de Baden.* Expédition scellée. Arch. N., S [5] n° 6); dans une copie du XVI[e] s.: *Růttolffstaal, Růdolffstaal* (ib., F [12] n° 19). — 1523: den halben teyl des *Rutelffstal* (ib., *Manuel des baillis,* f° 129). — 1537: des thalls genampt *Růdolffstall* (Jeanjaquet, *Traités de Combourgeoisie,* p. 285).

Il est superflu d'analyser longuement ce tableau pour arriver à la conclusion qui s'impose à première vue: la concordance présumée entre *Ruz* et *Rodolphe* n'est confirmée en aucune manière par les formes anciennes, qu'elles soient latines, françaises ou allemandes. Si *Ruz* de *Val-de-Ruz* représentait *Rodolphe,* les scribes du moyen âge n'auraient eu aucune hésitation à le traduire en latin par *Rodulphus, Rodolphus, Rudolfus,* qu'ils emploient constamment dans les actes latins où interviennent les nombreux comtes de Neuchâtel porteurs de ce nom, héréditaire dans leur famille. Or on ne trouve pas une seule fois *Val-de-Ruz* traduit par *Vallis Rodulphi.* Le *Dict. géogr. de la Suisse* allègue bien *Vallis Rudolfi* en 1115, mais on ne connaît aucune mention du Val-de-Ruz antérieure à 1185, et il y a évidemment confusion avec un acte de 1115 qui se rapporte à *Vaulruz* dans le canton de Fribourg (*Fontes,* I, p. 366). Matile cite aussi *Vallis Rodolli* ou *Rodolfi, Val de Raoul,* sans date, et Jaccard *Vallis Rodulfi,* 1317. Jusqu'à preuve du contraire, nous tenons ces *Rodulfi*, *Raoul* pour fondés seulement sur le désir des auteurs d'étayer leur thèse. Les seules formes attestées[1] sont successivement *Rodolium* ou *Rotolium, Vallis Rodollii, Rodulli*, *Roduli.* Aucune ne saurait passer pour l'équivalent de *Rodolphe.* On rencontre une fois *domini Roduli* pour *Rodolphe* dans les *Monuments* de Matile, en 1311 (p. 309), et Gatschet n'a pas manqué d'en faire état. En réalité, l'original ne porte pas *Roduli*, mais *Rodli* avec une barre sur l'*l*, et il n'y a pas de raison d'y voir autre chose que l'abréviation de *Rodulfi.*

L'examen des formes françaises ne donne pas un résultat moins négatif. Dans les chartes neuchâteloises des XIII[e] et XIV[e] siècles, l'équivalent français de *Rodulphus* se présente sous une forme assez stable, dont les variantes s'expliquent suffisamment par les restes de déclinaison

[1] La variante isolée de 1267 *Roerio* est sans doute une erreur de copiste pour *Roelio* et se rattache aux formes françaises. L'acte provient de la chancellerie de l'évêque de Lausanne. *Rodali* en 1317 sera aussi une leçon erronée de *Roduli.*

et les caprices de l'orthographe. Pour ne citer que quelques exemples pris dans les *Monuments* de Matile, on lit: *Roul, Rolz* (vers 1280, p. 179, 181), *Roul* (1307, p. 291), *Roulz, Roul* (1307, p. 292), *Royz, Roz* (1311, p. 312), *Rol* (1316, p. 325), *Roufz* (1325, p. 373), *Rou* (1329, p. 385), etc. Notre collection d'anciennes formes françaises de *Val-de-Ruz* ne renferme qu'un seul cas de concordance avec le prénom *Rodolphe;* c'est celui de 1337: *in valle de Rou, Rouz.* Mais que signifie cette variante isolée en regard des innombrables *Ruil, Ruy, Ruel, Ruey*, etc., qui interdisent toute identification? Le hasard a parfois réuni dans le même acte le nom de Rodolphe et celui du Val-de-Ruz; ils sont entièrement dissemblables: *monsegnour Roul*, mais *vauz de Ruhi* (1307); *Roz*, mais *vaul de Ruyt* (1311). Il ne saurait y avoir de preuve plus tangible de l'absence de rapport entre les deux noms.

Les partisans de la «vallée de Rodolphe» ont naturellement trouvé un de leurs principaux arguments dans le *Rudolfstal* allemand, que les publications officielles de la Confédération suisse accolent avec persévérance, mais sans utilité, au nom du district du Val-de-Ruz[1]. L'inspection de notre tableau montre que cet argument est aussi illusoire que les autres et que *Rudolfstal* n'est qu'une modification par étymologie populaire de l'ancien *Rûtols tal.* Elle a pris naissance au cours du XVIe siècle et nos exemples permettent de suivre les étapes de la transformation.

Si le second terme de *Val-de-Ruz* ne représente ni un appellatif (RIVUS ou autre), ni un nom de personne, il reste la possibilité d'y voir un nom de localité qui aurait donné son nom à la vallée, comme c'est le cas dans *Val de St-Imier*, *Val d'Illiez*, *Val de Bagnes*, etc. Il est vrai que la toponymie actuelle de la contrée ne fournit aucun nom qui puisse entrer en ligne de compte; mais le motif n'est pas suffisant pour faire écarter d'emblée cette solution. Il faut prendre en considération les changements qui ont pu se produire sans que nous en ayons connaissance. A part la donation du village de St-Martin, avec son église, à l'abbaye de Bevaix en 998 et celle de Coffrane au Prieuré de Corcelles en 1092, nous ignorons tout de l'histoire du Val-de-Ruz

[1] Cette forme n'existe aujourd'hui que sur le papier et les recherches des champions du Deutschtum pour la découvrir dans la tradition orale sont restées sans résultat. Voy. Blocher und Garraux, *Deutsches Ortsnamenbüchlein für die Westschweiz,* p. 15, et cf. Blocher, dans *Monatsschrift für Stadt und Land* (Berlin), 1902, p. 821: «den Namen Rudolphsthal für das Neuenburgische Val de Ruz habe ich nie gehört und überhaupt nur bei Tschudi gefunden». Sur les formes modernes de l'allemand bernois pour *Val-de-Ruz,* voir p. 448.



jusqu'au XIII[e] siècle. Mais l'archéologie nous enseigne que cette région a été, en territoire neuchâtelois, une de celles où la civilisation romaine a le plus fortement pris pied. Nulle part dans ce canton on n'a mis au jour plus de vestiges de constructions remontant à l'époque gallo-romaine. Sans qu'on ait fait de fouilles systématiques, on en a relevé à Saules, à Fontaines, au Closel Mordigne, à Chézard, à Villiers[1]. Certaines d'entre elles, comme la villa de Chézard, témoignent de l'existence d'établissements importants[2]. L'extrémité nord-est du Val-de-Ruz, que d'antiques voies de communication reliaient au Val de St-Imier, a dû être un passage fréquenté et posséder dès l'époque romaine quelque agglomération notable. C'est près de Dombresson que fut découvert, il y a un siècle, un amas de 420 monnaies romaines, dont la plus récente appartenait au temps de Néron[3]. Le village de Savagnier indique aussi par la formation de son nom[4] un établissement gallo-romain. Le patronage sous lequel sont placées les deux églises voisines de Saint-Martin et de Dombresson atteste de même une fondation très ancienne, remontant peut-être jusqu'aux débuts du christianisme dans la région[5].

En tenant compte de tous ces faits, il nous semble licite d'admettre que le Val-de-Ruz ait pu tirer son nom de la localité principale de cette partie du pays pendant les premiers siècles de notre ère et que cette localité ait été détruite au cours des invasions barbares, à une date qu'il n'est pas possible de préciser. Une autre possibilité serait que l'appellation chrétienne de Dombresson ou de Saint-Martin ait supplanté un ancien nom indigène, de la même manière que *Saint-Blaise*, près de Neuchâtel, a fait disparaître *Arins*.

---

[1] W. Wavre, *Musée neuchâtelois,* 1905, p. 155.

[2] «Les fouilles de Chézard démontrent qu'au Val-de-Ruz, du temps des Romains, il y avait des constructions de luxe, et par conséquent une culture développée». Mandrot, *Musée neuchâtelois,* 1871, p. 250.

[3] *Catalogue des médailles trouvées dans le mois de septembre 1824 à Dombresson*, publié par la Société d'Emulation patriotique (Neuchâtel, 1825), p. 2.

[4] Dérivé de *Salvanius,* forme secondaire du nom d'homme *Silvanius,* par le suffixe gallo-romain *-acus.* C'est l'équivalent du *Salvagny* fribourgeois, sur lequel voy. Stadelmann, *Arch. de la Soc. d'histoire de Fribourg,* t. VII, p. 283.

[5] Benzerath, *Die Kirchenpatrone der alten Diözese Lausanne im Mittelalter,* p. 104—110. *Dombresson* suppose une formation *Dominum Brictionem* comme cas régime de *Dominus Brictius.* Cf. en France *Saint-Brès* (Haute-Saône) à côté de *Saint-Bresson* (ib.). Saint Brice, évêque de Tours, mort en 444, fut le successeur de saint Martin.

Si l'on concède que les choses ont pu se passer ainsi, le problème de l'origine de *Val-de-Ruz* se posera de la façon suivante: y a-t-il dans l'onomastique gallo-romaine, telle que nous la révèlent les contrées plus riches en documents que la nôtre, un nom qui puisse rendre compte des diverses variantes attestées par notre dépouillement des anciens textes?

La terminaison concordante des trois types primitifs auxquels renvoient nos sources: latin *Rotolium*, *Rodolium*, français *Rueil*, *Ruil*, allemand *Rútol*(*s*)[1], fait immédiatement songer au suffixe gaulois *-oialos*, latinisé *-oialum* et assimilé de bonne heure à la terminaison *-olium*, qui entre dans la composition d'un grand nombre de noms de lieux de la France terminés en *-euil* (aussi *-eil*, *-eau*, *-uéjols*, etc., suivant les provinces): *Argenteuil*, *Mareuil*, *Nanteuil*, etc. Dans la série des principales formations de ce genre qu'a réunie Longnon[2], il s'en trouve une dont le radical fournit aussi une excellente base au type hypothétique que nous cherchons à reconstituer, c'est *Rotoialum*, forme originelle des noms de *Reuil* (Marne, Oise), *Rueil* (Eure-et-Loir, Seine-et-Oise) et autres localités de moindre importance[3]. Par une coïncidence inespérée, on rencontre même dans le département de l'Eure le nom de *Vaudreuil*, qui offre la combinaison du nom de lieu avec le substantif *val*. Déjà attesté au VI[e] siècle par Grégoire de Tours sous la forme *villam Rotoialensem*, ce nom a évolué dans la suite d'une manière tout à fait analogue à celle de notre *Val-de-Ruz*. On lit *Vallis Rodoïli* chez l'historien Guillaume de Jumièges (XI[e] siècle), *Vallis Ruolii* (1195), *Vallis Rodolii* (1211), *Vallis Ruellii* (1353), *Val de Reul*, *Ruil*, *Vauldreuil*, *Vauldreulx* (1607) etc. C'est finalement la forme *Vaudreuil* qui a prévalu et est conservée dans l'appellation des communes de *Notre-Dame-du-Vaudreuil* et *Saint-Cyr-du-Vaudreuil*[4]. On ne saurait désirer de parallèle plus probant pour appuyer l'étymologie de *Val-de-Ruz.*

---

[1] L'*s* appartient proprement au génitif *Rútols tal.*

[2] *Les noms de lieu de la France*, p. 65—69.

[3] Le *Dictionnaire des Postes* de France enregistre 6 *Reuil*, 4 *Rueil*, 3 *Ruel*, 35 *Rieux;* une documentation historique permettrait seule de déterminer ceux de ces noms qui remontent sûrement à *Rotoialum*. Il s'agit en tout cas d'une appellation qui n'était pas rare. Le radical *roto* est le même qui figure dans *Roto-magus*, devenu *Rouen*.

[4] Voir Blosseville, *Dictionnaire topographique du département de l'Eure*, p. 227; Holder, *Alt-celtischer Sprachschatz*, II, p. 1233, art. *Roto-ialus;* Longnon, *Noms de lieu de la France*, p. 68; cf. aussi *Géographie de la Gaule au VI[e] siècle*, p. 360. *Reuil* du département de la Marne apparaît sous la forme *Rodolium* en 1178, *Rueil* en 1225, etc. Voir Longnon, *Dictionnaire topographique du département de la Marne*, p. 227.

La base gauloise *Rotoialos* s'est latinisée chez nous comme en France en *Rotolium,* dont le *-t-* intervocal s'est affaibli de bonne heure en *-d-* pour disparaître complètement, suivant la règle, dans les formes françaises *Rueil, Ruil,* etc. L'allemand seul, conformément à ses habitudes, conserve intact le *-t-* dans son *Rütol(s)*, tout en reculant l'accent sur l'initiale.

Le développement de la terminaison *-olium* présente dans les textes de grandes variations, qui s'expliquent par les divergences locales de prononciation, l'embarras des scribes à les rendre ou leur négligence à transcrire un nom propre qui leur était étranger. La tendance plus ou moins marquée à la francisation des graphies augmente encore leur incertitude. La notation la plus fréquente *Ruyl, Ruil* représente probablement une prononciation *Rüḷ*, qui, en passant par *Rüy,* aura donné le *Rü* actuel, orthographié *Rux, Ruz* dès le XVI[e] siècle. Mais, à en juger par les nombreux *Ruyt, Ruit,* qui alternent dans certains actes avec *Ruyl*, la prononciation *Rüi* a dû aussi exister. *Ruel, Ruey* indiquent un développement en *-ọ̈ḷ, -ọ̈y,* analogue à celui du français; la chute de la consonne finale conduit à *Vaul de Ruez, Vaulx de Reulx* (1522), qu'on retrouve dans le patois *Vọ̈drọ̈,* à la Chaux-de-Fonds, et dans la forme du français populaire actuel, employée surtout pour désigner l'habitant du Val-de-Ruz[1]. Cf. aussi *Vọwdrö̃y*, relevé dans le patois d'Orvin. L'analyse des variations du nom dans les divers patois de la contrée aurait peut-être permis d'en préciser mieux l'évolution phonétique. Cette étude n'est plus possible aujourd'hui que le patois est éteint. D'après les renseignements que nous possédons[2], *Vọdrū* était la prononciation patoise habituelle au Val-de-Ruz. Nous l'avons recueillie autrefois chez un patoisant de Coffrane, M. Pierrehumbert l'a notée pour Montmollin et M. Muret à Savagnier[3]. C'est aussi *Vau-d'Roue* qu'emploie G. Quinche dans son patois de Valangin[4]. On retrouve *Vọdruə* à Lamboing et à Diesse (Montagne de Diesse, canton de Berne) et *Bọdəruə* en est l'adaptation à l'allemand bernois[5]. Dans les anciens textes, il

---

[1] Voir Pierrehumbert, *Dictionnaire historique du parler neuchâtelois*, art. *Vau-de-Reu.*

[2] M. E. Muret nous a aimablement communiqué les quelques formes orales recueillies au cours de son enquête sur les noms de lieux neuchâtelois, M. F. Fankhauser celles qu'il a notées à Orvin, Lamboing, Diesse et dans le dialecte allemand bernois.

[3] Mais *Vọdrü* pour Villiers et *Vọdrṻ* au Val-de-Travers.

[4] Voy. dans le recueil *Le patois neuchâtelois,* p. 22, 23.

[5] Matile, *Hist. de la Seigneurie de Valangin*, p. 14, signale déjà le bernois *Boden Ruher;* Blocher et Garraux, *Ortsnamenbüchlein*, p. 15, notent *Boderued.*

est peut-être permis de reconnaître ce type non seulement dans la forme écrite *Rou* (1337), mais aussi dans la graphie *Rue,* qui apparaît déjà en 1278. Le passage de *ŏ* suivi de consonne palatale à *u*(*ə*) n'a en tout cas rien d'anormal dans le patois du Val-de-Ruz. Il est attesté, par exemple, pour *u*(*ə*) «œil», *ǫrgu* «orgueil», dont les conditions phonétiques sont semblables à celles de *Rotolium*[1].

En somme, lors même que l'explication minutieuse de toutes les variantes ne saurait être donnée, il ressort de l'examen qui précède que l'ensemble des formes anciennes et modernes de *Val-de-Ruz* s'accorde pleinement avec la base *Rotoialum*, attestée pour plusieurs localités françaises. Comme, d'autre part, les indices archéologiques sont favorables à notre hypothèse, nous n'hésitons pas à conclure que *Val-de-Ruz* ne représente ni la «vallée du ruisseau», ni la «vallée de Rodolphe», mais la vallée qui tire son nom de l'endroit disparu nommé *Ruil*, et nous pensons qu'il y a lieu d'ajouter à la liste des localités gallo-romaines de la Suisse romande un *Rotoialum* au sujet duquel l'histoire est complètement muette, mais dont *Val-de-Ruz* perpétue le souvenir.

Neuchâtel. *Jules Jeanjaquet.*

---

[1] Voy. O. Greuter dans l'introduction à son édition de G. Quinche, *Le temps d'autrefois*, p. 27, et les *Tableaux phonétiques des patois suisses romands,* col. 448, n° 49 (Savagnier).

La *Divina Commedia* nei giudizi dell'Hegel, di F. Th. Vischer e di Francesco De Sanctis.

La lettura dei due scritti magistrali di Benedetto Croce: *Francesco De Sanctis e l'hegelismo* e *Sulla storia della critica dantesca*[1] mi invogliò a un esame minuto dei giudizi danteschi dell'Hegel, di F. Th. Vischer e del De Sanctis, con lo scopo di mostrare come l'unità concettuale del punto di partenza si differenziasse a contatto diretto con l'opera di Dante in valutazioni diverse e come la teoria hegeliana, applicata successivamente dai tre critici, si modificasse e si rinnovasse e, rinnovandosi, rivelasse il suo pregio concreto. Accennerò anche alle osservazioni dello Schelling, che esprimono un altro punto di vista tuttora vivo nella critica dantesca.

I.

Quando, nel secondo e nel terzo decennio del secolo passato, l'Hegel teneva le sue lezioni sopra l'estetica, il Vico da circa cent' anni (1725) e il Bodmer da più di mezzo secolo (1763) avevano fermato la loro attenzione sull' originalità poetica di Dante, liberando la critica dantesca dalle interpretazioni moralistiche e didascaliche del medio evo, da quelle intellettualistiche delle poetiche del Rinascimento, nonchè dall'esigenze dei buoni costumi del sei- e settecento. Coi nuovi concetti di storia e d'arte i romantici (soprattutto A. G. Schlegel nel 1792) collocarono Dante nell'età che fu sua, giungendo però ad una valutazione più storica che estetica, a una ricostruzione più del medio evo che dell'arte dantesca.

Nelle lezioni di Berlino A. G. Schlegel, vedendo nella *Divina Commedia,* per il suo carattere teologico-filosofico, l'inizio della poesia moderna, era sotto l'influenza dello Schelling, il quale aveva isolato il poeta dalla sua epoca e gli aveva conferito il valore di un'idea universale, adattandolo alla propria filosofia, giunta nel 1800 all'idealismo trascendentale estetico. Secondo lo Schelling il simbolismo mitologico dell'antichità, nato da tendenze comuni della civiltà, realizzatore della perfetta

[1] Il primo si trova nel volume: *Saggio sullo Hegel,* seguito da altri scritti di storia della filosofia, Gius. Laterza e figli, Bari 1913; il secondo nel volume: *La poesia di Dante,* ivi 1920.



armonia tra l'assoluto ed il particolare, era stato sostituito da una nuova mitologia, creata dalla potente individualità di Dante trasformatrice degli avvenimenti storici e della scienza contemporanea in nuovi simboli. Così fu conseguita la fusione, vagheggiata dai tempi moderni, di religione e poesia, di poesia e filosofia e creato un nuovo genere poetico. Dante avrebbe, se non raggiunta, almeno inaugurata la nuova sintesi dell'infinito cristiano e della storia provvidenziale col finito della natura, da effettuarsi, non più da un solo individuo, ma da tutta una società[1].

Grazie al suo concetto del simbolo, efficace per sé stesso e non significante altre qualità, lo Schelling si salvava dalle interpretazioni unilateralmente allegoriche, che perdevano d'occhio il finito reale per l'infinito ideale, e considerava la filosofia e tutta la scienza dantesca come momenti non isolabili ma risolti nell'assolutezza poetica, come poesia essi stessi. Egli scorgeva in Beatrice e nelle altre donne celesti non tanto il significato simbolico quanto la loro propria vita immediata, in Ugolino e in Ulisse ugualmente la realtà e il mito eterno, e ammirava la plasticità, con cui l'«ingenuo» Dante tratteggiò i suoi caratteri[2]; ma pensava pure che l'arte dantesca, per esser rivolta verso l'infinito, aveva smarrito talvolta la concretezza della natura, p. es. nella raffigurazione geometrica della trinità (*Philosophie der Kunst,* p. 431).

Del resto lo Schelling, secondo la concezione dell'arte - riflesso dell'universo e dell'idea originaria («Urbild»), vedeva nella *Commedia* l'unità organica vagheggiata dalla propria filosofia più che quella dantesca. Anche salutando la Commedia come antesignana della nuova poesia, egli la riferiva a un ideale non ancora formato e non si accostava a ciò che era stato realizzato. Questa visione unitaria e mistica dello Schelling non viene superata, come parrebbe a prima giunta, dalle caratteristiche delle tre Cantiche, plastica la prima, pittoresca la seconda e musicale la terza; chè anche questi tratti non valgono tanto per sé stessi quanto come elementi necessari, equivalenti e non graduabili, dell'unità organica, come note di un'unica armonia («Zusammenstimmung zum Ganzen»).

Subordinando così l'opera dantesca alla propria concezione filosofica e non determinando che incidentalmente nei suoi valori poetici l'identificazione (giustificabile come caratteristica generica) di realtà e di simbolo, lo Schelling, ancorchè si liberasse dalla preferenza per singole parti, non potè portare un contributo alla critica propriamente estetica. Come faceva sboccare la filosofia nell'arte, compimento più pieno della realtà

[1] *Über Dante in philosophischer Beziehung,* Fr. W. J. von Schellings *Sämmtliche Werke* (1802, 1803), Erste Abtlg., V^ter Bd., pp. 152—63 (Stuttgart u. Augsburg, Cotta, 1859).

[2] *Philosophie der Kunst* (Sämmtl. Werke, Erste Abtlg., V. Bd., p. 473).



che non fossero la scienza e la morale (le quali non raggiungono mai il loro compimento definitivo), così risolveva anche in Dante tutti gli aspetti nella sola poesia. L'ibrido organo, tra filosofico ed estetico, dell'«intuizione intellettuale» non gli permetteva di sceverare l'arte dalla non arte.

A un principio estetico fondato sur una distinzione, sia pure arbitraria, si era invece informato, come notò il Croce[1], il Bouterweck che, nonostante la sua scarsa simpatia per le costruzioni gotiche della *Divina Commedia*, tentò di sceverare la poesia dagli elementi scolastici, teologici, astronomici e dalla cornice grottesca. Egli pose così il problema centrale, intorno a cui si affaticò la critica estetica dantesca (non quella unilateralmente mistico-unitaria) sino ai giorni nostri[2].

Se per lo Schelling la realtà si compiva nell'arte, la dialettica hegeliana, concentrandosi nel concetto logico, abbassava l'arte a un momento passeggero dello svolgimento spirituale. Nonostante certe somiglianze apparenti della propria fenomenologia con quella dell'idealismo trascendentale dello Schelling, essa trasformò il sistema schellinghiano in scienza del concetto. Perciò l'Hegel, se pure teneva conto di qualche giudizio dello Schelling su Dante, s'ispirò ad un principio diverso. Anche a lui, come allo Schelling, più della critica dantesca, stava a cuore il proprio sistema, a cui venivano subordinati in modo esemplificativo gli elementi tolti ad altri e le singole osservazioni sui poeti.

Nell'ascensione dello spirito dall'astrattezza empirica, in cui esso si trova come oggetto esterno, verso l'assoluto autoconcetto filosofico, in cui la verità si rivela pura spiritualità, l'arte segna il momento dell'intima armonia fra sensibilità e spiritualità ed è, se non verità assoluta, parvenza di essa (lo Schelling aveva detto indifferenza tra reale e ideale, identità dell'assoluto e del particolare), prima che lo spirito ritorni in sé stesso sotto forma di religione per elevarsi quindi a filosofia. I medesimi gradi dall'opposizione tra soggetto e oggetto sino alla loro compenetrazione artistica, religiosa e filosofica, l'Hegel li fa percorrere anche al solo concetto di bellezza ed alla storia dell'arte. Allo spirito, che trova la realtà fuori di sé come mero oggetto sensibile, corrisponde il simbolismo, la cui forma non costituisce più, come per lo Schelling, l'armonia perfetta dell'arte, ma è inadeguata ed estranea al soggetto. Nell' antichità greca l'arte raggiunse—e qui l'Hegel si trova d'accordo collo Schelling —

---

[1] B. Croce, *La Poesia di Dante*, Bari, Laterza, 1921, pp. 185—186 e 190—191.

[2] Lo Schelling era conscio della profonda differenza che correva tra il suo modo di vedere e quello del Bouterweck, da lui esposto in appendice alle proprie considerazioni su Dante.

il suo ápice, essendo l'oggetto sensibile l'espressione essenziale dello spirito, il quale visse allora come splendore del vero più che come vero.. L'età cristiano - romantica del medio evo, in cui il soggetto, staccatosi dall'esterno, si ripiega in sé stesso, annunzia, col tramonto dell'arte, parvenza oramai accidentale, il sorgere della religione e della riflessione filosofica (secondo lo Schelling la prevalenza dell'infinito morale). Di una nuova sintesi artistica che, come presagiva lo Schelling, inalzerà il finito e la natura da fugaci apparenze dell'eterno ad assolutezza universale, l'Hegel non fa parola.

Massimo poeta dell'epoca cristiana, Dante non rappresenta più, come i poeti greci, l'arte nella sua purezza assoluta (né preannunzia la grande poesia dell'avvenire), ma l'arte in via di dissoluzione. Con tale presupposto la caratteristica hegeliana della *Divina Commedia* non poteva giungere che ad un riconoscimento esteticamente condizionato. Vedendo gli umani interessi subordinati all'assoluta grandezza del fine, sentendo nel mondo dantesco dominatrice la potenza del decreto divino, caratterizzando le figure non come moventisi da sé, ma come mosse e fermate dall'eterna giustizia e divenute esse stesse eterne, anche l'Hegel, come lo Schelling, considerava Dante sotto l'aspetto mitico-filosofico. Ma, a differenza dello Schelling, il quale, per la realtà autonoma del suo simbolismo, aveva reso giustizia anche all'oggettivazione sensibile, egli stava sotto l'impressione di una prevalente spiritualità. Chiamando gli eroi danteschi *eterni, non nella nostra immaginazione, ma in sé stessi,* egli li considerava prodotto di una concezione relativa della vita e non partecipi della bellezza universale, per cui gli omerici «durano nella *nostra* memoria mercè la Musa». L'antichità è nel poema dantesco una lontana reminiscenza, «stella polare e guida dell' umana saggezza», non presente colla sua bellezza»[1]. Il *Paradiso* «gestaltenlos», «lichtklar», «gedankenewig», se costituisce metafisicamente la parte centrale dell' ispirazione, difetta dei requisiti essenziali dell' arte e cioè della realtà, in cui ombra e luce sono equamente distribuite, e non è più, come per lo Schelling, artisticamente pari alle altre Cantiche. Il punto di vista estetico dell'Hegel era legato ai criteri della plasticità classica e della spiritualità filosofica, affermazione quella e negazione questa dell' arte.

Sennonchè le sue riserve rimanevano sottintese. L'interesse prevalentemente filosofico per il mondo concettuale di Dante, opponendosi a quello estetico invece di distinguersene, lo tratteneva dallo svolgere gli elementi artisticamente negativi inerenti all' esame dell' idea dantesca

[1] Hegel, *Vorlesungen über die Aesthetik*, herausgegeben von D. H. G. Hotho (Berlin, 1838), III, pp. 408—10.



e lo preservava dall' enunciare giudizi poco favorevoli sull' arte, ai quali l'avrebbe condotto il preconcetto teorico. In certi momenti anzi il dubbio circa l'assolutezza artistica del mondo dantesco veniva controbilanciato dalla simpatia del filosofo per la maggiore interiorità seguita all' esteriorità e alla materialità pagana (p. es. nell' amore spiritualizzato), per la concezione religiosa dell' arte e, implicitamente, per la poesia cristiana che, a rigore, l'Hegel estetico non poteva del tutto approvare (*Vorl. über Aesth.*, II, p. 181).

Dal concetto ideale fu pure determinato il riconoscimento della totalità dell' arte dantesca, riconoscimento che, informandosi a un postulato essenzialmente estetico, non avrebbe dovuto riguardare che l'indole artistica dell' opera. Ma la compenetrazione dell' universale coll' individuale e la concretezza dell' ideale dantesco non erano tanto ammirate in sé stesse (come già in parte dallo Schelling), quanto nel loro riferimento all' universalità e alla compattezza del pensiero, e gli eroi non erano considerati come creazioni poetiche, ma come strumenti d'uno scopo superiore. Dante veniva così spiegato più col cristianesimo che coll'individualità poetica (III, pp. 247/48). Un giudizio estetico avrebbe dovuto determinare nei suoi valori quella sintesi generica.

I giudizi propriamente estetici dell' Hegel sono o d'indole convenzionale oppure incidentali. Tra i primi troviamo l'osservazione che la *Divina Commedia* in mancanza di un' azione continuata e individualmente conchiusa, non era un' epopea nel senso ordinario della parola (per tale ragione lo Schelling l'aveva definita un genere nuovo che comprendeva in sé tutti i generi tradizionali) e la constatazione della forte e serrata organatura e della regolarità sistematica (*Op. cit.*, III, pp. 409/10), qualità che, riguardando anch' esse, in fondo, il lavoro intellettivo e non quello intuitivo, contengono un' altra volta, implicitamente, una limitazione dell' arte dantesca.

Maggior valore estetico hanno i giudizi sfuggiti all' Hegel incidentalmente e rimasti senza svolgimento. Così, nell' *Inferno*, egli fa risaltare, spiegandola colla concezione religiosa del giudizio eterno, la plasticità degl' individui, «statue, figure di bronzo», ammirata anche dallo Schelling, senza che questi perciò anteponesse, come fecero l'Hegel e altri, la prima Cantica alle altre due. Altrove, parlando del poeta-protagonista, l'Hegel fa un accenno prezioso ai sentimenti ed alle impressioni di lui, che s'intrecciano col mondo oggettivo (*Op. cit.*, III, p. 360). Un luogo isolato, dove l'Hegel oppone la concretezza dantesca all' astrattezza del Klopstock (astratto anche per lo Schelling), ci dimostra che l'Hegel non si contentava dell' ideale trascendente, ma badava talvolta anche al modo della sua effettuazione nonchè ai personaggi storici del

tempo[1], rilevati pure dallo Schelling per dimostrare il valore eterno e mitico dei fatti reali.

Ma tutti questi giudizi si perdono nella caratteristica dell' idea mistica. Se poi teniamo conto del fatto che l'accenno alla totalità dell'arte dantesca non veniva sfruttato esteticamente e che la considerazione del pensiero coglieva l'arte soltanto subordinatamente, dobbiamo riconoscere che alla critica di principî hegeliani rimaneva ancora molto da dire.

II.

Il De Sanctis, che fin dall' inizio della sua attività di maestro[2] aveva procurato di emanciparsi dalle strettoie del purismo puotiano, accogliendo in sé gl' influssi del Vico, dell' Herder, degli Schlegel, come pure quelli dell' illuminismo, prese assai per tempo (1842—43) contatto anche col pensiero hegeliano. Ma di fronte a tutti egli seppe conservare l'indipendenza del suo spirito. Se egli accettava la dialettica hegeliana e l'applicava indistintamente agli svariati fenomeni dello spirito e anche alla storia della poesia, trascurando talvolta le individualità poetiche, quella dialettica non era in lui più la stessa, che segnava all' arte un momento simbolico, classico e romantico, per farla poi tramontare; ma una dialettica che, col continuo umanarsi dell' arte, ne affermava l'eternità, e faceva vedere i pregi essenziali anche della poesia moderna. La maggiore realtà dell' arte, essendo, come superamento di ogni astrattezza e trascendenza, d'indole drammatica, i termini di «concreto» e di «drammatico» assumono in lui il valore di criterio per la valutazione estetica. Il De Sanctis così veniva a dar la preferenza ai caratteri ricchi di vita interiore, come gli shakespeariani o i manzoniani impigliati in conflitti, e faceva riserve per i «lirici», non svolti interamente o chiusi ancora nell' astrattezza. Perciò il suo criterio, per esser derivato da una dialettica non sempre aderente all' individualità, veniva spesso limitato nella sua universalità di concetto del divenire da determinate contingenze di gusto. Sennonchè la drammaticità, essendo equivalente per lui alla realtà, nell' applicazione alle singole opere poetiche serviva pure a far conoscere quanto in esse vi era di vivo.

[1] «Klopstock gerät in Rücksicht auf religiöse Anschauung in eine bodenlose Welt hinein.... Mit seiner moralischen Weltrichterschaft der Schwelgerei der Höfe u. s. f. steht es nicht besser, besonders dem Dante gegenüber, der die bekannten Individuen seiner Zeit mit einer ganz anderen Wirklichkeit in die Hölle verdammt» (Ivi, III, pp. 372—73).

[2] Quanto è rimasto delle lezioni, che il De S. tenne nella sua scuola privata di Napoli dal 1839 al 1848, fu raccolto dal Croce nella *Critica* (XIII—XVII).



Il modo poco ortodosso di valersi del pensiero hegeliano e l'elaborazione personale di pochi principî, che non saranno mai abbandonati dal De S., caratterizzano anche la sua valutazione dantesca dell' anno scolastico 1842—43[1]. La frammentarietà e l'inferiorità di essa di fronte a quelle più mature sono controbilanciate dal vantaggio che ha di conservarci l'apprezzamento iniziale del nostro critico e di permetterci un paragone con i posteriori.

Scarsissime e non rilevanti sono in quelle lezioni le tracce delle considerazioni dell' Hegel su Dante: l'inquadramento della Divina Commedia nella storia del genere epico, l'accenno al poeta-protagonista, che conferisce al poema un' unità particolare non paragonabile colle unità di altri poemi epici, la santificazione dell' amore, entrata al posto del possesso materiale dell' età pagana, e fors' anco il deprezzamento del *Paradiso* in confronto colle altre Cantiche.

Quando invece nota in Dante il dualismo tra divinità e umanità, tra filosofia o scienza e poesia, termini confusi nell' epoca dei miti, il De Sanctis non si risente né della critica dello Schelling né di quella dell' Hegel, i quali avevano insistito sull' unità simbolica e concettuale del divino poema, bensì della concezione romantica della storia, comune anche a quei due filosofi, secondo la quale lo spirito ha progredito e progredisce attraverso l'analisi, distinguendosi dall' unità primitiva per riconquistare una nuova sintesi. Quel dualismo, trasportato nell' arte dantesca, si trasforma in quello estetico tra astrattezza e concretezza, ed è significativo che la considerazione unitaria dell' Hegel si dissolvesse proprio mediante la sua dialettica generale estesa all' arte. Da questo metodo, nonchè dall' influsso di altri critici, i quali avevano rilevato la separazione in Dante tra poesia e scienza scolastica, il De Sanctis fu portato a risolvere a modo suo il problema dei due elementi del mondo dantesco. Con lui l'attenzione, non più chiusa nell' idea trascendente, è rivolta all' umanità, alla concretezza della poesia. La valutazione era non solo meno schematica e deficiente di quella dell' Hegel, ma, soprattutto, rispondente a una visione diversa del mondo dantesco.

Non il concetto fondamentale che di Dante si era formato l'Hegel, ma ciò che questi aveva toccato di sfuggita, opponendo Dante al Klopstock, l'individualità concreta che anche lo Schelling aveva accentuata, la realtà terrestre rilevata da Carlo Rosenkranz nel suo paragone tra *Titurel* e la *Divina Commedia*[2] attrassero dunque l'interesse particolare

[1] *La Critica,* diretta da B. Croce, XIV (1916), pp. 111—116.

[2] *Über den Titurel und Dantes Komödie,* Halle-Leipzig 1829 (ma scritto prima del 1828). Non ostante questo giudizio, il Rosenkranz sarà

del De Sanctis. Dante per lui non è il poeta simbolico dell' oltretomba, del cristianesimo, della morale, della filosofia, dell' allegoria o della politica, come giudicarono i secoli passati e tanti critici moderni, bensì quello della *realtà umana*. «Per Dante Dio è aiuto alla conoscenza degli uomini, ed *umano* è *il fine* che il poema si propone; *il quale sarebbe sbagliato se avesse per fine il divino* oppure la politica», la morale o la filosofia. In Beatrice il De S. non vede «quel simbolo che si suol dire», ma «la donna che Dante appassionatamente amò». Il giudizio dell'Hegel, secondo il quale «ogni particolarità degl' interessi sparisce di fronte all' assoluta grandezza del fine» è capovolto, perchè il De S., coll' applicazione prevalentemente estetica della dialettica hegeliana e col trasportare all' arte le finalità umane di essa, trovò in Dante psicologicamente approfondite la rappresentazione dell' umano e l'oggettivazione sensibile, secondo lui qualità essenziali dell'arte, attribuite dall'Hegel alla sola antichità.

Purtroppo non ci sono pervenute le analisi dei caratteri, colle quali il De S. arricchì e approfondì anche in quella prima giovinezza le sue considerazioni generali. Il breve accenno a Francesca, a Farinata e Ugolino ci addita le parti del poema, sulle quali si concentrò già allora l'attenzione del critico[1].

La separazione dell' elemento umano dal trascendente, in quanto equivaleva a quella del concreto dall' astratto, apriva la via ad una valutazione della bellezza poetica. Però, per aver adottato un criterio desunto dall' arte antica il De S. trascurava la spiritualità, ritenuta dall' Hegel essenziale per l'era cristiana, e peccava di un' unilateralità di ordine opposto a quella metafisica. Come questa non si spingeva sino alla distinzione tra valori estetici e filosofici, così quella difettava della simpatia necessaria per penetrare l'elemento metafisico congenito al mondo complessivo e spesso all' arte di Dante, e finiva talvolta per escludere anche la trascendenza fattasi concreta. Perciò il De Sanctis

menzionato dal De Sanctis, negli anni torinesi, fra i critici unilateralmente allegorici (v. qui avanti p. 459). Di fatti il giudizio, che figura anche nell'*Handbuch einer allgem. Geschichte der Poesie* (Halle, 1832, II, pp. 224/25), si collega con l'attenzione rivolta all' allegoria e all' elemento mistico-cristiano (ivi, p. 221), con l'ammirazione per il *Paradiso* (p. 228) e con la visione unitaria dello Schelling, che il Rosenkranz fece sua insieme col giudizio dello Schlosser, approvando la confutazione schellinghiana del Bouterweck (p. 228); insomma con tendenze contrarie alla critica del De Sanctis. Il giovane De Sanctis tradusse *l'Handbuch* del Rosenkranz.

[1] V. quanto lo stesso De S. dice nel *Frammento autobiografico (La Giovinezza)*, pubblicato da P. Villari, Napoli, Morano, 1889, p. 325.



giunse ad un giudizio esteticamente ingiustificato del *Paradiso,* incontrandosi stavolta coll' Hegel, le cui riserve implicite trovavano ora uno svolgimento. Però i motivi, per cui il De Sanctis svalutava il *Paradiso*, non erano le restrizioni estetiche dell' Hegel per la filosofia cristiana, bensì l'inclinazione per la concretezza umana, meno angusta del punto di partenza hegeliano, sebbene unilaterale anch' essa. Certo anche al De Sanctis, come all' Hegel, il *Paradiso* pare troppo filosofico; ma egli vi rileva soprattutto la poca umanità. E l'umano, in fondo, consisteva per lui nei caratteri passionali e drammatici, ai quali l'*Inferno* deve i suoi pregi maggiori. «Nel *Paradiso* il poeta non seppe dare un carattere bello di virtù, che potesse pareggiare quelli del peccato, così vivamente ritratti nell' *Inferno*» (*La Critica,* XIV, p. 114).

Di qualche impedimento ad una serena valutazione fu inoltre per il De Sanctis il capovolgimento della tesi hegeliana del tramonto dell'arte in quella di un' arte, il cui svolgimento dialettico significava un continuo maturamento (tesi che non ha niente che vedere col sogno schellinghiano di una nuova mitologia). Vedendo in Dante un precursore della poesia futura, dello Shakespeare, del Calderón, del Leopardi, del Manzoni, i quali dovevano svolgere i germi posti da quel gigante, egli veniva implicitamente a menomare la piena realtà dantesca. «L'ideale di Dante rimane ideale, e non diventa azione» (*La Critica*, XIV, p. 112). —

Sulle osservazioni degli anni giovanili, per quanto frammentarie, si fonda la posteriore critica svolta dal De Sanctis nelle conferenze torinesi (1854—55) e nelle lezioni tenute al Politecnico federale di Zurigo (1856—57). Tale fedeltà all'originaria posizione ideale porge la migliore testimonianza della profonda meditazione ed elaborazione, per cui passò il pensiero desanctisiano [1].

---

[1] Negli anni 1857—58 egli aveva già scritto gran parte d'un' opera su Dante, che per lungo tempo ebbe il proposito di pubblicare. Nel 1868 l'editore Morano annunziava perfino tre volumi di prossima pubblicazione col titolo: Francesco De Sanctis, *Studi critici sulla Divina Commedia*. Non ne uscirono invece che alcuni saggi: *Pier delle Vigne,* nello *Spettatore* di Firenze, 8 luglio 1855, *Dell' argomento della Divina Commedia e Carattere di Dante e sua utopia* nella *Rivista contemporanea,* 1857 e 1858, *Francesca da Rimini, Il Farinata, l'Ugolino* nella *Nuova Antologia*, 1869, e i due capitoli danteschi che si trovano nella *Storia della Letteratura italiana* (1870—71). Dopo la morte dell' autore furono ricavati dai manoscritti delle conferenze torinesi per cura del prof. G. Laurini: *Una lezione su Belacqua* (*La Critica* di B. Croce, 1912, X, pp. 311 ss.), *Beatrice,* Napoli, A. Morano, 1914 e *l'Esposizione critica della Divina Commedia,* Napoli, A. Morano, 1921. Secondo il Laurini quest' esposizione, composta nel 1854, sarebbe il primo vero lavoro del De Sanctis intorno al poema sacro.

Anche adesso il problema centrale s'impernia nell' esclusione del mondo concettuale ed astratto dalla concretezza umana. A quell' esclusione si accompagnano la confutazione delle interpretazioni unilaterali, che insistevano o sullo scopo politico (Rossetti) o sul significato allegorico (Schlosser e Rosenkranz), e la concentrazione nella sola poesia, «la quale ha in sé medesima, nell' immagine, non nel pensiero del poeta, il principio della sua esplicazione» (*Esposizione critica*, p. 9).

L'identificazione, rilevata dall' Hegel, del poeta coll' eroe assume nel De Sanctis un' importanza particolare. Egli ammira «la passione di Dante che dà alla poesia la propria impronta dell' uomo e del tempo» e fa risonare di «terreni gemiti fino le serene volte del cielo» (*Esposizione critica*, pp. 4 e 5).

In complesso la generale concezione hegeliana della bellezza umana considerata come la più perfetta, superiore a quella della natura, esercita sul De Sanctis un influsso maggiore che non il giudizio particolare del filosofo su Dante e lo porta a dar risalto alla rappresentazione dei caratteri individuali. Nell' *Inferno* il De Sanctis stabilisce una gradazione estetica, secondo l'individuazione più o meno svolta. Nei demoni e negli eroi del *basso Inferno* «il pensiero non è giunto alla sua piena subbiettività, non è anima, è ancor prossimo alla prosa». Soltanto «Caronte, Cerbero, le Furie, Minosse, Gerione non rimangono nell' aridità del generale e hanno vivacità individuale» (*Op. cit.,* p. 18). «Il concetto dantesco, immobile nell' architettura dell' oltretomba (secondo l'Hegel, l'architettura, per la sua materialità, sta al di sotto della poesia, prodotto spirituale), traspare nelle pene in tutta la pienezza delle sue differenze individuali» (p. 16).

La preferenza è data ai personaggi-caratteri, che, invece di perdersi in sole ricordanze, provano sentimenti vivi e presenti (p. 19). Si annunziano le analisi degli spiriti delicati e sensitivi di Francesca, di Cavalcante Cavalcanti, di Pier delle Vigne, quelle degli animi liberi e disdegnosi, anche se imprigionati nella materia, di Farinata, di Capaneo, di Ugolino, nel cui canto shakespeariano si congiungono la pietà e l'orrore.

Quantunque il criterio dell' individualità drammatica non fosse il più adeguato per la valutazione delle altre due Cantiche, il De Sanctis anche in queste sapeva cogliere molte bellezze poetiche. Se era possibile, le spiegava col preconcetto umano; altrimenti le ammirava anche all' infuori di questo e del paragone fra le Cantiche, come, del resto, egli stesso raccomandò di fare nell' esordio all' interpretazione di Belacqua (*La Critica,* X, pp. 311/12). Così rende giustizia alla serenità e alla pace del *Purgatorio*, alla gioia tranquilla dell' uomo vir-

tuoso in Catone, all' incontro di Stazio con Virgilio, alla stupenda creazione di Sordello (*Espos. crit.* p. 45), al sogno nel quale Dante vede Lia tutta intesa a farsi bella con l'opera, mentre la sorella Rachele è rapita nella contemplazione, ai luoghi amenissimi del *Paradiso terrestre*, all' incontro drammatico di Dante con Beatrice, «un misto di tenero, di soave, di celeste, in cui l'amore è già trasfigurato e santificato» (pp. 39/40). Matilde è «celeste creatura in sembianza ancora umana con l'ingenua giocondità di fanciulla, con la leggerezza di Silfide, col pudico sguardo di vergine». «Qui le forme allegoriche non sono squallide e scolorate, ma hanno in sé un loro proprio valore poetico. Il *Paradiso* deve il suo pregio alla presenza di Dante ancora mortale e alla rappresentazione umana del divino» (p. 50). Il poeta circonfonde «le celesti sostanze di quanto è sulla terra più ridente e smagliante» (p. 71). «La beatitudine non è solo acquetamento del desiderio, ma foco d'amore» (p. 73). «Dio non sta sull' Olimpo nella sola maestà della sua forza», «non è l'Essere solitario nel corruccio della sua giustizia, ma è un Dio amoroso, umanato, che congiunge l'umano col divino, il sublime col bello, l'estasi con la pace interiore» (p. 71). «I Beati parlano e ammaestrano, umanamente individuati» (p. 60), oppure, ricordando la vita passata, degnano del loro sguardo la terra, lodando come San Domenico e San Francesco, sferzando come San Pietro, raccontando i casi dell' antica Roma come Giustiniano, evocando una «scena di famiglia», come Cacciaguida» (pp. 77—79). La filippica di Beatrice nel canto 29° è potente «per forza comica e per bile poetica», «per sarcasmo e ironia» (p. 83). Nella preghiera di San Bernardo alla Vergine il critico sente, oltre l'ammirazione e la riverenza profonda dinanzi a tanta altezza, la dolcezza e quasi la familiarità dell' affetto (p. 96)[1].

Per attribuire un valore poetico al pensiero scientifico e alla parte didattica, il De Sanctis si serve del concetto hegeliano, secondo il quale la poesia, a differenza delle altre arti, chiuse nei loro limiti, può trascorrere fino alla scienza, e di quell' altro concetto, pure hegeliano, secondo il quale la poesia nell' epoche passate si sarebbe svolta al contatto della scienza. Dopo lo stadio poetico-mitico dell' età di Pitagora e di Platone la scienza, «disposata in Dante alla teologia, aveva la forma concreta ed individuale propria della poesia» (p. 84), e non ancora

[1] A. Guzzo (*Il «Paradiso» e la Critica del De Sanctis, Rivista d'Italia* 1924, XXVII, pp. 456 sgg.) vorrebbe attenuare il giudizio del De S., affermando che il *Paradiso* è una spiritualizzazione e purificazione dell'umanità. Ma anche tale attenuazione ha pur sempre per termine di paragone il concetto dell' umano.

quella della pura scienza che verrà più tardi, per conciliarsi poi nuovamente colla poesia nel Goethe e nel Leopardi.

Il De Sanctis non rinunzia alla separazione legittima della poesia dagli elementi scolastici teologici, ma, al cospetto della sola arte, cerca di mitigare il contrasto tra pensiero ed arte e di togliere alla sua critica ciò che essa aveva di intransigente e negativo. Egli vede nel *Paradiso* il pensiero per tal modo incorporato che «il poeta può contemplarlo con quella stessa sicurezza d'occhio, onde si affisa nella natura; e l'esposizione è meno un ragionamento che una descrizione vivace della verità informata» (p. 85). «Sembra che il poeta non sappia pensare se non colla sua immaginazione . . . o che il pensare e l'immaginare non sia in lui che un atto solo» (pp. 87/88). Si tratta, per dirla coll' Hegel, di un'arte non più pura come quella greca, bensì già pensiero, imbevuto ancora di poesia prima di staccarsi da essa per farsi riflessione autonoma. Con questo presupposto il De Sanctis può apprezzare molte metafore e similitudini rispecchianti verità recondite e ammirare i ragionamenti ridotti a forma di immagini (p. 88) e la scienza ravvivata dal sentimento e dall'estasi del divino (p. 90). Gli paiono «ritratti mirabilmente gli angeli pel loro festevole andare e venire nel modo abbandonato e sciolto della prima età» (p. 76), Beatrice per la «bellezza e la letizia che le ride nel volto» (pp. 92/93), Dio «per la vivace perspicuità di profondi concetti e per le peregrine comparazioni che illuminano come una face l'abisso dell' essenza divina» (p. 97).

Se il De Sanctis si accosta in questo modo all' interpretazione mitica dello Schelling, soggiace anche alle ambiguità di quel concetto della poesia-scienza e, secondo l'accentuazione dell' una o dell' altra, ora alza ed ora abbassa il valore poetico. Così l'arte sorta dalla visione scientifico-poetica gli pare «una maniera meno perfetta di poesia» (p. 87), la quale, non potendo render bello il pensiero, poichè la forma non è sempre unita sostanzialmente all' idea, «lo riveste soltanto di vaghezza e leggiadria, di ornata e piacevole apparenza». Dicendo che la scienza è parte sostanziale del *Paradiso*, che «il pensiero, soverchiando la forma» (p. 38), vi si rivela nella sua nuda verità, che il sostanziale è emancipato dal fenomeno (p. 87) e non signoreggiato dalla poesia (p. 86), il De Sanctis non fa che negare l'arte che è essenzialmente un' apparenza del vero; allo stesso modo i termini hegeliani di «gedankenewig, gestaltenlos» avevano segnato i limiti dell' arte del *Paradiso*. La pura spiritualità trova la sua manifestazione più adeguata nella luce (come disse anche lo Schelling nella sua *Philosophie der Kunst*, pp. 506 sgg.), monotona e non suscettibile di differenze, ma di sole gradazioni quantitative, di un più o di un meno (*Espos. crit.*, p. 63). «Nel celeste sodalizio i moti



sono danze, le voci sono canti che rimangono nel vago e nel generale del sentimento». Il che, se può bastare alla musica, non può contentare la poesia.

Così dalle lodi siamo passati alle riserve. Lo stesso criterio dell'esplicazione degli affetti, col quale il De S. spiegò i drammi umani, ora determina le obiezioni al *Purgatorio* e soprattutto al *Paradiso*, quantunque il De S. avesse raccomandato nella lezione su Belacqua l'esame separato di ogni Cantica e cercato di far risaltare in tutte e tre l'umanità. Al pentimento delle anime del *Purgatorio* viene opposta la conversione dell' Innominato manzoniano come esempio di un' anima combattuta da affetti contrari (p. 38). «Il *Paradiso* sarebbe stato più poetico se le passioni e il corpo non sparissero dinanzi alla virtù dello spirito» (p. 47). Quando il De Sanctis spiegava queste realtà e bellezze di grado inferiore colla concezione cristiana, coll' abisso tra creato e creatore, in cui l'uomo si affida alla sola fede, rinunziando alla ragione e all' intimo dramma, per fermarsi nella beatitudine e nell' estasi, egli combinava l'interpretazione poetica non solo col proprio concetto dell' individualità, ma anche con l'indagine della posizione filosofica. Eppure egli aveva altrove sostenuto che la poesia conteneva il suo valore in sé stessa e non nel significato concettuale!

Se mettiamo in relazione coll' Hegel gli apprezzamenti del De S., ci accorgiamo che l'influsso del filosofo tedesco, quando non si faceva sentire indirettamente nell' applicazione della dialettica all' arte e nell'adozione di un criterio classico rinnovato nelle correnti moderne, si manifestava quasi solo nella parte generica o negativa della critica. Anche il deprezzamento, in paragone con la poesia, dell' architettura nell' *Inferno* e della musica nel *Paradiso* si connette colla gradazione dialettica dell' Hegel, secondo la quale l'architettura, che si serve della rozza materia, e la musica, che si serve di sentimenti soggettivi e del senso acustico, stanno al di sotto della poesia, arte più spirituale, in cui il concetto consegue la propria consapevolezza. Ciò che nell' Hegel fu concezione teorica, nel De Sanctis divenne criterio per la valutazione, appena questa abbandonava la visione diretta dei particolari. Così l'elemento descrittivo del *Purgatorio* e l'armonia sinfonica del *Paradiso*, che allo Schelling parevano pregi, inquadrati nella dialettica hegeliana, assumono un valore negativo, perchè costituiscono la dissoluzione della forza plastica e della caratteristica drammatica dell' uomo[1].

[1] Lo Schelling, considerando anch' egli la parola come momento ideale dell' arte e quindi come spiritualità più assoluta di quella delle altre arti essenzialmente reali (*Philosophie der Kunst*, Sämtl. Werke, 1te Abtlg., pp. 482 sgg., 488 sgg., 630 sgg.), oppure riconoscendo negli angeli in gene-

L'evoluzione poi, che il De S. delinea[1], dalla materialità e passionalità differenziate dell' *Inferno* alla spiritualità, conscia di sé, e alla realtà tutta rimembranze e aspirazione del *Purgatorio*, e da queste alla redenzione e risoluzione delle differenze qualitative nell' unità del *Paradiso*, rispecchia in iscorcio lo svolgimento dello spirito universale dal sensibile e plastico all' assoluto e filosofico.

Un altro concetto hegeliano fu accettato dal De Sanctis, quello dell' arte simbolica anteriore alla compenetrazione dello spirito con la forma. «Dante si è invaghito, più che della bellezza greca, del tipo orientale, anteriore per il suo simbolismo non solo all' arte greca, ma all' arte stessa. Il volo dell' anima a Dio è «obbietto della solitaria contemplazione orientale, del misticismo alessandrino» (*Espos. crit.* p. 92).

Inserita nel divenire dialettico della poesia, la *Commedia*, contenendo in sé tutti i generi[2], viene di nuovo posta dal De Sanctis all' inizio dell'arte moderna e non al termine di quella antica. I caratteri shakespeariani e manzoniani continuano a essere concepiti come svolgimenti di quegli embrionali di Dante. L'analisi profonda delle contraddizioni e dei tumulti del cuore umano, che troviamo nel Faust, è dovuta a una civiltà

---

rale (non nei danteschi) una scarsa individualità (ivi, p. 437), non derivava da tali vedute un apprezzamento dell' arte dantesca. Se si devono approvare in lui tale indipendenza del giudizio in atto dalla propria teoria e il non aver graduato il valore poetico delle tre Cantiche secondo i caratteri delle arti, non si possono però ammettere come giuste la visione indistinta e la rinunzia alla differenziazione critica.

[1] De Sanctis, *Espos. critica*, pp. 101 sgg. Una somiglianza fra la *Commedia* e la *Fenomenologia dello Spirito* voleva riconoscerla il Rosenkranz. «Lo Spirito ha in Hegel il suo Dante, che conduce la coscienza dall' Inferno della naturalità, attraverso il Purgatorio del fatto morale umano, al Paradiso della conciliazione religiosa e della libertà scientifica» (*La Critica*, VI, p. 300). Anche lo Schelling adattò la tripartizione della *Commedia* alla propria filosofia. *L'Inferno* rispecchia la natura . . la massima distanza da Dio, il *Purgatorio* la vita e la storia nella sua progressiva purificazione, il *Paradiso* l'assolutezza raggiunta nell' arte, che anticipa l'eternità (*Op. cit.*, p. 158).

[2] Già lo Schelling vide nella *Divina Commedia* l'insieme di tutti i generi e non un genere ben definito. A quest' interpretazione, nella quale il De Sanctis risentiva ancora della critica dei generi e ch' egli mantenne negli scritti più maturi, fu contrapposto recentemente dal Filomusi-Guelfi il tentativo di ricondurre la così detta mescolanza dei generi alla natura della visione (Filomusi-Guelfi, *Il poema dantesco nella critica di F. De Sanctis*, in *Il Nuovo Giornale dantesco* diretto da G. L. Passerini, I, 1917, fasc. 1.



progredita e non è accomodata né al genio dantesco né all' indole della poesia primitiva (pp. 7, 10/11).

I giudizi sin qui esaminati, tanto quelli che combinano l'indagine poetica con quella filosofica, quanto quelli fondati sopra il concetto della concretezza, rimangono al di sotto dell' assolutezza, perchè adattano spesso l'ispirazione poetica ai propri principî del critico, invece di concentrarsi in essa sola. Tali adattamenti non costituiscono una sintesi di giudizio e di opera poetica, ma una coincidenza spesso fortuita dei due termini, e cioè ora del criterio critico colla rappresentazione drammatica, ora dell' esame dell' idea informatrice, genericamente intesa, con quello dell' arte. I giudizi invece, che non corrispondono al concetto critico, o sono schiette impressioni o un accozzamento di vari elementi.

Soprattutto quelli, in cui coesistono le riserve e l'ammirazione per le bellezze poetiche non drammatiche, sono intimamente contradditori. Se si paragonano in essi le parti ammirative con le riserve che le accompagnano, si vedrà che le prime sono in fondo le impressioni genuine, spesso indipendenti dal criterio critico, spesso estrinsecamente combinate col medesimo; le riserve invece provengono dal preconcetto drammatico o filosofico. Per questa ragione, quando si taccia il De Sanctis di non aver afferrato il valore poetico del *Purgatorio* e del *Paradiso*, si bada soltanto all' impostazione generale del problema dantesco, e non ai tanti felici giudizi particolari.

III.

Nello stesso periodo di tempo (1846—57), Federico Teodoro Vischer componeva la sua poderosa *Estetica*. Non possiamo qui addentrarci nelle rielaborazioni e modificazioni del concetto estetico dell' Hegel, alle quali il Vischer era stato portato dalle sue impressioni. L'arte, libera attività formatrice e chiara oggettivazione, vien collocata dopo la religione, forma primordiale dello spirito, nella quale soggetto e oggetto non sono ancora distinti. Il bello di natura vien rivendicato alla sfera spirituale; i tre momenti del simbolismo, classicismo e romanticismo sono abbandonati e, con ciò, tolti i limiti allo svolgimento dell' arte; questa, quindi, dichiarata eterna e approfondita mediante l'elaborazione del concetto di fantasia. Lungi dal suo tramonto, l'arte può tuttora rinnovarsi, in quanto la libera oggettivazione ha ancora da trovare la sua adeguata conciliazione con la soggettività. Il Vischer addita all' arte nuovi campi da sfruttare nella tragedia politica, nella raffigurazione storica[1], non

[1] V. Herm. Glockner, *Über die Bedeutung von Fr. Th. Vischers Aesthetik für die ästh. Bestrebungen der Gegenwart,* in *Logos,* Bd. XIII, pp. 72 e sgg.



avvedendosi che, legando così l'arte a un gruppo di argomenti, egli limitava la libertà poetica e, con essa, il proprio concetto dell' arte, il quale non si era ancora elevato alla piena assolutezza.

Non è impossibile che, oltre ai principî teorici, anche le inclinazioni personali c'entrassero per qualche cosa nella predilezione del Vischer per le lotte e passioni politiche che agitano la *Divina Commedia* («Die größten Stellen sind die Szenen aus den Kämpfen des Städtelebens im Mittelalter»[1]). Nella figurazione della sua età, nelle parti storico-realistiche, nelle immagini del mondo effettuale si rivela la forza possente e originaria di Dante. «Die Kämpfe der Parteien Italiens, die Taten und Leiden der Männer stehen hier in Charakterfiguren ächt historischen, markigen Styls vor uns» (*Aesthetik* III, p. 1301). Quest' ammirazione per la realtà storica, contributo del Vischer alla critica dantesca, procede dal giudizio hegeliano sul carattere monumentale e sulla plasticità degli eroi, prodotta dalla loro condizione di giudicati. Il Vischer si scostava invece dall' Hegel, quando considerava inferiore il mondo mistico-trascendente della *Divina Commedia* e lo separava dalla storia.

Però quella realtà storica e umana pareva al Vischer appena l'inizio dell' emancipazione dall' ascetismo medievale, un semplice preannunzio della nuova poesia. Dante appartiene a un' epoca, in cui l'uomo comincia appena a sentirsi a casa sua in questo mondo, in cui il tipo astratto scende nella vita, ancora più come spettatore che come attore (*Op. cit.*, II, p. 498). Anche per il De Sanctis l'idea dantesca non si era fatta ancora azione.

La poesia umana di Dante, per essere ancora inviluppata nella trascendenza religiosa, anteriore al bello, pareva al Vischer impoetica. Mettendo in rapporti indebiti la concezione della vita medievale con la creazione poetica e perdendo di vista l'indipendenza dell' arte da ogni contenuto ideale, il Vischer chiamava la forma religiosa di Dante un'intima contraddizione, un non senso poetico. Così svolgeva i germi negativi dell' Hegel, dissolvendo ciò che vi era di metafisico nella valutazione di questo e non insistendo sulla possente unità organica del mondo dantesco, rilevata dal maestro, ma sul contrasto tra eternità e vita, tra misticismo e realtà; così finiva per diminuire tanto il valore filosofico quanto quello poetico del mondo ultraterreno e per ridurre quello terreno e l'arte in Dante a pura accidentalità, estranea alla concezione del poeta. Dante era poeta involontariamente, contro il proprio intento e contro l'ideale del suo tempo, come aveva intuito il giovane De Sanctis, pos-

[1] F. Th. Vischer, *Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen*, Reutlingen und Leipzig 1846—57, II, p. 498.



ponendo Dante filosofo scolastico a Dante poeta. L'ideale religioso cristiano impedì a Dante di assurgere a verità assoluta persino nella figurazione dei suoi tempi, mentre Omero è vero per tutti i secoli. Così il Vischer soggiaceva al preconcetto dell' argomento e confinava la fantasia poetica entro le vedute di un periodo storico.

L'allegoria, dal giovane De Sanctis giudicata estranea alla poesia, era pel Vischer un mero espediente, quantunque, per «il soffio di sogno mistico che l'avvolge», abbia acquistato in Dante una certa vita. «In Dante nimmt die Allegorie, weil in ein werdendes Ideal übergehend, etwas vom Symbol, von der Verbindung zwischen Bild und Idee an» (*Op. cit.* II, p. 491[1]).

Dati questi preconcetti, una serena valutazione del *Paradiso* non era possibile. Il *Paradiso* ha troppo poca ombra, dice il Vischer, come la Nathalie del Goethe; le parole: «Die sittliche Harmonie als Resultat interessiert gerade darum im Schönen weniger, als im Guten, weil sie dort unverlierbar durch das Ganze schwebt, während sie hier als Ziel ausdrücklich gesucht und hingestellt wird»... (*Op. cit.* I, p. 161) fanno riscontro alla minor stima in cui il De Sanctis, fin da giovane, teneva le virtù del *Paradiso* in confronto dei peccati dell' *Inferno,* certo anche per reazione alle «vaporosità del romanticismo e ai convenzionalismi delle accademie»[2].

Infine la regolarità della costruzione dantesca, che pure l'Hegel aveva rilevata, è chiamata dal Vischer geometrica e non poetica, per quel bisogno di realtà drammatica, che era stato sentito fortemente anche dal De Sanctis, e per avversione alle costruzioni astratte e alle perfezioni morali, sempre un po' artificiali.

I brevi riscontri fra le osservazioni del Vischer e quelle del De Sanctis ci dimostrano quanto efficaci fossero stati più che i cenni danteschi dell' Hegel — dal De Sanctis del 1843 trascurati — i suoi principî generali, elaborati da entrambi individualmente, senza reciproco influsso; da quei principî proviene ai giudizi dei due critici, nutriti di impressioni poetiche diverse, una certa affinità che non sopprime le naturali diversità. Con ciò non si nega che alla svalutazione della parte scolastica e trascendente contribuissero in qualche misura le critiche dantesche di alcuni romantici.

---

[1] Anche lo Schelling aveva considerato l'allegoria, in cui c'è discordanza tra finito e infinito, inferiore al simbolo e Dante più simbolico che allegorico.

[2] Croce, *Saggio sull'Hegel* (*De Sanctis e l'Hegelismo*), p. 402 (Bari, Laterza, 1913).

Se il Vischer e il De Sanctis differivano sulla materia da includere nel dominio poetico, o da escluderne, erano in massima d'accordo sulla necessità di sceverare la poesia dal mondo concettuale. Con la limitazione dell' arte alle parti storiche, sebbene troppo rigida, e, secondo il criterio sintetico-metafisico del Leo[1], frammentaria, il Vischer fece pur sempre un passo verso la distinzione, appunto perchè spezzava la visione unitaria della critica concettuale; ma non si trattava, causa la trascuranza di molti motivi poetici e l'unilateralità storica, di una distinzione estetica, come la credeva il Leo, a cui sfuggì che la specializzazione in senso estetico non rende parziale la critica, ma ne costituisce la stessa distinzione.

Il De Sanctis, applicando più organicamente lo stesso metodo della separazione dell' astratto dal concreto, si era spinto più innanzi nella visione estetica. Libero, nella sua giovinezza, dall' influsso del giudizio dantesco dell' Hegel, avendo scorto il fine della *Divina Commedia* non nell' «ascesa dal reale al mitico», come il Vischer, bensì nella terra, egli afferrò assai per tempo l'umanità della concezione dantesca. Non che l'innegabile dualismo venisse con ciò eliminato, ma egli si preparò la via ad una considerazione che, senza dare un valore estetico recisamente negativo alla concezione religiosa, poteva rivendicare alla poesia gran parte del poema sacro. Per il De Sanctis la poesia di Dante era più che un accidente o un' eccezione. Il Vischer invece, per il suo concetto antitetico della poesia e del cristianesimo, non seppe conciliare che nelle parti storiche l'arte col mondo dantesco. Il De S. non riteneva a priori impoetico il dualismo e, pur separando il trascendente astratto dall' immanente concreto, sentiva spesso un alito poetico anche nella trascendenza.

IV.

Quando, colleghi nel Politecnico federale di Zurigo, il De Sanctis e il Vischer si conobbero personalmente nel 1856, avevano già tutti e due un modo proprio di giudicare, differente da quello dell' Hegel e, per la saldezza dei principî, poco suscettibile di modificazioni essenziali. Nelle loro parti fondamentali le critiche mature del De Sanctis — non solo quella dantesca — sono ulteriori svolgimenti delle giovanili e torinesi, ed il Vischer, causa l'identità di atteggiamento dialettico di fronte a Dante, non poteva offrirgli alcuna veduta nuova.

Soltanto certi ampliamenti e modificazioni possono trovar qualche riscontro nel Vischer e far pensare a un influsso hegeliano anche sulla

[1] Ulrich Leo, *Unser Weg zu Dante,* in *Die Tat* 1921, Vol. XIII, p. 336.



critica matura del De Sanctis; ma gli eventuali punti di contatto, in mancanza di valutazioni particolareggiate nel Vischer e nell' Hegel, non sono accertabili in modo incontrovertibile.

Una modificazione di poca importanza ci offre la critica desanctisiana posteriore al 1856 nell' uso delle espressioni di «grottesco» e di «comico», di «sarcasmo» e di «ironia» per caratterizzare la vita bestiale e materiale del basso *Inferno*. In tali espressioni si sente l'eco dell'Estetica vischeriana. «Dante accigliato, brusco, tutto d'un pezzo . . . non è buono né alla caricatura né all' ironia, bensì al sarcasmo», forma superiore «in cui si risolvono la caricatura e l'ironia»[1] e, corrispondentemente, in lui «il brutto come il bello muore nel sublime»[2] . . . . «Die Aufhebung des Häßlichen kann erhaben sein» (*Aesthetik* II, p. 485). Nel sublime, violenta reazione al nostro senso morale ed estetico («Widerstreit des Schönen» I, p. 218), siamo fuori del bello e vicini all' astratto.

Le considerazioni sull' importanza estetica del brutto che «è sé stesso ed il suo contrario», ed è più ricco del bello, il quale «non è che sé stesso», e lo scarso valore artistico riconosciuto alla perfezione morale, sono motivi che si trovano nel Vischer (*Aesthetik* I, pp. 262, 266, 336; III, pp. 1187—90). Il concetto della caricatura, «regina del comico e idealizzazione del brutto» è una parafrasi dell' interpretazione vischeriana della caricatura (*Aesth.* I, 342 e *Storia della lett. it.* I, p. 206).

Nello studio sull' *Argomento della Divina Commedia* (1857) il De Sanctis respinge le critiche unilateralmente storiche o allegorico-mistiche, che arbitrariamente tagliavano fuori dall' organismo del poema la parte politica o filosofica. La conoscenza del Vischer non aveva per nulla influito sul suo indirizzo originario. Anzi, in un gustosissimo aneddoto, il De Sanctis ci riferisce il suo dissenso dal Vischer. «Voi (mi diceva un giorno il prof. Vischer) dovete essere ammiratore dell' allegoria». — «Ammiro Dante», risposi, «non per questo, ma non ostante questo». Allora mi strinse la mano, fece tin tin col mio bicchiere, indispensabile tedescheria, e disse: «Siamo d'accordo». Ma ero curioso e volevo sapere in che stesse l'accordo. E rispose gravemente: «In Dante non c'è di poetico che l'elemento storico». Era un ridurre a ben poca cosa la poesia dantesca. Ritirai il mio bicchiere e dissi: «Non siamo d'accordo». Nell' opinione del professore stava che la parte

[1] «Zum Sarkasmus wird jener Hohn, wenn die Größe der Häßlichkeit dem Ironiker jeden Gedanken einer Zurechtlegung abschneidet . . . der Gegenstand kann nicht biegen, sondern nur brechen» (*Aesthetik* I, p. 438).

[2] *Storia della letteratura italiana* (III^{a} ed., Morano, Napoli, 1879), pp. 209—10.

mistica e soprannaturale sia tutta allegorica; e solo faceva grazia ai personaggi storici»[1]. Il Vischer per il De Sanctis rappresentava un indirizzo già noto e confutato da molto e non è da lui neanche menzionato accanto al Troya, al Rossetti e ad altri. Tutt' al più il Vischer, di cui il De Sanctis diceva pure: «una conoscenza più stretta con lui mi farà del bene»[2], potè confermarlo nel suo modo di vedere e nell'idea di conciliare le concezioni contrarie.

Infatti nel suo studio sull' *Argomento della Divina Commedia* il De Sanctis mira soprattutto ad una ricostruzione sintetica, ad avvicinare il mondo umano a quello trascendente, «la terra al cielo»[3]. In questo tentativo d'integrazione egli si ricorda dell' Hegel e dello Schelling, dei quali fa anzi il nome. Naturalmente la ricostruzione sintetica si collegava col criterio informatore di tutta la critica desanctisiana, secondo il quale nelle opere poetiche veniva esaminata la sintesi da esse raggiunta tra idealità e realtà, e la storia della poesia era concepita come svolgimento dell' ideale. Nei giudizi dell' Hegel e dello Schelling, per l'importanza preponderante che davano all' ideale mistico, il De Sanctis riconosceva solo un momento necessario della critica dantesca, da esser integrato con quello storico-realistico. Un' unilateralità doveva correggere l'altra. Così il De Sanctis teneva conto ugualmente dei due aspetti e la sua predilezione per la realtà non gli impediva di credere talvolta che «l'altro mondo fosse concepito dapprima in sé stesso e seriamente» (*Saggi critici*, p. 385). Quest' opinione è ripetuta nella *Storia della letteratura italiana:* «Dante trasporta gli uomini nell' altro mondo e li spiritualizza ... la terra stessa è una rimembranza che ti fluttua avanti come una visione» (I, p. 185).

---

[1] Fr. De Sanctis, *Lettere da Zurigo a D. Marvasi*, Napoli, Ricciardi, 1913, p. 29 (Lettera 24 V. 1856).

[2] Ivi, p. 30.

[3] «Che cosa è questa poesia? È la terra guardata dall' altro mondo, ... è l'altro mondo «guardato dalla terra». (*Saggi critici*, IV^a ed. Morano, Napoli, 1881, p. 389). «Così la vita s'integra, l'altro mondo esce dalla sua astrazione, cielo e terra si mescolano ed una poesia concepita nelle altezze della più astrusa mistica discende nel più intimo e vivace della realtà ...». «I due mondi si succedono, si avvicendano, s'incrociano, si penetrano» (ivi, p. 390) ... «la poesia abbraccia tutta la vita, cielo e terra, tempo ed eternità, umano e divino» (ivi, p. 386), parole che leggiamo anche nella *Storia della letteratura italiana:* «Questa energica e armoniosa unità è nella natura stessa dei due mondi, materialmente distinti, ma una cosa nell' unità della coscienza» (Ed. cit. I, pp. 181—82).

Il De Sanctis continuava ad ispirarsi alla dottrina hegeliana, quando si trattava del concetto informatore, e se ne emancipava ogni qualvolta lo richiedeva l'impressíone concreta. L'unica differenza colla critica di Torino stava nella maggiore accentuazione dei motivi hegeliani quando descriveva l'oltretomba, perchè essi dovevano servire a confermare l'unità del mondo dantesco, sulla quale ora il De Sanctis insisteva. Quel mondo perfetto, quell' immutabile necessità, quella natura senza accidente, predeterminata e fissata secondo una logica preconcetta, quell' identificazione di reale e ideale, di apparenza e sostanza (*Storia lett. it.* I, pp. 179—180), «quei fini particolari intramessi nello scopo generale, senza che ne scapiti l'unità», quel «necessario congiunto col libero arbitrio» (I, p. 183), ci ricordano la subordinazione dell' individualità all' universalità assoluta. «L'azione cessata, senza collisione, . . . i quadri sciolti, ciascuno compiuto per sé (*Saggi critici,* pp. 383—84), trovano un riscontro negli «eroi che hanno prodotto il loro stato per sé». Sono osservazioni che considerano sempre il mondo dantesco nella sua costruzione teologica e filosofica.

Un' eco dell' Hegel (e dello Schelling) si sente anche nelle impressioni estetiche connesse coll' immutabilità delle figure eterne e monumentali dell' *Inferno.* «Gli uomini con le loro passioni e vizi e virtù rimangono eterni, come statue, in quell' attitudine, in quell' espressione d'odio, di sdegno, di amore che sono stati colti dall' artista» (*Stor. lett. it.* I, p. 182). «L'uomo è là fissato e immobilizzato, come natura» (pp. 179—80). «Cosa dunque resta all' uomo? Un sentimento generale di gioia e di dolore, senza successione, senza gradazione» . . . (*Saggi critici,* p. 384). «Gl'individui appariscono solo per esser giudicati . . . l'individuo è morto, è giudicato» (*Scritti vari* I, pp. 300—301). Tutte variazioni hegeliane.

Il fatto che questa caratteristica si atteneva a formule generali, prova che essa, più che congiungersi organicamente con la critica del De Sanctis o esser cavata da uno studio originale dell' oltretomba, era presa a prestito per rappresentarne l'immutabilità e l'eternità. Così anche l'unificazione della visione mistica col mondo reale non era profondamente elaborata, ma piuttosto voluta dall' intenzione di spiegare la poesia coll' ideale del poeta ed era, in fondo, un aspetto del problema insolubile dell' unità indistinta di pensiero ed arte. Il debole nesso di quella sintesi risulta pure dal fatto che la concezione dantesca della vita era spesso in contraddizione colle impressioni estetiche. Con questi dubbi metodologici e critici circa la costruzione desanctisiana s'incontrano quelli d'ordine teologico del Filomusi-Guelfi. Questi attribuisce a scarsa preparazione teologica la tentata sintesi dell' oltretomba colla vita terrestre

e il presentare quello come un' allegoria di questa, laddove la visione dantesca contiene la figura e non la realtà del mondo di là e non è uno specchio del nostro mondo; essa è, secondo questo modo di vedere, un' unità e non un connubio di due elementi. Il connubio presupporrebbe un dualismo ignoto al poeta.

Ma le interpretazioni rivolte all'unità concettuale e psicologica non sono d'importanza primaria nel De S. Tutto, come abbiamo ripetutamente osservato, si subordina al criterio drammatico; anche nell' eterno c'è una differenziazione estetica secondo che l'immobilità risulta individuata o generica. L'ammirazione per gli eroi statuari è menomata dall'osservazione che essi non hanno ostacoli da vincere, che non si muovono in una «società vivente ed operante, coi suoi ordini sociali» e colle sue collisioni reali, ma in una «situazione uniforme e limitata» (*Scritti varî* I, pp. 300—301). Capaneo impreca a vuoto, tanto per imprecare[1]; l'amore di Francesca e l'odio di Ugolino sono eterni e senza contrasti. La passione di Francesca è chiamata persino iu un luogo (*Scritti varî* I, p. 301) cosa astratta, un concetto teologico, un tema su cui Dante discute.

Alla debole sintesi desanctisiana del mondo dantesco non contraddiceva la separazione, divenuta nei *Saggi critici* e nella *Storia della letteratura italiana* più rigorosa, tra scienza e allegoria da una parte e poesia dall' altra, tra intenzione e creazione inconsapevole. Questa separazione era, in fondo, il rovescio della stessa dialettica della sintesi, in quanto il problema insolubile dell' unità di pensiero ed arte imponeva col trapasso involontario dall' uno all' altra, il loro distacco, in luogo della distinzione. E non ci troviamo qui di fronte a un influsso dell'interpretazione vischeriana dell' arte involontaria di Dante, ma piuttosto a uno sviluppo ulteriore del proprio concetto desanctisiano della risoluzione dell' idealità nella realtà[2], adottato anche a proposito di altri poeti e divenuto un' esigenza più pronunziata dopo gli anni di Torino. Tra quello sviluppo e le vedute del Vischer si potrebbe tutt' al più trovare una relazione indiretta, essendo esso una reazione contro la tendenza di certi estetici tedeschi a cercare sempre un' idea nell' arte e a sopravalutare l'allegoria. Per il De S. l'esclusione dell' intenzione

---

[1] Il Filomusi-Guelfi, libero dal preconcetto drammatico, non vede in Capaneo la sola millanteria della forza, ma una vera forza morale, quantunque eccessiva e confinante colla superbia. Tuttavia, data l'eternità della pena, anche secondo lui la forza e i suoi effetti non sono che apparenti.

[2] V. nei *Frammenti di estetica di F. De Sanctis*, comunicati da B. Croce (Napoli, Fr. Giannini e figli, 1914) il cap. *L'idea e l'Estetica dello Hegel*, pp. 3 sgg.



non significava, come per l'indirizzo rivolto all'idea, una limitazione, bensì un riconoscimento dell' autonomia dell' arte, vivente fuori dell'allegoria e avente «il suo valore in sé stessa» (*Storia lett. it.* I, p. 165).

Con questo modo di vedere andavano di pari passo l'accentuazione dell' elemento reale e passionale e una contrapposizione più sistematica dei caratteri alle generalità astratte. L'*Inferno* «tragico» degl' incontinenti e dei violenti, «regno delle grandi figure poetiche», è maggiormente rilevato di fronte all' *Inferno* «plebeo», in cui gl'individui si perdono nel gregge e prevalgono le descrizioni (*St. lett. it.*, I, pp. 200—204). Ulisse è chiamato il «solitario» di Malebolge. Per l'alta tragicità, per il dramma della pietà colle sue «collisioni» (parola dell' Hegel), l'episodio di Ugolino è un capolavoro che resiste al paragone collo Shakespeare. Esso vivifica la generalità del basso *Inferno*. La passione peccaminosa di Francesca, «la prima donna del mondo moderno», è una conferma della tesi che la colpa è più poetica della virtù. Beatrice, giudicata prima un personaggio reale, è ora, in omaggio al concetto dello svolgimento dell' arte dal generico all' individuale, abbassata, di fronte a Francesca, a tipo astratto «fluttuante tra l'idea e la realtà» (*St. lett. it.*, I, p. 200). Con la carne il De Sanctis vede andarsene una gran parte della poesia e ammira, come già in una lezione torinese, l'immortale Belacqua (*St. lett. it.*, I, p. 217) appunto perchè con lui la carne fa la sua ultima apparizione nell' Anti-purgatorio, prima che prevalgano l'estasi, il sogno, il simbolo, la pittura, l'idillio, la spiritualità assoluta. Il risalto dato all' elemento energico e passionale e l'abbassamento di certe parti o figure del mondo dantesco, per le quali la critica giovanile del De S. si era entusiasmata, non si dovevano all' influsso del Vischer, ma al gusto romantico o realistico, a cui anche il Nostro piegò tanto da far passare talvolta per astratto ciò che era concreto.

Il Guzzo (v. art. cit. in *Rivista d'Italia* 1924) cerca di superare il dualismo desanctisiano, interpretando le similitudini ed i fenomeni terreni come sostanza dei celesti e non come puri termini di paragone. Il Filomusi-Guelfi, spiegando col carattere del sogno il poema, non ammette nella creazione dantesca una poesia nata contro la volontà del poeta. Secondo lui l'intenzione si è fatta reale e l'allegoria non sta fuori della poesia [1], ma è la stessa sostanza dell' arte dantesca, la quale, come visione fantastica, fece nascere la figura a un parto col figurato.

---

[1] Sull' allegoria in quanto non poesia v. B. Croce, *La Poesia di Dante*, pp. 13, 20 e sgg., e la recensione di E. G. Parodi nel *Bullettino della Società dantesca italiana*, vol. XXVII (1920), pp. 8 sgg.

Queste interpretazioni però, fondate sull' unità teologico-mitica o umana spiritualizzata, non distinguono esteticamente l'unità. Ammesso che il De S. non sia penetrato nel senso teologico o mitico del mondo dantesco e che abbia spesso stabilito un indebito contrasto tra intenzione allegorica e poesia schietta; è pur innegabile che, mediante questo contrasto, il suo metodo giungeva al discernimento dei valori eterni e, lungi dall' esser per principio in contraddizione colla progressiva indagine scientifica, era suscettibile di avvantaggiarsene, non in modo fondamentale, ma semplicemente sussidiario[1]. Perciò l'influsso altrui e i tentativi di partire dalla concezione del poeta non avevano che un' importanza secondaria per il De S. Soprattutto alla sua personalità, quando si moveva libera, dobbiamo le squisite interpretazioni degli episodi dell' *Inferno* tragico e dei gioielli poetici delle altre due Cantiche, indicati nella *Storia della letteratura italiana* più copiosamente che nelle lezioni di Torino.

Questa critica segna un gran progresso in confronto delle poche considerazioni dell' Hegel e del Vischer, i quali, dalla concezione della filosofia come progressiva coscienza che lo spirito acquista di sé, furono indotti a vedere più la posizione storico-relativa che il valore assoluto del mondo dantesco e in Dante più il *filosofo cristiano* che il *poeta*. Il De S. invece si avvicinò maggiormente all' *arte* dantesca e, se non la afferrò ancora nella sua piena assolutezza, impedito in ciò dal suo modo alquanto generico di concepire l'ideale del poema e dall' adattamento della concretezza poetica alle proprie preferenze per la realtà, almeno preparò la trasformazione in estetica della valutazione filosofica. Egli superò la sintesi metafisico-mistica (Schelling, Hegel, Rosenkranz) mediante le impressioni genuine, le quali o erano isolate e difettavano di un' adeguata elaborazione concettuale, oppure rispondevano al gusto empirico e si combinavano col criterio del drammatico ad esso congiunto.

Non dirò che le sue interpretazioni più mature si emancipassero dagli elementi non estetici; i suoi tentativi di creare rapporti non sempre chiari tra ideale e reale, tra generalità e individualità concreta proverebbero il contrario. Ma il suo gran merito sta appunto nell' aver resa più acuta la contraddizione di questi termini col loro vicendevole ravvicinamento, poichè la valutazione estetica ha da traversare queste

[1] Anche il Vossler, che accentua l'essenza mitica della visione dantesca, ne considera lo studio come semplice antecedente della valutazione estetica (K. Vossler, *Dante als religiöser Dichter*, Verlag Seldwyla, Bern, 1921, pp. 46 e 50).



incoerenze per liberarsene. Sorpassati i limiti dello Schelling e dell' Hegel, rimasti fuori della valutazione estetica, e del Vischer, critico estetico in minime proporzioni, erano ancora da integrare i risultati critici del De S. con un approfondimento, subordinato però alla riflessione estetica, del mondo etico-religioso e filosofico di Dante.

A ciò poteva esser atta soltanto una nuova teoria estetica, la quale, invece di mescolare gli aspetti intellettivi del poema con quegli intuitivi e di costruire una sintesi più o meno arbitraria, per spezzarla poi inorganicamente in intenzione e ispirazione, si immedesimasse col concetto informatore del poeta e lo considerasse non come contenuto astratto o come un momento preparatorio della poesia, ma nelle sue diverse attuazioni, logiche, pratiche, intuitive. Soltanto mediante la distinzione dei molteplici motivi danteschi e l'elaborazione riflessiva delle impressioni estetiche la critica è in grado di ricostruire organicamente il mondo del poeta nella sua interezza e di determinarne la specificazione essenziale, che è quella poetica.

Zürich. *Piero Pizzo.*

Über die deutschen Übertragungen der Trobadors.

Ein Brief.

Sehr verehrter Herr Professor!

Wenn ich mich mit einem kleinen Beitrag zu Ihrem Feste einstelle, mit einem kleinen Zeugnis nicht ganz verschweigbaren Danks, so geschieht es, damit in dem Bande, den Ihre Freunde rüsten und Ihre Schüler — zu denen nicht irgendwie zählen zu dürfen mir schmerzlich wäre — mitbestellen, eine Stimme leise mitspreche: es ist die der Wissenschaft von den provenzalischen Dingen. Sie spricht zugleich von Ihrer Jugend, von den Anfängen Ihrer Forschung, von Ihrer Berner Habilitation. Immer haben Sie die Dichter jenes südlichen Laudes geliebt; wir wissen es aus Ihrem Kolleg, in dem ich zuerst Verse der Trobadors buchstabiert habe — wie ich mich auch bei einer spätern Gelegenheit unter den Schutz jener lange toten und Ihrem wie meinem Gefühl so lebenden und nahen Dichter und zugleich unter den Ihren stellen durfte. Sie haben das Land der Trobadors mit Augen, mit Augen gedenkender Liebe gesehen. Sie haben den großen alten Mann besucht, der eine Sprache wieder erweckt hat, gerettet vor Verderb die Sprache der Seinen, wie die Schüler der großen deutschen Romantiker die Dichtung seiner Väter, seit Friedrich Schlegel an den Bruder schrieb, ob denn die Quelle der romantischen Poesie so ungehindert ihrem sonst gewissen baldigen Untergang entgegen gehen solle (18. Januar 1803) — den alten Mann, dessen Arbeit ein Vorbild war für Ihre Lebensarbeit, wenn auch Ihre Mittel andere waren als seine — Sie haben ihn gesehen in dem stillen Haus am Südrand des Ortes, und er führte Sie aus seinem Arbeitszimmer durch den kühlen Vorraum, vorbei an den Hermen Lamartines und Gounods, in den kleinen Garten, wo Lorbeer und Dorfblumen wuchsen; er deutete in die Landschaft und sagte mit der Einfachheit, die das eigene Leben in die Geschichte miteinbezieht, nicht ohne lächelnden Doppelsinn: «Vous savez, c'est le pays de Mistral». Sie blickten südwärts über die kleine Ebene und sahen die Felsen der Alpilles, hinter denen die Trümmer von Les Baux liegen, zwischen gelbblühendem dürrem Ginster, im Wind voll Thymianduft, der sie umstreicht, wo Montmajour liegt mit den gewaltigen, überm Kreuzgang drohenden Resten



des Turms, und Arles mit St-Trophime, und weiterhin Les Saintes-Maries de la Mer, wo einst drei heilige Frauen und drei heilige Männer in einer Barke gelandet, halb Festung halb Dom, mit dem Zinnenkranz, mit dem strengen romanischen Schiff — das Land, wo jene Dichter gelebt, von denen fast alle Dichtung der europäischen Christenheit ausgeht.

Jene Schrift, die Sie, sehr verehrter Herr Professor, ihnen gewidmet haben und die vor fast dreieinhalb Jahrzehnten in der *Romania* erschien, untersucht das Verhältnis von Überlieferung, Kenntnis und Aneignung, das die wenig späteren Franzosen mit den Provenzalen verband. In Ihre Darlegungen spielen Probleme hinein, die die Wissenschaft sich seit Raynouard und Schlegel gestellt hat, die Frage des arabischen Ursprungs, der Übermittlung usw., wie sie heute nicht gelöst, aber besser gestellt werden können. Ihre Untersuchung, zu vorsichtig gefaßten Ergebnissen geführt, mußte für jede ähnliche Arbeit verpflichtend sein.

So führen die Anmerkungen, die ich Ihnen vorlegen möchte, Sie nicht ganz zufällig auf ein Grenzgebiet, auf das zwischen der frühen occitanischen Dichtung und der deutschen des letzten Jahrhunderts. Nicht der deutschen überhaupt, denn den wichtigsten Teil einer solchen Untersuchung könnte ich nicht geben. Über das Verhältnis zu schreiben, in dem die mittelalterliche Poesie Deutschlands zu der der Provence sich befindet, bedürfte es eines Blickes, der die mittelalterliche Dichtung als ein Ganzes umfaßte, die provenzalische und altitalienische wie die altportugiesische, altkatalanische und deutsche. Hiefür liegen sehr wenig brauchbare Vorarbeiten vor.

Nun scheine ich nur zu wiederholen oder auszuführen, was Adolf Tobler 1865 skizziert und Lommatzsch angedeutet und in sein *Liederbuch* hineingearbeitet hat. Aber seither sind Arbeiten ans Licht getreten, die erst wieder aufnehmen, was Diez begonnen hatte und so in wahrem Sinne das Jahrhundert runden. Mit Voßler und Borchardt ist eine neue Stufe erreicht.

Ich gehe aus von der Überzeugung, daß die Übersetzung nicht bloß ein Ersatz sei, nicht eine stoffliche Vermittlung, sondern durchaus Besitztum eines Volkes, Teil seines Lebens, seiner Sprache, seiner Dichtung, weiterwirkend aus eigenem Lebensrecht, wie die deutsche Bibel, der deutsche Homer und der deutsche Shakespeare. Eine solche Übertragung muß das Tote wiedererwecken, ins Leben rufen, was starr im Schlaf lag, den Stimmen von einst muß eine Stimme erwidern. Präzision, Durchdringung des Stofflichen und was alles man fordern mag,

ist nur Voraussetzung. Damit ist schon gesagt, daß die dichterische Übersetzung nicht erleichtern, nicht hinführen will, kein Kommentar ist.

Überblicken wir die Versuche, die Trobadors zu übertragen, so nehmen wir wahr, daß Diezens Wort von den «einzelnen Proben» die «ihren Weg nach Deutschland fanden und bei den wenigen der fremden Sprache kundigen Dichtern Teilnahme erregten» (*Poesie der Troubadours*, p. 263) seither und heute noch gilt. Am Anfang steht August Wilhelm Schlegel, der, einen Plan seines Bruders aufgreifend, «ohne andere Hilfsmittel als die eigene Divination», die Handschriften studierte (1814/15). Die bedeutende Schrift, in der er Raynouards Unternehmen begrüßt und zugleich überholt hat, jene *Observations sur la langue et la littérature provençales* (1818) sind allgemein bekannt. Er hat auch ein Tagelied aus Raynouard (*Werke* I, p. 298) übertragen, die, wie ich glaube, einzige Blüte aus provenzalischem Felde, die er gepflückt. Neben ihm haben Jacob Grimm, Gœrres und Uhland von den Trobadors gesprochen, und dieser hat weithin gewirkt durch die Gedichte, in denen «selige Provencer Tale» sich zu den anderen Traumbezirken gesellten, die – noch so fern erahnt, noch so blaß getönt — die Welt der nächstkommenden Generationen bestimmen. Dichtung und Philologie, nicht unreinlich vermengt, nicht zwitterhafte Blüten treibend, wurden von diesen Männern als Einheit begriffen.

Nicht anders fühlte, einen tief bescheidenen und dankbaren Schüler und Empfangenden der Großen wußte sich der Mann, dessen schlichte und rührende Gestalt am Eingang der Wissenschaft von den romanischen Sprachen steht, dessen Werk Sie, sehr verehrter Herr Professor, mitfortsetzen, dessen Wesen wir als Ihnen lieb und nahe empfinden. Den großen Plan, von dem ein Heft des jungen Friedrich Diez berichtet, die Übertragung ganzer Handschriften occitanischer Dichtung (s. Stengels *Diez-Reliquien*), hat er nicht verwirklicht, aber was wir von ihm besitzen — es findet sich fast ganz in den beiden Büchern beisammen, in denen das Märchenland offen lag, das dann so wenige betreten haben —, sind an dreißig Gedichte, vom Grafen von Poitou bis zu Guiraut Riquier, daneben wie viele einzelne Strophen und wie viele Prosaversionen. Ihm schien es nur ein erster Schritt, aber die Folgenden blieben viele Schritte hinter ihm zurück. Er hat vieles allzu einfach gesehen. aber mit welcher Gewissenhaftigkeit, Treue und Ehrfurcht rührte er an die Gebilde, deren Glanz seine «trübe Gegenwart umzog» (an Ebert). Wie sauber und sorgfältig sind seine Übertragungen! Nur wer sie erneuern kann, darf über sie urteilen, nur wer über sie hinausgehen kann, darf über sie hinweggehen. Und gerade er wird die Reinheit und Zartheit ehren, die hier am Werke war.

Von seinen Schülern haben Adolf Tobler (*Ein provenzalischer Minnesänger,* 1865), Karl Bartsch (*Guillem von Berguedan,* 1865) und Franz Hueffer (*Guillem de Cabestanh,* 1869) sich an einzelnen Dichtern versucht, mit Gelingen im einzelnen Vers, doch oft und nah an steife Prosa streifend. Der erste hat über die Möglichkeiten des Übersetzens Worte gesagt, die vor- und rückwärtsweisen, ohne sich entscheiden zu können. Der Niedergang der deutschen Dichtersprache in jenen Jahrzehnten ließ eine Entscheidung auch kaum zu.

Nach Diez hätte ich einen Übersetzer und Verfasser vieler Werke und Bände nennen müssen, der in hohen Jahren *Gedichte der Troubadours* herausgab (1852), Karl Ludwig Kannegießer. Er hat sich streng an die Urbilder gehalten und, zwischen Verrenkungen und Plattheiten schwankend, fast hundertfünfzig Gedichte pedantisch durchgereimt — darin genauer als Diez. Ich kann seinen Fleiß und seine Mühe nicht mißachten, so kümmerlich ihr Ergebnis auch ist.

Gleichzeitig mit ihm gab Paul Heyse, am Abschluß seiner romanistischen Studien, dreiundzwanzig «provenzalische Lieder» (*Spanisches Liederbuch*), die, bei großer Leichtigkeit und Geschicklichkeit, so gar keine Verschiedenheiten, keinen herben Ton, nur Zierlichkeit und Glätte, nichts von der Größe jener ausgeprägt eigenen Gestalten erkennen lassen. Bei Heyse ist das Mittelalter zum Cliché geworden, die Anschauung davon ganz unindividuell, bürgerlich, verflacht und unlebendig. Dies zeigen in erschreckender Weise seine *Troubadour-Novellen* (1882), die das Schicksal, vielmehr die Anekdote und die Pseudobiographie von Guillem de St-Didier, Raimon von Miraval, des Mönchs von Montaudon u. a. in eine Atmosphäre hausbackener Romantik tauchen und das Mittelalter mit der Gartenlaube identifizieren.

So haben sich die Kunde vom Provenzalischen und die Übertragung von der Dichtung entfernt. Mir sind aus den Jahrzehnten zwischen 1870 und 1910 nur Reimereien wie die Carl Wittkowskys bekannt — in ihnen lebt kein Hauch vom Geist und Ton des großen, weisen und richtenden Guiraut, den Wittkowsky nachzudichten meinte.

Unterdessen hatte sich die deutsche Dichtersprache erneuert; und die Forschung zeitigte vorzügliche Editionen wie die Carl Appels. Ein Gelehrter, der die Probleme anders sah und stellte als die meisten seines Fachs, der mit großer innerer Ruhe seinen Weg ging, dem ein besonderer Blick für das Eigene an Personen, Stilen, Sprachformen gegeben war, und ein Dichter haben hinter den leblosen und verdunkelten, rätselhaften oder nichtssagenden Mienen die jungen und neuen Gesichter und Züge gesehen. Beide haben nicht nur hier das vor hundert Jahren Unternommene aufgegriffen und weitergeführt und eine neue

Epoche eröffnet. Wie weit Karl Voßler und Rudolf Borchardt allein stehen, kann heute noch nicht gesagt werden.

Wir besitzen von Voßler drei Porträts von Trobadors, denen eine Skizze vorausging (*Die Kunst des ältesten Trobadors*, *Der Trobador Marcabru, Peire Cardinal, Bernhard von Ventadorn*, 1910—18), und in sie verstreut Übertragungen, zu denen er sich entschloß, da es ihm unmöglich schien, sich der «in der provenzalischen Philologie üblichen wortwörtlichen Übersetzungen» zu bedienen, und zu denen eine Lust am Formen ihn verlockte. Zuerst waren es einzelne Strophen, dann lag ein ganzes Gedicht vor ihm, die Pastorela Marcabrus, noch ohne Reime, und als er seine Hand an Peire Cardinal gewandt, entstand die Reihe von Rügeliedern, ohne Anspruch hingesetzt, in Holzschnittmanier. Und nun, in der ärgsten Zeit des Krieges, griff er nach Bernart. Er hatte die Trobadors schon in seinem *Dante* betrachtet. Nun vertiefte sich jedes Gesicht, jedes wurde von den anderen ganz verschieden. Es war eine eigentliche Individualisierung. Ich weiß nicht, ob Ihr so fein schwingendes Gefühl für Form und Wert meine Urteile und Aburteile auch nur zum Teil anders als unzureichend erachten kann — aber ich glaube Sie, sehr verehrter Herr Professor, nicht ganz mißzuverstehen, wenn ich sage, daß Sie diese Voßlerschen Arbeiten oft mit gebotener Zurückhaltung, immer aber mit Teilnahme begleiteten und in ihnen manches fanden, das Sie schon in gleichem Sinne entschieden hatten. Wie Voßler in seiner Interpretation viele Schattierungen und Töne sah, wo Diez den einfachsten Umriß erblicken mußte, so auch in seinen Übertragungen: als Erster hat er die Verlaufsformen des Gefühls, seine Kurven innerhalb der Gedichte wiedergegeben, als Erster den leisen Humor, die Mischung von Schwärmerei und Scherz und das Spiel mit sich selbst. Die schönsten seiner Bernartversionen, gerade mit ihren Vorbehalten gegen sich selbst, müßte ich, wäre dies innerhalb eines schon allzu langen Briefes erlaubt, mit Diezschen und Borchardtschen Nachdichtungen vergleichen und versuchen, Ihnen all dies zu begründen.

Die Anschauung des Mittelalters als eines Ganzen, die wahrhafte Kenntnis seiner Dichtung in verschiedenen Sprachen besitzt Rudolf Borchardt, dessen *Große Trobadors* seit einem Jahr vorliegen. Er ist nicht nur, wie Voßler, von Dante, den er übersetzt hat, auch vom deutschen Mittelalter zu den Provenzalen gekommen. Er sieht sie mit kühnem und unbefangenem Blick, wie kaum einer vor ihm. Wie sein Nachwort, eine Zusammenfassung unserer Kunde von provenzalischem Wesen und Wert, mit jener Redegewalt, die Sie an Borchardt kennen, bezeugt, sind ihm «der Graf von Peitau, Bernart von Ventadorn, Rudel, Giraut, Bertran de Born, Peire d'Alvernhe, Arnaut die ersten unverkenn-

baren, unvergeßlichen, für die Ewigkeit zugeschnittenen Individuen des nachantiken Europa, die sich ausgesprochen haben» — ihm **leben** sie, wie Dante und Gœthe, wie Hœlderlin und Swinburne.

Was Diez 1819, in der Anzeige von Fœrsters Petrarca, vom Übersetzer gefordert: «Verschwommene Umrisse, alltägliche, allbegriffene Formen behagen freilich verwöhntem, verflachtem Sinn. Wir wollen aber, was der gegenwärtigen Zeit im Allgemeinen als hart und nackt erscheint, nicht erweicht, noch übertüncht wissen: . . . Man gebe uns nie ein bloßes Ergebnis der poetischen Meinung . . . Ebensowenig bahne der Übersetzer seinem Leser den Weg, sondern führe ihn, wo es dem Dichter gefällt, lieber von Klippe zu Klippe. Auch den Vers endlich verlangen wir in seiner ganzen Geschlossenheit, ebensowohl in aller spröden Kürze des Ausdrucks, als mit der durchziehenden Zartheit seiner Musik» — das hat Borchardt in einem großen Teil seiner achtzehn Übertragungen, die von Marcabrus Kreuzlied bis zu Arnauts Sestine die mannigfachsten Töne umfassen und keine Schwierigkeit der durchgehaltenen Reime vermeiden, erfüllt. Bei ihm fällt der Hauptton, wie bei Dante, auf Guiraut, Bertran, Arnaut. Diesem ist hier zum ersten Mal das Seine wiedergegeben; seine Leidenschaft und Größe war aus Diezens Version nicht herauszulesen.

Eine Schranke scheint den Weg zu Borchardt zu sperren: das, mit Voßlers Wort, «traumhafte» Deutsch, das er sich (wie für seinen Dante) geschaffen hat, kein mittelalterliches, aber viele Sprachschichten und -stufen miteinbeziehend, darum würden es viele mittelalterlich gefärbt nennen — und vor allem eine neue, uralte Freiheit der syntaktischen Fügung, was eine stärkere Schranke und Neuerung bedeutet als jede Änderung des Wortschatzes. Ich darf Sie, sehr verehrter Herr Professor, hier nicht mit einer Darlegung von Borchardts Begriff des Archaischen bemühen; eine Erörterung der weisen Überlegung, die ihn die Mittel wählen ließ, hoffe ich Ihnen gelegentlich vorzulegen. Sie haben mit den Trobadors gelebt, so haben Sie schnell das erste Befremden verwunden und sehen, wie diese Neudichtungen, nicht in der Studierstube erdacht, lebendig, farbig, bewegt, etwas Neues darstellen und uns das älteste Gut wiedergeben.

Das älteste Gut, das wir besaßen und nicht kannten, wenn nicht liebevolle Hände wie die Ihren es treu bewahrten und uns eröffneten und immer wieder wiesen — das doch mit tausend Stimmen zu uns spricht, in tausendfachem Nachhall, trübem und hellem, vernehmbar, weitertönend in der großen abendländischen Lyrik — Strahl, in tausend Spiegeln gebrochen, der täglich uns umhellt, wo Dichtung uns ergreift: so daß

wir wohl mit den Versen Peirols, einem Nachhall Bernarts, sagen dürfen, «Es sei kein Tag, da nicht ins Herz uns dringe Ein süßer Hauch, geweht aus unserem Land». Mit diesem Gruß lassen Sie, sehr verehrter Herr Professor, mich schließen. Spricht er doch ebenso Ihr lebenslanges Verhältnis zu den Trobadors aus, wie das, was wir alle, Ihrer gedenkend, Ihnen sagen möchten:

Non es nuills jorns, qu'e mon cor no dissenda
Una dolsors, que ven de mon pais.

Dankbar und in Verehrung ergeben
Ihr

Zürich, November 1925. *Herbert Steiner*.

Ein französischer Froschauer-Druck.

Verehrter und lieber Freund!

Wenn Du unter den Vielen, die am kommenden Festtag Dir herzlich gratulierend zuwinken und zutrinken, auch mich entdecken wirst, dann weiß ich und bin freudig-stolz darauf, daß mein Zugegensein Dich eher freuen als stören wird. Wie anders aber, wenn Du jetzt gewahrst, daß ich mich sogar in diesen, von lauter Fach- und Baukundigen für Dich aufgerichteten Ehrentempel eingeschlichen habe! — Ich verstehe Dein Kopfschütteln: Ein solcher Eindringling wird auf die Länge irgendwie Unheil stiften! — Und ebendies befürchte ich selber dermaßen, daß ich diese schöne, aber für mich gefährliche Region möglichst bald wieder zu verlassen trachte.

Nur einen bibliographischen Hinweis wage ich. Er gilt einem gänzlich vergessenen Buche, von dem ich gerne aussagen möchte, daß es unter den aus Frankreich gekommenen Werken das erste ist, das hier in Zürich (und vielleicht in der deutschen Schweiz überhaupt?) französisch gedruckt wurde. Das Erscheinungsjahr — 1584 — verrät bereits, daß der französische Erstling keinem Autor höheren Ranges zugehört; so frühe deutschschweizerische Nachdrucke oder Ausgaben, etwa von Marot, Margarete v. Navarra, Rabelais, Ronsard oder Montaigne — solche Kostbarkeiten, deren Wert ja längst bekanntgegeben und erörtert wäre, existieren offenbar nicht. Wohl aber findet man unter den rund neunhundert Froschauer-Drucken, die zwischen 1519 und 1585 Zürichs älteste Offizin verlassen haben, den französischen Einzelgänger mit dem folgenden zweisprachigen Titelblatt: Georgiae Montaneae, nobilis Gallae, EMBLEMATUM christianorum centuria, cum eorundem Latina interpretatione. — Cent EMBLEMES CHRESTIENS de Damoiselle Georgette de Montenay. – Tiguri, apud Christophorum Froschouerum. CIƆ . IƆ . XXCIIII.

Eine Damoiselle! — Ihr Dichterruhm, der trotz dem Wohlklang des Namens so völlig verblaßt ist, drang also einmal sogar in die Schweiz herüber, fast zur gleichen Zeit, da der Seigneur de Montaigne, freilich noch kaum anders denn als vornehmer Badegast ästimiert, in unserm Baden weilte.

Aus den wenigen Zeilen, die ihr in alten und neuen Nachschlagewerken gewidmet sind, erfährt man über Georgette de Montenay nur



dies: Sie wurde 1540 in Toulouse geboren, lebte die meiste Zeit am Hof von Navarra, wo sie dame d'honneur der Königin Jeanne d'Albret wurde, und starb um das Jahr 1581. Auch sie war Protestantin — «de la religion prétendue réformée» betont der unversöhnliche Moréri (*Dictionnaire historique*, ed. 1698) —, und ebenfalls dem königlichen Beispiel folgend, schrieb sie Verse, deren sie etwa 1300 in ein Buch sammelte, ihr einziges. Es erschien 1571 in Lyon, bei Marcorelle, mit dem Titel: Emblemes ou Devises chrestiennes composées par Damoiselle Georgette de Montenay.

Diese Erstausgabe setzt sich wie folgt zusammen (nach den von Herrn Julian Mamelok in Paris anhand des Exemplars der Bibliothèque Nationale gütigst vorgenommenen Feststellungen):

1. Auf der Rückseite des Titelblattes: Extrait du privilège, bestätigend, daß die Kupfer von Pierre Woeiriot, «sculpteur du Duc de Lorraine», stammen. Über den für das Lyoner Buchgewerbe vielbeschäftigten Künstler orientiert Robert-Dumesnil, *Le Peintre-Graveur français*, t. VII, p. 43—140.
2. Widmungsbrief an Jeanne d'Albret: 149 Zehnsilbler, mit dem kokett reimenden Abschluß:

   Vostre treshumble et tresobeïssante
   Subiette, vraye et fidele seruante
   Que de nommer honte n'ay,
   Georgette de Montenay.

3. Aux Lecteurs: 74 Zehnsilbler.
4. 18 der Dichterin huldigende Alexandriner, signiert: P. D. G.
5. Das Hauptstück: 100 Blatt mit je einem Emblem-Kupferstich, darunter ein Huitain als Auslegung. Bild und Text meist von religiösem Gepräge, überreich an oft nüchtern konstruierter Symbolik. Die Bilder sind bei Robert-Dumesnil einzeln beschrieben.
6. A la Reine de Navarre: 2 Sonette und ein Quatrain.
7. A Monseigneur de la Caze, Gouverneur de Monseigneur le Prince de Navarre (des nachmaligen Henri IV): voran ein Huitain als Widmung, dann 6 Sonette.
8. Epistre sur la conseruation du present liure: 98 Alexandriner; anschließend: Lovange a Diev, 4 Achtsilbler, deren letzter die Devise der Dichterin zu sein scheint: Gage d'or tot ne te meine.
9. 84 Alexandriner, überschrieben: Aenigme ... «où je n'ai rien entendu» bemerkt hiezu Goujet (*Bibliothèque française*, ed. 1752, t. XIII, p. 109); ersparen auch wir uns dieses Rätsels Lösung!

Die um 13 Jahre jüngere Zürcher Ausgabe (Exemplar der Zentralbibliothek) stimmt mit der Lyoner im französischen Textbestand

durchaus überein. Es gilt dies insbesondere auch für die auf die Emblèmes folgenden Versstücke 6—9; dies zur Richtigstellung der Angaben bei Robert-Dumesnil, t. VII, p. 59, und Brunet, *Manuel du libraire*, ed. 1862, wonach jene Partien in der Erstausgabe noch nicht und erst in der Zürcher (und in einem von 1602 datierenden Heidelberger Nachdruck) zu finden wären.

Auch in illustrativer Hinsicht besteht zwischen den beiden Ausgaben kein wesentlicher Unterschied. Die Zürcher Emblem-Stiche gehen auf einen von Robert-Dumesnil beschriebenen zweiten Plattenzustand zurück: Woeiriots Handmarke, das lothringische Kreuz (mit den 2 Querbalken) war wegradiert worden, ist aber auf manchen Blättern noch leicht erkennbar. — Ein schätzenswerter Schmuck des Froschauer-Buches ist das vor die Emblem-Reihe plazierte Bildnis der Dichterin. Ich verweise auf die beistehende Reproduktion, auf der man auch das Monogramm GDM und nebenan, hart am rechten Rand, das erwähnte lothringische Kreuz beachten möge, sowie am Lautengriff die Jahreszahl 1567. Eine nähere Bildbeschreibung gibt Robert-Dumesnil, der ausdrücklich sagt (p. 59): «Ce portrait manque dans beaucoup d'exemplaires du livre». Demnach ist es nur ein zufälliges Manko, daß im Exemplar der Bibliothèque Nationale dieses sicher schon für die Erstausgabe angefertigte Bildnis fehlt.

Eine beträchtliche Texterweiterung zeigt die Zürcher Ausgabe aber darin, daß jedem Emblem-Stich 4 ihn gleichfalls erläuternde lateinische Verse beigegeben sind. Sie nehmen je die Stelle des Huitain ein, der nun auf die leere linke Gegenseite hinübergerückt ist. Und überdies findet man neu eingeschaltet (nach dem 4. Stück der Lyoner Ausgabe) zweimal je 6 lateinische Verse, die ersten mit L. C. S., die letzten mit T. R. A. signiert — lauter Verherrlichungen der französischen Dichterin. Es ist offensichtlich: Froschauer wünschte diesem Buche, das er wohl zumeist des reichen Bildschmuckes und kaum des französischen Textes wegen publizierte, durch lateinische Zutaten einen gelehrten Anstrich und damit neue Anziehungskraft zu verleihen. Die gesamte Latina interpretatio, die es nun auch auf dem Titelblatt zu erwähnen galt, rührt vermutlich von einem der Zürcher Offizin nahestehenden Gelehrten her. Aber sein Name? Wer wollte oder könnte ihn heute noch eruieren?

Dieses unterscheidende Merkmal der Zürcher Ausgabe — das Hinzukommen des lateinischen Textes — ist wiederholt übersehen oder zu wenig betont worden. Schon frühzeitig entstand die Meinung, das von Georgette de Montenay gelieferte Versgut sei bereits zweisprachig gewesen. Goujet, der sich an den ihm einzig bekannten ausländischen Druck hielt («C'est un volume in 4° imprimé à Zurich»), erklärt: «Chaque



GEORGETTE DE MONTENAY
D'affection, zele, & intelligence,
D'esprit, de cœur, de parole et de voix
Tout d'un acord instrumens, liures, doigtz
Je chanteray de mon Dieu l'excelence
Ô plume en la main non vaine,
De celle qui par escri
Met la louenge de Chris
GAGE D'OR TOT NE TE MEINE



lviij.

Cõcutitur tantùm ventis, quia cedit, arundo:
Arbor at, inflexo robore, fracta cadit.
Vos etiam fastu elatos feret exitus idem:
Ast humiles animos gratia multa manet.

r 2 *Non*

Ceſt arbre grand & puiſſant eſt rompu
Au ſouffle ſeul du vent plus que luy fort:
Mais l'arbriſſeau ainſi briſer n'a peu,
Qui s'eſt ployé ſoũs vn ſi grand effort.
Humilité apporte grand confort:
Orgueil ne fait qu'attirer mal & perte.
L'humble touſiours aura de Dieu ſupport:
De l'arrogant la ruine eſt aperte.

En

Emblême est expliqué par quatre vers Latins et huit vers François»; der Große Larousse übernahm diesen Satz wörtlich, bezog ihn aber fälschlich auf das von ihm einzig genannte Lyoner Buch. Hingegen steht schon bei La Croix du Maine et Du Verdier, *Bibliothèques françaises*, ed. 1772, t. I, p. 267 die annähernd richtige Notiz: «Les Emblêmes furent réimprimés à Zurich en 1583 (recte 1584), avec une Version Latine».

Von einer Ausgabe zwischen 1571 und 1584 findet sich keine Spur, auch nicht in der Bibliothèque Nationale und im gedruckten Katalog des British Museum. Die Erstausgabe scheint auf französischem Boden, nachdem die Kupferplatten nach Zürich abgewandert waren, ohne Nachfolgerin geblieben zu sein. Die mit «à la Rochelle, chez Jean Dinet 1620» bedruckten Exemplare sind (nach Robert-Dumesnil und Brunet) lediglich der mit einem neuen Titelblatt versehene Restbestand der Erstausgabe. 1602 erschien bei Joh. Lancellot in Heidelberg ein Nachdruck, für den die ursprünglichen, also wohl von Zürich bezogenen Platten verwendet wurden. Die von Brunet und dem Katalog des British Museum registrierte Ausgabe von 1619, bei J. Ch. Vinchet in Frankfurt, kann als die vierte und letzte gelten. Es geht somit kaum an, mit der Grande Encyclopédie (Berthelot) von «assez nombreuses réimpressions» zu reden.

Darf Georgette rediviva hier auch ihre Verskunst zeigen? Nur kurze Proben. Aus der Widmung an Jeanne d'Albret vielleicht die Stelle, die den Emblem-Dichter nennt, von dem die erste Anregung ausging: den Mailänder Rechtsgelehrten Andrea Alciati (1492—1550), dessen «Emblemata» seit 1522 in zahllosen illustrierten Ausgaben, seit 1536 auch in französischen Übersetzungen verbreitet waren; ihm eiferte wohl auch, weitaus bedeutsamer als unsere Dichterin, Maurice Scève in seiner «Délie» (1544) nach.

Alciat feit des Emblémes exquis,
Lesquels voyant de plusieurs requis,
Desir me prit de commencer les miens,
Lesquels ie croy estre premier chrestiens.
Il est besoin chercher de tous costés
De l'appetit pour ces gens degoustés:
L'vn attiré sera par la peinture,
L'autre y ioindra poesie, et escriture.
Ce qu'imprimé sera sous vostre nom,
Lui donnera bon bruit et bon renom.
Or tout le but et fin ou i'ay pensé
C'est le desir seul de veoir auancé

Du fils de Dieu le regne florissant.
Et veoir tout peuple à luy obeissant:
Que Dieu soit tout en tous seul adoré,
Et l'Antechrist des enfers deuoré.

Hier die beiden Versbegleitungen des 26. Emblems. Das Bild zeigt einen Armbrustschützen, der die Waffe gegen ein unschuldiges Knäblein erhoben hat; doch «auf den Schützen springt der Pfeil zurück»:

Ce Philisthin s'est par orgueil armé,
Et veut tirer contre simple Innocence:
Mais Dieu a fait son traict enuenimé
Tourner sur luy, brisant son arrogance.
O beau miroir aux yeux de nostre France!
Pour contempler du grand Dieu des hauts cieux
Le prompt secours, la iustice et puissance,
Qui garde l'humble, et abat l'orgueilleux.

Immiti innocuum sperabas sternere letho:
   Sed tibi iusta tua est poena parata manu.
Nam te reflexo confixum dejicit ictu,
   Dum fugit immeritum stricta sagitta caput.

Die Seite mit dem 58. Emblem ist hier, etwas verkleinert, im Bilddruck wiedergegeben, darunter der im Original auf der Gegenseite stehende französische Text. Das Thema des Blattes — der starke, vom Sturmwind geknickte Baum und das sich biegende und unversehrt bleibende Sträuchlein — wurde ein Jahrhundert später durch La Fontaine klassisch.

Zum Schluß das erste der beiden Sonette «A la Reine de Navarre»:

L'excellent bruit, la renommee heureuse
   Que l'Eternel te donne en terre et cieux,
   Fait de despit creuer tes enuieux:
   Mesme Satan de rage impetueuse
Qui voltiger fait la langue mentueuse,
   Iettant sur toy ses traits pernicieux.
   Mais Dieu ton Dieu, en bref deuant tes yeux
   T'en vengera de façon merueilleuse.
Console toy donc, ô Reine, au Seigneur,
   Qui de Satan reiette la louange.
   Si le mauuais dit bien du bon, estrange
Est bien tel loz, et tourne à deshonneur.
   Leur blasme aussi te rend en plus d'honneur
   Lumiere en terre, au ciel en gloire d'Ange.

Schon hast Du, Verehrtester, von Georgette de Montenay mehr als genug vernommen, um ihr gerecht und genau ihr Winkelchen im großen Garten der französischen Dichtung anweisen zu können.

Und wie sie in jenem reichen Revier, so hoffe ich in Deinem Herzen eines Winkelchens sicher zu sein.

Dein getreuer

Zürich, im Oktober 1925. *Rudolf Wilhelm Huber.*



Beitrag zur Frage des lyrischen Übersetzens.

Aus dem jahrelang bei unserem verehrten Lehrer genossenen Unterricht bleibt mir erinnerlich, bleibt mir wesentlich nicht nur der Wissens- und Weisheitswert, die innere und äußere Reife und Rundung, die Gesamtmacht wirkungssicherer Impulse, sondern und vor allem der leise latente Stimmungsgehalt.

Dies veranlaßt mich, dem Meister hier eine kleine Arbeit darzubringen, die nicht seinem engeren Forschungsgebiet angehört, auch nicht nötigerweise seiner weiteren Unterrichtsbetätigung, die aber den feinverzweigten Bahnen seiner Interessen nicht ferne liegend, etwas davon bedeuten möchte, was aus seinem Unterricht so wohltuend in mir nachlebt. Stimmungsbilder aus neuer und neuester italienischer Lyrik bringe ich ihm dar, in deutscher Fassung. Also Übersetzungen, Übertragungen? Nachdichtungen, Umdichtungen? — Gleich erhebt sich die Frage der sprachlichen Neuprägung eines anderssprachig poetischen Textes und führt zu allerhand

Erwägungen.

Dante droht einmal: «*Nulla cosa per legame musaico armonizzata si può della sua loquela in altra trasmutare sanza rompere tutta sua dolcezza e armonia*».[1] Man gibt ihm recht und läßt sich doch nicht abschrecken, dann nicht, wenn es dringlich in einem spricht, *quando amore detta dentro*[2], das heißt wenn aus eigenstem Erleben etwas ge-

---

[1] *Convivio* I, 7. — In Benedetto Croces Sprache lautet das: «*Si può elaborare logicamente ciò che prima era stato elaborato in forma estetica, ma non ridurre ciò che ha avuto già la sua forma estetica ad altra forma anche estetica*». *Estetica IX*, Bari, Laterza, 5. Aufl. 1922.

Die schon durch Dante getane, allerdings auch abgetane Frage läßt sich nicht neu besprechen, ohne an Emil Ermatingers und Rudolf Hunzikers verdienstvolles Bändchen *Antike Lyrik in modernem Gewande*, Frauenfeld, 1896, zu erinnern, besonders an Hunzikers Anhang «Die Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen» und an die dazugehörigen Anmerkungen, die zur Geschichte unserer Frage Empfundenes uud Nützliches beitragen.

[2] Nach *Purgatorio* XXIV, 52—54.



sagt werden muß und unwillkürlich sich anlehnt an anderssprachig schon eindrücklich Geformtes, das man tief empfangen hat und tief erfaßt. Grundbedingung zu solcher Kunstarbeit ist vielleicht: das Anderssprachige darf für den Übersetzer nicht fremdsprachig, sondern muß ihm auch eigensprachig sein, das heißt nicht nur dem Hirn verständlich, sondern dem Herzen in jeder Wortfaser vertraut, muß sich natürlich einschmiegen in die Seele als wie ein altes Lied, und muß drin klagen oder kosen oder kichern und fast unmerklich in das neue Wortgewand sich einkleiden. So senkten sich liebe italienische Lieder in mich ein, weilten in mir oft lange Zeit und prägten sich wieder, je nach der Lebensstunde, aus mir heraus, in der Sprache, die hierzulande mich vielfach umgibt[1].

Meine Arbeit war also niemals ein Übertragen-wollen, sondern immer ein Übertragen-müssen, aus innerem Muß, vielleicht aus einem Ausdrucksverlangen ähnlich dem des eigentlichen Dichters. Wenn dadurch der eine und andere Italiener deutschen Lesern nahegelegt oder in seinem Original empfohlen wurde, umso besser. Umso besser auch, wenn dadurch der eine und andere etwas von der Freude empfand, die der achtzigjährige Goethe, als er seine kleinen Gedichte in französischer Übersetzung lesen konnte, zum Gleichnis formte:

> Jüngst pflückt' ich einen Wiesenstrauß,
> Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
> Da hatten von der warmen Hand
> Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
> Ich setzte sie in frisches Glas,
> Und welch ein Wunder war mir das!
> Die Köpfchen hoben sich empor,
> Die Blätterstengel im grünen Flor;
> Und allzusammen so gesund,
> Als stünden sie noch auf Muttergrund.
>
> So war mir's, als ich wundersam
> Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

Jedenfalls lag meiner Arbeit jede Propagandaabsicht gegenüber den Originaldichtern völlig ferne. Nichts Unfreundliches sei hiemit gemeint von den systematischen Übersetzern und Nachdichtern, die gerade jener altruistisch literarischen Absicht nachleben und dabei gewiß auch, mehr oder weniger, eigene Formulierungsfreuden erfahren; auf italienisch-

[1] Erst im Laufe dieser Erwägungen fällt mir auf, daß ich nie das Bedürfnis empfunden habe, weder ins Deutsche noch ins Italienische etwas nicht Italienisches oder nicht Deutsches, also etwas aus einer mir nicht ganz nahen Sprache zu übersetzen.



deutschem Gebiete zum Beispiel Paul Heyse, Otto Haendler, Bettina Jacobsen und die heroische Schar der um Dante, ja um die ganze Komödie Bemühten.

Gegenüber diesen zähen Arbeitern, die meist einen möglichst umfassenden Begriff einzelner Dichter wiedergeben, könnte wohl die Betätigung nur naschender haschender Nachdichter, die gewissermaßen eigene Stimmungen mit Hilfe fremder Stimmungsbilder aussprechen, zwecklos bis unnötig erscheinen. Indes, ein Kollege unseres Meisters sagte einst, in scharfer Zuspitzung, von der Sprachwissenschaft, sie sei gerade deshalb etwas Hohes, Erhabenes, weil sie nichts nütze, das lasse sich aber nicht beweisen, sondern bloß glauben[1]: in aller Bescheidenheit darf Ähnliches vielleicht von jener harmlosen, sporadisch nachdichtenden Betätigung gesagt werden. Vielleicht wohnt doch auch ihr, wie eigentlichstem Kunstschaffen, eine tiefer begründete «Zweckmäßigkeit» inne, die «ohne Zweck sein kann[2]». Luigi Siciliani, der erfahrene Übersetzer aus alter und neuer Zeit, soll einmal zu seinem Interviewer bemerkt haben: «*Non vi meravigliate della mia opera di traduttore; si traducono le poesie che si sentono, quelle che si vorrebbe fossero state scritte da noi*».

Harmlos nannte ich die erwähnte Betätigung. Den Originaldichtern gegenüber nicht immer; es ist gut, dies sich selbst und andern einzugestehn. Denn, wer Lyrik nicht aus literarischer Nützlichkeit oder Dienstfertigkeit, nicht als Kulturtat, also nicht mit vorwiegend objektiver Wahl übersetzt, wird noch viel eher dem einzelnen Original gegenüber frei schalten und walten als der, ich möchte sagen Berufsübersetzer. Wahrscheinlich ist ihm jeweilen doch nur das eine oder andere Element oder Motiv eines gewissen Stimmungsbildes konform. Um diesen Kern- oder Brennpunkt fügt sich das Übrige seiner Neuarbeit nur locker an, mit Abweichungen, Betonungen, Verstärkungen, Milderungen, Umnüancierungen aller Art. Chaotisch stoßkräftige Gedichte jüngerer Dichter erfahren beim weniger jungen Nach- und Umdichter unwillkürlich etwas wie Kürzung, Klärung, Läuterung. Anderswo wird Angedeutetes ausgesprochen, Abstraktes konkretisiert, Dünnes verdichtet, Mattes belebt, gesteigert. Zuweilen wird das Original nicht nur in die Sondertonart, in die Sonderrhythmik des Übersetzers hineingezwungen, sondern Stimmung und Gebärde des Originals können durch stark im Übersetzer nachwirkende Reminiszenzen aus andern Lyrikern beeinflußt werden. So

---

[1] Karl Jaberg, *Wie die Wörter untergehen.* Antrittsvorlesung. *Neue Zürcher Zeitung,* 1. Februar 1907.

[2] Kant, *Kritik der aesthetischen Urteilskraft,* § 10.

ist es mir, glaube ich, geschehen, dem doch eigen getönten Diego Valeri einmal ein paar Hesse- oder vielleicht Storm-Tönchen einzuraunen, ein andermal ihm etwas wie eine lodernde Karl Stammsche Fackel in die Hand zu drücken[1]. Also: wenn der Nachdichter selbst kein schöpferischer Dichter ist, indes rhythmisch besonders empfindlich und weither empfänglich, wird das Original zuweilen nicht unmittelbar und ganz in die ihm eigenste Formel übergehen, sondern dann und wann durch anderer Formeln hindurch.

Das alles muß gründlich erkannt und ehrlich bekannt sein, und so sollte, je nachdem, unter der einzelnen Übertragung eines lyrischen Gedichtes zu lesen sein: «nach N. N.» oder «angelehnt an N. N.» oder «ausgehend von N. N.», ja sogar «ausgehend und abweichend von N. N.». Plagiat? Nein, man gesteht ja. Surrogat? Vielleicht. Vielleicht auch nur tröstliches Sich-anschmiegen an eine verwandte Wesenheit, förderndes Sich-finden-können durch eines andern Stütze und Stimme. Zuweilen ist der Nachschaffende nicht der Schwächere, sondern der durch einen Geistesbruder oder Stimmungsverwandten zur Kunsttat, zur selbstbeglückenden Formulierung Angeregte[2]. Man denke an Rilke als Übersetzer. Auch ein Rilke übersetzt aus Sehnsucht, aus Anlehnungs- und Auslösungsbedürfnis. In seiner feinfingrigen Rilkestudie meint Robert Faesi: «Es ist, als ob Rilke suchte nach denen, die es vermögen zu lieben oder die es doch weit gebracht haben in der Schule der Liebe. Es ist, als ob er solche in den vier Frauen gefunden hätte, deren Herz er durch die Kunst seiner Übertragung uns nahe bringt[3]». Allerdings lebt in Rilke gegenüber den ihm konformen Originaldichtungen eine schrankenlose Liebes- und Hingabefähigkeit, die besonders ihn, wie Fritz

---

[1] Siehe p. 500 die Übertragungen Wie gut ... und Hölzerne Kreuze, dazu im Anhang Nr. VII die Originale (p. 505—506).

[2] Hieher gehört die zu Croces schon angeführter Verneinung der Möglichkeit künstlerischen Übersetzens (p. 487, Anm. 1) ergänzende einlenkende Bemerkung: «... *in siffatte somiglianze si fonda la possibilità relativa delle traduzioni*; *non in quanto riproduzioni (che sarebbe vano tentare) delle medesime espressioni originali, ma in quanto produzioni di espressioni somiglianti e più o meno prossime a quelle*», *Estetica IX*. — Ähnliche Gedankengänge finden sich in Giovanni Gentiles Aufsatz *Il torto e il diritto delle traduzioni* in den *Frammenti di estetica e letteratura*, Lanciano, Carabba, 1921. — «*Una traduzione è sempre inevitabilmente un' interpretazione ed un commento*», sagt der leidenschaftliche Wahrheitssucher Enrico Thovez im Aufsatz *La grande lacuna* des Sammelbandes *L'arco d'Ulisse, Prose di combattimento,* Neapel, Ricciardi, 1921.

[3] *Rainer Maria Rilke,* Amalthea-Verlag, 2. Aufl. 1919.

Strich in einem seiner Zürcher Vorträge vom Herbst 1924 betonte, zum unerreichten Übersetzer berufen. Unlängst hat Rilke einiges aus Paul Valéry in deutsche Laute gefaßt und dem Französischen Gleichwertiges geboten[1]. Auch zu diesem Nachschaffen veranlaßte ihn gewiß nicht der Altruismus oder die Notwendigkeit, Valéry in germanischen Landen weiterzuhelfen: wer sich zu dessen Art und Inhalt hingezogen fühlt, kennt sich zumeist auch im Französischen genügend aus, um das Original zu genießen. Eigenstes Mitempfinden, eigenster Gestaltungsdrang, eigenste Wortwonne muß ihn beseelt, getrieben, gezwungen haben. «In diesen Übertragungen», meint Eduard Korrodi, «ist Unbeschreibliches geschehen. Schwer zu ahnen, welche Wonne die seligere war: die Valérys, wenn die Ode gelang, oder die Rilkes, wenn die deutsche Vollendung ihm nahte»[2].

Auf musikalischem Gebiete denke man an Transpositionen, nur schon, um ganz Naheliegendes zu nennen, an Choräle in verschiedenen Bachschen Tonarten und Setzungen, oder man greife nach Hans Hubers stilistisch und harmonisch interessanten Klavierstücken nach Röseligartenliedern, worunter zwei voneinander ganz verschiedene Klavierauffassungen, Gavotte und Elegie, des Bohnenblustschen Liedes «Anneli, wo bisch geschter gsi?»

Auf dem Gebiete der Malerei denke man an van Goghsche Farben-«Kopien» nach Schwarzweißreproduktionen verschiedener ihn fesselnder Werke Millets, Delacroix', Rembrandts. Sie waren, Sommer 1924, im Zürcher Kunsthaus ausgestellt. Hans Trog ist von diesen «Kopien» nicht weniger bewegt als von van Goghschen Originalen[3]. Er sagt, daß sie

---

[1] *Wissen und Leben* XVII, p. 1247 ff. (1. Okt. 1924). Siehe Nachwort p. 507.

[2] *Neue Zürcher Zeitung*, 11. Oktober 1924, Nr. 1515. — Nachträglich lese ich in Stefan Georges Geleitwort zu seinen Baudelaire-Umdichtungen, Berlin, Bondi, 5. Aufl. 1920, eine mir willkommene Bestätigung: «Diese Verdeutschung der *Fleurs du mal* verdankt ihre Entstehung nicht dem Wunsche einen fremdländischen Verfasser einzuführen, sondern der ursprünglichen reinen Freude am Formen. So konnte sie auch nicht willkürlich fortgesetzt und vollendet werden und der Umdichter betrachtete seine mehrjährige Arbeit als abgeschlossen, nachdem er seine Möglichkeiten erschöpft sah».

[3] *Neue Zürcher Zeitung*, 25. Juli 1924, Nr. 1109. — Leicht ließe sich auf ähnlich freies Kopieren und Imitieren auch bei großen Malern der Vergangenheit hinweisen, so bei Rembrandt und Dürer nach großen italienischen Meistern und Mustern. Auch da bedeutet die «Freiheit» des Kopierenden, Imitierenden, Gebundenheit an das eigene, Bedingtheit durch das eigene Wesen.

«durch die Art, wie van Gogh die Vorlage in seinen Stil nach Form und Farbe selbstherrlich übersetzt[1] hat, seltsam fesselnd wirken». Werke Millets «sind echter van Gogh geworden». Und ferner: «Von Kopien kann man bei diesen Arbeiten nach Millet so wenig sprechen wie bei denen nach Delacroix und Rembrandt, wo es sich um religiöse Themata handelt, ein Gebiet, an das der Künstler ja selber oft gedacht hat . . .». Trog betont noch des Künstlers «Recht zu solcher persönlicher Interpretation schon vorhandener Kompositionen»[1] und verweist auf interessante, jenem Ausstellungskatalog beigegebene Briefstellen. Da schreibt van Gogh von seiner Pietà nach Delacroix, es sei eine «durchempfundene» Kopie. Besonders aufschlußreich, prinzipiell aufschlußreich für jede Art künstlerischer Transposition ist van Goghs Brief an den Bruder Theo über seine «Feldarbeiter» nach Millet, wobei es sich um nicht weniger als sieben Kopien handelt. «Das ist eine sehr interessante Arbeit.... Man verlangt von uns Malern, daß wir immer selbst komponieren, und nichts als Kompositeurs seien. Gut, aber in der Musik ists nicht so, und wenn jemand Beethoven spielt, dann wird er seine persönliche Deutung hinzufügen. In der Musik und vor allem im Gesang bedeutet die Interpretation des Komponisten etwas: und wenn es nicht so ist, müßte man nur den Komponisten, der seine eigenen Arbeiten spielt, gelten lassen. — Gut, aber besonders wo ich krank bin, versuche ich, eine Sache zu machen, die mich tröstet, die mich besonders freut. — Ich setze das Weiß oder Schwarz Delacroix' oder Millets hinein, oder stelle mir ihre Arbeiten als Modelle vor die Augen. Und dann improvisiere ich darüber Farben, aber wohlverstanden, ich bin dabei nicht vollständig ich, sondern suche Erinnerungen an ihre Bilder zu geben. Aber die Erinnerung, den vagen Zusammenklang der Farben, die ich im Gefühl habe, gleichgültig, ob sie richtig sind; das ist meine Interpretation. — Eine Menge Leute kopieren nicht, andere wieder kopieren. Ich kam durch Zufall darauf, und ich finde, das belehrt einen, und vor allem tröstet es[1]. So schnell gehen meine Pinsel durch meine Finger, wie ein Bogen über die Violine hin und durchaus zu meinem Vergnügen»[1].

Mit Absicht verweile ich auf solchem Kopieren, einer dem freien lyrischen Übersetzen nah verwandten Erscheinung, verweile ich auf den darauf bezogenen Äußerungen einer leidenschaftlich künstlerischen Urnatur; sie beweisen, daß auch beim künstlerischen Nachschaffen Urelemente mitsprechen, daß auch wo Urerfindung nicht ist, Urempfindung sein kann, und daß Formulierung nicht Formalismus bedeutet.

---

[1] Erst hier gesperrt.



Dann und wann ist es auch großen und größten Dichtern aller Zeiten Bedürfnis gewesen, andere nachschaffend auszudeuten oder eine eigene Überzeugung und Stimmung in Anlehnung an einen andern auszusingen. Die drei kleinen lyrischen Übersetzungen, die Leopardi seinen *Canti* beigab, zwei aus dem Griechischen, eine aus dem Französischen des A. V. Arnault, künden, ganz Leopardigemäß, melancholische Nachdenklichkeiten. Die beiden aus dem Griechischen warnen vor illusorischen Hoffnungen, die freie *Imitazione* nach Arnault ist ein herbstliches Sinnbild des Vergehens, trotz Inhalts- und Ausdrucksähnlichkeit mit dem Original doch deutlich leopardisiert. Statt des gleichmäßigen französischen Versmaßes, der für Leopardi so typische wogende Wechsel von Elf- und Siebensilblern; statt der fast automatisch kindlichen Ergebenheit des Arnaultschen Blattes, bewußte Schicksals- und Gesetzeserkenntnis[1].

Goethe mußte in der «fast den Göttern zu vergleichenden» *Zikade* etwas von eigenster reinster Künstlerart wiederfinden, sonst würde er vielleicht nicht dies einzige Lied «nach dem Anakreon» gedichtet haben. Im übrigen weiß man ja, daß Goethe alles Übersetzen als völkerverbindende Schönarbeit auffaßte. Ich denke hier nicht nur an die verschiedenen Bemerkungen über das Übersetzen in den Gesprächen mit Eckermann und andern, sondern vor allem an die systematischen Aussagen in den Anmerkungen zum Diwan. Bei allen drei Übersetzungsarten, die er da unterscheidet, betrachtet er die Übersetzung immer aus Kulturwillen, und, wenn künstlerisch noch so hochstehend, als Kulturtat, nicht oder wenigstens nicht ausgesprochenermaßen als individuelle Ausdruckstat, aus individuellem Befreiungszwang. Der Übersetzungsimpuls zum Lied an die Zikade dagegen scheint mir von dem in Goethe angeregten Bewußtsein engverwandten Künstlertums auszugehen.

Gleiche Triebe und Gefühle bewegen vielfach die großen Geister und die starken Talente — Bach und Hans Huber, Leopardi und Rilke oder George —, wie die kleineren und schwächeren. Nur daß der große Geist, das starke Talent, dank seinen wuchtigeren oder gefügigeren Gestaltungs- und Ausdruckskräften, auch größeren anspruchsvolleren

---

[1] In seinem prächtigen Leopardibuch, ganz beherrschter Reichtum, übergeht Vossler diese kleine «Nachahmung». Gerade von ihm, der auf den Seiten über Leopardis philologische Arbeiten so Eindringliches vom Übersetzen, allerdings besonders vom philologischen Übersetzen zu sagen versteht, hätte man gerne, an Hand dieses modernen Beispieles, noch etwas vom lyrischen Übersetzen erfahren. — (*Leopardi,* von Karl Vossler, München, Musarion-Verlag, 1923).

Transpositionen gewachsen ist[1]. Der große oder doch stark begabte Dichter kann sich an die Nachdichtung auch komplizierter, schwer zu erfassender, umso schwerer neu zu fassender Gebilde heranwagen; der kleinere, schwächere wird sein Vergnügen und Genügen finden im Festhalten, im Neugestalten mehr anspruchsloser, wenn auch lyrisch nicht wert-, nicht stimmungsloser Gebilde. Aus solch einer schlichteren Kunstsphäre sollen als Beispiele folgen einige

Nachdichtungs- und Umdichtungsversuche.

Voran stelle ich gerne Giuseppe Antonio Borgeses Morgenklage I [2]. Er selbst empfand diese Übertragung als eine dem Original stimmungstreue Paraphrase.

Tag.

Wunde Ahnung, wehe Mahnung
Die bange Nacht.
Schrille Morgenwacht:
— Auf auf! Hoch ruft der Hahn,
Den Ruf zur Tat, zu hellen Arbeitschören! —

Der heisere Herold wollte mich betören?
Sein Schrei verscheucht die Schatten und die Sterne,
Erweckt am Himmelsrand die geile Leuchte:
Tag . . . Wachsein und wissen . . .
Oh Jugend, ewig ewig soll ich missen
Dein Traumesdunkel, deine Glaubenssterne?

Die deutsche Umprägung eines großmütigen Vierzeilers Romualdo Pántinis hat dessen Ton und Gestalt völlig geändert, aber doch den Grundgehalt ausgehoben. II

---

[1] Kurz vor Abschluß dieser kleinen Arbeit erschienen Rudolf Borchardts Verdeutschungen *Die großen Trobadors*, München, Bremer Presse, 1924, in deren hochgemutem Anhang die lyrische Übersetzung zugleich als Kultur- und als Ausdruckstat betrachtet wird. Ähnlich Siciliani, sagt Borchardt vom Nachdichter, «er bildet was er liebt, und liebt es weil es ihm lebt». Und von diesen seinen eigenen Übersetzungen sagt er, sie gehen «aus einer elementaren sinnlichen Beseligung hervor, die nicht geruht hat bis sie schafft, was sie so lieblich erleidet».

[2] Die römischen Zahlen verweisen auf den Anhang (p. 505—506).

Die Erde.

Die Erde ist gut.
Drin Samen und Segen ruht.
Alle ehrt sie:
Den Säer, den Sucher,
Den Träumer, den Säumer:
Alle ernährt sie.

Dem Original auch in der Melodik ähnlicher geriet Renato Fucinis hingehauchtes Schicksalsliedlein, vielleicht sein bestes schriftitalienisches Gedicht, *Nuvole notturne*.[III]

Nächtliche Wolken.

O Wolken, ihr die unter stillen Sternen
Weltwandert, schweigsam schmiegsam, laßt euch fragen,
Von welcher Sehnsucht seid ihr hingetragen
Durch jene hohen, endlos blauen Fernen? —

Weit ist der Weg, verborgen uns sein Sinn;
Der mächtige Sturm sind wir, der milde Tau:
Uns trägt der Wind durch diese Sternenau,
Und nimmer wissen wir, woher wohin.

Fucinis geistiger Halbbruder Manfredo Vanni, der den Mutterwitz seiner Erzählungen gerne zuweilen in epigrammatischer Weisheit vertieft, sieht den Fluß, vielleicht seinen schönen Arno, als grollenden Sklaven der Kultur.[IV] Eine knappe Schicksalsformel; sie umzuprägen, hatte seinen besonderen Ausdrucksreiz.

Der Fluß.

Oh Herrlichkeit, am Heimathang zu schäumen!
Im Tal der Menschen, zwischen Damm und Riegel,
Bin ihrem stolzen Werk ich Knecht und Spiegel ...
Mein Trotz, mein Trost: das freie Meer zu träumen!

Die wohlrhythmisierte Linie in Ada Negris kosmischem Wanderlied *Cantilena*[V] kann in einem weitertönen, nimmermüde, bis sie in neuer Form zu neuer Ruhe ausklingt.

Wanderung.

Komm, Hand in Hand, mein Liebling,
Durch Wälder und Wiesen und Weiten,
Im duftenden Frühlingsgefilde
Frohlocken dir festliche Falter!

Du Schwester der Blumen und Bienen,
Du Schwester der leichten Libellen;
Der Gräser geheimes Geplauder
Vernimmst du, und singst ihnen Antwort.

Seltsam erfüllt mich der Einklang
Im Wehen und Wogen der Kronen,
Im Scherzen und Schauern der Quellen
Mit all deinem Jubel, o Liebling!

Wer weiß — Einst warst du das Tännchen,
Das tief im Schatten sich breitet;
Wer weiß — Einst wirst du die Lerche,
Die hoch hingleitet im Lichte.

So fanden sich auch bei andern zeitgenössischen Dichtern — Carducci, Graf, Cena, Mottini, Ravegnani, Saba, Caterina Raimondi — stimmungsschwere Töne, die noch einmal, neu, weitertönen wollten. Vor allem fanden sie sich bei einem Dichter, der unserem Meister schon lange besonders lieb war, Giovanni Pascoli, bei einem, der ihm, glaube ich, in der letzten Zeit ein wenig lieb wurde, Diego Valeri, und bei einem jüngsten, zwanzigjährig im Kriege dahingegangenen, Vittorio Locchi.

Aus den folgenden Übertragungen blickt der bekannteste Pascoli: der zarte Freund der Kinder und Armen, leise auch Jungmädchenglück mitfühlend, der zarte treue Bruder, und vielleicht, in der «Gefallenen Eiche», der in seiner großen Güte Enttäuschte, immer der Seher und Lauscher durch die unerschöpfliche Natur.[VI]

Traum.

I.

Die Sonne schwand. Der Abendhimmel glühte,
Und die Zypresse prangte goldumwoben.
Und fromm und froh ein Mutterwort erblühte:
«Ein ganzer Garten leuchtet so dort droben!»

Das Kind horcht auf. Das Kind schläft ein. Es träumt
Von Zweigen, Bäumen, Wäldern goldumsäumt . . .
Dieweil der Totenbaum in Schmerzen wacht,
Und stöhnt und dröhnt durch schwarze Sturmesnacht.

II.

In weiten weichen Flocken fällt der Schnee.
Horch. Eine Wiege schaukelt leise leise.
Drin weint ein Kind sein kleines Menschenweh.
Großmutter singt ihm sacht die alte Weise.

«Rings um dein Bettchen», singt sie sacht ihm zu,
«Streut rote Rosen dir die schönste Fee . . .»
Der Rosengarten träumt das Kind zur Ruh,
In weiten weichen Flocken fällt der Schnee.

Winter.

Es schneit und schneit. Lustloses Schneegewimmel,
Gequälter Flockentanz durchs graue All.
Beschwerte Bäume stöhnen auf zum Himmel,
Vom Dache fällt es weiß mit dumpfem Fall.

Es schneit. Weiß über weiß. Da — jähes Jagen,
Wildwetterwind in weiten Wirbeln weht . . .
Und Kinderlaute hör ich, Kinderklagen,
Und ahne einer Mutter Angstgebet.

Frühling.

Im Blütentraum schwieg Feuerbusch und Flieder.
Andächtig nähte sie ihr Brautgewand.

Noch öffneten sich keine Sternenlider,
Noch schloß kein scheuer Kelch sich rings im Land.

Da lachte sie — hellauf! Mit wem? So plötzlich?
Ihr schlauen Schwalben, euch ist's wohl bekannt.

— Wohl mit den Englein lacht sie so ergötzlich
Und mit dem rosig goldnen Wolkenband! —

September.

An meine Schwester.

Sie ist's, Maria, dort unter dem Baum
Mitten im goldlichten Land!
Hat ein Hälmchen in bebender Hand,
Im bebenden Herzen den Traum.
Sie lächelt — die Stunde vergeht,
Blickt um sich — der Sommer verweht.

Was tut's? — Der kleine gefiederte Gast
Zwitschert ihr zu vom gaukelnden Ast.
Und Einen weiß sie, mit treuem Mut,
Der ist ihr gut.

Gefallene Eiche.

Wo einst, weithin, ihr Ruheschatten blaute,
Da ruht die Eiche selbst nun, sturmgeschlagen.
— Sie war doch groß! — hör ich die Leute sagen.

Die Nester all, die Frühlingswonne baute,
Sind freudeleer, sind ohne Hort und Hut,
Die Leute sagen: — Seht, sie war doch gut! —

Ein jeder lobt, ein jeder bricht, und zieht
Mit schwerer Last heimzu im Abendschimmer ...
Nur hoch im Raum das kleine Klagelied:
Ein Vöglein sucht sein Nest und findet's nimmer.

Diego Valeri, der wehe Dämmerdichter und doch auch helle Befreier, schenkt uns kleine und größere Stimmungsbilder von einer wundersam innerlichen Musikalität und wiederum von frohester Leuchtkraft.[VII]

Veilchen.

Leidenlächelnder Frühlingsmut,
Nimmerquälende Qual,
Dufthauch erloschener Liebesglut,
Trauerfarbe ... Es war einmal.

Stimme aus dem Krankenhause.

Nie sah ich noch so gleißend Sonnengold
Die kahle Mauer warm hinunterquillen,
Nie fühlt ich noch dies Glühen heiß und hold
Im Blute mir, dies Sehnen, nicht zu stillen.

Glück ist's und Gram: warum den Frühlingstraum
Ins kranke Herz mir bannen, düfteschwanger?
Warum die giere Glut? — Am Lebenssaum
Lieg machtlos ich ... Dort droht der schwarze Anger.

Schwalben.

Ihr Schwalben zieht hoch über Menschenleid
In Wonnewirbeln eure lichte Spur —
Im trüben Spiegel meines Herzens seid
Ihr lauter schwarze schwarze Kreuzlein nur.

Maienzeit.

Maienzeit, süßes Weltenleid!
Im festlichen Flieder
Amsellieder,
Rosenflammen im grünen Land.
Sonnenbrand,
Sinnenbrand,
Sehnsucht,
Ein seiden sehrendes Band,
Und Seelennot
Im blutigen Abendrot,
Verblühtes Staunen,
Wälderraunen . . .
Maienzeit, oh Weltenleid!

Sommermittag.

Kiesgruben — hartes Glühn,
Buschwerk — staubgraues Grün,
Kanäle — trüber Schaum,
Feldmohn — blaßroter Traum.
Und die nackte Straße windet sich hin
Ohne Sinn
(Eine lange lahme Schlange)
In öder Qual.
Und der Himmel so leer so fahl,
Wonnelos
Willenlos.

Nach dem Gewitter.

Vorüber die Flut, die Wut, das Rauschen, das Grollen.
Weitauf der Himmel: blaues bebendes Werben.
Glanz über Dächern, Schillern auf Scheiben und Scherben.
Lächeln im Tümpel. Duft aus dunkleren Schollen.

Stimme von den Feldern.

Und wieder ist ein langer Tag zu Ende.
Gebrochen alles, Rücken mir und Rechte.
Geworfen in die Furche Sinn und Sein.

O harte Erde, o du heilige Erde,
Warum dem Menschen, deinem frommen Knechte,
So wenig Brot, und täglich so viel Pein?

Hölzerne Kreuze.

Hölzerne Kreuze, kahl auf kahlem Grunde,
Drin traumgebannt die tapfern Toten liegen.
Hölzerne Kreuze, ihr, in frommen Siegen
Hochaufgesteilt: Zielweiser! Gotteskunde!

Hecken von Kreuzen, einem Schatz zum Schutze,
Wälle von Gräbern, einem Trotz zum Trutze;
Hölzerne Kreuze, ihr, zu ewigem Schmerze
Tiefeingebohrt in aller Menschheit Herze!

Wie gut ...

Auf harten Höhn ein sanfter Sonnenstrahl,
Wie gut in seiner Himmelshelle,
Dieweil es dunkelt tief im Tal!

Wie gut, wenn liebe Hände gleiten
Sanft über Wunden; lichte Augen
Sanft über kranker Seelen Dunkelheiten!

Zum Abend.

Ein Goldglühwürmchen bring ich dir,
Fand es im dunklen Land:
Öffne ihm du deine Hand!

Und ich bringe dir einen goldnen Stern,
Fand ihn im Garten des Herrn:
Öffne ihm du dein Herz!

In die Hand so klein,
In das Herz so rein
Nur schöner Schein.

Chopin, Präludium VII. — Frühling.

Schmetterling, Biene, Libelle,
Beben in Baum und Welle,
Wolkenschaum,
Sonnenglanz,
Lebenstanz,
Liebeswonnen!

Und in mir?

Geigen und Reigen!
Muntere Meisterlein,
Frühlingsgeisterlein
Treiben Spuk und Scherz,
Und den Takt dazu
Schlägst nur du — Nur du,
Mein sehnsuchtsbanges Herz.

Chopin, Präludium II. — Grave.

Dumpfe Drohung die nächtliche Bahn.
Seele: Einsame, Bange,
Gehst sie im Trauergange.
Wohin? Wozu? Alles ein Wahn? —

Am Kreuzweg ahnst du Erlösung nahn,
Bleibst bebend stehn . . .:
Immer die eine dunkle Bahn.
Mußt sie ewig gehn.

Und einen Morgen wirst du nie erschauen:
Oh Sonne, Liebe, Lieder!
Oh offene Himmel, Freiheitstraum im Blauen!

Herbstabend.

Auf ödem Mauergrau, im Trauerschatten
Des müden Abends, ein Wildrebenzweig,
Blutrot und zart, versucht den steilen Steig . . .

So deine Sehnsucht, dämmerdüstre Seele!

Die kleine Hand.

Mein Kind, ich soll die kleine Hand dir halten,
Die vögleinweiche vögleinwarme Hand.
So, ganz umkost, umhüllt in meiner Hand.
Du glaubst an mich: ich bin die gütige Allmacht,
Die Böses bannt, die Weh und Weinen stillt,
Das Leben lenkt und dem Geschick gebietet!

Weißt nicht, noch nicht, daß auch dein großer Vater
Ein Kind nur ist, ein kleines scheues Kind,
Verirrt verwirrt, im Leid im Lärm der Welt.
Ein armes Kind, das wundentief sich härmt,
Weil seine schwache Hand, sein schweres Herz
Nicht ruhen kann in Gottes Vaterhand.

Worte.

Worte,
Nicht hörbaren Klanges,
nicht sichtbaren Lichtes.
Geheimnisschwer.
Ein Sternensegen,
auf nächtigen Traumeswegen
herabgestrahlt
herabgeträufelt
in meiner Seele dämmerdichte Leere.
Und da,
mein Leben, o mein blasses banges Leben,
da warst du gleich dem feuchten Küstensand,
den eben eine Welle leicht bespülte:
so überblaut,
durchtaut
von heller Himmelsfarbe . . .

Aber ein anderes Wort
weht und besteht.
Dies andere Wort,
das wahre ewige eine —
aufglüht's auf Menschenherzen
wie sehre Mittagsonne
auf wogenden Meeresweiten —
dies kleine große Wort,
dies eine einzige,
mein Leben, o mein altes armes Leben,
empfangen wir's,
erlangen wir's?
Nicht, nimmer? —
Das Weihewort,
das Wunderwort
wähnen
ersehnen —
umsonst?

Vittorio Locchi war erst ein Beginner, aber aus Urquellen begnadet, läßt er den Vollender erschließen. Sein geistiger Testamentsvollstrecker Ettore Cozzani betont das toskanisch Volkstümliche der Locchischen Strophen und Verse, die an den Duecentisten Cecco Angiolieri gemahnen. Ähnlich leckere Lebenskost, ähnliche Derbheit, ähnliche

Selbstironie. Ungezwungene und doch meist formbeherrschte Kunst. Locchi, im Gegensatz zu seinem Vorfahren, sinnlich und sinnig, Spötter und Schwärmer zugleich. Ein grübelnder Genießer. Sein Dasein Leidenschaft; und immer wieder Irrtum, Gebet, Sehnsucht nach einer einzigen Stunde tiefatmigen Friedens. Aus seiner musischen Mühsal sei hier ein Dreiklang angeschlagen. VIII

Verständnis.

Ihr fühlt es nicht: aus Sturm und Streit geboren,
Auch Nacht und Not, sind meine leisen Lieder;
Rotglühe Jugend hab ich dran verloren,
Und doch: ich sage singe immer wieder.

Ich bin der ewig Wut- und Mutentbrannte,
Der ewig aus geruhigem Glück Verbannte;
Versuch ist mir das Leben und Verdruß;
Nur daß ich's sage singe, mir Genuß.

Ihr hört nicht meine leichten Trauertöne,
Nicht ihre Klage tief und tränenschwer:
Ihr brecht kein Brot mir, reicht mir keinen Wein.

Schamlosen Schreiern lachen eure Löhne,
Dieweil ich ringe ohne Ehr und Wehr,
Dieweil ich rufe: Gott, erhalt mich rein!

Miserere!

Erbarmt euch meiner, der ich Tag für Tag
Das Gute wollte, und verriet vergaß,
Der Wahrheit frönte, und dem Trug erlag,
Mein eigen Unglück häufte, Maß auf Maß.

Erbarmt euch meiner, der umsonst ich glühte
Und gehrte nach dem Himmelsglück der Reinen,
Umsonst um tapfere Mannestat mich mühte,
Nur spotten konnte, nicht in Demut weinen.

Wer ist mein Herr? Wer spottet nun dem Spötter?
Wer heißt mich fassen lassen, ringen ruhn?
Wer bannt mir Sinn und Seele? Hilft mir keiner?

Schwach bin ich wohl, nicht schlecht. Und grimme Götter
Verdammen mich zu wesenlosem Tun,
Zu Traumestasten ... Ach, erbarmt euch meiner!

Ruhe.

Nur eine tiefe Stunde laßt mich ruhn.
Kein Wort, kein Hauch. Als wie am letzten Saum
Im Nichts zergehen, ohne Tat und Traum . . .
Denn auch der Traum ist sehnsuchtsbanges Tun.

Wer all die Qualen nächtigen Lagers weiß!
Den Höllenspuk im Herzen und im Hirn —
Dämme durchstoßen mit starrtrotzer Stirn —
Im Schlummer alles, doch in Schmerz und Schweiß!

Und ruft der Morgen, neu um Kräfte buhlen:
Der giere Leib verlangt nach neuer Mast,
Die eitle Seele wähnt noch neues Schweben . . .

Wir Menschen, ach, sind ewige Lebensspulen,
Wir wanken vorwärts rückwärts, ohne Rast,
Das Marterkleid des Todes nur zu weben.

Mit dieser leidbeschwerten Bitte möge die kleine Stimmungsstudie beschlossen sein. Denn, wieviel aller Kunstbetätigung, der urschaffenden und der nachschaffenden, ist doch nur ein Sehnen, ein Suchen nach innerem Ausgleich, nur ein Beben, ein Bitten um richtungsklare Ruhe. Es muß nicht immer, wie gerade hier für den jugendlichen Locchi, die jenseitige Ruhe des Nirwana sein, auch nicht die ältliche Ruhe der Apathie und Passivität, sondern die diesseitige, ewig junge Ruhe der aktiven Resignation, des in sich Gefestigt- und Geborgenseins, und also die Möglichkeit, ruhig sich auszuströmen, ruhig sich hinzugeben; die Ruhe der beherzten Muße, des bewegten Masses; die Ruhe, die einst Sturm gewesen und noch Spannung und Straffheit bedeutet; die Ruhe des gesammelten Enthusiasmus, der verdichteten Ekstase; die Ruhe, die zu schaffen und schaffend sich zu beschränken, zu bescheiden weiß; die Ruhe goldreifen Werkens und Wirkens . . . Das ist wohl auch die Ruhe, die unserem Meister eignet, dem führenden Meister, den wir grüßen, dem wir danken.

* * *

Anhang.

(Bibliographisches zu den Originalen und einzelne Beispiele)

I. — «Tutta la notte ho sognato.
Tutta la notte ho pianto.» —
— «Su presto! Odi il canto
del gallo che in tutto il tuo giorno non udirai più.

«Odi il quadruplo grido che espelle
gli spettri e nel cielo stellato
dà fuoco all' aurora.» — «Oh tenebre, oh stelle
della mia gioventù!»

Le Poesie. Milano, Mondadori, 1922.

II. La terra.

Solo la terra è buona,
solo la terra è santa:
perdona a chi lavora,
e perdona a chi canta.

Natale 1914, numero unico. Lugano, Tipografia luganese.

III. Nuvole notturne. — *Le Poesie* di Neri Tanfucio *con nuove aggiunte.* Firenze, Bemporad, 1921.

IV. Il fiume. — *Epigrammi vecchi e nuovi.* Ferrara, Taddei, 1915.

V. Cantilena. — *Maternità.* Milano, Treves, 1906.

VI. Fides, Orfano, Nevicata, Con gli angioli. *Myricae.* Livorno, Giusti, 9. Aufl. 1911. — Ecco Mariù. *Poesie varie.* Bologna, Zanichelli, 2. Aufl. 1913. — La quercia caduta. *Primi poemetti.* Bologna, Zanichelli, 5. Aufl. 1921.

VII. Viole, Voce da un ospedale, Rondini, Maggio, Mezzodì, Dopo, Voce dai campi, Croci di legno, Nella valle. *Crisalide.* Ferrara, Taddei, 1919.

Croci di legno.

Croci di legno, nude sulla nuda
terra che copre i morti nella gloria;
croci che la battaglia e la vittoria
pianta con le bandiere ovunque va;

siepi di croci a guardia d'una gente,
trincee di tombe a guardia d'un amore;
croci di legno confitte nel cuore
di tutta la straziata umanità...

Nella valle.

Dolce il raggio che i culmini consola
del suo pallido pallido sorriso,
mentre la sera nella valle muore;

più dolce su una cupa anima sola
l'immagine d'un caro caro viso,
il pensier del ritorno a un fido cuore.

Ti porto una lucciola verde..., I[a] canzonetta per Nuvoladoro, *Ariele*. Milano, Mondadori, 1924.
Da Chopin, Preludio VII, Preludio II. *Crisalide*.
Sera d'autunno. *Umana*. Ferrara, Taddei, 1915.
Piccola mano, Parole. *Crisalide*.

VIII. Malinconia, Miserere, Riposo. *I sonetti della Malinconia*. Milano, l'Eroica, 1919.
Malinconia ist das Original, von dem Verständnis «ausgeht» und sehr stark «abweicht» (vergl. p. 503).

Se si sapesse quanto maledetto
strazio c'è dentro al cuor d'ogni mio verso;
se si sapesse quanta gioia ho perso
e quanto sonno a volte pe' un sonetto;

se si sapesse come m'assaetto
per vivere, e mi va tutto a riverso,
come mi stronco, e veleno mi verso
per vino, e mi do pane di stiletto;

si ascolterebbe più queste mie pazze
canzoni piene di malinconia
come si ascolta ogni verace pianto.

Invece mi si lascia qua in un canto,
mentre i giullari ingrassano in gavazze.
Laudata sempre sia la poesia!

IX. Die Hälfte der Originale — La terra, Nuvole notturne, Il fiume, Cantilena, Fides, Orfano, Nevicata, Con gli angioli, Ecco Mariù, Rondini, Dopo, Voce dai campi, Croci di legno, Piccola mano — ist leicht zugänglich in der lyrischen Sammlung *Solicello*, Zürich, Kontor der Höheren Töchterschule, 1921.

* * *

Nachwort. — Während der Drucklegung dieser kleinen Arbeit sind, unter anderen meinen Gegenstand berührenden Veröffentlichungen, ein Buch und ein Aufsatz erschienen, auf die ich noch hinweisen möchte.

Das Buch: Rilkes Übertragungen aus Valéry (Paul Valéry, Gedichte, übertragen durch R. M. Rilke, Leipzig, Inselverlag, 1925. — Vgl. p. 491), wozu Eduard Korrodi wiederum Eindrückliches zu sagen versteht; so zum Beispiel: «Man hat sehr richtig bemerkt, daß der Aggregatszustand im Rilkeschen Gedicht ein anderer geworden sei. Es mußte so sein, daß die lateinische Melodie Valérys einen gotischen Klang bekam, daß Rilkes Wesen sich nicht entweste». Ferner: «Was Rilke dem doch unübersetzbaren Sprachgeist Valérys als Gegenwert zu setzen hat, ist die Einmaligkeit seines Sprachgeistes, des unverwechselbaren Ausdruckes eines großen Dichters» (*Neue Zürcher Zeitung*, 29. Nov. 1925, Nr. 1884).

Der Aufsatz: Marianne Thalmanns kluge, feinfühlige, gelegentlich fast spitzfindig anmutende und doch Wesentlichstes treffende Untersuchung über *Gestaltungsfragen lyrischer Übersetzung* (*Die Neueren Sprachen* XXXIII (1925), p. 321 ff.). M. Thalmanns Wege liegen zwar den meinen fern. Unter allerdings bestimmten Bedingungen gehe ich auf Berechtigungen gegenüber dem Originaldichter aus, sie auf Verpflichtungen, weil sie vom Übersetzer als vom Interpreten des Originaldichters spricht, ich vorwiegend vom Übersetzer als dem durch das Original zur Auslösung der eigenen Gefühlswelt Veranlaßten. So muß sie der — tiefster Wesenstreue, nicht Worttreue gegenüber dem Original entsprechende — literarische Wert einer Übersetzung interessieren, mich dagegen der, eventuell auch neue, poetische Gehalt, der, vom Original eventuell auch unabhängige, Stimmungswert.

Zürich. *Elsa Nerina Baragiola.*

Sprachlicher Index.





Lexikologischer Index.

Romanische Wörter, auch wenn sie im Text mit *k-* transkribiert sind, werden fast immer unter *c-* eingereiht.

Die bündnerromanischen Wörter sind, wenn möglich, in der offiziellen obwaldischen oder engadinischen Orthographie zitiert.

Das katalanische Glossar (p. 379—397) wurde nicht in diesen Index aufgenommen, wohl aber die dort vorgeschlagenen Etymologien. Das Verzeichnis der durch Skizzen erläuterten katalanischen Wörter gibt p. 519.

Die Orthographie ist z. T. vereinfacht, phonetische Zeichen werden nur ausnahmsweise verwendet.

1. Frankoprovenzalisch.

(Vgl. auch den Wortindex der Arbeit Tappolet, p. 208)

2. Französisch (Provenzalisch).

3. Germanisch (deutsch).

4. Iberoromanisch.

5. Italienisch.

6. Lateinisch.

(die Sternchen werden bei erschlossenen Formen weggelassen)

7. Rätoromanisch.

8. Andere Sprachen.

(Griechisch, Baskisch, Keltisch, Slavisch, Englisch)

9. Personen- und Ortsnamen.

(Personennamen werden mit PN., Familiennamen mit FN. bezeichnet)

Verzeichnis der Abbildungen, Facsimile und Kartenbeilagen.

(Die eingeklebten Blätter sind mit den 2 umgebenden Seiten bezeichnet)

I. Abbildungen.

II. Facsimile.



III. Kartenbeilagen.

Errata.

Arbeit Werder.

p. 1, Zeile 9: Die Anm. 1 gehört zu: entworfen hat.[1]

p. 2, Anm. 3: Den Litteraturangaben ist beizufügen: N. Sapegno, *Appunti intorno alla vita di frate Jacopone,* in *Arch. Rom.* VIII, 408—424.

p. 10, Anm. 1: lies: *O papa Bonifazio, molt' hai iocato al mondo.*

p. 18, Zeile 3: lies: Psychanalytiker.

Arbeit Aebischer.

p. 33, Z. 8: lies: mentionn*ées* (statt mentionnés).

Arbeit Niedermann.

p. 44, Z. 6 von unten: lies: *pattuglia*[4] (statt [5]).

p. 49, Z. 14: lies: *escholastre* «destiné aux écoles, scolastique».

Arbeit Bally.

p. 70, Z. 10: lies: ἄρ' statt ἀρ'.

Arbeit Bertoni.

p. 115, Z. 2 von unten: lies: onde *non* si capiscono le obbiezioni.

Arbeit Bezzola.

p. 124, Z. 12 von unten: lies: le mura della città, (statt ;).

p. 127, Z. 3: lies: quell*e* dei contadini.

p. 131, Z. 24: lies: pien*a* di spirito.

p. 132, Z. 4: Punkt nach *Mergarétta*.

p. 133, Z. 9: lies: ancora inedit*i*.

p. 133: In der Bibliographie fehlt unter den Opere pubblicate A die Hauptnummer 5: *Poesie dialettali* di Giov. Ramusani scelte dai figli e pubblicate a cura del comm. ing. N. Prampolini, con prefazione di Naborre Campanini, Reggio E. 1923.

p. 134, Z. 9: lies: nel «Pruspròn» *o* in altri giornali reggiani.

Arbeit Keller.

p. 138 unten: Die Paradigmata von *vendi* und *dormi* sind umzustellen.

p. 142, Z. 33: Setze einen Strichpunkt nach *vekí* (statt Komma).

p. 143, Z. 26: lies: *cognut* (statt *cognüt*).

p. 149, Z. 7: lies: Torci*eu*.

Z. 2 von unten: lies: *Imperativ* (statt Impft.).

p. 151, Z. 2: lies: Dardagn*y*.

p. 153, Z. 9: Streiche *creyó* «crus».

Z. 9 von unten: lies: *reconnut* (statt *reconnu*).



Arbeit Pult.

p. 157, Z. 7: lies: *g'ü$\bar{t}^a$* statt *gü$\bar{t}^a$*.
Z. 8: lies: *g'ik'^{a}* statt *gik'^{a}*.
p. 166, Z. 14 von unten: lies: *št^{a}ŋkun* statt *st^{a}nkun*.
Z. 15 von unten: lies: *št^{a}ŋgunăr* statt *stangunăr*.
p. 169, Z. 10: lies: *fr^a-dā$\bar{t}^a$s* statt *fr^a dā$\bar{t}^a$s*.
Z. 12: lies: *nōv^a* statt *nŏv^a*.
Z. 23: lies: *pezaŋk um* statt *pezank' um*.
Z. 3 von unten: lies: *k'ülum* statt *k'ül'um*.
p. 171, Z. 25: lies: in der Surselva *beinahe* vollständigen Schwund.
p. 172, Z. 8: lies: *trištẹts^{a}s* statt *trištets^{a}s*.
p. 175, Z. 17: lies: *žyȫt* statt *žyöt*.

Arbeit v. Planta.

p. 209, Z. 14 von unten: lies: got. *raþjō* «Rechnung» statt *rap̄jō*.
p. 210, Z. 17: lies: Patz*en*-Schams statt Patz-Schams.
p. 213, Z. 4 von unten: lies: grödn. *Urtižai* statt *Utižai*.
p. 217, unterste Zeile: Streiche: (dazu auch *Pognano* am Comersee etc.?).
p. 218, Z. 13 von unten: lies: Me*t*athese.

Arbeit Barth.

p. 227, Z. 7: lies: dient *ferner* (statt u. a.).
p. 235, Z. 19: lies: *fâché* (statt *fâche*).
p. 243, Z. 18: lies: *débordant* (statt *debordant*).
p. 252, Z. 10: lies: neben dem allgemeinen *pouvoir* (statt *pooir*).

Arbeit de Roche-Wissler.

p. 351, Z. 27: lies: Juges, chap. IV *et* V.

Arbeit Fankhauser.

p. 407, Anm. 2, Z. 4—5: lies: Sie sind also durchaus nicht als *veraltet* zu bezeichnen (statt *Relikte*).

